


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

17. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.



Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1858.

Register.

Jahrgang 1858. Zweites Vierteljahr.

Politik.

Geschichtliche und Culturbilder.

Literatur und Kunst.



Die heutige Geld= und Handelskrisis.

1.

Wer die heutige Geld- und Handelskrisis auch nur annähernd ausführlich besprechen will, dem bieten sich eine solche Anzahl der verschiedenartigsten Gesichtspunkte, daß es ihm schwer fällt, sich zu entscheiden, womit er beginnen soll. Die Frage über die Natur und das Wesen des Geldes, über dessen Beziehungen zu den edeln Metallen und speciell zu den neuerlichen Goldentdeckungen, die Rückwirkungen der letztern auf die Preise des Geldes und die der Waaren, die Natur des Papiergeldes und dessen Unterabtheilungen, eigentliches oder Staatspapiergeld und Banknoten, und daran anknüpfend über die Berechtigung zur Ausgabe von Banknoten, sei es durch privilegirte, sei es durch nicht concessionirte Banken, womit dann wieder die Frage der Bankfreiheit zusammenhängt, ferner über die Nothwendigkeit und die Höhe der Deckung von Banknoten, über die Natur und den Umfang der Bankgeschäfte, und diese wieder geschieden je nach Staats- oder Privatbanken, über die Einrichtung von Banken selbst und die Rechte und Verantwortlichkeiten von Banktheilhabern, über die beste Art der Banken und deren Verirrungen etwa durch Credits-Mobiliers, über den Handel mit Actien und die Fondsbörsen und das Börsenspiel, und weiter über die Bedeutung der Wechsel im Landes- und im internationalen Verkehr, über das Wesen des Disconto und dessen Beeinflussung durch große Bankinstitute, über die Natur des Credits, des Capitals, der Zinsen — diese ganze Reihe von Haupt- und eine Anzahl von Nebenfragen, ist dabei in Betracht zu ziehen. Mindestens wird man zu keinem bestimmten Resultate gelangen können, wenn man nicht jedesmal diese sämmtlichen Gesichtspunkte sich zum Bewußtsein zu bringen weiß. Das wäre also Stoff, nicht um einen Artikel oder ein Buch, sondern eine ganze Bibliothek zusammenzuschreiben. Und zudem wird die Aufgabe noch dadurch erschwert, daß man auch nicht über einen einzigen dieser Punkte sagen kann, er sei in der Theorie oder in der Praxis abgeschlossen; vielmehr herrscht allenthalben die größtdenkbare Meinungsverschiedenheit und Meinungsverwirrung, so daß es vollständig unmöglich ist, von allenthalben giltigen Voraussetzungen auszugehen. Im Gegentheil, die Hauptmühe, welche bei

solchen Darlegungen in Anspruch genommen wird, besteht darin, theoretische Irrthümer oder verkehrte Auffassungen der Sachlage zu berichtigen, um mit einem brauchbareren Material ein eignes Gebäude aufzuführen. Die allerschwierigste Aufgabe bleibt es aber endlich noch, die Thatsachen wirklich zu verstehen, d. h. von ihrer Oberfläche auf die tiefern Ursachen und deren Zusammenhang mit andern Verhältnissen oder Thatsachen eingehen zu können.

Bei einer solchen Ueberfülle des Stoffs und einer solchen Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte wird man es begreiflich finden, wenn wir hier eine ganze Reihe von Fragen gar nicht, andere nur sehr gedrängt behandeln, und wenn wir hier und da unsere Ansichten über Einzelnes mehr andeuten als ausführen. Dabei wollen wir es denn gar nicht verhehlen, daß wenigstens in einigen Beziehungen die Arbeit dadurch sehr erleichtert wird, daß wir für ein Publicum schreiben, welchem zum großen Theil die Feinheiten, aber auch die unglaublichen Verwirrungen der Theorie unbekannt, oder nur dem Hörensagen nach bekannt sind. Man ist auf dem Gebiete der Nationalökonomie immer rascher dabei gewesen, aus halbwegs beobachteten Thatsachen ganze Resultate zu ziehen, und das Uebrige in das Procrustesbett der gefundenen Lehre einzuzwängen, als den Zusammenhang sämmtlicher Thatsachen sich zu vergegenwärtigen, und aus dieser einen allgemeingiltigen Schluß zu gewinnen. Auf der andern Seite haben die Herren Praktiker nicht selten darin gefehlt, daß sie scheinbar gleiche, aber in Wirklichkeit verschiedene Dinge zusammengeworfen, und nun von dem einen auf das andere losexperimentirt haben, und nirgend mehr als grade im Geld- und im Bankwesen. Da werden allgemein die Vortheile von Banken gerühmt und deren Nachtheile gescholten, und doch sind sie nur unter ganz bestimmten äußern Veranlassungen aufgetreten, da wird blos aus den Resultaten für oder gegen die Einlösbarkeit von Banknoten gesprochen, während in jedem Falle doch ganz bestimmte Veranlassungen mitwirkten, und da ist man vor allen Dingen gleich bereit, jedem irgendwo augenblickliche Vortheile erzielenden Unternehmen den reichlichsten, bis zu Nachahmungen sich versteigenden Beifall zu zollen, ohne sich vorher die besondern Umstände der ersten Erscheinung zu vergegenwärtigen. Das ist denn auch in den letzten Jahren im reichlichsten Maße geschehen, und hat theilweise sogar zur Krisisverwirrung beigetragen.

Doch wir wollen zur Sache selbst übergehen, und unter den vielen sich darbietenden Gesichtspunkten, die auch historisch den Reigen eröffnende Thatsache der Goldentdeckungen herauswählen. Wir sind indeß nicht im Stande, die so vielfach behauptete Annahme von der Entwerthung des Geldes im Allgemeinen und des Goldes im Besondern und deren Rückwirkung auf die Preise nachzuschreiben; im Gegentheil, wir halten diese ganze Behauptung für irrig, und möchten sogar diesem Irrthum, weil er ziemlich allgemein vor-

waltete, es mit zuschreiben, daß die jüngste Krisis so außerordentlich intensiv wurde.

Das Raisonnement, von welchem man bei jener Annahme ausging, ist in Kürze folgendes: Die edeln Metalle, Gold und Silber, haben mit andern Waaren das gemeinsam, daß sie im Preise fallen, je mehr davon auf den Markt kommt; da sie aber selbst der allgemeine Werthmesser sind, so kann diese Preisminderung sich nur als Erhöhung der Waarenpreise darstellen. Und grade wie nach der Entdeckung Amerikas, so läßt sich auch heute eine allgemeine Preiserhöhung wahrnehmen. Also schließt man in beiden Fällen auf eine Verminderung des Geldwerthes zurück. Während nun durch diese Sätze vor der Krisis die steigenden Preise so völlig rationell erklärt wurden, blieb damals noch ein anderer, mit diesem angeblichen Geldüberfluß doch so unvereinbarer Umstand, der des steigenden Zinsfußes zu erklären übrig, und nach der Krisis verträgt sich damit noch weniger das allgemeine Sinken der Waarenpreise, mindestens bedeutend unter den vor der Krisis erreichten Standpunkt hinab. Das weist auf mitwirkende Ursachen hin, die mit den Goldentdeckungen gar nichts zu thun haben, und heutzutage zeigt man denn auch mit Fingern darauf hin; es sind dies die Creditzustände in den einzelnen Ländern. Wenn das im Wesentlichen richtig ist, läßt sich dann daran zweifeln, daß die andere Annahme in jener frühern Zeit zu theoretischen und praktischen Irrthümern führen mußte? Denn anstatt die Entwicklung der Creditverhältnisse zu beobachten, beugte man sich vor dem Fatum der unvermeidlichen Geldzuflüsse und der ebenso unvermeidlichen Preissteigerungen.

Uebrigens kann der ganze oben bezeichnete Gedankengang vor einer etwas genauern Kritik gar nicht bestehen. Denn zunächst ist es nicht die Ueberführung des Marktes allein, wodurch eine Waare im Preise sinkt, sondern ein mit derselben nicht zugleich steigender Begehr nach ihr. Mit einer Waare, die sehr wenig Liebhaber findet, ist der Markt sehr rasch überfüllt, eine sehr begehrte Waare dagegen kann ohne Preiserniedrigung die größten Zufuhren vertragen. Ja unter Umständen kann die größere Zufuhr einer Waare grade die Ursache zu deren Preiserhöhung werden, indem nun erst weitere Kreise in die Lage kommen, sie kennen zu lernen und zu gebrauchen. Das würde z. B. der Fall mit jeder neuen Culturpflanze sein, die sich in unsere Hausstände einbürgert, bis ein allgemeinerer Anbau den Preis wieder wirft. Wendet man das Gesagte auf die Goldzufuhren an, so kann darüber kein Zweifel sein, daß bei der auf der ganzen Erde so allgemeinen Verwandlung des Goldes zu Geld auch die reichlichste Zufuhr kaum je im Stande sein kann, den Begehr danach auszufüllen; ja in einem gewissen Grade ist selbst die letzte der oben erwähnten Erscheinungen eingetreten. In Frankreich nämlich war aus dem Streben nach möglichster Unterordnung aller Maßverhält-

nisse unter das Decimalsystem das Gold gesetzlich zu einem etwas höhern Werth gegen das Silber ausgeprägt worden, als sonst anderswo. So lange nur die früher bekannten Goldzufuhren auf den europäischen Markt kamen, konnte wegen der Seltenheit des Goldes an eine Benutzung dieses Umstandes nicht gedacht werden; als aber Californien und Australien einmal angefangen hatten, das Füllhorn ihres Goldes über Europa auszuschütten, da begann jenes massenhafte Zuströmen des Goldes in die französischen Münzstätten, in denen es für alle in Frankreich zu leistende Zahlungen einen höhern Werth erhielt, als in andern Ländern. In jener Zeit fand auch zum großen Erstaunen der Anhänger der von uns bestrittenen Annahme ein schwaches Steigen des Goldwerthes statt.

Wenn man sich dann aber weiter auf die Vorgänge nach der Entdeckung von Amerika beruft, wo ähnliche starke Zufuhren von edelem Metall ähnliche starke Preiserhöhungen herbeigeführt hätten, so meinen wir, daß alle dafür angeführten Thatsachen einer Untersuchung bedürften, welche von einer weniger einseitigen Voraussetzung ausginge. Indem man in den Gold- und Silberzufuhren den Anlaß zu Preiserhöhungen sah, wollte man umgekehrt aus jeder stärkern Preiserhöhung das Sinken im Werthe von Gold und Silber herauslesen. Vielleicht daß man sich über diesen angeblichen Zusammenhang so lange täuschen konnte, als man nicht selbst eine Zeit steter Preiserhöhungen und dadurch veranlaßter wirthschaftlichen Störungen durchgemacht hatte; aber die Zeitgenossen werden nicht daran zweifeln, daß, falls eine solche wirklich Jahrzehnte hindurch ununterbrochen stattgefunden hätte, wie doch behauptet wird, dies mit den unverkennbarsten Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen wäre. Aber noch schwanken die Gelehrten im Umkreise fast eines ganzen Jahrhunderts, um die Zeit, wo das geschehen wäre, zu fixiren, indem jeder aus dem Staub der Archive andere auffallende Preiserhöhungen anzuführen weiß. Wie viel andere Gründe können aber zu deren Erklärung beigebracht werden! Dahin gehören die ganze Unsicherheit der damaligen Münzzustände und die stets vor sich gehende Verschlechterung der Münzen, und noch mehr der kolossale Umschwung in den gewerblichen und den Machtverhältnissen der Staaten in jener Zeit. Die Binnenmeere, wie das mittelländische Meer und die Ostsee verschwinden an Bedeutung, und der Welthandel geht mehr und mehr an das nordwestliche Europa, vor allem Holland und dann England über. Reicher an Verkehr und reicher an Consumtionsfähigkeit, mußten solche aufblühende Gegenden zu Preiserhöhungen gelangen, während dies anderswo nicht geschah. Und in der That finden sich aus jenen wirthschaftlich zurückbleibenden Ländern Klagen über die an andern Orten, nicht bei sich selbst, eingetretenen unerschwinglichen Preise. So wenig konnte von einer damals vor sich gehenden allgemeinen Preiserhöhung die Rede sein, die doch

die nothwendige Folge eines wirklichen Sinkens im Werth des Metallgeldes wäre.

Die Leser werden uns diesen Excurs über die Vergangenheit*) gewiß nicht verargen, sobald sie nur den oben bezeichneten Einfluß auf die Entwicklung der Krisis nicht vergessen, den nämlich, daß man nun die Einwirkung der Creditverhältnisse auf die Preise und die Entwicklung des Credits selbst ganz übersah. Es ist dies namentlich mit ein Grund zu der Katastrophe in Hamburg gewesen, dessen Kaufleute erst während der Krisis sahen, daß sie, weit entfernt durch die Goldzufuhren die hohen Preise octroyirt erhalten zu haben, selbst eine der Hauptveranlassungen zu den letztern gewesen waren. Wir sprachen schon oben von der Gefahr von halb beobachteten Thatsachen und ganzen daraus gezogenen Schlußfolgerungen.

Die Goldentdeckungen haben aber jedenfalls die Folge gehabt, daß sie dem Verkehr einen ganz neuen Aufschwung gaben. Neue Länder, neue Bevölkerungen, neue Geschäftszweige traten auf, und es schien manchmal, als ob selbst das aufgefundene Gold zur Ausfüllung des neuen Verkehrs kaum ausreichte. Wichtiger vielleicht noch als diese materielle Folge war die ausnehmende Unternehmungslust, welche sich rasch von Land zu Land verbreitete. Der Goldgräber ist die roheste Erscheinung derselben, aber der Kaufmann, der Fabrikant und selbst der Handwerker, welche sich drängten, um mit am Born des reichlichsten Gewinns zu schöpfen, das waren die eigentlichen Repräsentanten dieses allgemeinen Wetteifers. Nach dem Verrauchen des ersten Fiebers würde diese ganze Richtung sich ruhig verlaufen und in gesunde Zustände sich umgewandelt haben, wären nicht andere Zeitverhältnisse dazu getreten, freiwillige Thorheiten und unfreiwillige Nöthigungen. Die Revolution war in den Jahren 1847 und 1850 mit dem Stichwort der Wahrung der materiellen Interessen besiegt worden, und diese wurden denn auch so weit auf den Thron gehoben, als Tendenzpolitik und Säbelregiment es zuließ. Wir haben uns bei einer frühern Gelegenheit**) bereits über diesen Gegenstand ausführlich ausgesprochen, und schon damals nachgewiesen, wie die Reaction außer Stande sei, ihre dahin gehenden Versprechen zu erfüllen, wie

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes kann wol nicht ohne einige Genugthuung darauf hinweisen, daß er hier nicht als Prophet der Vergangenheit spricht, nicht erst durch die Belehrungen, welche die Preisverhältnisse vor und nach der Krisis jedem Beobachter aufdrängen, zu den obigen Resultaten gelangt ist; er hat sie vielmehr zu einer Zeit aufgestellt, als bei Regierungen und Publicum die Annahme von den durch die Goldzufuhren bewirkten Preiserhöhungen noch vollkommen fest stand. Wenn man dennoch hin und wieder in neuern Untersuchungen über die Krisis darauf zurückkommt, so wird man niemals erklären können, wie trotz des Goldes die spätern Preisherabsetzungen stattgefunden haben, wenn man nicht bei diesem Theil der Untersuchung den frühern Standpunkt einfach ignorirt.

**) Im Aufsatze (No. 30 des vorigen Jahrgangs) „Der Zusammenhang des politischen und wirthschaftlichen Lebens“.

aber anstatt dessen neben der Sucht nach raschem, mühelosem Gewinn eine allmälige Unterwühlung des öffentlichen Wohlstandes vor sich gehen müsse, weshalb wir schon im Juli auf eine im kaufmännischen Verkehr eingetretene Krankheit und die Nähe einer bevorstehenden Krisis aufmerksam machen konnten. Es ist seitdem allerdings Vieles geschehen, was manche Anschauungen entweder im Einzelnen berichtigt, oder sie vervollständigt. So ist es namentlich in der Zwischenzeit hervorgetreten, in wie ausgedehnten Kreisen die Sucht schnell reich zu werden um sich gegriffen hatte bis zu jener wilden Habsucht, die kaum noch durch die Scheu vor den Criminalgesetzen gezügelt wird. Und es ist dies am Ende begreiflich genug, sobald einmal der Cultus des Gewinns und der Ideenlosigkeit förmlich gepflegt wird. Jede andere Leidenschaft, politischer und religiöser Fanatismus, Herrschbegierde, Eroberungssucht findet noch irgendwo im menschlichen Gebiete den Anklang an ein Besseres, Edleres, nicht aber der Durst nach Gewinn. Wo der nackt auftritt, ungebändigt durch ein gleichzeitiges höheres Streben in den Menschen selbst, da kann sittliches und wirthschaftliches Verderben nicht ausbleiben. Das hatte sich von dem Augenblicke an vorbereitet, als das neufranzösische Kaiserthum die Unmöglichkeit einsah, mit Ideen zu herrschen, und es nun unternahm, die Menschen zu bestechen. Jene so vielfach besprochenen Credit-Mobiliers waren der crasseste Ausfluß dieser Richtung, und nur deutschen Enthusiasten war es gegeben, sie als ernste Erscheinungen und nicht als bloße Handhabe des französischen Kaisers zur Erreichung seiner Zwecke zu betrachten; und wenn auch die Credits-Mobiliers nicht allein gesündigt haben, so ist doch durch sie unendlich viel dazu beigetragen worden, jeglichen innern Damm des Habenwollens zu entfernen. Die Credits-Mobiliers haben das Spiel mit Börsenpapieren in Kreise gebracht, die sich sonst fern von ihm hielten, und so die alte Kaufmannsmoral von allen Seiten durchlöchert. Kaufmannsmoral wird vielleicht mancher mit lächelndem Munde fragen, was ist sie? wo ist sie? ist sie von der berüchtigten Diebsmoral sehr weit entfernt? Der Unterschied liegt nahe genug, zunächst im Zwecke selbst. Das Stehlen ist unter allen Umständen eine unerlaubte, unsittliche Handlung; der kaufmännische Verkehr aber nur, wenn er an der Grenze des Betrugs anlangt. Und wenn die Diebsmoral denjenigen Grenzstein festsetzt, wo auch die Spitzbuben ehrliche Leute sein sollen, so schließt die Kaufmannsmoral solche Handlungen aus, die, wenn auch nicht mit der Schärfe des Gesetzes erreichbar, doch das allgemeine oder ein besonderes Interesse stark angreifen. „Es ist nicht anständig" so oder so zu handeln, das ist die kaufmännische Redeweise, und sie hält in vielen Kreisen noch immer vor. Aber so wie man manchen Menschen ihren Priester und ihre gewohnte Andachtsübung nicht rauben kann, ohne sie zugleich zu entsittlichen, so ist im Verkehrsleben der kaufmännische Gebrauch für

viele der wichtigste Haltpunkt gegen Unrecht und Betrug. Lang geltende Grundsätze des Verkehrs kann man nicht beseitigen, ohne daß infolge davon einige Verwüstung unter den Trägern des Verkehrs angerichtet wird. Die Entsittlichung des Verkehrs mußte seiner Schwächung vorangehn.

Dieser wilde, so vielfach aus den Schranken des Gewohnten und des Rechten tretende Speculationsgeist wurde dann durch eine andere Thatsache des modernen Verkehrs gewaltig unterstützt. Die ausgedehnte Anwendung des Dampfes, der elektrischen Kraft für Verkehrszwecke trieb nicht blos äußerlich zu rascherm Thun und Denken, sondern führte auch in den Verkehr selbst ganz neue Mächte ein. Der Verkehr bekam jetzt eine Sicherheit und eine Regelmäßigkeit, wie sie früher nicht einmal denkbar gewesen waren. Aber grade hierin lag die Versuchung zu einem gefährlichen Mißbrauch, der endlich auf die Urheber zurückging. In früheren Zeiten hatte sich der Verkehr in den Bahnen des Ungewissen bewegt; Vermögen konnten gewonnen und verloren werden, blos weil an einem andern Orte ein unerwartetes, den Handel berührendes Ereigniß eingetreten war. Die großen Speculanten wandten daher entweder besondere Mittel an, um bestimmte Dinge früher wie die andern zu erfahren, durch Courierpferde, Taubenposten u. s. w. oder versuchten durch Verbindungen und Scharfsinn das Kommende im Voraus zu ahnen. Die Mittel auf den Verkehr einzuwirken waren natürlich damals viel eingeschränkter und setzten die belangreichsten Geldmittel voraus. Anders die heutige Speculation. Alle Börsen Europas stehen durch den Telegraphendraht in der unmittelbarsten Verbindung miteinander, und innerhalb der kürzesten Frist weiß jede derselben, was an jeder andern geschieht, politische Ereignisse und deren Rückwirkung, finanzielle Ergebnisse, Course, Waarenzufuhren u. s. w. Die großen Speculanten müssen jetzt also ganz anders operiren. Ueberrascht werden können sie meist so wenig, wie sie selbst andere überraschen können. Aber sie vermögen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln die umfangreichsten Speculationen einzuleiten. Sie geben z. B. für bestimmte Waaren bestimmte Einkauf- oder Verkaufordres, um unter deren Rückwirkung auf die Preise irgend einen Gewinn zu realisiren. Dergleichen, früher nur durch wohlcombinirte, im Einzelnen sorgsam geleitete Unternehmungen möglich, läßt sich jetzt außerordentlich einfach durch Dampf und Telegraphen bewerkstelligen, und ist man dabei durch die raschere und zuverlässigere Kunde aller Börsenvorgänge noch mehr gegen Ueberraschungen geschützt als früher. In dieser Veränderung sehen wir eine der Hauptveranlassungen zu den kolossalen Waarenaufspeicherungen und Waarenpreissteigerungen, welche der Krisis unmittelbar vorangingen. In früherer Zeit konnten an dem einen Orte noch Geschäfte zu einem Preise gemacht werden, an den anderswo nicht mehr zu denken war, jetzt aber werden die londoner

Getreidepreise oder die londoner oder die hamburger Kaffeepreise sofort für ganz Europa maßgebend. So wie ein Handelsplatz für einen bestimmten Verkehr sich den Vorrang erworben hat, so kann er jetzt demselben bis zu einem gewissen Grade das Gesetz vorschreiben, und zwar ungleich rascher und mit allgemeinerer Einwirkung als früher.

Bis zu einem gewissen Grade — sagen wir; und das ist der wunde Fleck einer zu einseitigen Ausbeutung der neueren Verkehrsmittel. Durch nimmersatte Gewinngier gereizt, vergaßen die Speculanten, daß der Handel nicht durch sich selbst und für sich selbst lebt, sondern nur als Vermittler zwischen Herstellung und Genuß. Auch die riesigsten Waarenvorräthe erhalten erst dadurch einen Preis, daß ein Bedarf dahintersteht und ohne diesen wären sie aller bisher aufgewandten Bemühungen zum Trotz eigentlich völlig werthlos, und für die allermeisten Handelsgegenstände summt sich der Bedarf erst aus Millionen kleiner Quellen auf. Man kann staunend die ungeheuern Vorräthe eines londoner Docks bewundern; die Verzehrungskraft, welche durch täglichen kleinsten Consum derselben immer wieder Herr zu werden weiß, verdient eigentlich noch mehr Staunen. Aber die Verzehrungsfähigkeit findet noch weit eher eine wirthschaftliche als eine physische Grenze, und auf jene zu achten und sie nicht durch zu starke Anspannung der Preise zu beeinträchtigen, wird immer die Aufgabe des besonnenen Kaufmannes sein, der er auch in gewöhnlichen Zeiten meist gewachsen ist. Aber die Wildheit der Speculation und die Leichtigkeit der Preissteigerung mit ihren raschen Rückwirkungen nach allen Seiten ließ sie das übersehen. Die Waare wurde mehr und mehr bloßer Gegenstand des Börsenspiels, und wie jeder solcher Gegenstand, so lange das Geschäft gut geht, auch des Preissteigens. Selbst der durchschnittlich größer gewordene Wohlstand der Menge trug zur Verblendung der Speculation bei; weil die Verzehrungskraft noch ungeschwächt blieb; wo frühere Erfahrungen sie beeinträchtigt finden ließen, wähnte man überhaupt deren Grenze beliebig ausdehnen zu können. Da kam, was kommen mußte, der jähe Sturz nach gottvergessenem Uebermuth. Mehr und mehr fühlte die Menge sich außer Stande, den Preisanforderungen des Großhandels zu entsprechen, und dieser machte wiederum den Versuch, durch noch stärkere Aufhäufungen die Preise zu erzwingen, aber die Consumtion war mächtiger; denn sie kann sich in allem Verbrauch außerordentlich einschränken und ihn in einzelnen Dingen ganz aufhören lassen; am wenigsten noch in den eigentlichen Lebensmitteln und grade diese vertragen an sich und noch mehr bei der Ungewißheit des nächsten Ernteertrags die Aufspeicherung am wenigsten. Und nun waren dieselben Kräfte, welche die große Speculation genährt und unterstützt hatten, wieder zu ihrem Verderben thätig. Die Unruhe der Zeit,

die gleichzeitige Einwirkung jedes commerziellen Ereignisses auf alle Märkte gaben der Krisis eine entsprechend schnelle Entwicklung.

Wir hoffen nicht dem Mißverständniß ausgesetzt zu sein, als wären wir Gegner der neueren Verkehrsmittel; selbst wenn alles Gesagte für alle Zeit unvermeidlich wäre, blieben auf der andern Seite noch überwiegende Vortheile; allein mit Dampf und Elektricität geht es wie mit allem, dessen der Mensch sich zur Erreichung seiner Zwecke bedient; sie sind dem Mißbrauch und der verkehrten Anwendung ausgesetzt, und in den ihrem Gebrauch zunächst liegenden Zeiten noch am meisten. Zeit und Erfahrung müssen das Ihrige erst gethan haben, damit solche Fehler sich nicht wiederholen, und Erfahrungen haben die großen Speculanten in letzterer Zeit genug gemacht, wenn sie nur daraus lernen wollten — wir fürchten indeß, es wird dazu noch einiger Wiederholungen der Schläge bedürfen.

Man wird uns vielleicht fragen, woher es komme, daß die von der großen Speculation begangenen Irrthümer nicht durch die rechte Einsicht und das rechte Handeln der minder wichtigen und jedenfalls dem kleinen Verkehr näher stehenden kleinern Kaufleute gehindert oder mindestens abgeschwächt seien. Und da gelangen wir denn zu der eigenthümlichen Wahrnehmung, daß es im kaufmännischen Leben grade so geht, wie in andern weniger oder gar nicht rechnenden Kreisen. Das Speculationsfieber scheint dieselbe Ansteckungsfähigkeit zu haben, wie religiöse oder politische Ueberschwenglichkeiten. Man „glaubt“ an günstige Course und steigende Tendenzen für Waaren, wie an eine religiöse Offenbarung oder an eine politische Doctrin, und wer nicht daran glaubt, will mindestens davon profitiren, hier wie dort. Die Bedenklichen werden terrorisirt oder verlacht — aber wie ein norddeutsches Sprichwort sagt: „Dat Brüden geit um“ (das Geneckt- [verlacht-] werden geht um). Ohne diese Wahrnehmung im kaufmännischen Leben würde für manche Vorgänge, wie sie sich von Zeit zu Zeit in demselben wiederholen, der Schlüssel fehlen. Freilich kann man auch unter Umständen selbst gegen sein besseres Wollen in den Zug der Zeit hineingerathen und zwar nur durch die Verwicklung des Verkehrs; allein ist das etwa auf jenen andern bezeichneten Gebieten anders!

Der Kampf des Großhandels um Beibehaltung und Steigerung der hohen Preise war aber nicht in seinem Endziel ein bloßes Weichen und Besiegtwerden; er ging weiter, entsprechend denjenigen Kräften, welche man sich dabei gedrungen gefühlt hatte in Anwendung zu bringen. Der Kaufmann, der eine Waare gekauft hat, soll sie auch bezahlen und nimmt er in der Regel die dazu erforderlichen Mittel entweder aus früher gesammelten Capitalien oder aus dem Credit. Das Erstere dürfte eigentlich nur die Ausnahme sein, wie es denn in gesunden Geschäftszeiten fast nur in Veranlassung ander-

weitiger Speculationen oder bei ganz unbedeutenden Abmachungen vorkommt. Der Kaufmann sammelt eben keine unnütz liegenden Capitalien an. Desto ausgedehnter ist die Anwendung des Credits, und wird der Verkäufer ihn gern auf eine bestimmte, durch Gebrauch meist feststehende Zeit bewilligen, wenn er von der allgemeinen Zahlungsfähigkeit und der Ehrlichkeit des Käufers überzeugt ist. Es kann dies im regelmäßigen Geschäftsgange auch gar nicht anders sein, da erst allmälig aus der kleinen und kleinsten Consumtion die Zahlmittel zusammenfließen. Man müßte auf die Uranfänge alles Verkehrs zurückkehren und das Ineinandergreifen der verschiedensten Thätigkeiten gradezu wieder aufheben, wollte man auf den Verkauf und Kauf Zug um Zug, Waare für Geld bestehen. Man wird aber leicht aus jenem Gang der Dinge erkennen, wie sehr das Gedeihen alles Handels von einer geregelten Consumtion abhängt. Als daher für die große Speculation die Waare mehr Gegenstand des Umsatzes und der Preissteigerungen, als des Fortführens bis zur Consumtion wurde, fehlten ihr natürlich auch die aus derselben sonst zufließenden Geldmittel. Die Speculanten hatten volle Lager, sie hatten große, in ihren Büchern verzeichnete Preise und Gewinne, aber das baare Geld fehlte ihnen und doch sollten sie ihre kolossalen Waarenvorräthe bezahlen. Es blieb also nichts übrig, als den Credit in einer für gewöhnliche Zeiten nicht üblichen Weise in Anspruch zu nehmen. Die Mittel dazu waren verschieden. Hier war es eine Bank oder ein bloßer Bankier, der auf den kaufmännischen Ruf des Betheiligten Gelder vorschoß, oder die Wechselunterschrift hergab, dort waren es die Kaufleute, welche sich direct halfen durch Prolongationen ihrer Forderungen, oder was in den meisten Fällen nur in der Form anders war, durch Annahme neuer Wechsel. Solche Zeiten sind wie dazu gemacht, um „Wechselreitereien“ hervorzurufen d. h. um den einen Wechsel durch den andern zu decken. Man glaube ja nicht, daß dies ein besonders billiges Manoeuvre ist; im Gegentheil, nicht allein wird bei jedem neuen Wechsel der Disconto ab- oder der Zins zuzurechnen sein, so daß er vom Betreffenden sofort als Capital angesehen und wieder verzinst werden muß, (die meisten kaufmännischen Wechsel laufen nur ein Vierteljahr), sondern auch die Gefahren dieses Verkehrs müssen in irgend einer Weise vergütet werden. Und außerdem sind noch gelegentliche kostspielige Transactionen erforderlich, um das Räderwerk im Gang zu erhalten.

Wie groß aber auch die Beträge waren, welche als Baarmittel, als Papiergeld, als Vorschüsse und Wechsel in den Verkehr kamen, dem Bedürfnisse konnten sie nicht genügen; natürlich, denn es fehlte ja der nährende Absatz, während die zur Aufrechthaltung der Waarenanspeicherung erforderlichen Summen nothwendig stiegen. So kam es denn, daß Geld und Credit ungewöhnlich theuer bezahlt wurden, der hohe und bis zum Ausbruch der Krisis stetig

steigende Zinsfuß ist wol noch in aller Gedächtniß. Mit diesem hohen Zinsfuß minderte sich aber zugleich die Möglichkeit, den einmal eingeschlagenen verkehrten Weg zu verlassen. Wer nicht unter acht Procent Geld bekommen kann, ein Discontosatz, der aus den oben angeführten Gründen im Betrieb des Wechselreitens noch weit höher zu stehen kommt, der muß entsprechend höhern Gewinn machen, um sich zu halten. Es galt also den Eigensinn der Consumtion zu biegen oder selbst zu brechen, und ganz natürlich geschah das Letztere. Die Krisis war da.

Man sieht also politische, sittliche, wirthschaftliche Momente, sie alle wirkten zu dem einen großen Krach zusammen. Wenn unsere Leser in der obigen Darstellung Beziehungen zu gewissen bekannten Einrichtungen vermissen, also vergebens nach dem Antheil der Banken, des Papiergeldes u. s. w. zur Entwicklung der Krisis suchen, so fällt es uns zwar gewiß nicht ein, diesen Antheil leugnen zu wollen, allein mehr als je hat grade diese letztere Zeit in uns die Ueberzeugung von der Unzuträglichkeit einer Methode befestigt, welche die zufälligen oder die unmittelbar wahrnehmbaren Anlässe einer Begebenheit hervorsucht, um darin ihren Ursprung zu erkennen. Hätte die eine Bank diese Befugniß gehabt, und die andere jene nicht, wäre hier diese, dort jene Einrichtung getroffen worden, so wäre — etwa die Krisis vermieden worden? Das wird Angesichts der Ueberspannung des ganzen Verkehrs niemand behaupten wollen. Vielleicht wäre die Art und der Ort ihres Auftretens anders gewesen, sie selbst aber wäre sicher nicht ausgeblieben. Im wirthschaftlichen Leben, wie im politischen, wie in allem Thun des Menschen ist seine Freiheit nur eine bedingte, und weiter geht auch nicht sein Einfluß auf das, was geschehen soll. Damit wollen wir denn freilich nicht sagen, daß die wirthschaftlichen Einrichtungen absolut werthlos seien, sie sind es so wenig wie die politischen; aber nicht sie füllen den Menschen aus, sondern der Mensch belebt sie mit seinem Geiste. Verkehrte Einrichtungen werden freilich das Verderben beschleunigen, und gute die Gelegenheit geben, es abzuwenden.

Vielleicht findet ein Leser diese Sätze so trivial, daß wir sie ihm füglich hätten ersparen können. Und allerdings sind sie fast allenthalben anerkannt, nur nicht auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Die amerikanischen Banken und die schottischen Banken haben es gethan mit ihrer Bankfreiheit, rufen die Einen, die Goldentdeckungen sind daran Schuld oder das Papiergeld, oder der Krieg in China, in Ostindien, die Silberausfuhren, und hätten wir nur rechtzeitig dies oder jenes gethan, seufzen die Andern. Wir wollen nun hier nicht speciell darauf eingehen, wie weit jede dieser Ursachen mit oder ohne Grund hier in Reihe und Glied steht; wir wollen im nächsten Abschnitt lieber an einigen großen Beispielen aus der Krisis selber zeigen, in welcher Weise die Wirkung

bestimmter Einrichtungen durch das freiwillige Zuthun der Menschen bedingt wird. G. E.

Der gegenwärtige Zustand und die Aussichten der Malerei in Deutschland.

Im ganzen Laufe der uns bekannten Geschichte der Malerei und Sculptur bemerkt man ein regelmäßig eintretendes periodisches Schwanken von der idealistischen zur realistischen Richtung und umgekehrt. Ehe wir uns nun mit seiner Betrachtung beschäftigen, das Gesetz desselben, so wie den Punkt, an dem unsere deutsche Kunst dermalen angelangt ist, zu ergründen suchen, wird es nothwendig sein, erst die Bedeutung jener Ausdrücke idealistisch und realistisch für die bildenden Künste überhaupt festzustellen.

Wir werden uns dabei blos mit dem Werth dieser Beiwörter für Malerei und Sculptur befassen, da die Architektur ihrer innern Natur nach die vorzugsweise idealisirende Kunst bleiben muß, nur in den seltensten Fällen die Gebilde der Natur unmittelbar nachahmen, auf die Hervorbringung des Scheins der Wirklichkeit ausgehen kann. Die Basis aller bildenden Kunst ist die Wahrnehmung, daß Formen und Farben einen bestimmten und zwar sehr verschiedenen Eindruck, wie auf unser Auge, so auf unser Gemüth machen, z. B. daß Schwarz uns die Idee der Trauer, Roth die der Freude, Gelb die des Reichthums erweckt, daß eine grade Linie den Eindruck der Strenge, eine sanft geschwungene den der Weichheit mache, mit andern Worten, daß es eine Physiognomik gebe, daß man mit Formen und Farben, wie mit Lauten sprechen und selbst Ideen, ganz besonders aber Empfindungen ausdrücken könne. Dies deutet ja schon der Name Zeichenkunst, zeichnen an. Im Anfange war denn auch, wenn wir nach dem uns bis jetzt vorliegenden Materiale urtheilen dürfen, die Malerei und Sculptur aller Völker vorzugsweise eine Zeichensprache, diese Künste wuchsen nur allmälig aus der Symbolik der Hieroglyphenschrift heraus, es dauerte allem Anschein nach Jahrtausende, ehe Schrift und Bild nur einigermaßen geschieden waren, und allmälig der bildende Trieb der Menschen sie lehrte, diese Zeichen zu verlebendigen, bis man versuchte, sie mehr und mehr naturwahrer zu machen; man erreichte in dieser Nachbildung oft schon eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit, ohne sich jemals von der symbolischen Bedeutung zu entfernen, wie die Kunst der Egypter und die älteste griechische noch zeigt. Man schritt sogar weiter fort und versuchte wirkliche historische Begebenheiten zu schildern, man bildete aber immer nur die Gattung, nie das Individuum, man begnügte

sich, das letztere durch die Attribute zu charakterisiren. Diese erste Kunstgattung ist also die symbolisch idealisirende, wie sie bei allen Völkern mehr oder weniger vollkommen entstand. Die griechischen Götterbilder, bekanntlich auch nur wieder Personificationen von Begriffen, sind das vollendetste Beispiel dafür. Dieser Charakterzug nun ist der idealisirenden Richtung durchaus geblieben, wo möglich nur die Gattung, nicht das Individuum zu bilden; hat sie das letztere darzustellen, so verallgemeinert sie es, sie sucht es zum Typus zu erheben. Man kann also die Charakteristik derselben dahin zusammenfassen, daß die idealisirende Kunst nur die Gesetze des Organismus, nur die Sprache der Formen und Farben studirt, um die Gebilde ihrer eignen Einbildungskraft mit dem Schein des Lebens, der Wahrheit auszustatten; ihre Grundlage ist ein Begriff, den sie personificirt, oder eine innere Anschauung, ein Ideal, das sie blos jenen organischen Gesetzen der Natur unterordnet. Da sie das Normale herzustellen strebt, so muß sie nothwendig die Feindin des Individuellen werden, denn das letztere ist ja eben das Unvollkommene gegenüber dem Normalen. Umgekehrt geht nun die realistische Kunst gewöhnlich von einer bestimmten individuellen Anschauung, vom Porträt wenn man will aus.

Naturgemäß konnte man die Gesetze des Organismus nicht ewig studiren, es in der Darstellung der Gattung nicht zu einem hohen Grade von Vollkommenheit bringen, ohne zuletzt nothwendig zu dem Versuche gelangen zu müssen, auch Individuen direct nachzuahmen. Nachdem man allmälig erst Menschen überhaupt, dann Männer und Frauen, dann die verschiedenen Altersstufen, die verschiedenen Charaktere, endlich die verschiedenen Gemüthsbewegungen dieser Charaktere bilden gelernt hatte, so war der vollständige Uebergang zum Porträt, also der Uebergang von der Charakteristik zur Individualisirung nur noch ein kleiner Schritt.

Dieser Schritt aber, diese Beobachtung in Nachahmung des wirklichen Lebens, der individuellen Gestalt und Gebahrung, war die erste realistische Revolution in der Kunst. Jede spätere Revolution aber in derselben war allemal eine realistische, wenigstens im Anfange, nicht anders als in der Politik, wo sie ihrer innersten Art nach auch allemal die Auflehnung der Natur der Dinge gegen eine dieser Natur aufgedrungene willkürliche, ihr unpassend gewordene conventionelle allgemeine Form ist.

Mit jenem ersten Schritt also war die realistische Kunstrichtung fertig, denn ihr Gegensatz zur idealistischen besteht in nichts anderm, als dem jedesmaligen Ausgehen von einer individuellen Anschauung bei der Bildung ihrer Gestalten, statt von einem Ideal. Dieser realistische Weg schließt aber nicht aus, sondern verlangt sogar den Proceß der Idealisirung, d. h. der Sonderung und Wegwerfung des Widersprechenden, des sogenannten Zufälligen vom

Wesentlichen, denn die Natur bringt niemals vollständig consequente harmonische Bildungen hervor, der Künstler wird also allemal genöthigt sein, dasjenige, was dem Zwecke seines Kunstwerks widerspricht, auszuscheiden, d. h. zu stilisiren, der Stil in der bildenden Kunst bedeutet nichts anderes, als Weglassung des Zufälligen und Beschränkung auf das Wesentliche. Gewisse äußere Bedingungen, z. B. das Anbequemen des Kunstwerks an die Architektur erfordern diese Operation des Ausscheidens in einem besonders hohen Grade, weshalb der Ausdruck Stil sehr oft für monumentalen Stil allein angewendet wird.

Um zu stilisiren, d. h. das unharmonische der Erscheinung, das der vorgestellten Handlung oder Idee Widersprechende auszuscheiden, wird also ein besonderes Studium der jeweiligen physiognomischen Bedeutung der Formen und Farben nothwendig sein, welches Studium dem Idealisten, wie dem Realisten ganz gemeinsam ist. Wird es unterlassen, beschränkt sich der Idealist auf die Darstellung der ihm einmal geläufig gewordenen Formen mit bloßer Beobachtung der organischen Gesetze überhaupt, so entsteht der falsche Idealismus oder Manierismus. Begeht der Realist den Fehler, sich auf die bloße Naturnachahmung, die sogenannte Modell- oder Prospectmalerei zu beschränken, so sinkt er zum Naturalismus herab. Es ist für unsern Zweck sehr nothwendig, diese Unterscheidungen festzuhalten, da besonders Realismus und Naturalismus beständig verwechselt zu werden pflegen.

Diese verschiedenen Kunstrichtungen sind nun speciell in der Malerei sehr selten in einem Individuum rein dargestellt zu treffen; die Farbe macht hier die Sonderung doppelt schwer, weil sie eine Sprache für sich ist, ganz unabhängig von der Form einen besondern Eindruck auf unser Gemüth macht. Nichts ist gewöhnlicher als Bilder zu treffen die einen traurigen oder ernsten Gegenstand darstellen, und deren Farbe einen heitern Eindruck macht und umgekehrt noch häufiger. So treffen wir beständig Künstler und Kunstwerke, die in ihrer Zeichnung idealistisch, in der Färbung realistisch und umgekehrt sind. Rubens und Rembrandt, Realisten in der Auffassung, Naturalisten in der Zeichnung, sind reine Idealisten in der Farbe, die Venetianer meist ebenso, die Manieristen und Zopfmaler sind Idealisten in der Form, aber realistisch und naturalistisch im Colorit u. s. w. Am allergewöhnlichsten ist, daß der Realist im einzelnen Kunstwerk oder der einzelnen Figur zum Naturalisten, der Idealist zum Manieristen herabsinkt. Als Hauptträger des Idealismus in der christlichen Kunstperiode kann man Michel Angelo und Coreggio betrachten, die beide fast immer nur ideale Gestalten bilden, während Raphael und Leonardo umgekehrt fast immer nur von realen Anschauungen ausgehen, und den Proceß der Idealisirung mit ihnen vornehmen. Dürer, Titian, Rubens, Holbein und Murillo sind dagegen Realisten, die sich sehr

oft dem Naturalismus zuneigen, was Raphael fast nie begegnet. In jedem einzelnen Kunstwerk wird überhaupt die Hinneigung zu der einen oder andern Seite wieder eine andere sein.

Nach dieser vorläufigen Begriffsbestimmung kehren wir zur Begründnng unseres Satzes, daß jede Revolution in der Kunst realistischer Natur gewesen sei, zurück: Wir sahen also, wie der ersten idealistisch symbolischen Periode die Durchdringung mit dem Gehalte des wirklichen Lebens, wie z. B. in den ersten eigentlichen Kunstwerken, den großen Nationalepen, dem Homer und der Bibel folgt, wie seine Anschauung ausgesprochen, seine Ideale personificirt werden, dies geschieht jedesmal aufs neue so realistisch, so wahr, als dies eben das Kunstvermögen der jeweiligen Periode oder des jeweiligen Reformators vermag.

So folgen bei den Griechen nacheinander in der Sculptur die Revolutionen des Agelades, Phidias, Skopas, Praxiteles, Lysippos u. s. w., deren jeder die Vorgänger zunächst durch feinere Beobachtung der Naturgesetze im allgemeinen, dann durch die genauere Individualisirung der Gestalten zu überbieten suchte. Wir sehen, wie in der Malerei der Farbenpracht des Polygnot und seiner Großartigkeit Agatharchos die Beobachtung der Spiele des Lichts und Schattens, der Mezzotinten, Zeuxis die weibliche Anmuth, Parrhasios die Rundung der Gestalten zugesellt, bis Apelles die Vorzüge aller bisherigen Schulen gleich Raphael zusammenfaßte und mit der feinsten Durchbildung der Individualität zugleich den größten Adel verband. Können wir dieses Gesetz der Entwicklung schon in der antiken Kunst nachweisen, so liegt es noch unwidersprechlicher in der mittelalterlichen zu Tage, da uns bei dieser eine viel genauere Kenntniß zur Seite steht.

Bekanntlich war die altchristlich byzantinische Kunst allmälig zur Bildung blos conventioneller Figuren erstarrt, bei denen so ziemlich alles gesetzlich vorgeschrieben, typisch ausgebildet war. Erst Giotto mit seinen Zeitgenossen fängt wieder an zu fragen, zu beobachten, wie sich denn die wirklichen Menschen bewegen, welche Vorstellungen von himmlischen und irdischen Dingen seine eignen Zeitgenossen haben, und strebt, dieselben in die von den Byzantinern erlernten Formen zu fassen, die er dadurch ebenso umzubilden genöthigt wird, als er den Kreis der Stoffe mächtig erweitert. Seine Schule wird nun herrschend in ganz Italien, und in dieser Zeit suchen seiner oft abschreckend realistischen Wahrheit Orcagna und andere, die ersten Elemente zur Verschönerung, zur Idealisirung der Gestalten zuzugesellen. Aber so bezaubernd wirkt jene Eroberung des Giotto, der Schilderung des wirklichen Lebens in dem Kreis der damals eroberten Stoffe, daß fast ein Jahrhundert lang von der Schule blos nach dieser Seite hin gearbeitet, die Form aber gar nicht mehr verbessert wird, bis die neue Revolution durch Masaccio, Fiesole, Lippi,

Benozzo, Gozzoli, Ghiberti, Donatello beginnt, die sich alle, so verschieden sie auch unter sich sein mögen, von ihren Vorgängern durch eine viel größere Naturwahrheit, sei es durch feinere Modellirung der Formen, wie Masaccio, durch unendlich wahren innigen Ausdruck des Gesichts wie Fiesole, oder durch naive porträtartige Anmuth wie Lippi unterscheiden. Man weiß, wie später Ghirlandajo bereits errungenen Besitz durch eine noch höhere individuelle Wahrheit der Köpfe, Signorelli der Figuren, des Nackten der Bewegung seiner Menschen, Perugino durch die Pracht der Farbe und die Innigkeit des Ausdrucks Schritt für Schritt vermehren, wie aber auch ihre unmittelbaren Schüler allemal wieder zurückgehen, die Art des Meisters zur Manier machen, nur ihn statt der Natur, also ein fertiges Ideal statt ihrer nachahmen und in diesem Idealismus verkommen, bis das wieder erneute Streben nach größerer innerer und äußerer Wahrheit endlich seinen Gipfel in Leonardo, Raphael und Michel Angelo findet. Wenn jene vorerwähnten Schulen die Anschauungen ihrer Zeit immer noch mit einer gewissen Schüchternheit wiedergeben, ihren Menschen immer noch etwas Befangenes anklebt, so geben uns diese Grenzsäulen mittelalterlicher und moderner Kunst nicht nur die vollständigste Anschauung von dem ganzen religiösen, historischen und politischen Inhalt der Zeit, sie geben ihren Gestalten auch zugleich die vollendetste Freiheit und Naturwahrheit, bringen es dazu, nicht nur für niedere Organisationen, sondern auch für die höchsten Ideale der Menschheit die entsprechenden Naturformen zu finden, wie denn nie vorher etwas geleistet wurde, was dem Christus des Leonardo, den Madonnen des Raphael, den Propheten, dem Gott Vater des Michel Angelo an Erhabenheit nicht nur, sondern was hier ganz gleich ist, an Naturwahrheit und Existenzfähigkeit gleichkäme.

Dasselbe Entwicklungsgesetz wie in der italienischen finden wir in unsrer nationalen Kunst bethätigt, wo erst die Van Eyks die Kunst des Colorits, der porträtartigen Bildung der Köpfe erobern, während die Bewegung, der Ausdruck ihrer Menschen durchaus conventionell bleiben, bis ein Jahrhundert später Dürer und Holbein auch hier eine große Revolution hervorrufen, in der ersterer die Wahrheit der Bewegung der Gestalten, letzterer die der Köpfe auf die höchste Spitze bringen und zwar mit einer so schneidenden schonungslosen realistischen Gesinnung, daß sie oft einen wahren Cultus mit der Häßlichkeit treiben. Auch sie umfassen zugleich die ganze Anschauung ihrer Zeit und legen dieselbe in ihren Werken nieder, freilich ohne es in irgend einem dieser Stücke bis zu der Höhe der Italiener zu bringen, die auf den Schultern der antiken Bildung standen.

Es würde den Raum dieser Blätter übersteigen, solche Hauptrevolutionen der Kunstgeschichte anders zu berühren, als um darzuthun, wie sie eben alle realistischer Natur waren, es bleibt uns nun übrig, den weitern Ver-

lauf in der Entwicklung jeder dieser einzelnen größern Kunstperioden zu skizziren.

Haben nämlich die Schöpfer einer solchen, dem Drange ihres Gemüths folgend, nachdem sie die vorgefundenen Ueberlieferungen beseitigt, ihre Anschauungen oder vielmehr die ihrer Zeit dargestellt, so wie die künstlerischen Formen dafür gefunden, so erlangen dieselben bald allgemeine Geltung, werden zum Gesetz erhoben und in Regeln gebracht, und die Schule sucht sich dieselben durchaus anzueignen, ohne den Prozeß durchzumachen, auf dem der Meister sie gewann. Das ist die akademische Periode. Mittlerweile haben aber die Ideen, die den Reformator trugen, im Bewußtsein des Volks gewöhnlich andern Platz gemacht, und es ist somit der Schule nur die leere ererbte akademische Form geblieben, also der Zopf, der einer jeden Kunstperiode anklebt und den man bei den Griechen, bei den Römern, bei den Giottisten, bei den Schulen Raphaels und Michel Angelos wie Dürers ganz gleichmäßig findet, den der griechische Stil wie der gothische aufweist.

Um diese Zeit substituirt man dem Streben nach Wahrheit regelmäßig das nach Schönheit. Das heißt mit andern Worten, man läßt sich nicht mehr von der Natur, sondern von Kunstwerken inspiriren. Diese angebliche Schönheit soll nicht innerhalb der Natur, sondern außerhalb derselben gefunden werden, sie soll nur in dieser oder jener Kunstperiode gekannt, an diesen oder jenen Kunstwerken zu finden gewesen sein. Man studirt nicht mehr die Natur und das Leben, um an der unerschöpflichen Fülle ihrer Erscheinungen und Bildungen Theil zu nehmen, sondern man kümmert sich höchstens noch um ihre organischen Gesetze, man individualisirt nicht mehr, sondern man idealisirt, d. h. man begnügt sich mit einer größern oder kleinern Anzahl dem Meister abgelernter Formen, man setzt die Subjectivität auf den Thron.

Es muß leider zugestanden werden, daß Michel Angelo in dieses Reich der subjectiven Willkür unter den Neuern hauptsächlich den Weg gezeigt hat, da dieser ruhige Geist von dem Streben erfüllt war, die Ideen, die ihn trugen, und die also auch der Zeit gehörten, in Formen zu kleiden, die außer und über aller Tradition nicht nur, sondern auch außer dem Kreise individueller Wahrnehmung überhaupt standen. Das schlimmste aber ist, daß dieser idealisirende Stil der Epigonen, wie wir gezeigt, durchaus keinen eignen Inhalt mehr hat, da er sich vom gesunden Boden des Volksthums losgesagt, sondern nur noch den der vorhergegangenen Culturperiode nachäfft. Diese Künstler können also nicht mehr naiv und frisch empfinden, sondern nur reflectirt denken, die Gedanken aber stellen sie durchgängig geziert, übertrieben dar, um die innere Kälte und Gleichgiltigkeit, den Mangel aller Unmittelbarkeit zu verbergen, in der sie sich zu ihrem Stoffe verhalten. Sie gleichen alten Coquetten, die

sich um so ärger aufputzen, um so heftiger gestikuliren und coquettiren, je häßlicher sie werden.

Je höher nun die vorhergehende Kunstperiode gestiegen war, um so tiefer ist gewöhnlich ihr Fall. Darum hat der der Michel Angeloschen und Raphaelschen Schulen schier drei Jahrhunderte gedauert, und die Carraccisten, die eigentlichen Akademiker in dieser Zeit haben ihn nicht aufzuhalten vermocht, da sie nur doctrinäre Reflexionsmaler waren, und die katholisch religiöse Reaction, die sie trug, ebenfalls eine nicht aus dem echten religiösen Gefühl hervorgegangene war, wie dies auch in der modernen Reaction der Fall ist. Es ist aber bekanntlich ein großer Unterschied, ob man fromm ist aus innerem Drang in echter Demuth, oder nur aus Reflexion, weil man sieht, daß sonst die Welt zusammenfällt. So ward der Sturz so riesig und der Zopf so arg, daß man über ihm den aller vorhergegangenen Perioden eine Zeitlang vergaß. Nur der gesunde Realismus der venetianischen Schule, so wie der Niederländer vermochte über ein Jahrhundert lang seiner Wirkung zu widerstehn, d. h. genau so lange, als sie ihrem eignen Princip nicht untreu wurden.

Jede Kunstperiode fängt also durch eine realistische Belebung und eine Wegwerfung des Idealismus der vorhergehenden an, die sie durch Schilderung des eignen Glaubens, der eignen Interessen ersetzt, dann verliert sie denselben und hält ihn nur durch Reflexion fest, sie wird akademisch und hört idealistisch d. h. zopfig, wenn man lieber will im Manierismus, auf, ihr bleibt nur noch die todte Form, die Larve und Fratze eines früheren Glaubens, für den sie alles innere Verständniß verloren, wie wir gezeigt haben.

Es ist nur noch übrig, die Nutzanwendung auf unsere gegenwärtige Zeit zu machen.

Was an einem langen Zopf zunächst ins Auge fällt, ist sein reflectirtes künstliches Wesen, die Verleugnung der eigentlichen Natur. Alle Historienbilder des Barokstils sind steife Staatsactionen, sogenannte offizielle Bilder. Man schildert eine historische Begebenheit nicht etwa wie sie ihrem innern Kern nach gewesen sein könnte, sondern als fable convenue, wie sie in der Hofzeitung stand. Da man sich des herrschenden Idealismus halber abgewöhnt hat, in der Natur zu beobachten, wie sich die Menschen bewegen und haben, man also keine neuen und wahr empfundenen unmittelbaren Figuren, sondern nur noch repräsentirende geben kann, so ist der Rückschritt zu den symbolischen ganz leicht, daher die Vorliebe für das kindische Spiel mit Allegorien, die Flut von symbolisirenden Figuren, die eine aussehen wie die andere. Die religiösen Vorstellungen haben denselben repräsentativen Charakter, es wird immer nur Comödie gespielt, und jeder Acteur sagt: „was ist mir Hekuba!" Da mich die ganze Geschichte doch eigentlich nichts angeht, so will ich wenigstens möglichst

schön aussehen. Ja selbst Myrtill und Daphne, die frommen Schäfer, schließlich selbst ihre Schafe müssen Attituden machen, um die innere Leere zu verbergen.

Diese repräsentative Kunst der Hauptzopfperiode hätte aber begreiflich nicht so lange dauern können, wenn sie nicht mit der politischen Reaction, mit der Entwicklung des Absolutismus durch Richelieu und Louis XIV. gleichen Schritt gehalten, ihr eigentlicher Ausdruck gewesen wäre, ganz so wie die Erscheinung des Raphael, Titian und Leonardo, des Holbein und Dürer vollständig eine Frucht jenes Jahrhunderts der Aufklärung ist, des Wiederaufblühens der Wissenschaften, dessen letzte bewunderungswürdige Wirkung, die Reformation war, wie Dante, Giotto, Nicolo Pisano, Oreagna, Brunalleschi eben so die Erstarkung der italienischen republikanischen Freiheit, der nach dem Untergang der Hohenstaufen wieder gewonnenen nationalen Unabhängigkeit bezeichnen, wie der große Nicolo Pisano in einer Aufschrift am Brunnen zu Perugia selbst ausspricht, ein merkwürdiger Beweis von der Geistesklarheit dieses Mannes. Auch entspricht jene Periode 1250—1360 genau der Erscheinung der demokratischen Gestaltung das Städtewesens in Deutschland, und dem Aufschwung, den die Kunst auch bei uns damals nahm. Wie man denn bekanntlich die Kunstentwicklung niemals verstehen kann, wenn man sie nicht mit der politischen zusammenhält.

Der Anfang der französischen Revolution ist auch das Ende des Zopfes und es wurde derselbe vorläufig durch den antikisirenden Stil Davids ersetzt, der auch in Deutschland an Carstens, Wächter, Wagner, Mathäi, Füger, Schik seine Vertreter fand, und dessen affectirte Einfachheit gegen das falsche Pathos des Zopfs allerdings ein Fortschritt zur Natur, aber nur ein geringer war, da alle diese Künstler, selbst der beste unter ihnen, Carstens, durchaus nicht von der Natur, sondern nur von natürlicheren Kunstwerken inspirirt sind. — Statt der erlogenen Welt des Zopfs bringen erst Cornelius, Overbek, Veith, Führich u. s. w. eine ganz neue, die durchaus der Abdruck der damaligen Zeit ist (bei Cornelius des wiedererlangten männlichen Bewußtseins, der deutschen Reaction gegen die Fremdherrschaft, also ganz ähnlich wie bei Giotto und Nicolo Pisano) und der Bewegung der Literatur unsrer classischen Periode entspricht, wie denn auch die Aehnlichkeit Cornelius' mit Schiller ganz unverkennbar in die Augen springt.

Diese totale Veränderung des Inhalts, das rasche Ergreifen der neuen Ideale und Anschauungen, die die damalige Zeit bewegten, ist denn auch der Hauptcharakterzug, das Hauptverdienst der neuen Schule.

Wie Schiller fängt auch Cornelius mit einer gewissen naturalistischen Maßlosigkeit an, welche durch die der Dürerschen nachgeahmte Form nur wenig maskirt wird, sich bald aber in Italien vom deutschen Reckenthum lossagt,

um wie Schiller mehr und mehr sich antiken Kunstformen zuzuwenden, ohne deshalb jemals das Streben nach der Wahrheit und Energie des Ausdrucks aufzugeben, der alles andere, selbst die Schönheit aufgeopfert wird.

Ist Cornelius der Ausdruck der Befreiung des Deutschthums, so stellt dagegen Overbek die religiöse und politische Reaction der Romantiker, deren Schule er durchaus angehört, vollständig dar, und zwar mit weit mehr Talent, als die Schriftsteller dieser Partei, obgleich er das gemachte reflectirte Wesen jener auch nie ganz los wird. Sein Genie lehrte ihn wie Heß, Veith, Führich u. a., was die romantischen Schriftsteller nicht vermocht haben, wahr und edel empfundene Gestalten zu bilden. Es nimmt sich ihre etwas gesucht schlichte Frömmigkeit neben der geheuchelten Extase in den Figuren der Zopfmaler immer noch aus wie die lautere reine Natur, sie sind, so eng und kümmerlich uns die Welt vorkommt, in die sie uns führen, doch nach jenen ein ungeheurer Fortschritt zur Wahrheit und Wirklichkeit. Sämmtliche Regeneratoren unsrer Kunst dieser Periode gingen zu Anfang des Jahrhunderts nach Italien und bildeten dort ihre vorher den altdeutschen Malern entnommenen Formen um, um sich die Formengebung der classischen Zeit anzueignen. Damit gaben sie in der Hauptsache ihre Unmittelbarkeit und Frische auf, sie wurden Classicisten, ein verhängnißvoller Schritt für die Meister wie für die Schule. Um die Mitte der dreißiger Jahre hatte indeß die neue Richtung, und sicherlich mit Recht, die unbestrittene Herrschaft in Deutschland errungen, sie hatte alle Akademien besetzt, ja selbst die zweite Generation derselben mit Kaulbach, Schwind, Genelli, Schnorr, Steinla, Daegen, Schraudolph u. s. w. u. s. w. kam bereits zu hoher Geltung. Die drei ersten gewiß mit vollkommenem Recht. Der vielseitigste von ihnen allen, Kaulbach, repräsentirt uns den ganzen politisch-philosophischen Idealismus der Periode von 30—48, sein, wenn auch reflectirter und gemachter, immer aber edler und großartiger Schwung, und die Ironie, der Skepticismus, der alles wieder zerstört, sind echte Kinder dieser vielfach so unwahren, wenn auch glänzend begabten Zeit, der Reineke und Heines Wintermährchen sind durchaus derselben Quelle entsprossen. Daß er der Repräsentant dieser Zeit geworden, wird ihn für alle Zeit erhalten, so groß auch die innere Kälte ist, in der er sich zu seinen Stoffen verhält.

Dieser merkwürdige Künstler ist der eigentliche Repräsentant der zweiten Generation der classicirenden Richtung und ihres Endes, wie Cornelius der ihres Anfangs war. So sehr uns der Reichthum seiner Phantasie, die ungeheure Masse seiner Schöpfungen blenden, so wenig kann man sich darüber täuschen, daß er recht eigentlich diese Richtung zu Grabe trägt. Was allein eine Kunst groß machen kann, der Glaube an sich, die Wärme und Begeisterung, die Liebe und der Ernst, die Cornelius in so hohem Grade hat, fehlt ihm gänzlich. Nichtsdestoweniger gehört manches, was er geschaffen,

zum besten was die deutsche Kunst an Conceptionen hervorgebracht, denn die Ausführung läßt in der Regel ebensoviel zu wünschen übrig, ja entbehrt noch mehr der Realität, Lebenswahrheit und Vollendung, die das Kennzeichen classischer Perioden ist, als die übrigen Werke der Schule, ja wir ziehen die disharmonische harte Malerei des Cornelius der süßlichen an die Zopfmaler erinnernden Kaulbachs noch weit vor. Ueberhaupt ist der letztere eine durchaus weibliche Natur, der erstere eine durchaus männliche, das coquette Wesen ist ein Hauptcharakterzug jener, die sich mit der ebenberührten großen innern Kälte sehr gut verträgt. So schöne Gruppen voll Adels der Form wir Kaulbach verdanken, einen wie großen Kreis von Empfindungen und Leidenschaften er darzustellen versteht, Liebe, Innigkeit, Hingebung sind nicht darunter, man wird unter den sämmtlichen Figuren die er je geschaffen keine finden, die diese Empfindungen wahr und innig ausspräche, sie nicht durch bloße Süßlichkeit ja Grimasse zu ersetzen suchte. Um so besser gelingt ihm die Darstellung der Nachtseiten des menschlichen Herzens, der Tücke, des Hohns, der Arglist, der Rache und Eifersucht, wie die des Schmerzes und der Wuth, weshalb denn auch seine Darstellungen, wie sehr man sie sonst anerkennen mag, selten einen wohlthuenden erhebenden Eindruck machen, sondern eher das Herz zusammenschnüren, oder die Schadenfreude reizen, wenn uns nicht einmal die schwungvolle Macht und die Schönheit einzelner Gruppen wirklich fortreißt. Er hat in diesem Stücke eine große Aehnlichkeit mit der Rachel, nur daß er umfassender und reicher, niemals aber so intensiv ist als diese.

Ein Grundunterschied seiner Kunst, wie der ganzen Schule, der ihre Werke im einzelnen oft so reizlos macht, selbst wenn uns die ganze Conception gefällt, ist, daß er an den Dingen fast nur den Organismus wiedergibt, aber nicht die Art der Erscheinung, der durchaus die Realität fehlt. Die Kunst hat es aber mit der Erscheinung zu thun.

Schwind ist ein Romantiker wie Uhland, Rückert oder Chamisso, eine liebenswürdige Specialität, fast der einzige ganz nationale Künstler dieser Epoche, da er auch die altdeutschen Formen nie verleugnet hat, während in Genellis Compositionen uns ganz die Weltansicht Byrons mit Platenscher Reinheit und Größe der Form verbunden erscheint. Auch Heß und Führich haben sich das germanische Element mehr als die andern religiösen Maler zu erhalten gewußt, während sonst der Classicismus immer mehr überhand nahm. Haben nun diese Künstler viel und bedeutendes Neues ihren Vorgängern hinzugefügt, so zeigen uns wie gesagt fast alle übrigen Glieder der Schule mehr jene classicirende Form der zweiten Cornelianischen Epoche als den Geist der ersten, alle miteinander unterscheidet von dieser hauptsächlich eine bewußte Tendenz zur Idealisirung, das eigentliche nationale Lebenselement ist fast ganz verschwun-

den, alles wird dem Stil aufgeopfert, daher dürften wir nur eine Reihe weiterer Namen und Productionen nennen, um männiglich zu beweisen, daß auch dieser Schule der Zopf und zwar ein um so langweiligerer und steiferer nicht mangelt, als er durch keinerlei technische Geschicklichkeit aufgewogen wird, bei gleicher innerer Leere nicht einmal den äußern Reiz der Farbe besitzt.

Wie also der Stoff der Cornelianischen Epoche die deutsche Begeisterung der Freiheitskriege verbraucht, so hatte inzwischen die Schule auch ihre Unfähigkeit bewiesen, etwas zu lernen, sie hatte es nicht vermocht, sich mehr Kenntniß der Natur, eine höhere technische Ausbildung in Rundung und Färbung zu erwerben, sie begnügte sich mit immer geistloserer Nachahmung classischer Muster, ja die Fortbildung ist ihr bei ihrem Cultus der Linie, des Contours, bei ihrer immer ausschließlicher idealisirend gewordenen Tendenz gradezu unmöglich. Mit jenen drei vorgenannten Meistern stirbt Geist und Inhalt aus, die leere Form bleibt, vollkommen unfähig, einen neuen Geist zu fassen. Was dieser classicirenden Schule aber vollkommen alle Wirkung raubt, ist ihr totales Unvermögen, Profangeschichte so zu malen, wie wir sie heutzutage verstehen. Sie verhält sich zu derselben just wie Livius zu Mommsen oder Niebuhr, sie macht allemal einen Mythus daraus, sie ist in nichts wahr, weder in der Schilderung der einzelnen Personen, wo ihr alles individuelle Leben abgeht, noch in der Auffassung des Ganzen, das sie als fable convenue behandelt. In diesem Stück hat sie gegen Cornelius, der uns selbst den Olymp zu verlebendigen weiß, die bedauerlichsten Rückschritte gemacht.

Ein neuer Geist, eine neue Zeit waren aber inzwischen erschienen. Die Erschütterungen des Jahres 1848 hatten einen guten Theil unsrer politischen und nationalen Ideale vernichtet, noch mehr zeigten sich die philosophisch religiösen als unzulänglich, Idealismus, romantische Reaction und der Uebermuth philosophischer Speculation, die jenes Jahr miteinander erzeugt hatten, und die in der Literatur der Romantik, der Kunst der classicirenden Schule ihre Hauptrepräsentanten fanden, haben vollständig Bankerott gemacht.

Es mag uns sehr unangenehm sein anzuerkennen, daß unsre Träume vom deutschen Reich vorläufig zerflossen sind, daß wir uns als unfähig erwiesen haben, diese Ideale ins Leben zu führen, daß die emancipirte Dame mit dem altdeutschen Ritterfräulein der derben Realität der Kuhmagd haben weichen müssen, die Augen aber kann man vor so brutalen Facten deshalb doch nicht schließen.

Es ist im Gegentheil ein glücklicher Beweis von der frischen und gesunden Lebenskraft unsrer Nation, daß sie dieselben nicht geschlossen hat, sondern unverdrossen an die Arbeit ging, ein neues Fundament zu ihrer künftigen Existenz zu legen. Dieses Fundament konnte begreiflicherweise zunächst kein

andres sein, als ein sehr trocken realistisches. Hatte es sich ausgewiesen, daß wir nicht so waren wie wir uns eingebildet, daß die Natur und die Dinge um uns wesentlich anders sich verhielten, als wir geglaubt, und daß sie die idealistische Form nicht vertrugen, die wir ihnen aufzwingen wollten, so war es nicht mehr als billig, daß wir zum Studium dieser Natur zurückkehrten, ihre Gesetze, ihre Bedürfnisse besser kennen zu lernen suchten, kurz daß wir die gesetzvorschreibende idealistische mit der realistischen gesetzsuchenden Gesinnung vertauschten, die bei der Masse, die nicht zum Untersuchen berufen ist, sogar in eine materialistische vielfach umschlagen mußte. Kann man es uns verargen, daß wir, nachdem uns alle unsre Heiligen im Stich gelassen, vorläufig nun einmal gar nichts mehr von Heiligen wissen wollen? Daß wir in der Kunst wenigstens an keine andere Offenbarung glauben als an die, welche die Natur uns täglich durch unsre Sinne predigt. Diese leidenschaftliche Liebe, die durchaus objective Hingabe an Natur und Geschichte sind der wohlbegründete geistige Inhalt der großen realistischen Revolution, die wir dermalen auf dem Gebiete der Malerei vor sich gehen sehen, nachdem ihr die Wissenschaft die schöne Literatur, ja selbst die Architektur und Sculptur in den Nutzbauten und der Rauchschen Bildhauerschule dazu bereits früher den Weg gezeigt haben. Oder wäre das Vorwigen der historischen und naturhistorischen Bestrebungen in der Wissenschaft, das Auftreten eines Gervinus, Mommsen, Sybel, Liebig u. s. w. und wie sie alle heißen, der Dichter Gotthelf, Auerbach, Freytag, Otto Ludwig ihr genaustes Zusammentreffen in Tendenz und Methode mit der realistischen Schule in der Kunst so zufällig und bei letzterer unberechtigt, was man bei den andern längst mit Jubel anerkannt? Man muß merkwürdig verblendet sein, um dergleichen zu behaupten und nicht zu sehen, daß die deutsche Kunst und Wissenschaft damit dermalen nur den alten Antäusprozeß vollführen, und nachdem sie in der Luft besiegt worden, auf der Erde wieder neue Kraft holen, die ihnen sicherlich nicht ausbleiben wird. Es erübrigt uns nur noch den Beweis zu liefern, daß diese just so berechtigte, weil eben so nothwendige und unausbleibliche Revolution in der Malerei als jede vorhergegangene, auch wirklich schon stattfindet. Wer die Verhältnisse näher kennt, kann darüber freilich nicht im Zweifel sein, zur Orientirung für das große Publicum mögen einige rein statistische Notizen nicht ganz überflüssig erscheinen, um die Allgemeinheit derselben zu zeigen. Indem wir aber hier eine Menge Namen nennen, verwahren wir uns im voraus dagegen, als ob wir in jedem dieser mehr oder weniger begabten Künstler einen Raphael im Keime sähen; indem wir den Irrthum zu bekämpfen suchen als wäre die dahingehende classicirende Schule eine wirklich classische Periode gewesen, müssen wir von vorneherein erklären, daß wir eine solche überhaupt erst dann für möglich

halten, wenn wie zu Ende des 15. Jahrhunderts die durchschnittliche künstlerische Bildung schon einen ungleich höheren Grad erreicht hat als er in Deutschland gegenwärtig noch zu finden ist.

Die ersten Keime der neuen Richtung kommen unstreitig in dem genialen Peter Heß, später in Ludwig Richter, ja selbst in Lessing, obgleich die beiden letzteren mit einem Fuß noch in der Romantik stecken, zu Tage, weitere Anregung ward in Frankreich durch das Auftreten Delaroche's gegeben, gerade so wie in der Literatur durch Walter Scott, Boz, Macaulay, Thierry und selbst Thiers.

Es ist eine der vielen Schrullen der deutschen Kunstkritik, daß sie das starke germanistische Element, was in der durch Delaroche angebahnten individualisirenden Methode der Historienmalerei liegt, nicht erkannt hat, und doch ist dasselbe so stark, daß der Meister bekanntlich bei den viel mehr zum Generalisiren und zur Manier hinneigenden Franzosen schon bereits wieder als ein überwundener Standpunkt gilt. Die Werke von Delaroches Schüler Gallait, der das Streben des Meisters mit starker Hinneigung zum Naturalismus fortsetzt, hatten ebenfalls bedeutenden Einfluß, aber doch konnten weder die einen noch die andern die deutsche Kunst umgestalten, bis die durch das Jahr 1848 herbeigeführte Umwandlung die Gemüther neuerer frischerer Formen bedürftig machte, und nacheinander ohne irgend welchen Parteizusammenhang eine Menge ähnlicher Talente in Deutschland auf, früher in Berlin Menzel, Schrader, Richter, in Düsseldorf Leuze, Knaus, Köting, Tidemand, in München Piloty, Horschelt, Franz Adam, Knille u. s. w., die alle früher in der Stille sich gebildet hatten, jetzt aber die öffentliche Aufmerksamkeit und Sympathie zum Theil in ungewöhnlichem Maße auf sich zogen, so daß alles ihnen sich zuwendete, daß buchstäblich die ganze jüngere Generation dieser Fahne so ausnahmslos zuschwor, daß z. B. selbst in München, dem langjährigen Sitze des Classicismus, unter zwanzig hoffnungerweckenden Talenten unter dreißig Jahren nicht eins ist, welches noch der classischen Richtung angehörte, daß Kaulbach, Schwind, Schraudolph so gut wie keine Schüler haben, und selbst die wenigen, die nothgedrungen die Richtung noch pflegen, sobald sie der Akademie und ihrem Zwang entrinnen, gewöhnlich auch die hoffnungslose Partei verlassen, daß fast alle Künstler, die erst in neuerer Zeit sich Ruf erworben, im Fache der Figurenmalerei Realisten sind, ja daß wenn wir noch Beispiele von äußern Erfolgen anführen sollen, bei der letzten pariser Ausstellung von den drei großen goldenen Medaillen, die auf Deutschland fielen, ihr zwei gehörten, die Knaus und der Bildhauer Rietschel, der der Rauch'schen realistischen Schule angehört, erhielten, während von den Classicisten blos Cornelius eine solche zuerkannt wurde.

Thatsächlich wird daher der Streit zwischen den beiden Richtungen sehr

bald erledigt sein, da die ältere eine Armee ohne Soldaten ist, die dermalen selbst nicht einmal ausschließlichen officiellen Schutz, die großen Staatsaufträge, noch für sich hat, die sie dem wohlbegründeten Ruhme der Vergangenheit verdankte, den wir weit entfernt sind schmälern zu wollen, den wir vielmehr als ein schönes Besitzthum der Nation betrachten, wenn wir auch vertrauen können, daß dieser Classizismus den Bedürfnissen, dem Geschmack und den Neigungen der Gegenwart nirgends mehr genügen kann, ihre Denkungsart, ihre Anschauungen und Empfindungen nirgends mehr widerspiegelt. Denn eine idealisirende Kunst in einer realistischen Zeit wird zu nichts als zu officieller Lüge, während sie bei ihrem Entstehen den höchsten Beruf aller Kunst, die Seele zu erheben und zu erweitern, in ungewöhnlichem Grade erfüllte, denn wer freute sich nicht an dem Ernst und der Größe der Cornelianischen, der Innigkeit und dem Adel der Overbekschen, der Grazie der Schwindschen Zeichnungen? Der Realismus hat bis heute noch kein Talent von so eminenter Stärke hervorgebracht, als es diese drei großen Künstler besitzen, so einseitig ausgebildet ihre Werke auch sind, so sehr sie der technischen Vollendung einer wirklich classischen Periode entbehren. Aber sollen wir uns nicht freuen, daß sie uns einen Frühling, keinen Herbst gebracht? Wenn dies im Augenblicke die Lage der Dinge, wenn nichts gewisser ist, als daß die aus der gegenwärtigen Revolution hervorgehende realistische Kunst bald zur vollständigen Herrschaft gelangen wird, so nehmen wir dies Factum als einen Beweis von Lebenskraft unsrer Nation mit ungetheilter Freude entgegen; denn voraussichtlich wird diese Periode uns erst zu einer eigentlichen classischen verhelfen, als welche man die Cornelianische nicht bezeichnen kann, da ihre Stärke der Composition weit entfernt war, von der Originalität der Form oder von der Meisterschaft der Ausführung irgendwie erreicht zu werden, vielmehr eine tiefe Kluft zwischen beiden immer bestand und sie ihre Aufgaben stets nur auf dem Papiere des Cartons nicht auf der Leinwand zu lösen verstand. Diese Schule ist den Fehler ihres Anfangs nie los geworden neuen Inhalt in alte Formen gießen, sich nicht im Studium der Natur, sondern im Studium anderer Kunstwerke bilden zu wollen. Sie hat deshalb nur einen einzigen naiven Künstler hervorgebracht, Schwind; denn Richter gehört zur größeren Hälfte schon der neuen Zeit an. Lernen wir also immerhin erst die Wirklichkeit verstehen und darstellen, so werden die Talente nicht ausbleiben, die die neuerworbene Geschicklichkeit dann auch wieder zur Lösung der größten Aufgaben der Kunst verwenden und uns eine classische Periode der Malerei schenken werden, wie wir schon eine der Dichtkunst besitzen, deren Werken die hingehende Epoche allerdings noch nichts von gleichem Werth entgegenzusetzen vermocht hat.

Die größten Aufgaben der Kunst liegen für uns aber offenbar nicht da,

wo sie die alte Schule gesucht hat, in der Nachschöpfung der Ideale anderer Völker und Zeiten. Wenn die griechische Kunst es sich zur Aufgabe setzen konnte, die ihr bekannten Naturkräfte zu personificiren und einen Olymp zu schaffen, in welchen sie ihre großen Männer als Halbgötter und Heroen versetzte, so war sie in ihrem vollen Recht, grade so wie wenn die Kunst des Mittelalters die höchsten Formen für das christliche Bewußtsein fand. Es ist aber eine bloße romantische Grille, wenn sich die moderne Kunst noch einmal an die Lösung dieser schon gelösten Aufgaben macht, da sie die Vorgänger voraussichtlich nie erreichen, geschweige denn übertreffen wird. Wir haben die von unsrer Zeit erforschten und entdeckten Gebiete und Kräfte der Natur zu personificiren, mit ihnen einen Olymp zu schaffen, unsrer Helden und Halbgöttergeschichte zu schreiben und zu malen. Es sind dieß keine andern, als die großen Gesetzgeber im Reiche des modernen deutschen Geistes, die Luther, Friedrich der Große, Lessing, Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven, kurz die Schöpfer unserer Cultur, sie werden den Olymp der deutschen realistischen Kunst zu bilden haben, und das Ringen nach politischer und religiöser Freiheit wird der Mittelpunkt der idealen Gedanken sein, wie das Christenthum es im Mittelalter war.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Frauen.

1.

Schilderungen aus dem Leben der Frauen Roms in der Kaiserzeit können nach der Natur unserer Quellen nur sehr fragmentarisch sein; überdies sind sie ganz und gar auf die Frauen der höhern Stände beschränkt, da wir über den Mittelstand (so weit im kaiserlichen Rom ein solcher existirte) überhaupt sehr wenig unterrichtet sind, und über die Zustände der untern Classen nichts als allgemeine Andeutungen besitzen. Wir bemerken noch, daß wir bei diesen wie bei allen ähnlichen Schilderungen hauptsächlich die Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine im Auge haben.

Der Mädchenstand der römischen Frauen war kurz; kaum dem Kindesalter entwachsen wurden sie schon verlobt und vermählt. Um die Wiege der Kleinen waren Mutter, Großmutter, Tanten und Wärterinnen mit zärtlichen Sorgen und Wünschen geschäftig. Ging die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm an einem Tempel der Venus vorüber, so murmelte sie ein inbrünstiges Gebet, die Göttin möchte ihrem Töchterchen Schönheit verleihen. Der Aber-

glaube der Kinderstuben im Alterthum hat mit dem heutigen viel gemein. Gedieh das Kind und vergaß sich jemand so weit, es unumwunden zu loben, so ermangelte die besorgte Wärterin nicht, ein „Unberufen" hinzuzusetzen oder den Mittelfinger mit Speichel zu benetzen und damit die Stirn des Kindes zu berühren, oder es gradezu dreimal anzuspucken. Ueberdies wurden den Kindern als Schutzmittel gegen Beschreien oder den Zauber des bösen Blickes allerlei Amulete angehängt, besonders aus Bernstein und Korallen; als Mittel leichten Zahnens band man ihnen Zähne von Pferden oder Wölfen um. Hatte die Kleine sich mit Ball oder Puppe müde gespielt, dann saß sie erwartungsvoll zu den Füßen der Wärterin, von deren Lippen das wohlbekannte: „In einem Lande waren einmal ein König und eine Königin" ertönte. Nicht blos diesen Anfang hatte das römische Märchen mit dem unsern gemein, es führte überhaupt die kindische Phantasie in dasselbe bunte, glänzende Reich der Wunder. Auch unter seinen Heldinnen war die wunderschöne Königstochter, so schön, daß es mit Worten gar nicht zu sagen war. Sie war die jüngste von dreien und wurde von ihren minder schönen Schwestern beneidet, und mit bösen Ränken verfolgt, heirathete aber endlich doch den schönsten Bräutigam, während die beiden andern zur Strafe ihrer Mißgunst einen schrecklichen Tod fanden. Wir kennen alle das entzückte Staunen, das die jungen Herzen erfüllt, wenn die schöne Prinzessin in den Wunderpalast kam, der in tiefer Einsamkeit in einem dunkeln Hain an einem klaren Bache stand, mit goldenen Säulen, silbernen Wänden und Fußböden aus edlen Steinen, wo es von all dem funkelnden Glanz auch in der Nacht hell war. Geisterhafte Dienerschaften waren jedes Winkes der Herrin gewärtig, die aber nur ihre Stimme vernahm. Wir kennen die angstvolle Spannung, die die kleinen Zuhörerinnen ergriff, wenn die Prinzessin die drei schweren Arbeiten verrichten sollte, und das frohe Aufathmen, wenn ihr jede unter dem freundlichen Beistande wunderbarer Wesen gelang. Wenn sie auf Befehl der bösen Herrin einen großen Haufen Weizen, Gerste, Hirse und Mohn bis zum Abend auseinanderlesen sollte, kamen Ameisen und verrichteten für sie das Geschäft. Das Schilfrohr am Flusse flüsterte ihr zu, wie sie Flocken von den Vließen der wilden goldwolligen Schafe erhalten könnte, und der Adler holte für sie das Wasser aus der von Drachen bewachten Quelle.

Dann kamen die Jahre des Lernens. Die Mädchen lernten spinnen und weben; denn auch in der spätern Zeit wurden die Kleider für die Familie in Häusern, wo man auf gute alte Sitte hielt, unter Mitwirkung oder doch Leitung der Hausfrau verfertigt. Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die Töchter der höhern Stände ebenfalls zu Hause, und nur die weniger Bemittelten sandten die ihrigen in jeder Frühe in die Schule, wo der Schulmeister, „dieses den Knaben und Mädchen verhaßte Haupt", wie ihn Martial

nennt, ein strenges Regiment führte. Zuweilen las die Mutter selbst mit den Töchtern Homer und Virgil, gewöhnlich aber leiteten in großen Häusern den Unterricht der Mädchen wie der Knaben Gelehrte, zuweilen von Ruf, oft Freigelassene des Hausherrn von griechischer Abkunft; und mitunter entstanden zwischen Lehrern und Schülerinnen Verhältnisse, die der Familie nicht erwünscht waren. Besonderer Werth wurde auf die Ausbildung der Mädchen in Musik und Tanz gelegt. Bekanntlich hatten die Alten nur Einzeltänze, deren Kunst weit mehr in anmuthigen rhythmischen Bewegungen des Oberkörpers und der Arme als in Geschwindigkeit, Elasticität und Zierlichkeit der Schritte bestand. Die italienischen Nationaltänze haben diesen Charakter bis heute bewahrt, und wie sie in unsern Tagen nicht am wenigsten beitragen, den Römerinnen die wundervolle Grazie in Gang und Haltung zu verleihen, welche sie so sehr auszeichnet, so haben sie ohne Zweifel im Alterthum ähnliche Wirkungen geübt. Daneben lernten die Mädchen singen und verschiedene Saiteninstrumente spielen. Einige derselben (so wie auch manche griechische Tänze) wurden von strengern Beurtheilern als zu weichlich und aufregend gemißbilligt. Von ihrer Kunst im Gesange legten sie auch wol öffentliche Proben ab. An Bettagen und Götterfesten gingen Chöre von dreimal neun Jungfrauen aus edlen Familien Hymnen singend der Procession voraus. Manche Frau, so hoffte Horaz, werde sich einst erinnern, wie sie das von ihm gedichtete Festlied gelernt und geübt habe. Uebrigens scheinen Mädchen und Frauen durch den Musikunterricht sehr gewöhnlich die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbstgesetzten Melodien zur Begleitung der Laute vorzutragen.

Unter solchen Beschäftigungen und Unterhaltungen reifte das Kind zur Jungfrau, und den Eltern trat die Pflicht immer näher, das künftige Schicksal ihrer Tochter durch eine angemessene und glückverheißende Heirath zu sichern. Die zur Ehe erforderliche Volljährigkeit trat schon mit dem zurückgelegten zwölften Jahre ein, und wir dürfen annehmen, daß die Mädchen in der Regel zwischen dem dreizehnten und siebzehnten vermählt wurden. Eine Frau, die 20 Jahr alt geworden war, ohne bereits Mutter zu sein, verfiel schon den Strafen, welche das von August erlassene Gesetz über Kinderlosigkeit verhängt hatte. Hier war also das vollendete neunzehnte Jahr als die äußerste Grenze des für die Schließung der Ehe naturgemäßen Alters angesehen. Ohne Zweifel war in der Regel der Wille der Eltern für die Töchter entscheidend; schon die unerfahrene Jugend der letztern mußte dies mit sich bringen. Sehr häufig war die Eingehung der Ehe nur Sache der Convenienz zwischen zwei Familien. Der Freier oder seine Fürsprecher wandten sich nicht an das Mädchen, sondern an dessen Eltern oder Vormünder. Die Verlobung wurde festlich begangen, aber sie änderte in dem Verhältniß der zukünftigen Gatten

nichts. Sie lernten sich jetzt ebenso wenig als vorher kennen. Ein bräutliches Verhältniß gab es nicht, die Römer so wenig als die Griechen haben einen Ausdruck wie das deutsche Braut, durch den die aus dem Mädchenstand in die Ehe tretende Jungfrau in einer Art von Weihe und Verklärung erscheint. Der Verlobte schenkte seiner zukünftigen Gattin einen eisernen Ring ohne Stein als Pfand der Treue, erhielt aber keinen von ihr zurück. Nun erfüllte eine heitere Geschäftigkeit das Haus der Verlobten, die Anschaffung des hochzeitlichen Schmucks, die Ausstattung, die Auswahl, Vervollständigung und Ausrüstung der Dienerschaft, die der jungen Frau in ihr neues Haus folgen sollte, gab allen Hausgenossen zu schaffen und zu sorgen. Endlich kam der Tag voll froher Schauer, Bangen und Rührung, an dem die Mutter die Tochter zu dem bedeutungsvollsten Gange ihres Lebens schmückte. Der Haupttheil des Brautschmuckes war ein länglich viereckiges feuerfarbnes Kopftuch, das auf den Seiten und hinten herabfallend das Gesicht frei ließ. Zur festgesetzten Stunde (oft schon bei Tagesanbruch) füllten sich die Wohnungen beider Verlobten mit Freunden, Verwandten und Clienten. Die Thüren beider Häuser prangten festlich mit ausgehängten Teppichen, Kränzen und grünen Lorbeerzweigen. Auf den Straßen, durch welche der Hochzeitszug gehen sollte, loderten Freudenfeuer (wie bei festlichen Ereignissen in großen Häusern noch jetzt in Rom) und die Menge drängte sich, um das Schauspiel zu sehen. In alter Zeit war die Verlobte erst beim Aufgang des Abendsternes in das Haus ihres Gatten geführt worden; dies war zwar längst außer Gebrauch gekommen, aber noch immer leuchteten Fackeln bei der Heimführung der Braut. Der Klang der Flöten mischte sich in den Jubel ausgelassener Gesänge. Ein Hochzeitsschmaus im Hause des jungen Ehemanns beschloß das Fest. Den Luxus dieser Mahlzeiten hatte August durch ein Gesetz einzuschränken gesucht: für Hochzeit und Nachfeier sollten nicht mehr als 1000 Sesterzen (etwa 70 Thlr.) ausgegeben werden. Die Geringfügigkeit dieser Summe machte die Befolgung des Gesetzes von vornherein unmöglich. Die Kosten dieses Schmauses wurden beträchtlich durch die Sitte erhöht, große Geldvertheilungen und Massenbewirthungen damit zu verbinden, und (wenigstens in der spätern Zeit) allen Geladenen als Anerkennung der dem Hause erwiesenen Ehre ein Geldgeschenk zu überreichen. Unter den Briefen des Symmachus sind zwei Billete zur Begleitung eines Geschenkes von zwei Goldstücken an Gäste, die bei der Hochzeit zu erscheinen verhindert waren. Paare, welche diesen großen Ausgaben und rauschenden Festlichkeiten zu entgehen wünschten, feierten ihre Vermählung in der Stille des ländlichen Aufenthalts. Sie hatten dadurch zugleich den Vortheil, den Einladungen zu Festmahlzeiten zu entgehen, mit denen die Neuvermählten unmittelbar nach der Hochzeit von all ihren Bekannten überhäuft zu werden pflegten.

Der Eintritt in die Ehe machte in dem Leben der römischen Frauen einen ganz andern Abschnitt als in dem der modernen. Es war in der Regel ein jäher Uebergang aus unbedingter Abhängigkeit in unbeschränkte Freiheit, eine plötzliche unermeßliche Erweiterung des Lebenshorizonts. Beinahe eben noch in den engen Raum der Kinderstube gebannt, sahen sie sich nun in eine weite, glanzerfüllte, farbenprangende Welt versetzt. Von den Genüssen, und Zerstreuungen, die diese Welt in Ueberfülle und unaufhörlichem Wechsel bot, waren sie durch Sitte und Herkommen ebenso wenig ausgeschlossen als vor ihren unzähligen Verführungen und Gefahren irgendwie geschützt. Im eignen Hause nahmen sie eine höchst selbstständige Stellung ein. Das alte römische Familienrecht, das dem Herrn des Hauses die unumschränkteste Gewalt über seine Frau wie über alle andern Angehörigen verliehen hatte, war im Lauf der Jahrhunderte allmälig gelockert, endlich völlig gelöst, und die Emancipation der Frauen dadurch vollendet worden, daß das Gesetz ihnen das Eigenthumsrecht an ihrem eingebrachten Vermögen gab. In der sogenannten freien Ehe, die in der Kaiserzeit durchaus die gewöhnliche war, ging nur die Mitgift in das Vermögen des Mannes über (nicht einmal an diese war sein Anrecht unbeschränkt), ihr übriges Hab und Gut behielt die Frau als Eigenthum und rechtlich stand dem Mann nicht einmal dessen Nießbrauch oder Verwaltung zu. Diese Unantastbarkeit des Vermögens der Frauen wurde dann auch bei betrügerischen Bankerotten gemißbraucht. Hatte der Mann, der seine Zahlungen einstellte, sein Hab und Gut noch rechtzeitig seiner Frau verschrieben, so hatten die Gläubiger keinen Anspruch darauf. Natürlich konnten die Frauen ihre Männer mit der Verwaltung ihres Vermögens beauftragen. Häufig indeß hatten reiche Frauen ihre Bevollmächtigten, und man wollte bemerken, daß sie dazu besonders schöne und elegante junge Leute wählten, wobei denn das Verhältniß zu einem förmlichen Cicisbeat ausartete. Dieses veranlaßte natürlich oft Gerede. „Wer ist der wohlfrisirte kleine Stutzer," fragt Martial einen nachsichtigen Ehemann, „der deiner Frau nicht von der Seite geht, unaufhörlich in ihr Ohr zu zischeln hat, und ihren Sessel mit dem rechten Arm umfaßt hält? Er besorgt die Angelegenheiten deiner Frau? O Thor, deine eigenen Angelegenheiten besorgt er."

Daß Frauen in so unabhängiger Stellung häufig die Zügel des Hauswesens ergriffen, und die Gebieterinnen ihrer Männer im eigentlichsten Sinne des Worts wurden, wird nicht Wunder nehmen. Horaz mußte seine Blicke über die Grenzen des römischen Reichs hinaus, auf die halbwilden Nomadenvölker der Donau richten, um Zustände schildern zu können, in denen „die begüterte Gattin nicht den Mann regiert." „Warum ich keine reiche Frau heirathen will?" fragt Martial, „weil ich nicht Lust habe die Frau meiner Frau zu werden." Und Juvenal erklärt sogar, es gebe nichts Uner-

träglicheres als eine reiche Frau. Beiläufig bezeichnen Römer wie Griechen, die Herrschaft der Hausfrau mit einem Ausdruck, der dem deutschen Pantoffelregiment ungefähr gleichkommt.

Nicht minder selbstständig als innerhalb des Hauses war die Stellung der Römerinnen in der Gesellschaft. Auch in der frühern Zeit der Republik waren sie nie einer Einschränkung unterworfen gewesen, wie die Griechinnen, deren höchster Ruhm es war „wenn ihrer unter Männern so wenig als möglich weder im Lobe noch im Tadel gedacht wurde" und als deren Grenze die Schwelle des Hauses galt, die sie ohne Gefahr ihres Rufes nur ausnahmsweise überschreiten konnten. Wenn freilich auch im alten Rom die häuslichen Tugenden an der Matrone allein oder vorzugsweise geschätzt wurden, so hatte die Sitte sie doch niemals von der Geselligkeit und Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Sie nahmen Antheil an den Gastmählern der Männer, besuchten die Schauspiele und zeigten sich an öffentlichen Orten. Mit der fortschreitenden Auflösung des Familienrechts, mit dem Aufhören der alten Sittenstrenge machte sich mehr und mehr die Tendenz geltend, auch jeden äußern Zwang abzustreifen und in der Mitte und gegen das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. war die gesellige Stellung der Römerinnen kaum noch durch irgend welche Schranken eingeengt.

So ward denn in der That die junge Frau aus der Abhängigkeit und Stille des elterlichen Hauses in eine fast unbegrenzte Freiheit versetzt. Zahllose Eindrücke verwirrend und berauschend stürmten von allen Seiten auf sie ein. Sie hörte sich nun mit der ehrfurchtsvollen Anrede domina begrüßt, die dem französischen Madame entspricht (das neuere donna). Hunderte von Händen waren ihres Winkes gewärtig, ihre Wünsche, kaum ausgesprochen, waren schon erfüllt. In der kleinen Welt, die ein großes Haus mit seinen ausgedehnten Besitzungen, seinen Legionen von Sklaven, seinem Anhange von Clienten und Untergebenen bildete, entschied ihr Wille über Glück und Unglück, ja über Leben und Tod. Jünglinge und Männer in grauen Haaren, Gelehrte und Tapfere, Verdiente und Hochgeborene sah sie wetteifernd sich um ihre Huld bemühen. Welche Ansprüche auf Bewunderung sie auch besaß, mochte es Schönheit, Geist, Talent oder Bildung sein, sie war eines glänzenden Erfolges gewiß. In der Gesellschaft, in die sie jetzt eintrat, wurde der Eitelkeit und Gefallsucht die vollste Befriedigung, fand die Intrigue den günstigsten Boden, die Leidenschaft die stärksten Aufregungen, die Koketterie unerschöpflichen Wechsel und dem Ehrgeiz öffneten sich die weitesten Aussichten. Wie manche Frau aus edler Familie hatte in zweiter Ehe auf dem kaiserlichen Thron gesessen!

So vielen und so unwiderstehlichen Verlockungen waren die Frauen fast schutzlos Preis gegeben. Geistig und sittlich unreif waren sie mit einem

gewöhnlich ganz fremden, oft viel älteren Mann vermählt worden. Daß ihre Erziehung ihnen einen sittlichen Halt gegeben hätte, können wir mindestens nicht als die Regel ansehen, da grade über die Erziehung oft und gelegentlich sogar über eine vorzeitige Verderbniß der Jungfrauen geklagt wird. Um so sicherer und schneller übte die Atmosphäre der Unsittlichkeit, in die sie nun versetzt wurden, und deren Gift sie gleichsam unwillkürlich einathmeten, ihre verderblichen Wirkungen. Die Sittenlosigkeit in allen Perioden der Kaiserherrschaft, über welche wir genauer unterrichtet sind, ist auch in den schlimmsten Zeiten schwerlich überboten worden.

An die sittliche Fäulniß der ersteren Periode wird man durch die römische Literatur des ersten Jahrhunderts mehrfach erinnert; am meisten durch Ovid, dessen Gedichte zum Theil wörtlich in Paris geschrieben sein könnten, wie es vor hundert Jahren war. „Allzu bäurisch ist der," heißt es unter andern, „den die Leidenschaften seiner Frau ärgern, er kennt die Sitten Roms noch nicht genug; bist du klug, so übe Nachsicht gegen deine Dame (domina), lege die finstere Miene ab und bestehe nicht streng auf den Rechten des Gemahls; sei zuvorkommend gegen die Freunde, die deine Frau dir verschafft, sie wird dir viele verschaffen. So wird Gunst mit sehr geringer Mühe erkauft. So wirst du immer zu den Festen geladen werden, die junge Männer veranstalten, und vieles im Hause haben, wofür du nicht bezahlt hast." In einer andern Elegie fordert der Liebhaber den Mann auf, die Frau sorgfältiger zu bewahren, und ihm überhaupt mehr Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Habe man gar keine zu überwinden, so sei das Verhältniß nicht pikant genug und man werde es bald überdrüssig. — Zu den corrumpirenden Einflüssen, welche die schöne Literatur übte, gesellte sich die schlimmste Entartung der Bühne, wo die Posse (mimus), voll der größten Unzüchtigkeiten das große Publicum, das auf raffinirten Sinnenkitzel berechnete Ballet (pantomimus) die feine Welt ergötzte. Aehnlichen oder noch schlimmeren Schauspielen waren die Frauen bei Gastmählern ausgesetzt. Die Verlockungen der Schauspiele, die Aufregungen der Gastmähler nennt Tacitus nebeneinander als die Hauptgefahren für Unschuld und Sittenreinheit. Was auf der Bühne gewagt werden durfte, stand den bildenden Künsten um so mehr frei. Schon Properz klagt über die Bilder, die man jetzt an den Wänden sehe, und welche die unschuldigen Augen der Frauen und Mädchen verderben. So wuchs auf allen Seiten mit dem Verfall der Sitten die Licenz, und die Licenz der Literatur, der Kunst und der Bühne trug wieder zur Steigerung der Verderbniß bei.

Von dieser Verderbniß war mindestens die große tonangebende Mehrzahl Roms im ersten Jahrhundert ergriffen. Dieser Mehrzahl war das Laster Gegenstand des Scherzes, galt Frauentugend (wenn sie überhaupt an deren Existenz glaubte) als ländliche Einfalt, eheliche Treue als lächerliche Pedanterie,

Verführung als Erforderniß des guten Tons. Eins der bezeichnendsten Symptome dieser heillosen Corruption ist der frevelhafte Leichtsinn, mit dem die Ehen eingegangen und gelöst wurden. Unter Nero schrieb Seneca, es gebe Frauen, die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach ihren Männern zählten, und funfzig Jahre später Juvenal, manche Frauen ließen sich schon wieder scheiden, wenn die grünen Zweige noch nicht abgewelkt seien, die beim Einzug der Neuvermählten die Hausthür schmückten, und brächten es so zu acht Männern in fünf Jahren. Freilich sind dies Uebertreibungen, aber auf welche Wirklichkeit lassen sie schließen! Beiläufig gesagt wurden betrogene Ehemänner auch im Alterthum als Hörnerträger bezeichnet.

Uebrigens wird man durch die Literatur der Kaiserzeit leicht verleitet, die Corruption der Frauen wie die sittlichen Zustände überhaupt schief aufzufassen. Ihre Schwächen und Ausschweifungen sind ein Lieblingsthema für Dichter und Schriftsteller, das sie bald mit Frivolität, bald sentimental, bald mit sittlicher Entrüstung nach allen Seiten variirt haben. Es ist manchmal, als ob es ihnen ein gewisses Behagen gewährte, daß die Frauen, wenn sie einmal die Beute fesselloser Leidenschaften geworden waren, noch weiter fortgerissen wurden, und sittlich noch tiefer sanken als die Männer: eine Erscheinung, die sich in allen Perioden sittlichen Verfalls wiederholt hat. Aber man darf nicht vergessen, wie viel Einflüsse in jener Zeit zusammenwirkten, um das Leben der Frauen aus dem ihnen eignen Kreise des Hauses und der Familie herauszudrängen, und die Entwicklung echter Weiblichkeit zu verkümmern. Wenn sie in ruheloser Hast nach Eitelkeiten strebten, sich in frivolen Zerstreuungen verloren, in Aufregungen und Genüssen berauschten, in der Befriedigung ihrer Leidenschaften keine Schranken kannten, so tragen die Zustände des kaiserlichen Roms einen großen Theil der Schuld. Auch ist zu bedenken, daß alle Verirrungen und Ausschreitungen jener Zeit die Tendenz hatten, ins Monströse und Kolossale zu gehen. Wenn die äußerste Entartung damals häufiger war und sich in abschreckenderer Gestalt zeigt, als in irgend einer andern Zeit, so würde es doch irrig sein, aus der Menge und Ungeheuerlichkeit dieser extremen sittlichen Anomalien auf die Höhe der allgemeinen Verderbniß zu schließen.

Irische Zustände.

Skizzen und Erzählungen aus Irland von A. Helfferich. Berlin 1858. J. Springer. —

Mit Daniel O'Connel ist die Repealfrage gestorben, mit Pater Mathew die Temperanzsache verschollen. Irland hat keine Agitatoren und so auch keine Agitation mehr, und nur selten berichten die Zeitungen noch von Vor-

fällen, welche auf das Fortbestehen des Bandmännerunwesens hinweisen. Das heutige Irland ist in sehr vielen Beziehungen ein anderes, als das Irland vor zehn Jahren. Es verliert im Großen und Ganzen mehr und mehr seinen celtischen und katholischen Charakter, wird immer englischer und protestantischer*) und damit vielleicht weniger poetisch, sicherlich aber glücklicher. Das oben bezeichnete Buch setzt sich die Aufgabe, das alte und das neue Irland zu schildern, jenes in vier kleinen Erzählungen nach dem Englischen, dieses in Reisebildern, welche während einer Tour nach den merkwürdigsten Punkten der Smaragdinsel gesammelt wurden. Beide Abtheilungen enthalten manches Hübsche und Interessante, und das Ganze ist eine willkommene Vervollständigung des Huberschen Buches über Irland. Wir geben in Folgendem einige Proben. Der Verfasser gibt in der Einleitung eine Charakteristik des Irländers, den er mit dem Slaven zusammenstellt.

„Der frühere Schauspieler und nachherige Schauspieldichter Johann Christian Brandes erzählt in seiner noch immer lesenswerthen, an drastischen Momenten überaus reichen „Lebensgeschichte“ eine Geschichte, die ihm in Polen begegnete, als er fünfzehnjährig seinem Principal, einem stettiner Kaufmann, durchgegangen war und sich, von allen Mitteln entblößt, in der Welt herumtrieb. Von Danzig aus hatte er es, des Bettelns müde, als wandernder Krämer mit einigen Pfunden Taback auf dem Rücken versucht und kam eines Tags in ein stattliches Kassubendorf, von dessen Bewohnern er sich ansehnlichen Absatz versprach. Im Wirthshause ward der „Brasilientobak“ ausgekramt und den anwesenden Gästen feil geboten. Ein betrunkener Bauer forderte ein Dütchen und Brandes gab ihm nach Gutdünken; ehe er sich aber umsah, fuhr eine Faust nach seinem Ohr. „Infamer Gauner! Ist das für ein Dütchen Tabak? Glaubst du, daß ich besoffen sei, Spitzbube?“ Der Mißhandelte bat, so viel er konnte, und entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß des Handels; aber je mehr er gute Worte gab, desto wüthender wurde der Bauer. Endlich schrie der improvisirte Tabuletkrämer nach Hilfe, da er keinen andern Ausweg wußte, sich von den polnischen Fäusten zu befreien, und es trat der Wirth ein, welcher soeben aus der Kirche kam. Kaum erfuhr dieser, daß Brandes mit Taback handelte, welche Waare er gewöhnlich seinen Gästen selbst zu verkaufen pflegte, als er sofort dem Bauer Recht gab, und weil er diesen Schleichhandel für einen unverzeihlichen Eingriff in sein sich selbst zugeeignetes Monopol hielt, so erklärte er ohne weitere Umstände den Taback für Contrebande, behauptete, daß ein so elender, zerlumpter Bett-

*) 1821 verhielten sich die Protestanten zu den Katholiken ungefähr wie 1 zu 3, jetzt — wo die Zahl der letzteren namentlich durch Auswanderung, theils auch durch Noth und Elend um fast zwei Millionen abgenommen hat — befinden sich die Protestanten nur noch in einer Minderheit von 500,000 Seelen.

ler, der nicht einen Groschen in der Tasche habe, den Taback in Danzig gestohlen haben müsse, und da die anwesenden Bauern der Behauptung sämmtlich beistimmten, so wurde das ganze Waarenlager auf der Stelle confiscirt. Der unglückliche Junge stemmte sich gegen die Gewaltthätigkeit aus allen Kräften, und da seine Bitten und Vorstellungen nichts fruchteten, so drohte er bei dem Richter des Orts sich deshalb zu beklagen. „Wie? was?" rief der aufgebrachte Wirth, „du willst mich verklagen, Gaudieb? Nun gut, so verklage mich: ich bin der Richter!" Hierauf ging das Gehämmer von neuem los, und zwar so unbarmherzig, daß der Betroffene Mühe hatte, die Thüre zu gewinnen, und kaum war er entwischt, schrie er Mordio. Auf dieses hin wurden die Hunde gegen ihn losgelassen, und nicht ohne neue Verletzungen konnte er sich vor seinen Verfolgern durch einen halsbrecherischen Sprung über eine Hecke retten.

So oft ich mir diese Geschichte vergegenwärtige, fällt mir die irische Wirthschaft ein, die meiner innersten Ueberzeugung nach mit der slavischen die größte Aehnlichkeit hat. Erscheint der polnische Bauer vor Gericht, so kann man sicher sein, daß seine Frau ihn dahin begleitet. Wird er gefragt, so antwortet seine Ehehälfte, ohne Ausnahme mit sehr lauter und aufgeregter Stimme, bis der Richter, nachdem er ihr zu wiederholten Malen, jedoch vergebens, zu schweigen geboten, sie durch den Gerichtsdiener nach dem Zuschauerraume schaffen läßt. Jetzt wird mit dem seines bessern Selbst beraubten Hausherrn das Verhör fortgesetzt; derselbe wird sich aber wol hüten, eine Antwort zu geben, bevor er sich nach seiner Beratherin umgesehen, die ihm auch unaufgefordert mit sehr verständlichen Gesticulationen ihre Willensmeinung zu erkennen gibt. Zu einem gütlichen Vergleich ist der polnische Bauer fast nie zu bewegen, und wenn der Richter ihm an den Fingern vorrechnet, daß er durch einen Urtheilsspruch nur verlieren kann. Er will das „Papier mit dem Adler", womit er sich unter allen Umständen zufrieden gibt; denn der Pole hat eine heilige Scheu vor dem Gerichte, so zwar, daß der Mann sich aufs tiefste vor dem Richter verneigt, die Frau ihm Hand und Kleider küßt. Nur in Erklärungen, auf freundlichen Zuspruch darf der Träger der Themiswage sich nicht einlassen; bei den verstocktesten Verbrechern richtet man damit mehr aus als bei dem polnischen Bauer, der einen stiermäßigen Eigensinn besitzt, aber in demselben Maße von Bewunderung für den preußischen Referendarius erfüllt wird, wenn dieser mit Flüchen und Drohungen auf ihn losdonnert, die der Dolmetscher niemals unterläßt, den Betreffenden Wort für Wort ins Polnische zu übersetzen. Ein Vergleich gelingt nur dadurch, daß der Richter den Parteien, die vielleicht über zwei Groschen Sportelgebühren sich nicht einigen können, den Vorschlag macht, die zwei Groschen gemeinschaftlich in Schnaps zu vertrinken. Der wahre Peststoff ist der Branntwein, den der Wirth in

einer Dorfschenke bei einem einzigen Kunden manchmal in mehren hundert Posten zu einem halben oder einem ganzen Groschen auf die Kreide nimmt. Wird er am Ende klagbar und der Schuldner wird vor Gericht befragt, ob er die Schuld anerkenne, so leugnet er und ist erbötig, alles zu beschwören.

Die meisten dieser Züge hat der Pole mit dem Irländer gemein. Vor ein paar Jahren hatte jemand in Connaught am hellen Tage und vor einer Menge Zeugen einen Mord begangen. Ein Alibi war unter diesen Umständen nicht zu beschwören, als dem Advocaten des Verbrechers, der seinen Clienten bereits verloren gab, ein Fuchs von einem Rechtsgelehrten ins Ohr flüsterte: „Der baumelt am Galgen, wenn Sie nicht beweisen können, daß er verrückt ist." — „Ja, wahrlich verrückt, wie ein Märzhase! Durch eine Unzahl Menschen kann ich es beweisen." — „Hörten Sie etwa, daß er etwas Schiefes that, etwa seine Schuhe verzehrte oder so etwas?" — „Schuhe? Ich will einen Mann stellen, der beschwören kann, daß er ein neues Paar Holzschuhe mit Nägeln und Zubehör aufaß!" — „Wohlan! so lassen Sie den Zeugen los." Wirklich fand der Kennerblick des Advocaten sogleich ein passendes Subject aus der Menge der Zuhörer heraus, das ohne alles Bedenken die Verrücktheit des Angeklagten eidlich bezeugte, worauf die einsichtsvollen Geschworenen den Mann, der ein Paar Schuhe mit Bändern und Sohlen aufgespeist, frei sprachen. Bei einer andern Gelegenheit stellte der Richter einem Mädchen, von dem er überzeugt war, daß es im Begriffe stand, einen Meineid zu schwören, ernstlich den Schritt vor, den die Leichtsinnige thun wollte. „Weißt du, mein gutes Kind, welche Folgen ein Meineid für dich haben würde?" — „Zuverlässig, Herr, das weiß ich recht wohl: ich würde meine Auslagen nicht bezahlt bekommen".

Interessant ist dann, was der Verfasser über die agrarischen Verhältnisse sagt. „Häufig haben uns die Zeitungen Kunde gebracht von schauderhaften agrarischen Morden, die in einigen nördlichen Districten vorkamen. Die Rotte der „Bandmänner" war auf der Insel nie ausgestorben: als „Weißburschen" (Whiteboys), „Vertheidiger" (Defenders), „Rechtburschen„(Rightboys), Stahlherzenburschen" (heart of steel boys), „Eichenherzenburschen" (heart of oak boys) reicht eine Generation der „Ribbonmen" der andern die Hand, jener verschworenen Banden gar nicht zu gedenken, welche nach den fingirten Namen ihrer Führer (captains) genannt wurden.

Alle diese Verbrüderungen und Verschwörungen hatten ihren Ursprung nicht in politischen Beweggründen, vielmehr in den unseligen Agriculturverhältnissen. Die Pächter behaupten, den hohen Bodenzins nicht erschwingen zu können; in den meisten Fällen heißt dies aber so viel als: sie wollen und können an den Grundbesitzer gar nichts bezahlen, und schießen ihn oder seinen Aufseher hinterrücks nieder. Die Furcht vor den

Bandmännern und ihrer irischen Vendetta ist unter den gemeinen Leuten alsdann so groß, daß sie den Mörder nicht angeben, und wenn sie ihn auf drei Schritte gesehen und erkannt haben. Vom Richter verhört, betheuern sie eidlich, nichts gesehen zu haben. In Betreff der Organisation der jüngsten Mordverschwörung wird versichert: das dem Mörder bezahlte Blutgeld bestehe in Deckung seiner Auswanderungskosten nach Amerika, wozu die Pächter in ganz geschäftlicher Weise $1\frac{1}{2}$ Penny wöchentlich für den Acker (Morgen) bezahlen. Grade so compulsatorisch und geschäftsmäßig ist auch ihr Schuldigbleiben der Pacht organisirt. Abmachen können sie, welcher Pachtsatz es auch sei, aber wirklich bezahlen dürfen sie nur 6 Sh. 8 D. für den Acker; den Rest müssen sie hartnäckig schuldig bleiben. Verfügt der Besitzer oder Agent deswegen Execution gegen sie, so ist er von dem Augenblick an eines der auserkorenen Opfer der Blutvehme. Einer der großen Landlords hat von 3000 Pächtern, deren jeder fünf Acker gepachtet hat, seit Jahren nicht einen Dreier bekommen. Der durch seine Sonderbarkeiten berüchtigte Marquis von Londonderry bewilligte unlängst allen seinen Farmern, die ihre Rente nachzahlen würden, einen weit niedrigeren Pachtzins.

Die Irländer freilich schleudern den Engländern die Mooresche Strophe ins Gesicht:

On our side is virtue and Erin,
On theirs is the Saxon and guilt.

Es gab eine Zeit, wo kein Katholik in Irland, und mochte er vom ältesten und edelsten Blut des Landes sein, ein Pferd haben durfte über fünf Pfund Werth. Wenn ihm ein Protestant diesen Preis bot, so mußte er es ihm überlassen. Die Engländer sagen freilich zu ihrer Entschuldigung: als Jakob II. den wüthenden Tyrconnel zum Vicekönig von Irland machte, sei es auf eine Ausrottung der englischen Colonisten daselbst abgesehen gewesen, und Macaulay fügt noch überdies hinzu, die Iren seien hinter den englischen Colonisten so weit zurückgestanden, als die Indianer Mexicos hinter den Genossen des Cortes. Wie hätte dies aber auch anders sein können, nachdem Cromwell ernstlich damit umgegangen war, Irland für eine Jahresrente von 2 Mill. Pfd. St. an die Juden zu verkaufen! Nichts desto weniger war es ein noch jämmerlicherer Einfall, daß Jakob nicht blos das seit Cromwell den Irländern durch Raub und Confiscation entzogene Land wieder zurückzugeben, sondern zugleich mit Hilfe irischer Bataillone den Protestantismus und die bürgerliche Freiheit in England zu unterjochen beabsichtigte. Der Schwächere mußte nach kurzer und blutiger Entscheidung unterliegen: der Ire ward der Holzhacker und Wasserträger des Engländers, den er hatte knechten wollen. Die frühern Besitzer, indem sie wieder erlangen wollten, was sie verloren hatten, verloren überdies größtentheils, was sie ehedem noch behalten hatten.

Das momentane Uebergewicht der römischen Kirche rief bald eine lange Reihe barbarischer Gesetze gegen den Katholicismus hervor, die das Gesetzbuch Irlands zu einem Brandmal in der ganzen Christenheit machten. Kein Freund der Menschheit wird es den Trabanten des Oraniers vergeben können, daß ein holländischer General Wilhelm van Ginckel, der Sieger von Anghrim, an die Regierung seines Königs schreiben mußte: „Ich hätte sehr gewünscht, eine humane Declaration würde die irische Armee bestimmen, sich aufzulösen und uns eine Schlacht ersparen. Nun aber sehe ich wohl, daß es den Beamten mehr darum zu thun ist, die Jahresrente des englischen Grundbesitzers in diesem Königreich um 50 Pfd. St. zu erhöhen, als England eine Ersparniß von 50,000 Pfd. St. zu verschaffen."

Um so trauriger ist es, daß der berühmte Reisende Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg über die Irländer in Nordamerika berichtet: „Die Irländer sind fast durchgängig ein entwürdigtes, fanatisches, händelsüchtiges und diebisches Gesindel." Daneben wird man wenig auf die Versicherungen englischer Landlords zu geben haben, daß der irische Ackerbau zusehends sich bessere. In dem Annual Report upon the agricultural condition of Ireland, von Capitain Larcom, finde ich die Angabe: im Jahr 1850 seien in Irland 214,544 Acker mehr angebaut worden als im Jahre 1849; auch habe während dieses Zeitraums der Viehstand sich um 146,820 Stücke vermehrt. Wie reimt es aber damit, daß in demselben Jahr 1850 139,000 Acker weniger mit Weizen bebaut waren als 1847, was einen Geldwerth von 1,300,000 Pfd. St. darstellt? Im Jahr 1845 führte Irland 779,000 Quarter Weizen und Mehl aus, und 1850 nur noch 168,000 Quarter. Allein an Ausfuhrzöllen gingen 1,222,000 Pfd. St. verloren. Landwirthschaft und Agriculturgesetze befinden sich in Irland auf gleich niedriger Stufe. Das ganze System ist mittelalterlich-feudalistisch. Man lese nur N. Hancocks „Impediments to the prosperity of Ireland," und man wird begreifen, warum der „agrarian offender" in Irland überall Sympathien findet. „In unsrer Gesetzgebung," äußerte der Richter Pennefather, „kommt das Interesse des Pächters nirgend in Betracht, alle das Grundeigenthum betreffenden Gesetze sind lediglich dazu gemacht, dem Landlord die Zahlung seiner Rente zu sichern," und gewiß trägt dieser Uebelstand die meiste Schuld, daß, wie wir von dem gelehrten Grafen Roß (Letters on the state of Ireland) erfahren, in Irland unter zehn wegen Mords Angeklagten nur einer verurtheilt wird. In England und Schottland dagegen kommen neun Verurtheilungen auf zehn Anklagen. Mehr als 3½ Millionen Morgen, die wüst liegen, ließen sich in Acker- und Weideboden umwandeln, allein das Gesetz spricht: „Der Pächter hat nicht das Recht, die Natur des verpachteten Landes zu ändern, dadurch, daß er wüstliegendes Land einfenzt und anbaut." Und der Grund-

besitzende kann seinen Pächter nicht einmal von dieser unsinnigen Bestimmung entbinden. In Nordirland wollte ein englischer Capitalist eine Flachsspinnerei anlegen, die dem armen District reichlichen Gewinn abgeworfen hätte. Ein Landbesitzer fand sich sofort unter sehr günstigen Bedingungen bereit, den erforderlichen Grund und Boden an den Capitalisten zu verpachten; allein der Rechtsanwalt des letztern machte ihm bemerklich, daß der Grundbesitzer so günstige Bedingungen gar nicht bewilligen könne, und, wenn die Mühle gebaut sei, die höchste Rente für das Landstück fordern müsse. Land zu kaufen ist durch das Gesetz nicht blos erschwert, sondern in den meisten Fällen gradezu unmöglich gemacht. Die Uebertragung und der Verkauf von Grundeigenthum sind solchen gesetzlichen Schwierigkeiten, Kosten und Chicanen unterworfen, daß an Sporteln allein für ein Grundstück von 1200 Pf. St. 200 Pf. St., für eines von 500 Pf. 124 Pf. St. bezahlt werden müssen. Und um das Maß des Unsinns voll zu machen, werden die Sporteln immer größer, je geringer der Werth des Grundstücks ist, so daß für eine Besitzung, die 250 Pf. St. kostet, 6, für eine andere, die 230 Pf. St. werth ist, 8, und für die dritte, die zu 150 Pf. St. erstanden wird, 16 Procent entrichtet werden müssen! Bei einem Gut, das 30,000 Pf. St. werth ist, betragen die Sporteln nur 3 Procent. Dazu nehme man, daß das Land nicht ordentlich vermessen und ohne geordnete Lagerbücher ist. In der Ordnance Survey und in andern Registern ist das Material so zerstreut, daß es schwer hält, selbst mit dem Aufwand von Zeit und Geld, einen Kauf zu bewerkstelligen so leicht es auch wäre, aus den vorhandenen Materialien ein Landkataster zusammenzustellen.

Eine fernere Thatsache ist es, daß das irische Pachtwesen das unvernünftigste ist, das man sich denken kann. In der Regel thut der Landlord für den Pächter gar nichts; dieser ist darauf angewiesen, Wohnhaus, Stallung und Scheune sich selbst herzustellen, das Land einzufriedigen, und nimmt er sonstige Verbesserungen des Pachtgutes vor, so ist er gesetzlich nicht berechtigt, nach Ablauf der Pachtzeit dafür Entschädigung zu fordern. Ein solcher Zustand der Dinge, heillos wie er seinem Wesen nach ist, mußte in Irland doppelt lähmend und entwürdigend wirken, weil es dem Keltenthum von jeher an der sittlichen Kraft gebrach, auch unter ungünstigen Verhältnissen sich in der Weltordnung zurechtzufinden und zur freien Menschenwürde empor zu arbeiten.

So schwächlicher und verkehrter Sinn rächt sich früher oder später an einem Volke. Die Pachtverhältnisse sind in Irland seit der normannischen Eroberung auf derselben Stufe stehen geblieben, und es bildet in der That ein interessantes Thema, England, Schottland und Irland von dieser Seite miteinander zu vergleichen. In Schottland werden die Pachtverträge in der

Regel auf 19 Jahre geschlossen, und es ist dies sicherlich eine der Hauptursachen von dem blühenden Zustand des schottischen Landbaues. Die irische Pacht dagegen ist noch immer so beschaffen, wie sie zur Zeit der Eroberung des Landes den glücklichen Soldaten sich als vortheilhaft erwies. Der über Nacht zu einem ungeheuern Grundbesitz gelangte Krieger mochte natürlich sein Feld nicht selbst bebauen: es war ihm lediglich um die Rente zu thun, und um sich nicht mit der Verpachtung, von der er gleichfalls nichts verstand, befassen zu müssen, überließ er das Grundstück an einen Generalpächter oder „Mittelsmann" (middleman) gegen eine bestimmte Pachtsumme. Der Mittelsmann verpachtete sodann aus zweiter Hand die Felder an eine beliebige Zahl kleiner Leute — ein Verfahren, ganz demjenigen ähnlich, das in den dreißiger Jahren in Süddeutschland unter dem Namen „Hofmetzgerei" d. h. parzellenweiser Verkauf eines zumal erstandenen Gütercomplexes, eine traurige Berühmtheit erhielt. Der Mittelsmann suchte natürlich den Kleinpächter möglichst zu schrauben, und hatte dann weiter nichts zu thun, als den Pachtzins einzuziehen, der ihm reichlichen Gewinn abwarf. Solche Mittelsleute sind die O'Connells. In einigen Districten Irlands, namentlich in Derry und Antrim, gibt es noch Ewigkeitspächter (leases for ever, perpetual leases), die dem Grundherrn sogar das Recht nehmen, sein Land zu verbessern. Welches Interesse sollte er noch ferner daran haben! Dann kommen die Leases auf bestimmte Zeit: drei Leben, ein Leben auf 20, 21, 31 Jahre 2c. Die Lease auf dreimal sieben ist die gewöhnliche Pachtzeit für Kirchenland. Die fehlerhafte Gesetzgebung läßt auch dabei einen bessern Betrieb nicht aufkommen, ebenso wenig als das gleichfalls weitverbreitete und in Italien übliche System der Tenants at will, wonach es lediglich dem Belieben des Landlord anheimgegeben ist, seinen Pächter zu behalten oder fortzujagen. Auch in England gibt es solche Willkürpachten; aber dort steht dem Pächter gegen die böswillige Ungunst und Willkür eines Grundbesitzers die öffentliche Meinung als schützender Engel zur Seite.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Johannes von Müller und seine Zeit.

1.

Auf jeden, der nicht an der bloßen Zerstörung seine Freude hat, macht der Eifer und die Hast, mit der wir die anerzogene Ehrfurcht von den gefeierten Größen unseres Vaterlandes von uns abstreifen, mitunter einen peinlichen Eindruck. Je weniger man den Einfluß dieser Neigung von sich abwehren kann, je tiefer man insgeheim ihre Berechtigung empfindet, desto unwilliger ist man gegen diejenigen, die das nothwendige Uebergangswerk vollziehen. Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz der Gotschedschen Schule beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinah so fremd wie das fein ausgeführte Bild in jenem merkwürdigem Buch. Die Schriftsteller wetteiferten mit dem Publicum, für die Gestalten der eignen Phantasie und für alles Große, was jemals geschaffen war, Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man scheute sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, lebhaft auszusprechen und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen. Man glaubte nicht unbedingt an den dreieinigen Gott, aber in erhöhter Stimmung glaubte man an alles: jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Die Kindlichkeit der schönen Seelen ging zuweilen ins Kindische über, und je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in seinen Irrfahrten gewann: der harte männliche Ernst, der allein ein Volk dauernd vorwärts bringt, bildet sich nicht aus, wenn das Gefühl jedem neuen Eindruck offen steht, und was keinen Widerstand findet, übt auch nicht die Kraft. Aber es war viel Farbe in dieser liebenswürdigen Zeit, und wenn wir über ihre Leistungen nicht ganz so denken wie ehemals, so können wir sie doch nicht ohne Rührung betrachten, nicht ohne den beklemmenden Zweifel, ob das, was wir an ihre Stelle gesetzt, gleich geeignet ist, das Glück der Menschen und den Schatz ihrer Ideen zu vermehren. Gleichviel! Die Empörung gegen

die alte Autorität war nothwendig. Es ist nicht blos der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht blos die größere Breite und Höhe unsrer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehn mit einem ganz neuen, sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Die Sache gilt uns mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung, das bestimmte Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt. Schlimm genug, wenn das neue Princip zuerst zersetzend, unschön, inhuman sich äußerte: Uebertreibungen sind bei keinem Uebergang zu vermeiden. Jetzt stehn wir fest in der Ueberzeugung, daß nur ein großer Wille groß empfindet und Großes schafft, daß nur in der Wirkung fürs Ganze der einzelne sich wahrhaft befriedigt, und in dem Bewußtsein dieser Sicherheit können wir einseitige Urtheile bedingen, in dem unreifen Ganzen das bedeutende Einzelne mit Freuden anerkennen.

Vielleicht niemand hat unter diesem Umschlag der Meinung so gelitten, als Johannes Müller. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts stand er auf einer Höhe des Ruhms, an die wenig andere Namen hinanreichten. Die andern gefeierten Schriftsteller, selbst die ersten, wurden meistens von einer Partei getragen; über Müller war alles einig, die Fürsten und Staatsmänner wie die gewöhnlichen Leser; die Verfechter des Alten wie die Demokraten; selbst die Philosophen, deren Grundsätze er zuweilen sehr hart anfocht, kamen ihm mit Achtung entgegen, und die ersten Männer der Wissenschaft und Kunst nahmen keinen Anstand, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Freilich war diese scheinbare Stärke seine Schwäche, denn wer von allen gefeiert wird, pflegt es auch mit allen zu halten. Als nun der Augenblick der That kam, wo die Meinungen sich scheiden mußten, ward er zu leicht befunden. Aber an dem Verdammungsurtheil, welches seine Apostasie noch heut hervorrufen muß, betheiligte sich damals doch nur die Partei der Patrioten. Es war noch keineswegs eine allgemein angenommene Voraussetzung, daß zur Größe eines Schriftstellers seine sittliche Würde gehört. Erst jetzt, wo man immer ernster darauf geführt wird, daß keine Vorzüge den Mangel an männlicher Haltung ersetzen, hat man mit gerechter, aber zuweilen unerfreulicher Härte ein Stück seines Ruhms nach dem andern untersucht, man hat nicht blos seine Schwächen als Mensch und als Bürger, sondern auch als Forscher und Künstler ans Licht gezogen, so daß er als ein hohles Idol dasteht. Wir sind in der unangenehmen Lage, jene Vorwürfe nicht blos zu rechtfertigen, sondern nach vielen Seiten hin zu verschärfen; ja wir müssen sagen, daß bei dem genauern Studium seines Lebens das Erstaunen zuweilen so groß wurde, als wären wir im Reich der Fabel. Aber es wäre ganz gegen unsern Zweck, wenn nicht bei unsrer Schilderung zugleich die vielen liebenswürdigen, edlen, ja die großen Seiten des Mannes hervorträten. Zwar

ist es eine schwache Rechtfertigung, wenn der Einzelne bei bedeutenden Anlagen ein getreues und potenzirtes Abbild von den Schwächen seiner Zeit darstellt, aber es fördert wenigstens das Verständniß seiner Seele, die sonst ein Räthsel bliebe. Es versteht sich, daß unser Endurtheil nur als Resultat unsrer gesammten Darstellung hervorgehen kann. Doch halten wir es für nöthig, im voraus auf einige Gesichtspunkte aufmerksam zu machen.

Am schwersten lastet auf Müllers Ruhm der Makel seines Abfalls im Jahr 1807. Es wird sich ergeben, daß dieser Abfall kein vereinzelter Act seines Lebens war, der den übrigen widerspräche. Die Zeitumstände gaben ihm eine so ernste Bedeutung, aber der Fähigkeit, schnell die Stimmung zu wechseln, aus der er einzig und allein hervorging — von den gemeinen Motiven seiner Mitschuldigen muß Müller freigesprochen werden — begegnen wir an jedem Wendepunkt seines Lebens. Mehr noch als alle seine Zeitgenossen besaß Müller ein Gemüth, in dem jede große Bewegung schnell nachzitterte; in einfachen Verhältnissen, in der Familienpietät, in der Freundschaft treu, hingebend und der größten Aufopferungen fähig, hatte er bei allen umfassenderen Ideen nicht die Kraft, das einmal gewonnene Gefühl so fest zu halten, daß es einem neuen stärkern Widerstand geleistet hätte. Dasselbe Feuer, mit dem er die Eindrücke der Natur, mit dem er große und schöne Züge in dem Buch der Geschichte auffaßte und darstellte, mit dem er sich jedem, der ihm liebevoll entgegenkam, an die Brust warf, dasselbe Feuer erfaßte ihn bei jeder imponirenden Erscheinung und trieb ihn augenblicklich zur schrankenlosen Vergötterung. Wenn er schon in seiner Freundschaft fortwährend in die Stimmung leidenschaftlicher Liebe übergeht, so hat seine Begeisterung für Friedrich den Großen, dann für Napoleon etwas ausschweifendes, besessenes. Sie unterhalten sich eine Stunde freundlich mit ihm und ziehn ihm dadurch die Seele aus der Brust, er verlirt ihnen gegenüber das Urtheil und den Willen. Es ist durchaus nicht der gewöhnliche Servilismus, aber jener ursprünglich edle Verehrungstrieb, aus dem der Servilismus hervorgeht. So etwas begegnet ihm selbst minder bedeutenden Männern z. B. Gentz gegenüber, wenn sie es einen Augenblick verstehen, durch eine Idee oder auch nur durch ein Bild den Funken des Enthusiasmus in seine Seele zu werfen. Nun kann es nicht fehlen, daß bei dieser Vorschnelligkeit der Empfindung häufig die bittersten Enttäuschungen eintreten, und diese wirken dann wieder auf die Stimmung der Seele zurück. Wer schnell in Enthusiasmus geräth, ist auch leicht geneigt zu verzweifeln, und am leichtesten geschieht es, wenn man sich, wie Müller, nie in der Dialektik geübt, sondern sich mit unbedingtem Aberglauben den Thatsachen gefangengegeben hat. Nach der Schlacht bei Jena war ihm nicht blos der preußische Staat unrettbar verloren, sondern er sah darin den Finger Gottes, den man leicht in jedem rohen Zufall herausfindet, wenn

man selbst keinen starken Willen hat. Dann überkommt ihn die Weissagung, er fühlt sich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes über die gemeinen Urtheile der Sterblichen entrückt; und in der That, seine Blicke sind zuweilen von einer wunderbaren Tiefe. Aber zu leicht verliert sich der Prophet in leere Declamationen und wenn dann ein neuer Eindruck, eine neue angebliche Thatsache ihn überwältigt, so ist die frühere Stimmung vergessen. So mancher Stelle in seinen Briefen fehlt nur wenig, um sich zu einem schwungreichen Gedicht zu erheben, und dabei sieht er mitunter richtig voraus, was kein anderer um ihn bemerkt; aber es ist ein fremder Geist, der über ihn kommt und aus ihm weissagt: der Geist der großen alten Schriftsteller, die sein Gemüth und seine Einbildungskraft erfüllen, die aber sein Urtheil und seinen Willen nicht gestählt haben. Diese dunklen Visionen erhalten durch einen eigenthümlichen Widerspruch seines Wesens noch eine seltsame, aber anziehende Farbe. Oeftere Enttäuschung hat ihm Mißtrauen gegen die Stimme seines Innern eingeflößt, und wenn er sich dennoch zum Sprechen entschließt, so empfindet man die Gewalt, mit der es ihn fortreißt, zugleich aber auch das schmerzliche Vorgefühl, daß ihm selbst das Gesicht nicht zu Gute kommt. Derselbe Widerspruch ist in seinem praktischen Leben. Sanguinisch und sorglos bis zum kindischen in allen irdischen Angelegenheiten, vertieft er sich zuweilen wieder in eine ängstliche hastige Berechnung; er denkt mit Unruhe an den nächsten Tag und dessen Bedürfnisse, und ist nie mehr einem Kinde vergleichbar, als wenn er mit anscheinender Weltklugheit Pläne für die weite Zukunft schmiedet. Das Glück oder vielmehr seine Unschlüssigkeit hatte ihm versagt das zu finden, was allein ein dauerndes Heimathgefühl einflößt, und so war er ein unstäter Wanderer durch aller Herren Länder, durch alle Religionen, durch alle Völker, ja seine Phantasie schweifte vorgreifend von Rom bis an die Newa. So heftig sich zuweilen der Unwille regt, wenn man bei einem Mann von der höchsten Bildung Tag für Tag empfindet, daß er niemals weiß was er will, zuletzt, namentlich bei seinem unglückseligen Ausgang, durch den er vieles abgebüßt, überwältigt doch die Rührung, freilich auch die Einsicht, daß für einen Mann das schlimmste Verderben die Charakterschwäche ist.

Für einen tiefen Kenner der Geschichte liegt das Mißverständniß nah, das freiere und schärfere Urtheil über so manche dankbare Partien der Weltbegebenheiten müsse ihn auch befähigen, unmittelbar ins große Leben Europas einzugreifen. Wie sehr sich nicht blos Müller über sein staatsmännisches Talent geirrt, sondern auch Männer, die wol wußten, was es damit auf sich habe, z. B. Gentz, liegt auf der Hand. Nie war ein Mann weniger zum Politiker geeignet als Müller. So laut er von der frühsten Jugend an gegen den Zeitgeist Zeugniß ablegte, so leicht wurde er von jeder Strömung

mit fortgerissen. Auch in seinem Urtheil, wo es sich um vergangene Dinge handelt, wird man oft durch die seltsamsten Widersprüche befremdet. Jede Thatsache hat verschiedene Seiten, und wenn man ihnen gegenüber nicht auf einem festen Standpunkt steht, so wird man bald durch die eine, bald durch die andere geblendet. In seinem Gemüth an den engen Kreis seiner nächsten Freunde, seiner Heimath, seiner Familientraditionen gebannt, erstieg er durch seine wissenschaftlichen Forschungen eine Warte, die unendlich hoch über das Gewühl der Sterblichen hinausragte. Beides zu vermitteln ist ihm nicht gelungen. Es waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens, zwischen denen seine Seele in den heftigsten Schwingungen zitterte; heute hoffnungsreich revolutionär, morgen ein verbitterter Anwalt alles Alten, weil es alt war, heute ein Apostel der Freiheit und Humanität, morgen Christ und Mystiker; heute ein Weltbürger in der verwegensten Bedeutung, morgen nichts als treuherziger Eidgenosse. Die Farbe kam niemals aus seiner Einsicht, sondern aus seinem Gemüth und dessen unmittelbaren Beziehungen. Bei diesem fortwährendem Wechsel der Stimmungen übersieht man leicht das Echte und Bleibende in demselben; und doch ist es vorhanden; ja man könnte aus seinen Briefen und Schriften, wenn man die augenblicklichen Auswüchse entfernt, ein Lehrgebäude echter Staatsweisheit entwerfen, das ihm freilich nicht zu gute kam, weil das bloße Stichwort Evolution nicht Revolution! noch nicht ausreicht, das aber seine Nachfolger auf das mannigfaltigste befruchtet hat.

Bei diesem Wesen kann auch ein classischer Geschichtschreiber nicht gedacht werden, doch ist man, namentlich seit Niebuhrs Urtheil bekannt geworden ist, gegen seine Forschungen häufig ungerecht. Wir werden sehen, wie der Haß sowol gegen die philosophirende, als gegen die kritisch zersetzende Geschichtsforschung den Leitton seines Studiums bildet, und grade diesen Richtungen war es vorbehalten, der Wissenschaft eine neue Gestalt zu geben. Aber es wäre das höchste Unrecht, die wissenschaftliche Grundlage seiner Geschichtskenntnisse zu bestreiten. Leider ist bei weitem der größte Theil seiner Arbeiten, die Excerptensammlung aus allen Quellenschriftstellern der Weltgeschichte, für ihn fruchtlos gewesen. Spätere haben viel daraus gelernt, nicht immer mit der gebührenden Anerkennung ihres Lehrers. Sein Wissen war staunenswerth und sein Trieb, mit Bienenfleiß fortwährend neues Material zu sammeln, hat unter den damaligen Gelehrten nicht seines Gleichen. Nicht blos in der Geschichte aller Länder und Völker war er der erste Gelehrte seiner Zeit, er umfaßte, und keineswegs als bloßer Dilettant, das Gesammtgebiet der Literatur, und hatte aus allen Zweigen der Staatswissenschaft ein gründliches Studium gemacht. Kritik in umfassenderem Sinn war nicht seine Sache, weil er die Thatsachen in ihrer Bildlichkeit zu sehr in sein Gemüth aufgenommen hatte,

um sie der Zersetzung Preis zu geben. Aber wie verständig er in einem wirklich historischen Zeitalter den Inhalt aus den Quellen loszuschälen wußte, zeigt jede Zeile seiner Schweizergeschichte, für die er nicht blos jede Urkunde durchforscht hatte, sondern von der er auch über jede Localität aus unmittelbarer Anschauung Rechenschaft zu geben wußte. Man glaubt zu träumen, wenn man den unermeßlichen Umfang seiner Lectüren und seiner Excerpte verfolgt und dabei erwägt, daß er fortwährend durch diplomatische Geschäfte, durch Gesellschaften, durch eine ausgebreitete Correspondenz, durch Reisen in seinen Arbeiten unterbrochen wurde. Leider verstand er nicht genug, sich in seinem Schaffen zu concentriren, wie z. B. Ranke, der als Schriftsteller oft erstaunlich an ihn erinnert und der vielleicht durch ihn auf die echten Quellen seiner Lieblingsperiode aufmerksam gemacht wurde. Die venetianischen Gesandtschaftsberichte hat schon Müller sehr gut gekannt, sehr verständig über sie geurtheilt, sehr bedeutende Details aus ihnen genommen. Freilich hatte er nicht das Geschick seines Nachfolgers, aus diesen Details ein anziehendes Bild zu machen.

Und doch stand er in der Achtung seiner Zeitgenossen grade als Künstler sehr hoch. Um das zu begreifen, müssen wir an Klopstock denken, der damals als der erste Dichter gefeiert, heute kaum mehr gelesen werden kann. Beide hatten eine verwandte Aufgabe. Es galt, die Darstellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen in das Ideale zu erhöhen. Klopstock fand eine verwässerte Poesie, Müller eine triviale und rohe Prosa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: sie ließen den Stil nicht aus der Sache hervorgehen, sondern sie brachten ihn als eine ästhetische Forderung der Sache entgegen. Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwässerten Volkssprache, z. B. Müller aus den Chroniken; sie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit in der Form, jedes Wort sollte bedeutend und charakteristisch wirken. Sie spannten das Gemüth, um auch das scheinbar Unbedeutende mit einer gewissen Feierlichkeit auszudrücken. Vieles ist infolge dessen gezwungen und manierirt, und am wenigsten darf man ein Vorbild in ihnen suchen. Aber wo das Gemüth sich wirklich regt, und wo eine lebendige Anschauung die Seele erfüllt, finden wir bei beiden und namentlich bei Müller noch heute bedeutende Stellen, die uns mächtig ergreifen.

Freilich fehlte beiden etwas, was nicht blos für den Dichter die Hauptsache ist: Gestaltungskraft. Müller hatte edle und warme Empfindungen, lebhafte Anschauungen, einen scharfen Verstand, und die Fähigkeit tief zu denken: das alles reicht aber noch nicht aus, die schöpferische Kraft zu ersetzen, die darin liegt, daß Empfindung, Bild und Gedanke gleichzeitig in der Seele entspringen. Wenn Müller stark empfand, schwieg seine Intelli-

genz, und wenn er ernsthaft nachdachte, war sein Gemüth gelähmt. Die Vorschnelligkeit seiner Empfindung trübte auch im Einzelnen sein Gesicht und so kamen denn seine Gedanken, seine Bilder, seine Stimmungen wie Inspirationen über ihn, die er schnell aufzeichnete und die ihn infolge dessen beherrschten. Was er Composition nannte, bestand darin, daß er sich bemühte, diese einzelnen Aufzeichnungen aneinander zu schweißen. Daraus geht aber nie ein Ganzes hervor. Wir finden fast alle Momente bei ihm zusammen, die zur Charakteristik eines Menschen oder einer Begebenheit gehören; aber es sind disjecti membra poetae, der elektrische Funke fehlt, der ihnen Leben einhaucht, fast nie gelang es ihm, den innern Kern eines Charakters schnell zu fassen, und aus ihm heraus alles einzelne zu begreifen, er sieht ihn wol, aber nicht in dem Augenblick, wo es darauf ankäme, sondern beiläufig. Daher der Aufwand von Farben, die nicht immer zueinander stimmen und die in ihrer Mannigfaltigkeit mehr verwirren als deutlich machen. Daher seine Mystik, die unfähig, das Gesetz des Wesens zu ergründen, im sinnlosen Spiel des Zufalls ein geheimes Gesetz sucht und sich in dunkle Weissagungen flüchtet, weil sie in ihrer Einsicht sich selbst nicht genügt.

In seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen ist Müller eine höchst interessante Erscheinung, die wol eine gründliche und zusammenhängende Darstellung verdient. Noch bedeutender aber wird sein Leben dadurch, daß sich alle große Stimmungen der Zeit in ihm auf das Mannigfaltigste kreuzen, vielleicht mehr als bei irgend einem der großen Schriftsteller der Periode, weil er der vielseitigste und beweglichste war. In den 40 Bänden seiner Schriften, wenn man die 6 Supplementbände und andern Briefsammlungen z. B. die Gentzschen dazu nimmt, findet man das hinreichendste Material; möchte dieser Aufsatz die Cotta'sche Buchhandlung veranlassen, eine neue chronologisch geordnete Ausgabe zu veranstalten, um die tollen Fehler der beiden frühern wenigstens einigermaßen auszulöschen.

Johannes Müller wurde am 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen geboren. Seine Vorfahren gehörten seit vielen Geschlechtern zum Beamtenstand des Cantons, sein Vater war der erste, der zur Theologie überging: er war Diakonus und Conrector zu Schaffhausen. Der herzliche liebevolle Ton in der Familie erfreut uns in den Briefen um so mehr, je häufiger wir in dem Leben unsrer großen Schriftsteller ungeregelten Familienverhältnissen begegnen. In allen Wechselfällen seines Lebens bewahrte Müller seine treue Gesinnung für das väterliche Haus, er war ein guter Sohn und Bruder, und die feste Anhänglichkeit seines Gemüths macht viele Schwächen gut.

Noch ehe er lesen konnte, wußte er die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte. Sein Großvater mütterlicher Seite, Johannes Schoop, seit 1751 Pastor zu Schaffhausen, war auf seine Art ein Gelehrter: jeden freien Augen-

blick hatte er auf das Abschreiben helvetischer Urkunden, Gesetze und Geschichtsbücher gewandt, das er oft bis in die tiefe Nacht fortsetzte. Neben dem schrieb er alles, was er merkwürdiges las und hörte, sogleich an seinen Ort auf, und diese Ordnungsliebe vererbte er auf seinen Enkel. Er hatte eine große Sammlung historischer Kupferstiche, welche von der züricher Bibliothek als Neujahrsblätter an die Jugend ausgetheilt wurden, diese zeigte er dem wißbegierigen Knaben, erzählte ihm die vorgestellten Geschichten und bald war Johannes bei seinem bewunderswürdigen Gedächtniß im Stande, sie wieder vorzutragen. Die Holzschnitte in Münsters Kosmographie und Stumpfen Chronik konnte er fast alle nennen. Leider starb der Großvater schon 1757. Seitdem hielt ihn namentlich die Mutter zur Religion, zum Gebet und Lesen der Bibel an. Von seinen Schulkameraden wurde er seines schwachen Gesichts und seiner „zappelnden Lebhaftigkeit" wegen häufig verspottet. Auf der Schule lernte er nach der damaligen Sitte hauptsächlich lateinisch sprechen, zu Hause las er viel, meist historische Bücher, z. B. Hübners biblische Historien; später und mit größter Freude die Bibel selbst; den Orbis pictus, den Kaiser Octavianus u. a., hernach Gotth. Heideggers Acerra philologica; Hübners Geographie und zehn dicke Duodezbände Fragen aus der politischen Historie las er sehr eifrig und behielt die Namen und Jahrzahlen aller Fürsten der vier Weltmonarchien bis auf den letzten, so wie die aller Bürgermeister und Bürgervorsteher von Schaffhausen, und sein Gedächtniß war ihm so treu, daß er sie noch in den letzten Jahren seines Lebens ohne Fehler hersagen konnte. Aus den Stadtchroniken schrieb er in seinem neunten Jahr eine Geschichte von Schaffhausen nach Hübners Methode in Frage und Antwort. Unter einem verdrießlichen Schulrector mußte er außer dem heidelbergschen Katechismus des Cellarius lateinisches Wörterbuch und Baumeisters Definitionen der Wolffschen Logik, die niemand erklärte, auswendig lernen. Eine mühsame Vergleichung des Calvisischen, Usherschen und Petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte war sein erster Versuch historischer Kritik. Im Collegium Humanitatis in seinem 14 Jahre machte er sich für seine Studien einen Plan in griechischer Sprache und las die Bibel im Urtext sehr gründlich. Die Theologie hörte er nach Wyttenbachs, eines strengen Wolfianers Compendium, dem er aber niemals Geschmack abgewinnen konnte. Meistens blieb er bis spät in die Nacht bei seiner Arbeit und stand des Morgens um 4 Uhr wieder auf, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hatte. Seine Schulreden sind zum Theil noch vorhanden, und verrathen, namentlich die über den Pedantismus und über die Freundschaft, nicht wenig Spuren jener lärmenden Geniesucht, die man in jener Zeit wie eine Art Epidemie betrachten muß.

Es war in Schaffhausen gesetzliche Vorschrift, daß jeder Theolog wenigstens zwei Jahr auf einer auswärtigen Universität studiren mußte. So reiste er

von den Segenswünschen seiner Eltern begleitet, am 25. August 1769 nach Göttingen ab. Hier eröffnete sich ihm eine neue Welt. In den Briefen nach Hause herrscht eine unaufhörliche Begeisterung, er sieht in seinen Lehrern lauter große Männer. Zuerst imponirt ihm Michaelis (1771—91) der kritische Theolog, der theils durch seine Gelehrsamkeit, theils durch seine derben Späße seinen bisherigen naiven Glauben sehr erheblich erschütterte, zum großen Mißvergnügen seines Vaters, den er aber bald zu beruhigen wußte. Wunderlicherweise kam daneben seinen Eltern das Gerücht zu Ohren, ihr Sohn sei ein Zinzendorfianer geworden, habe allem Studiren entsagt, lese gar keine andern als ascetische Bücher und besuche die Versammlungen der Brüdergemeinde. In der That fanden beide sehr entgegengesetzte Neigungen in seinem empfänglichen Gemüth gleichzeitig Raum. Kirchengeschichte hörte er bei Walch, Philosophie bei Feder, Homiletik bei dem würdigen Moralisten Peter Miller, an den er sich am engsten anschloß, und bei dem er seit August 1770 wohnte. Schon zu Anfang desselben Jahres war er in die historische Gesellschaft unter Gatterers Leitung eingetreten. Auch mit Heyne stand er in Verkehr, und seine Neigung für die Geschichte gewann die Oberhand, als Schlözer*) mit seinem energischen Naturell sich seiner bemächtigte. Aus dieser Periode schreibt er am 28. Sept. an seine Eltern, er habe seine bisherige Hypochondrie überwunden: „ohne vieles Geräusch werde ich die wohlthätige Religion Gottes unerschrocken, nach Gewissen, ohne Absicht und Verstellung, ohne pedantische Schulfüchserei und Kathederphilosophie predigen. Philosophie der Grazien, des Gefühls, der Empfindung steht dem Lehrer der Religion besser, als alle 36 Quartanten, die Christian Wolf geschmiert hat, als der ganze Scot und Lombard, als die ganze weilandmodische mathematische Methode.“ Doch trat er noch December 1770 mit einer rechtgläubigen Disputation auf: Nihil esse Rege Christo ecclesiae metuendum, und nannte in einem Brief an seinen Vater 16. Juli 1771 Semlers „freie Untersuchuug des Canons“ einen der größten Unglücksfälle, welche die christliche Religion und Theologie seit dritthalb hundert Jahren betroffen, ein Zeichen, daß die Zeit des Abfalls und die Stunde der Prüfung nahe sei. „Der große und unsterbliche, aber etwas sonderbare und neuerungssüchtige Mann hat zuerst die Meinungen der Alten von den dämonischen Leuten im N. T. angegriffen, die sich doch auf die klarsten Schriftstellen gründen und die dämonischen für kranke, fieberhafte und rasende Leute, die Erzählungen der Evangelisten aber für nichts besser, als Livius seine Wundergeschichten ausgegeben. Vergeblich habe ihm Ernesti widersprochen, seine Partei werde immer stärker. In jener neuen Schrift

*) Geb. 1735, in Göttingen seit 1764, starb 1809. Von diesem Vater der deutschen Publicistik, an Talent und Charakter Müllers vollständiges Gegenbild, so wie von seinem Collegen Pütter gibt Mohl im 2. Bd. seiner Encyklopädie ein classisches Bild.

nimmt er an, nur die Bücher der Bibel wären Gotteswort, die zunächst auf die moralische Besserung des Menschen abzielen. Also z. B. die historischen Bücher des A. T. sind nur an wenigen Stellen göttlich und heilig. Im neuen Testament ist Matthäus ungöttlich, Marcus zweideutig, die Briefe Pauli sind mit Zusätzen verdorben, Petrus und Judas ungewiß, die Apokalypse ein Werk des Betruges. Also lasse man künftig jeden selbst nach eignem Geschmack entscheiden, was göttlich oder ungöttlich, was Gottes Wort und menschliche Zusätze sind!" — Diese Ideen weichen so weit von dem ab, was er sonst in jener Zeit ausspricht, daß Gentz Heuchelei darin findet. Aber abgesehen davon, daß Müllers jedem Eindruck leicht zugängliches Gemüth heute durch den heftigen Schlözer, morgen durch den sanften Miller bestimmt wurde, bildet diese Abneigung gegen die zersetzende Kritik, nicht aus theologischen, sondern aus ästhetischen Gründen, den Grundzug seines Wesens. In allen Lebensperioden ist der Glaube an die Thatsachen mächtig über ihn; was diese untergräbt, macht ihm Pein. — Damals (Apr. 1771) hielt er noch die Kirchengeschichte für seine Aufgabe, obgleich er die vielen Irrthümer und Unwahrheiten in den Berichten über die Heiligen und Märtyrer bereits durchschaut hatte. Erst Miller*) wies ihn an die Schweizergeschichte; sofort ergriff er diese Idee mit allem Feuer, dessen er fähig war, und seine vornehmste Lebensaufgabe war seitdem fixirt.

Er hatte Göttingen so liebgewonnen, und die religiösen Zustände seines Cantons**) waren ihm so zuwider, daß es ihm eine große Aufopferung kostete, nach Schaffhausen zurückzukehren; doch gab er den Vorstellungen seiner Eltern nach. Am 13. Oct. 1771 langte er wieder in seiner Vaterstadt an, wurde nach Ablieferung einer Exegese 31. Juni 1772 zum Examen vor dem Kirchenrath zugelassen und erhielt nach der Probepredigt die Erlaubniß zu den geistlichen Functionen. Am 9. Juni 1772 ertheilte die Regierung dem zwanzigjährigen Jüngling das Professorat der griechischen Sprache. Gleichzeitig erschien sein erstes historisches Werk: Bellum Cimbricum, welches er auf die Anregung Schlözers unternommen und zu seiner Zufriedenheit durchgeführt hatte, im Druck. Es war das Probestück, mit dem er thatsächlich von der Theologie zur Geschichte überging. Er predigte zuweilen, aber die gleich darauf

*) Ihm verdankte er auch, Juni 1771, die Bekanntschaft mit Gleim, aus der bald eine zärtliche Freundschaft wurde.

**) Nach dem Bericht seines Bruders (Bd. 4. S. 69) auch der Einfluß eines Lehrers, der ihm die Schweiz als ein Land der Dienstbarkeit und des Despotismus darstellte, wo unter den Gelehrten die größte Pedanterie herrsche u. s. w. — Offenbar meint er Schlözer, aber er thut ihm Unrecht, wenn dieser sich in seiner Weise auch oft stark ausgedrückt haben mag. 24. Nov. 1771 schreibt Schlözer an M.: „Einem Samojeden würde ich gram, wenn er mir sein schneeigtes Vaterland verachtete; und Ihnen, einem glücklichen Schweizer, sollte ich es verzeihen, daß Sie in zwei Briefen auf Ihr Vaterland lästern?"

ausbrechenden Streitigkeiten über Zinzendorf und die Dogmatik verleideten ihm noch mehr sein Amt, an dem er ohnehin nie ein erhebliches Interesse genommen hatte.

Im Bellum Cimbricum, einer hoffnungsvollen Seminararbeit, geht Müller mit der lateinischen Sprache grade so um als später mit der deutschen. Er kargt auf eine merkwürdige Weise mit der Zahl der Worte, nur die allernothwendigsten Satztheile sind geblieben, die Sätze sind ganz zusammenhanglos nebeneinandergestellt, ungefähr wie man eine Geschichtstabelle sich denkt. Hin und wieder hört man Cäsar und Tacitus heraus, dabei zeigt aber der Stil, so unschön er ist, doch eine gewisse Eigenthümlichkeit. In seinem Bemühn, nur die nackten Thatsachen zu geben, hält er sich am liebsten an charakteristische Anekdoten; allgemeine Reflexionen vermeidet er eher, als daß er sie aufsuchte. Die Kritik verräth gewissenhaften Fleiß und eine für einen Jüngling gewiß sehr seltene Sorgfalt in Bezug auf Zeitfolge, Geographie u. dgl., aber die allgemein historische Vorkenntniß ist noch gering. Die Art und Weise, wie er die Thatsachen aus den Quellen herausschält, ist bereits dieselbe, die er später in der Schweizergeschichte anwendet; nur daß diesmal der Stoff weniger ausgiebig war.

Mit leidenschaftlichem Eifer vertiefte er sich sofort in die Forschungen der vaterländischen Geschichte. Immer lagen ganze Haufen von Handschriften, Chroniken, Urkunden u. s. w. über die Schweizergeschichte auf und unter seinem Tisch und in allen Ecken des kleinen Studirzimmers, die ihm auf die freigebigste Weise von allen Orten her, auch aus Klöstern, mitgetheilt wurden. Den Seinigen erzählte er über dem Abendessen, was er Tags über Merkwürdiges gefunden hatte. Mit edler Uneigennützigkeit überließ ihm Haller seine unschätzbare Urkundensammlung, durch die ganze Schweiz ging die gespannte Erwartung des viel versprechenden Werkes. In seiner Bemühung, für das Handbuch der Schweizergeschichte den hinreichenden Stoff zu finden, wandte er sich u. a. an Heinrich Füßli*) und die Bereitwilligkeit, mit der dieser ihn unterstützte, führte zu einer dauernden und für beide Theile fruchtbaren Freundschaft. „Ich möchte, „schreibt er ihm den 20. Sept. 1771," mit kritischer Genauigkeit in einen mächtigen Quartband aus unsern Annalen und historischen Nachrichten alles das concentriren was Auswärtigen von der Geschichte der helvetischen Nation erheblich und interessant ist . . . . Zugleich möchte ich so viel sagen, als einem ungelehrten, wenigstens unhistorischen Helvetier von den Thaten seiner Väter zu wissen nöthig ist, und es auf solche Weise erzählen, daß der in Manchen fast erstorbene Patriotismus wieder aufgeweckt und unsere Landsleute zu mehren, der Söhne Tells würdigen Thaten, zu größerer und edlerer Denkungsart begeistert würden." — Ueber den ersten

*) In Zürich 1744—1832, Buchhändler, setzte 1806—1821 das Künstlerlexikon seines Vaters fort.

Plan des Buchs und wie derselbe sich unter seinen Händen mehr und mehr erweiterte und vertiefte, enthält dieser Briefwechsel die vollständigsten Notizen. Die Alten waren schon damals seine Muster, doch ist er überzeugt, daß man sie übertreffen könne und spricht sich über einzelne unter ihnen, namentlich Livius und Plutarch, die er später sehr verehrte, ihrer Weitschweifigkeit wegen geringschätzig aus. Schon damals beginnt er die Geschichte als ein Magazin von Erfahrungen und Observationen über die Menschen und über die Staaten zu betrachten und seine Resultate in kurzen Sätzen zu Papier zu bringen, ungefähr wie es später Jean Paul machte.*) Noch begnügt er sich meistens mit Uebersetzungen. „Die Sprachen rauben mir in diesen Jahren eigenen Denkens zu viel Zeit . . . . Sachen taugen doch mehr als Wörter." (October 1772.) Ueberhaupt wirkt das Vorbild der Franzosen damals noch sehr lebhaft auf ihn. Auch seine Excerpte will er aufgeben. „Außer der Vaterlandsgeschichte excerpire ich künftig nichts mehr. Die größten Alten, alle Schüler, Maler und Annalisten der Natur thaten es auch nicht; die Pedanten unserer Ahnen erstickten darunter. Es erdrückt die Denkungsfertigkeit, macht faul, wortklauberisch, stiehlt Zeit als Buchstabe, welcher tödtet. . . . Wie viel erhabener vor der Gelehrsamkeit ist Weisheit des Lebens und des Bürgers! Fühlst du nicht auch täglich mehr die Nichtigkeit des Vielwissens, die Thorheit jeder Speculation, welche über den bon sens sich verirrt?" — Oefter wird er in seinen Plänen irre, wenn die kleinlichen Zänkereien der Schweizer in theologischen wie in politischen Dingen ihn ärgern, z. B. 10. Oct. 1772. „Ists der Mühe werth, für diese Leute zu arbeiten? Ich sage es dir frei und ohne Zurückhaltung, die Erweiterung meiner Kenntnisse vom Geist meiner Mitbürger, meine eigene Erfahrung, degoutiren mich fast ganz von dem Project, die Geschichte des Vaterlandes zu beschreiben. Wenn ich durch unsägliche Mühe, durch tausend Hindernisse durchdringe, und Wahrheit finde und Wahrheit schreibe, wahrlich, Freund! ich will wetten, mein Buch wird verboten und verbrannt." Dann aber ergreift irgend ein rührender Zug, den er in seinen Chroniken findet, seine Seele und erwärmt sie zu neuer Begeisterung. „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländischen Geschichten und Rechten soll der vorige gar nicht gleich kommen. Ich will sie nicht als Schriftsteller blos, sondern als freier Bürger treiben. Ich möchte nicht nur die Annalen des Vaterlandes schreiben; ich wünschte mir durch Verdienste und Thaten auch einen Platz in denselben." Die beiden Freunde machen miteinander aus, die Arbeit zu theilen. Müller will die Geschichte bis 1308

---

*) Z. B. folgenden Satz würde man leicht J. Paul zuschreiben: „Die Wahrheit ist aus den Erzählungen mancher Chronisten schwerer herauszufinden, als die Insecten aus dem Essig; denn wir dürfen weder vom Verkleinerungs- noch Vergrößerungsglas Gebrauch machen." (1774).

beschreiben, die Fortsetzung soll Füßli vorbehalten bleiben. Zuletzt aber überzeugt er sich, daß seine Studien über die Grenzen eines Handbuchs hinausgehn. Er überläßt diese Arbeit ganz an Füßli und macht sich einen andern Plan, „de situ, populis et moribus Helveticorum (deutsch oder französisch, versteht sich) nach Taciti Modell ein Buch zu schreiben, in welches unsere ganze Geschichte, Statistik und Juridik hineinkommt, welches aber nicht mehr Worte als Sachen enthalten und nicht corpulent werden soll. An Füßli spricht er sich auch am aufrichtigsten über seine religiösen Ansichten aus. „Die unseligen symbolischen Bücher! Wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete! . . Ich verabscheue alles, was mir Fesseln anlegen will. . Nicht einer Puffbohne sind sie werth, alle diese Auswüchse fruchtbarer Geister, vom unseligen Athanasius an bis auf den abgedankten Senior Göz." (24 Jan. 1772)*) — Sehr eifrig nimmt er sich (12. Febr.) Schlözers an, den Lavater und die Seinigen verketzern, weil er Julian und Diocletian lobt. — „Mir ist alles ziemlich natürlich in meiner christlichen Religion . . . Meine Grundsätze stimmen am meisten mit der Theologie überein, die Friedrich des Großen Priester predigen; die gewesen ist, ehe Moses war, und bleiben wird, wenn Athanas' und Augustin zur Ehre des menschlichen Verstandes verwünscht werden. Ein Mann, der den Weltschöpfer verehrt, und edel denkt, ist meiner Liebe würdig, er mag seine Glaubensbrüder sonst in Rom, in Wittenberg, in Zürich oder beim Dalei Lama haben . . . Das allein sind der Gottheit würdige Lehrsätze, die zur moralischen Verbesserung d. h. zur Glückseligkeit der Menschen beitragen. Wenn ein Volk Sätze glaubt, die diesen Grundsätzen zuwiderlaufen, so halt ichs freilich für Schuldigkeit, ihm die Augen zu öffnen; nur muß ich ihm die Augen nicht aus dem Kopf schlagen. Man preise die Sache mit Klugheit an . . . Nichts ist mir abgeschmackter als die Wundertheologie; das Geräusch von der Einsprache, dem Durchbruch, dem unwiderstehlichen Zug; die Gefahr eigener Untersuchung und Tugendübung." (27. Febr.) Er fürchtet, mit diesen Grundsätzen bei seinem Freund anzustoßen: „Aber das kann ich Ihnen sagen, daß ich meine Begriffe vom Geist der ganz moralischen christlichen Religion, meinen Haß aller scholastischen Thorheiten, die man seit Athanasius Zeiten in die christliche Theologie hineingeschustert hat, daß ich das alles weder Ihnen noch einem Menschen zu gefallen jemals abschwören werde. Ich will lieber ein Ketzer sein als nachbeten." (18. März.) — „Jene populäre Weisheit, welche den Chinesen Confutse, Brama den Indern, Zoroaster den Persern,

*) Aus demselben Brief: „Wielands Musarion gefällt mir besser, als die meisten seiner frühern Schriften. Alle jene affectirte Tugend, alles jenes affectirte Feuer, jenen nachgeahmten Enthusiasmus kann ich nicht ausstehen."

Jesus den Christen, den Griechen Sokrates predigte, die jeder nach Lage, Temperament, Umständen und Kopf, alle aber zuletzt auf einen gewissen Plan hin modificiren." (28. April 1773). Er nimmt selbst für Helvetius gegen Mendelsohn Partei, und die neuen Apostel des Christenthums sind ihm ein Greuel, so namentlich sein Landsmann Lavater. Als dieser Oct. 1772 nach Schaffhausen kam, schreibt Müller an Füßli: „Die Mütterchens unter Hauben und Perücken haben Gott gedankt, weil sie ihren Heiland gesehn. Doch bald glaube ich, daß bei uns die Aufklärung durch den Fanatismus kommen muß; denn es ist nichts Seltnes in unserer besten Welt voll Mängel, daß Gutes aus Bösem wird. Die Providenz hat halb ihr Spiel mit dem sich wichtig dünkenden Menschenthierchen auf dem Sandkorn Erde. Ja bisweilen will es mir scheinen, durch Negociationen mit der Ignoranz und dem Aberglauben kann man leicht so große Revolutionen zu Stande bringen als durch Luthers und Voltaires offenbare Gewalt."*) — Lavater, in vieler Rücksicht ein Schwärmer, in andern noch Schlimmeres, gehörte doch zugleich zu den feinsten Menschenkennern jener Zeit; was es auch mit seiner Theorie der Physiognomik für eine Bewandtniß haben mag, in der Praxis war er groß, und er hat M. auf den ersten Blick ebenso richtig beurtheilt, wie Stollberg. „Müller", schreibt er 1773 an Spalding, „ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist. Genie zur Historie hat er viel. Er steht bei vielen Gelehrten in großer Achtung. Sein Stil ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein." —

Schon in der Mitte 1771 hatte ihn Schlözer zu Recensionen in die deutsche Bibliothek aufgefordert, und einige derselben erschienen zu Anfang des folgenden Jahres, über Lessings Berengarius, Semlers Tertullian und Füßlins Kirchengeschichte. Sie sind entschieden ketzerisch, und ebenso merklich ist die Neigung, auch in den Schriften berühmter Männer die Schwächen nachzuweisen, während Müller später selbst über Mittelmäßiges zu anerkennend urtheilte.**) Sein eigener Bruder bemerkt in den Briefen und Schriften aus dieser Periode den Einfluß der französischen Literatur, nament-

*) Am 15. März 1774 schreibt er an F.: „Vor ein paar Tagen kam an mich ein Exemplar von Lavaters vermischten Schriften, ohne Brief; nur das Motto war unterstrichen. Ich weiß gar nicht, was diese Armseligkeiten zu bedeuten haben; oder soll ich einst in der Geschichte einige Schriften Lavaters als Phänomene des Unsinns in Helvetien aufführen?"

**) Auch für den Merkur warb ihn Wieland April 1773 in einem sehr schmeichelhaften Schreiben.

lich des Helvetius, viel Lebhaftigkeit, einen oft leichtsinnigen Witz, absprechende, bisweilen sehr unreife Urtheile über Dinge, über welche er später ganz anders dachte, eine gewisse Geringschätzung der deutschen Literatur, welche ihm schwerfällig und pedantisch vorkam, dabei aber viel Gutmüthigkeit und mitunter ein sehr gesundes Urtheil. In den ziemlich zahlreichen Briefen aus jener Zeit an Nicolai erscheint er mitunter als junger Renommist, ganz im Geschmack jener Periode. „Wir sollten endlich einmal auf Originalität der Gedanken und des Ausdrucks dringen. Man sollte es in den Plan der Bibliothek verweben, die Originalgenies, sollten sie auch entsetzlich irren oder anfänglich mit vielen Fehlern schreiben, zu unterstützen und zu ermuntern. In diesem Stück und überhaupt im Enthusiasmus für die Freiheit bin ich ganz Britte. Das ists, was mir den Aufenthalt in Helvetien ganz unausstehlich macht; hier scheint mir die Freiheit auszusterben. Ich verfluche alle Fesseln meines Geistes, alle demüthige Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denkungssklaverei ist mir ein Greuel." Ueberhaupt schonte er in seinen Briefen auch die Männer nicht, die er damals sehr verehrte, z. B. Schlözer, den er 16. August 1772 wegen seines buntscheckigen Stils sehr scharf zurechtwies. Am 25. August 1772 schickte er an Nicolai eine Recension über ein gegen Semler gerichtetes Buch, welche nach seiner Ansicht Epoche machen sollte; aber sie war den berliner Aufklärern zu stark; weniger dem Inhalt als den Ausdrücken nach, die in ihrer burlesken Weise wol an die modernste Kritik erinnert haben mögen. Auch waren Nikolai wie Mendelsohn über die Anpreisung des Helvetius erschrocken. Müller nahm davon Gelegenheit, an die aufgeklärten Geistlichen Berlins, welche seine Recension gemißbilligt, namentlich an Spalding zu schreiben, und ihnen sein Glaubensbekenntniß auseinanderzusetzen. Es war ihm um so wichtiger, dort im guten Ansehen zu bleiben, da er sich bereits damals um eine Stelle in Berlin bewarb. Freilich kostete ihn der Entschluß schwere Kämpfe. Er schrieb den 20. Dec. 1772 in sein Tagebuch: „Du kannst frei sein o Mensch, warum willst du Königen dienen?" und an Füßli 1 Jan. 1773: „ich habe jeden Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, abgeschworen, schwöre ihn an deinem Busen noch einmal ab, und schwöre dem Vaterland zu dienen, sollte es mich auch tödten." Indeß gingen die Unterhandlungen fort und es war eine Zeit lang Aussicht, daß sie sich erfüllten. Der Minister Zedlitz, durch den cimbrischen Krieg und durch Merians Empfehlung auf ihn aufmerksam gemacht, ließ ihm durch Nicolai die Rectorstelle des joachimsthaler Gymnasiums mit 800 Thlr. Gehalt und Aussicht auf eine baldige Erhöhung anbieten. Ehe dieser Brief ankam, hatte Müller bereits in seiner Ungeduld 22. Nov. 1773 ein grobes Schreiben an Nicolai gerichtet: „Ich preise den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenso auf-

geklärt ist, wo kein König herrscht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle, und mich nicht unter eines Einzigen Wort schmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, so gehe ich nach England. Ich glaube aber unsere Gefahr nicht so nahe, Polen hat alle mittelmäßigen Staaten aufgeschreckt . . . . . Ich begreife sehr wohl, daß Ihnen der Aufenthalt angenehm sein mag; mir, der ich es nicht gewohnt bin, könnte er unerträglich werden." — Nach erfolgter Aufklärung nahm er diese Aeußerungen zurück, aber die Sache zerschlug sich. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Pädagogik ihn damals würde gefesselt haben. Doch schrieb er an Nicolai aus Genf, 9. Juli 1774: „Ich sehe meine Stelle als einen bloßen Aufschub an und hoffe, nicht ohne Grund, in dieser Zeit mich geschickter zu machen, die gelehrten und politischen Verfassungen des preußischen Reichs einst mit philosophischem Auge zu beobachten, und würdiger zu werden, täglich und persönlich mit einem so schätzenswerthen würdigen Freunde, wie Sie, umzugehen. Erhalten Sie mein Andenken bei den würdigen Männern zu Berlin."

Im Frühling 1773 besuchte er mit einigen schaffhauser Freunden die helvetische Gesellschaft zu Schinznach; dort lernte er, 9. Mai, Victor von Bonstetten kennen, „damals einen um sieben Jahr ältern Jüngling, der mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft und einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte Blüte der schönsten Kenntnisse und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entstand gleich dem Blitz, der eine schnell durchfahrende, alles umfassende Flamme urplötzlich entzündet, jene Freundschaft, deren Urkunden Friderika Brun, die dänische Muse, derselben Empfindung würdig, vor die Augen des Publicums gebracht hat,*) eine Freundschaft von der strengsten, reinsten Tugend, in allem andern denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben; eine Verbindung, die, nachdem sie über zwölf Jahre beiden das wahre Kleinod, der Geist ihres Lebens gewesen, als lange und große Entfernung in weitverschiedenen Laufbahnen auch die moralische Berührung seltener machte, die fröhlichste Erinnerung des tadelfreiesten, fruchtbarsten und edelsten Verhältnisses zurückließ." (Worte der Selbstbiographie.) Der Briefwechsel wurde, wenigstens von Müllers Seite, so eifrig getrieben, daß er zuweilen, selbst in einer Periode, wo er einen Folianten nach dem andern excerpirte und daneben

*) „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, 1802", anfangs ohne Müllers Wissen publicirt, der sich indeß dann den Beifall, den sie im Publicum fanden, wohl gefallen ließ. Die Sammlung umfaßte nur die Jahre 1773—1779. Die Freundschaft gab ihm Ersatz für die Liebe, die er nie gesucht; was die Lästerer daraus herleiten, mag der Liebhaber des Scandals bei Woltmann nachlesen.

noch durch vielfältigen Verkehr gestört wurde, dreimal die Woche schrieb; er enthält, was man in jener Zeit begreiflich finden wird, Spuren unerträglicher Sentimentalität*): aber die Hauptsache, und das macht die „Briefe eines jungen Gelehrten" so interessant, ist der heftige Drang, sich über jeden Fortschritt seines Wissens mitzutheilen und den Freund zur Ausdauer auf dem Pfad des Ruhms anzustacheln. Es ist nicht blos der leidenschaftliche Drang des Ruhms, der ihn beseelt, er will sich wirklich durch Tugend seiner griechischen und römischen Muster, die ähnliche Freundschaftsverhältnisse cultivirt, würdig machen, und bei dem rührenden Ernst, mit dem er seine Bildung betreibt, nimmt man gern einige Declamationen und Reminiscenzen mit in den Kauf.

9. Septembr. bis 15. Nov. 1773**) besuchte er Bonstetten auf seinem Landgut Valeires, wo er einige glückliche Wochen verlebte; von dort gingen sie gemeinschaftlich nach Neufchatell, Genf u. a. O. — Erst damals begann M. ernsthaft Französisch zu lernen. Bonstetten, der von da aus Italien besuchte, bemühte sich, zu Bern oder Genf einen Platz für ihn zu finden, wo er sich im Umgang mit der großen Welt und frei von Amtsgeschäften, die ihm selten angenehm waren, zu seinem Beruf besser ausbilden könne. Es fand sich bald eine Hauslehrerstelle bei dem Generalprocurator Tronchin zu Genf. Die geringe Gelegenheit, die er in Schaffhausen hatte, sich Erfahrungen vom Geschäftsgang der höhern Politik zu sammeln, mancherlei kleinliche Neckereien, die Furcht, ein geistliches Amt annehmen zu müssen, das ihm die Fortsetzung seiner Lieblingsstudien fast ganz unmöglich machen würde, endlich Bonstettens Vorstellungen machten ihm eine Entfernung von Schaffhausen für mehre Jahre erwünscht. „Du weißt, schreibt er an Füßli 9. Dec. 1773, ob ich die Wissenschaften meine Hauptpassion sein lasse. Der gute Ton aber und eine Menge Details, deren Abgang man leichter fühlt als ersetzt; viele Weltkenntnisse — du weißt so gut als ich, was alles sich nicht in der Studirstube lernen läßt — die alle mangeln mir. Ich bin also entschlossen, nach dem Beispiel der großen Weisen aller Zeiten, und nach dem Beispiel meines Lieblingsautors Montesquieu, ehe ich für die Menschen schreibe, sie zu sehen." Am 14. Jan. 1774 legte er seine Professur nieder; die Regierung, zum Beweis ihres Wohlwollens, behielt ihm die Stelle auf unbestimmte Zeit vor. Am 12. Febr. reiste er von Schaffhausen ab, besuchte Füßli in Zürich, Haller in Bern, „den gelehrtesten unter den Europäern", und

*) Z. B. 2 Nov. 1774: „Ich will nichts werden in gleichem Augenblick wie Sie, wenn der Hauch der Gottheit verfleugt: ich will das Universum unter tausend Metamorphosen an Ihrer Seite durchwandeln, wenn sich diese unsere Seelen gleich Schmetterlingen entwickeln ꝛc." 1 Febr. 1779: „Adieu, du kleiner Herzensteufel: mein Tyrann und Räuber meiner Stunden und meines Herzens."

**) Ueber die Chronologie die genauesten Bestimmungen im Brief an Bonstetten, 10. Nov. 1800.

kam nach mancherlei Aufenthalt 7. März 1774 in Genf an. Die persönlichen Verhältnisse, in welche er eintrat, gestalteten sich äußerst günstig. In der Familie Tronchin wurde er liebevoll behandelt. Den bedeutendsten Eindruck machte auf ihn der ältere Bruder seines Principals, ein 70jähriger Greis, in dem er einen zweiten Perikles zu sehn glaubte. Die Familie gehörte zu den angesehensten des Cantons, und der junge Gelehrte wurde in die Blüte der Gesellschaft eingeführt, auch bei Voltaire, den er zuerst im Oct. 1774, dann öfters besuchte. Es war damals in Genf auch literarisch ein äußerst reges Leben. Eine große Zahl Engländer und Franzosen hielt sich dort auf, die ihm die Aussicht in die große Politik Europas eröffneten; am fruchtbarsten wurde für ihn die Verbindung mit Bonnet, dem geistvollen Psychologen, und mit dem jungen Amerikaner Kinloch. Trotz vielfacher gesellschaftlicher Zerstreuungen fand er Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen, namentlich seit die Familie Ende Mai auf das Landgut Bessinge gezogen war. Doch wurden die Verhältnisse zu seinen Schülern allmälig unbequem und er entschloß sich im April 1775 mit der Beistimmung seines Principals, der ihm seine Freundschaft erhielt, seine Stelle aufzugeben und mit seinem Freunde Kinloch das Landgut Chambesis zu beziehen. Es folgt eine Reihe höchst genußreicher Jahre, die aber an einem erheblichen Uebelstand litten: Müller lebte auf Kosten seiner Freunde, und so zart diese das Verhältniß einzurichten verstanden, es ist doch immer eines Mannes nicht würdig. Es traten denn auch immer Augenblicke des Mißmuths ein,*) wo er unruhig nach allen Seiten um sich blickte, ob sich ihm nicht irgend eine Aussicht darböte. Von Chambesis aus machte er theils mit Bonstetten, theils mit Kinloch zahlreiche Reisen, in denen er so ziemlich die ganze Schweiz durchstreifte, immer besorgt, für sein großes Werk Localfarbe und einzelne Notizen zu gewinnen. Der Ausbruch der amerikanischen Revolution rief seinen Freund im Juni 1776 nach seinem Vaterland zurück, seitdem lebte Müller in Genthod bei Bonnet, bis zum April 1777. Die Sommermonate brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in den Alpen zu, in unerforschten Landschaften und unbekannten Thälern höchst lehrreich für die Grundzüge des Schweizervolks. Es wurden ihm damals Anerbietungen zu einer Reise nach England gemacht, die er indessen zurückwies. Endlich gegen den Herbst 1777 hin setzte er sich auf dem Landgut des ältern Tronchin fest und das Verhältniß wurde fast noch zärtlicher als das zu Bonstetten. Dies waren seine äußerlichen Verhältnisse bis zum 12. Febr. 1779, an welchem Tage sein Vater starb.

In dieser Periode entwickelt sich der leitende Gedanke seiner Politik, die

*) Am bittersten spricht sich dies Gefühl der Abhängigkeit in den Briefen an Bonstetten, Jan. und Nov. 1778, aus; auch wird man daraus am vollständigsten über die Unklarheit dieser Verhältnisse unterrichtet.

Abneigung gegen die unbeschränkte Gewalt, der man nur durch das Gleichgewicht der Staaten entflieht, durch die Möglichkeit, den Herrn zu wechseln. Es ist begreiflich, daß der Geschichtschreiber der Schweiz die Gefahr der Weltmonarchie hauptsächlich in Oestreich sieht. In einem Brief an Schlözer, August 1774, sieht er „die Armeen und Reichthümer von Habsburg den Grund einer gewaltigen Monarchie legen, überhaupt uns Barbaren des Nordens, nachdem die große Erbschaft Roms unter großem Gezänk endlich ausgetheilt ist, an der Gründung neuer Weltmonarchien arbeiten, und den Despotismus, so viel des Landes Natur erlaubt, durch die Reunion der Gewalt im Norden des Hemisphäriums aufkeimen, die Freiheit am Ende ihrer großen im Osten angefangenen Laufbahn an der äußersten europäischen Grenze, in England, durch das Nationalverderben geärgert,*) auf den Flug nach andern Küsten begriffen. Europa aber sinkt zurück in die Nacht der Tyrannei. Es ist eine Classe leidiger Tröster aus der Schule Rousseaus und einiger Encyklopädisten, welche von dem Naturrecht, einem Contract social, einer allgemeinen Gleichheit und den Vorzügen der Demokratie schreiben, wie Descartes von seinen Wirbeln, Grundsätze setzen, Folgen daraus ziehen, das große Schauspiel der Universalhistorie aber nur aus Bossuet und Iselin kennen. Ihre Chimären untergraben die Throne, denn sie entfremden den Verfassungen die Herzen der Unterthanen, sie machen auch letztere unglücklich durch unvorsichtige Empfehlungen gewisser, zur Zeit unmöglicher Systeme und Grundsätze. Ich sehe unsere Zeit schwanger an großen Veränderungen, und unser Jahrhundert das Glück oder Verderben vieler folgenden bereiten." „Ich will Betrachtungen anstellen über die Grundsätze dieser sämmtlichen Legislationen und Monarchien, die Ursachen ihrer Größe, die Principien ihrer Zerstörung, und wenn ich 20—30 Jahre Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence de tous les peuples de l'Univers studirt habe, will ich hingehn auf den Montblanc, alle diese Aussichten in einen Augpunkt sammeln, welcher die Ontologie der Politik werden soll, diesen großen Zerstörern der nordischen Verfassungen meine Beobachtungen über das bestmögliche Wohl ihrer Staaten mittheilen, aber den Archonten, Consuln, Bürgermeistern, Schultheißen, Landamman und Räthen der freien Republiken Canada, der Eskimos und Patagonen in einem Buch die Erfahrungen unserer Hemisphäre, die Frucht unsers Unglücks und unsrer jugendlichen Unerfahrenheit mittheilen. Auf solche Beobachtungen soll die Politik sich gründen, so wahr sich Newtons Optik auf Experimente gründen mußte."

„Seit wir Barbaren aus Norden den Thron der Cäsaren zerstört haben, war Europa noch nie so nahe an der Reunion aller Gewalt in einigen Despoten. Holland, die kleinen Staaten in Deutschland, Schweiz, Venedig, subsistiren in

*) Die Staatsschuld schien ihm die Quelle des Untergangs.

Furcht und aus Gnaden. Der Thron von Polen in seiner Erniedrigung zertrümmert, u. s. w. . . . Das Geschlecht Habsburg an der Spitze der deutschen Völker und auf dem Thron der Tschechen und Hunnen, mächtig von der Weichsel bis unweit der Tiber, gründet durch Armeen und Schätze, wie vormals durch Negociationen und Heirathen, ein neue Monarchie; wenn durch seine Waffen und Politik auf Absterben der großen fürstlichen Häuser in Deutschland dies weite Reich dem Kaiser unterworfen werden wird, so kann Wien Rom werden und der Adler sein Reich über den Ruinen der alten europäischen Verfassung aufbauen." (An seinen Vater, 22. Aug. 1774).

Am 1. Dec. 1774 schreibt er an Bonstetten: „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Liguen gegen das gemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von ferne ein Ganzes ohne die Lunette eigner Erfahrung in Details gesehn haben; so daß ein Minister, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerke alle kann kennen lernen, eine Encyklopädie wol anwendet, der gemeine Maulmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang superficieller und blos allgemeiner Kenntnisse einschränke . . . Diese superficiellen Kenntnisse erzeugen bei der Nation, welche sie am universellsten besitzt, die Schar nichtssagender Declamatoren und das Ding, so sie Chaleur nennen. Und weil sich solches auch unter den tugendhaften Berner Jungen einfindet, so wünsche ich, daß Sie vor Ihrer Empfindlichkeit, vor Ihrer Imagination, vor Ihrer Ueberzeugung selbst auf der Hut sein, und sich nicht durch die Lava beredten Wortgepränges, so die Herzen erwärmen, nicht aber befruchten mag, hinreißen lassen; ich wünsche zweitens, daß Sie vor diesem Ding im Nothfall auch mich warnen, und drittens, daß wir alle beide uns vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, in welchen viele andere fallen, und den ich Enthusiasmus für Kaltblütigkeit und steife Gravität nenne." (20. Dec.) „Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich sei, schreiben, ist eine fanatische Chimäre, welche Ihnen Rousseau beigebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als fünf Minuten subsistirt. — Eure Metaphysik ist mir unerträglich. Lassen Sie sich doch bereden, in unsrer sublunarischen Welt zu bleiben, und reden und schreiben und handeln zu lernen, wie es Cicero und Machiavell lehren." — Für einen Jüngling von 22 Jahren waren das doch beachtenswerthe Ideen!

In der genfer Atmosphäre athmete er auf von der eintönigen Pfaffenherrschaft, über die er sich in seinem Canton so häufig zu beklagen hatte. Er sprach nur Französisch und fühlte sich schon dadurch den Gebildeten näher gerückt.

Er verkehrte als Ebenbürtiger in einem auserwählten Kreise nicht blos von Denkern und Gelehrten, sondern was ihm doch imponirte, von Edelleuten und Weltmännern. Obgleich er seine Studien fortsetzte, sprach er sich doch geringschätzig über die pedantische Gelehrsamkeit aus. Er wundert sich, warum Bonstetten Griechisch lernen will, da doch eine Uebersetzung ausreiche. In sich selbst sucht er den werdenden Staatsmann, und demnach faßt er auch die Geschichte anders auf als früher. „Anfangs war die Geschichte nichts als die Vorrathskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in Führung der Geschäfte, seit sie aber in Universalhistorie ausgeartet, und seit wir uns in die allgemeinen Ideen verliebt haben, hat sie ihren wahren Nutzen verloren. Ich halte also obige Art Studium Ihnen und mir in allem Ernst für nöthiger und nützlicher als die generalisirenden Wissenschaften, Metaphysik, Universalhistorie, Universalpolitik u. dgl.“ Je regarde donc l'histoire du même point de vue que Macchiavel, comme un magazin d'expériences qui servent de base à la politique. Je me soucie peu des tems antérieurs au 16 siècle; ces intérêts ne subsistent plus et la découverte du nouveau monde a entièrement changé la face de l'ancien. Je ne lis rien sur l'histoire des Grecs ni des Romains, je remets à un autre temps, quand je connaîtrai assez l'état actuel des choses, la recherche de ce qu'était l'état et la politique de ces anciens empires, comment ils se sont élevés à une telle grandeur et par quelles fautes politiques ils se sont attirés leurs disgraces. Seine Studien umfassen jetzt alle Zweige der Staatswissenschaft. Er kümmert sich eifrig um militärische und finanzielle Angelegenheiten; er studirt den Adam Smith. Seine Lieblingsschriftsteller sind Weltmänner, die mit einer gewissen Paradoxie sich den Declamationen der Moralisten widersetzen. So Helvetius*), Montesquieu, Montaigne, vor allem Macchiavell, den man ihn sonst hassen gelehrt, den er aber jetzt als einen wahrhaft antiken Charakter bewundert. Am stärksten steigen ihm die Briefe Lord Chesterfields zu Kopf und er beschwört seinen Freund, ihm Gelegenheit zu geben, ein Staatsmann zu werden. Eben macht sich Graf Firmian in Mailand durch aufgeklärte Anordnungen bekannt, er scheint Müller der passendste Anknüpfungspunkt für seine staatsmännische Laufbahn, und der leidenschaftlichste Feind Oestreichs findet keinen Anstand, sich als östreichischen Staatsmann zu denken.**) „Alles kommt auf die Politur

*) „Es ist mit dem Helvetius wie mit dem Macchiavell. Thoren macht jener noch närrischer, Esel und Schelmen bringt dieser an den Galgen. Was ich weiß, ist, daß ich mich selbst im Helvetius auf allen Seiten gefunden habe.“ (An Bonstetten, 2. Febr. 1777.)

**) Daraus erklären sich einzelne Stellen in seinen Notizen, wo er 1776 Oestreich ganz ungescheut die Arrondirungspolitik empfiehlt, und in seinen Briefen, namentlich an Bonstetten 28. Apr. 1778, wo er sich ganz im Gegensatz gegen seine sonstigen Ansichten begeistert über Oestreich und fast hämisch über Preußen ausspricht. Man sieht seine schnelle innre Umstimmung, denn einen äußern Zweck, jene Briefe zu schreiben, konnte er nicht haben.

meiner Person und auf die Präsentation derselben durch Freunde an . . . . Solange ich nicht im Kreis politischer Geschäfte bin, bin ich nicht an meiner Stelle und brillire in keiner Periode meines thätigen Lebens." Das ist in den ersten Monaten des Jahres 1775 geschrieben. „Wenn Chesterfield mir die Eigenschaften des Politikers herzählt, finde ich die Kenntnisse, so er begehrt, entweder in meinem Kopf oder leicht hineinzubringen. Mein Charakter gewinnt viel, seit ich meine Seele mehr, und mein großes Buch weniger zu bereichern trachte. Wenn ich einen großen Zweck mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erlangen hoffen kann, erhöhet sich meine Seele, und wird aller Efforts fähig. Freund! keine Arbeit ist mir zu schwer, keine Wissenschaft zu weitläufig, wenn sie zu einem Plan führt. Also mögen Chesterfield, Firmian und Sie unbarmherzige Forderungen an mich machen. Mein Ehrgeiz kennt nur sehr entfernte Grenzen, er schafft nach und nach meine Seele um, ich werde ein neuer Mensch voll Verachtung unnützer Literatur, voll Enthusiasmus für die großen Wissenschaften, voll Kenntniß der Völker, der Menschen und der Maximen des Lebens und der Regierung. Und ich bin nicht glücklich bei dem allem; ich fühle meine Armuth an Grazien, den großen Verlust sechs bis acht schöner Jahre, und die Schwere der Ketten, welche mich in der Mittelmäßigkeit zurückhalten; was ich sein möchte und sollte und schwerlich werden werde." Er denkt eifrig darüber nach, auf welchem Wege er sich am schnellsten die Gnade und das Vertrauen großer Regenten erwerben könne; die Grazie macht ihm am meisten zu thun. „Ich will die Friedensschlüsse und die heutige Macht, Handlung und Statistik, besonders der großen Staaten, studiren, in den Memoires und Briefen der geschicktesten Negociatoren und Staatsmänner den Geist derselben suchen kennen zu lernen, durch selbige und die Geschichte der Revolutionen mich mit dem Gang der Geschäfte familiarisiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, bei Demosthen, Rousseau und Pascal den Nachdruck, bei den schönen Geistern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Büffon und Maupertuis die Bilder, bei Shakespeare und Montaigne die Naivetät der Sprache erforschen; dann mich selbst übermeistern, ehe ichs an andern versuche, wenig oder nie von meinen Planen sprechen, in der Gesellschaft nicht sowol mein Herz als meinen Observationsgeist handeln lassen, und mich bemühen, durch allerlei Aufmerksamkeiten zu gefallen; ich will mich hüten, zerstreut zu sein oder die Rede auf Literatur zu lenken. Es soll mir nichts unüberwindlich sein; so sieghaft herrscht die Ehrbegierde in mir, daß sie selbst das Feuer der Passionen nur alsdann entzünden wird, wenn sie mich zu einem Effort erhitzen sollen . . Das Geheimniß des großen Mannes ist, mit Verstand nicht zu selbigen, aber zu den Passionen zu sprechen . . . Ich will mich mit Gewalt auf gewisse Art nothwendig machen, und Genie soll durchaus meine andern Mängel suppliren."

Um nun die Pedanterie der bloßen Gelehrsamkeit von sich abzustreifen, stellte er für eine Zeit lang seine Excerpte der Thatsachen ein. „Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakespeare nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren, und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltener aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freien Mannes von Genie soll in ihm selbst sein, und die Tyrannen, welche Europa fesseln und fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker, als unsere eigenen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten." Dagegen zeichnete er seit dem Mai 1774 nach dem Vorbild des Machiavell (in den Anmerkungen zum Livius) alle politischen und moralischen Maximen, die ihm bei seiner Lectüre einfielen, in einem großen Folioband auf. In wenigen Monaten hatte er es bis zu 1800 gebracht. Diese Notizen, die er bis 1776 fortsetzte, sind noch vorhanden und wenn er sie auch zum großen Theil in seine allgemeine Geschichte aufgenommen hat, so haben sie doch insofern Interesse, als sie die Stimmung jener Periode versinnlichen.

„Ein alter Philosoph stach sich die Augen aus, damit er in seinen Speculationen nicht gestört würde. So wollen idealische Politiker der Menschen und gemeiner Wesen wahre Gestalt nicht sehen, damit ihre Träume ihnen selbst nicht unstatthaft erscheinen." — „Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einen Blick alles vereinigt, muß die Ebene im Detail gesehen werden, sonst verwirren sich die Objecte, und das Gemälde befriedigt nicht." — „Es muß in keiner Geschichte erwogen werden, was in allgemeinen Ausdrücken bei uns von der Unternehmung geurtheilt werde; sondern die Veranlassung nebst dem Ausgang müssen unser Urtheil bestimmen. Bestes Mittel zur Verbannung aller allgemeinen Urtheile. Hüte dich besonders vor Universalbüchern, Universalideen und Decisionen!" —*) „Das Präliminarcapitel jeder wahren Politik ist die Beschreibung des Charakters der Nation; jedes Land trägt eine eigene Gattung Geschöpfe, und auch Fremde naturalisiren nach demselben. — Ohne die physische und moralische Naturgeschichte der Völker wird der Gesetzgeber im Geist und Detail immer irren." — „In der Moral sollte von Menschenliebe und andern Tugenden im Allgemeinen keine Rede sein, sondern von dem Detail der Pflichten jedes Bürgers in seiner besondern Lage. Allgemeine Moralien

*) In einer Recension 1773 bittet M. sämmtliche Geschichtschreiber: „Charaktere ihrer Helden entweder gar nicht zu schildern: wir wollen sie lieber aus historischer Erzählung ihrer Thatsachen herauslesen; oder wenigstens, statt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laster aus dem nächsten besten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geschichte keinen Platz finden, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zusammen werfen."

nützen Particularen nichts und sind meistens nur Uebungsplätze der Declamation. Eine brauchbare Moral fängt an mit Physiologie, fährt fort mit Psychologie (nicht mit jener transcendentalen über den Ursprung der Begriffe u. dgl., sondern mit Beobachtungen über unsere Kräfte und Gemüthsbewegungen) stellt hierauf die Lage vor, worin wir sind, nämlich den Bau der Gesellschaft überhaupt und unser Verhältniß zu unserm besondern Vaterland, und läßt aus dem allen von selbst fließen, was wir uns und andern schuldig sind."

„Cromwell sprach: man wird nur groß, wenn man nicht weiß, wie es kommt. Rom wurde groß, weil die Republik kein System, oder in Grundsätzen wenigstens solche Behutsamkeit hatte, daß dieselben alles Steife eines befolgten Systems verloren, und sich von den Conjuncturen lenken ließen. Rom wurde also groß, weil seine Stifter, Gesetzgeber und Helden gerade alles das, was viele schmeichlerische Geschichtschreiber ihnen beimessen, nicht dachten. Also wird wol das beste Staatssystem in klugen Anstalten nach vorkommenden Umständen, in decenter Unterwerfung unter die Allgewalt derselben und in der Standhaftigkeit in ihrer Ausführung bestehn."

„Es ist zur Erhaltung der Würde des Staats die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache. Das Wichtigste im Staatssystem ist das Entscheidende in Entschlüssen . . . daher einer der landverderblichen Grundsätze in der Schweiz der Grundsatz der goldenen Mittelstraße ist."

„Wenn Republiken fortdauern sollen, müssen sie klein sein; Monarchien so groß, daß der Fürst zur Erhaltung seines Hofstaats nicht die Unterthanen aussaugen müsse, und nicht zu groß für sein Auge."

„Je mehr Grausamkeit bei einer Revolution erfordert wird, desto schwächer ist der Staat, weil dieses beweist, daß die Menge gegen sie interessirt sei, und die Menge gewinnt immer . . . Außerordentliche Curen müssen die fressenden Staatskrankheiten eines verdorbenen Volks heilen . . . Nach und nach wird ein verdorbener Staat schwer verbessert, denn selten ist der Weise, und das verdorbene Geschlecht wird ihn nicht hören. Auf einmal kann die Cur allein durch eine gewaltsame Operation vorgenommen werden, und muß sich einer zum Fürsten machen, durch Unterdrückung der alten Freiheit sich zur Alleinherrschaft den Weg bahnen, und hierauf dieselbe zur Reformation des Vaterlandes anwenden. So urtheilt auch Machiavelli. Cäsar muß nach diesem Vorsatz beurtheilt werden. Die Geschichtschreiber von mittelmäßigen Einsichten erschrecken vor allem, was außer der gewöhnlichen Kaste ist, daher sie solche Unternehmungen so falsch beurtheilen . . . So reift auch Europa durch Corruption zur Vereinigung der Obergewalt in Einem oder Wenigen. Der Menschenfreund kann in solchen Fällen der Unterjochung des

Vaterlandes gelassen zusehn, und im Rath seines Eroberers zum Besten desselben rathen; der Geschichtschreiber kann in dieser Rücksicht die Stifter der Freiheit und derselben Zerstörer loben: beide waren zu ihrer Zeit nöthig, und für die Nation wohlthätig." (Wenn solche Gedanken dem 22jährigen Jüngling durch den Kopf gingen, begreift man das Verhalten des 57jährigen Mannes!) „Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu verschieben. Ein Volk, welches diesen Grundsatz weiß, ruft die Noth herbei . . . In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Krisis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, sind daher nachmals verderblich."

„Zum Untergang der Republiken bereiten Rousseau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg: denn das Feuer, mit welchem sie schreiben, erhitzt junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikanische Stolz; daher werden sich die Völker zu muthigen, enthusiastischen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entschließen — und desto leichter überwunden werden,*) da sie die Details und Conjuncturen, die die Zeit verändert, nicht Kälte noch Geschick haben einzusehn. Der Eroberer der Republik schmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Respect ihrer Männlichkeit zu erkennen, und erwärme dadurch die Declamatoren noch mehr. Diese werden das Land unter das Joch bringen; die Furchtsamen nicht." —

„Bei der einsamen Nachtlampe entschläft das Genie; das Geräusch des Umgangs muß es erwecken."

„Wenn die alten Erfahrungen auf unsere Zeiten sollen angewendet werden können, so ist das Geheimniß, die große Kunst, jeder Sache ihren wahren Namen zu geben . . . Die Alten werden nicht eine metaphysische Sprache in abstrahirten Begriffen und sind darum so evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselben bilden . . . Der, welchen die großen Gegenstände der politischen Geschichtschreibung ganz begeistern, drückt sich kalt aus . . . Man kann eine Gegend verschönern; sie aber zu gründen, ist in der Natur unmöglich und in der Geschichte nicht erlaubt . . . Lobet die Tugend nicht, strafet das Laster nicht, zeiget sie." — —

Es war der ältere Tronchin, der ihn aufforderte, so weitläufige Studien nicht ungenutzt zu lassen, wobei sich auch mehr und mehr die Nothwendigkeit herausstellte, etwas für seinen Lebensunterhalt zu thun. Er berichtet darüber in seiner Selbstbiographie: „Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte für Jünglinge und Männer schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. Eine nicht leichte Aufgabe, da Müller von Jugend auf zwar viel gelesen, seine Sammlungen aber

*) Man denke immer daran, daß, der so schreibt, erst 22 Jahr alt ist.

auf die Schweiz beschränkt hatte, so daß er das Resultat wußte, das Eigentliche der Begebenheiten, um treu zu referiren, erst wieder aufsuchen mußte. Diese gewaltige Mühe! (da er sich nie erlaubte, irgend etwas obenhin aus dem Gedächtniß beizubringen, und täglich viele Stunden lang sich der Gesellschaft nicht wol entziehen konnte) wurde ihm durch die Begeisterung erleichtert, welche der laute Beifall und die lebendige Theilnahme seiner Zuhörer ihm gab. Also hat er diese Vorlesungen viermal, so oft er zu Genf dieselben hielt, ganz oder größtentheils neu bearbeitet; oft nicht sowol um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Zeitumständen ist."

„Nämlich damals, lang vor den Ereignissen, welche die Welt erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer, die Anarchie, die Despotie, am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätten, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechts ist und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können."

Wie gewissenhaft er seine Aufgabe nahm, zeigt ein Brief an Bonstetten, Ende Nov. 1776. „Mit Schrecken sehe ich mich auf dem Punkt, jungen Leuten Kenntnisse von dem Zustand und von der Historie der Welt, welche Kenntnisse ich selbst in großer Unvollkommenheit besitze, mitzutheilen, und weiß kein Mittel, weder die neue Historie, welche in den Cabineten liegt, noch die Macht verschiedener Staaten, als die nicht von der Menge, sondern der Constitution der Truppen, und nicht von der Zahl, sondern der Verwaltung des Einkommens abhängt, kennen zu lernen, und erröthe vor mangelhaften oder irrigen Lectionen. Ich sehe mich genöthigt, nicht nur die Alten und Muratori, sondern den größten Theil meiner eignen Arbeit über die Schweiz zu unterbrechen, in Erwartung des Sommers, in der Aussicht, meine folgenden Curse leichter und vollständiger zu halten, und in der Hoffnung der Unabhängigkeit, in welcher ich jene Studien ununterbrochener und glücklicher fortsetzen werde."

Der Cursus dauerte vom 21. Dec. 1778 bis zum 31. Mai 1779 täglich

eine, zuletzt anderthalb Stunden. Müller schrieb alles auf, aus Besorgniß, die französischen Ausdrücke zu verfehlen. Seine Stimmung wechselt, wie es bei seinem sanguinischen Wesen natürlich war, zwischen Ungeduld und excentrischer Hoffnung. Unmittelbar nach Eröffnung seines Collegiums schreibt er an Bonstetten: „Wenn ich an diese Arbeiten denke, sehe ich nichts vor mir als einen zweifelhaften Erfolg, wenn auf die Schweizerhistorie, eine ununterbrochene und fast schändlich verzögerte Arbeit, wenn auf die Alten, verlassene unentbehrliche Lehrer und Muster, wenn an meine Freunde, versäumte Briefwechsel und beleidigte Männer u. s. w.; durch welche Dinge ich zuweilen betrübt werde, so daß ich fühle, daß dieser Raub meiner Zeit mir, dem nichts theurer als die Zeit ist, ein unersetzlicher Verlust ist." — Aber dann 26. Jan. 1779: „Es ist ein unbeschreibliches Vergnügen, alle Zeiten und alle Völker zu durchwandern, und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sei. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen, ich sehe nun einen ausgedehnteren Kreis, und bemerke besser, was zur Kenntniß unserer Länder nöthig ist." und 2. April: „Besonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den Plan meiner Studien kömmt, also daß ich alles Unzweckmäßige absondere, und aus allem ein Ganzes mache, und meine Schritte gleichsam zählen kann." Zuweilen fehlte es nicht an verdrießlichen Widersprüchen, so namentlich in Bezug auf seine Religionsgeschichte. Er hatte die Wunder einfach weggelassen und von dem Christenthum nur die moralische Seite hervorgehoben; darüber mußte er von Bonnet 31. Jan. 1779 sehr ernsthafte Vorwürfe hören: „Daß ich in meinen Vorlesungen mich öffentlich zum Unglauben bekannt, und äußerst schlimme Grundsätze gelehret habe; und besonders verwies er mir, daß ich im Gespräch die Reformation malheureuse genannt habe. Niemals habe ich diesen Mann in solchem Eifer gesehen, er sprach laut, heftig, wie begeistert, als hätte ich Gott verrathen, als müßte er durch ein Machtwort nun das Christenthum in seiner Todesnoth erretten."

Müller suchte sich vor seinen Zuhörern zu rechtfertigen: „Daß ich die Reformation darin, daß durch sie die Schweiz getrennt worden, für dieses Land hierin unglücklich genannt habe, sei geschehen, weil ich nicht gewußt habe, daß Calvinus zu Genf Gott sei." Tronchin fand die Vorlesungen noch zu christlich. Diese Irrungen wurden indeß bald wieder beseitigt und nach dem Schluß seiner Vorlesungen hatte Müller die Freude, 222 große Thaler einzunehmen, wozu noch das Versprechen Tronchins kam, ihn zum Dank für seine Verdienste um Genf in eine Leibrente einzukaufen. Die übergroße Anstrengung ließ bei ihm freilich eine große Erschöpfung zurück, indeß erholte er sich bald und meldet schon am 12. Juni an seinen Bruder von dem Plan, den diese Vorlesungen hervorgerufen haben. „Mein Collegium hat mich zu genauerer Be-

trachtung des Zustandes aller Staaten veranlaßt. Ich habe zu dem Ende seit letzterem Christmonat 131 Tractaten über diese Geschäfte gelesen. Diese Arbeit führe ich fort und lese alle Briefwechsel der Staatsminister und Ambassadoren und alle Nachrichten von den letzten 300 Jahren und was Leibnitz, Bayle und hundert andere in allen Ländern zerstreut über diese Materien herausgegeben haben, worauf ich über die dreihundert letzten Jahre ein Buch herausgeben will, welches mit Wahrheit und Freimüthigkeit abgefaßt werden muß; denn meine innige Absicht ist das Wohl der Nachwelt, und da nun in Europa durch den Verfall der Freistaaten und die gewaltigen Heere alles zu Grunde geht und verloren ist, ist merkwürdig zu beschreiben, durch welche Zufälle und Fehler wir in diesen Zustand gerathen sind." —

Dies war die erste Grundlage für die 24 Bücher allgemeiner Geschichte, welche wir in der Umarbeitung von 1796 besitzen. Das Collegium hatte so viel Beifall gefunden, daß er es im nächsten Winter (6. Dec. 1779 bis 11. Mai 1780) vor einem auserlesenen Kreis wiederholen mußte. Er hatte es wesentlich verbessert und mit 570 neuen Zusätzen aus den Quellen bereichert; er schloß es mit einer Analyse der englischen Staatsverfassung. Que resulte du cours de ces leçons? . . . que la direction constante de toutes les forces de l'ame vers un seul grand objet est le moyen infaillible et unique d'exécuter des grandes actions.*)

Müller war in diesen Vorlesungen wie in seinem Umgang durchweg ein Angehöriger der genfer Aristokratie; als daher 1775 die Unruhen ausbrachen, die eine demokratische Staatsumwälzung nach sich zogen, stellte er sich entschieden auf die Seite der conservativen Partei, und gehörte nach dem Sieg der Demokratie zur Opposition. In einer seiner Jeremiaden, 31. Mai 1779, schreibt er an Bonstetten: „Alle Ueberbleibsel der alten Aristokratie werden hier ausgerottet; alle Gewalt kommt an die Gemeinde. Die Hungrigen, welche die Menge ausmachen, werden künftig die Aufgeklärten und Reichen überstimmen. Die höchste ausübende Gewalt kommt mit erstaunlichen Rechten an die Creaturen des Volks. Es ist unglaublich, mit welcher Kunst, und gleichwol mit wie vieler Frechheit alle diese Grundsätze in dem Gesetzbuch sind. Bei den Vornehmen ist jene alles überwindende Liebe der Alten zum Staat nicht, und an ihrer Stelle Liebe des Geldes und Genusses desselben; daher Furchtsamkeit und Wankelmuth in alle ihre Maßregeln kommen, besonders die Macht ein-

*) Die Klagen an Bonstetten gehn auch diesmal ununterbrochen fort, z. B. 28. Dec. 1779: „Meine physische Erschöpfung und meine Traurigkeit kommen von dem Mangel fast aller Bewegung, und weil ich gleichsam in mich selbst fresse, da ich mich mit Composition zu beschäftigen die Zeit nicht mehr habe; hierzu kommt ein zunehmender Widerwille gegen diese unerträglichen Collegien, die mich mit vielen superficiellen Arbeiten beladen, worunter ich ohne Nutzen leide und mein halbes Leben verliere." — In dieser Zeit lernte er auch den jungen Huber kennen.

förmiger Gesinnung ist ihnen ganz unbekannt. Allbereit verfällt alles Ansehn, sogar die tägliche Polizei, und aus dem Begriff oder Gefühl politischer Gleichheit entspringt unter dem Volk die Begierde, dem Reichen es in allem nachzuthun, woher Verachtung der Alten, Müßiggang, Verschwendung, Zwist in allen Häusern und großer Verfall aller Handthierungen entspringt; und ist wahrhaftig der Fall dieses Freistaats ein merkwürdiges Schauspiel; ich fürchte aber den Einfluß auf die Nachbarschaft!" J. S.

Die heutige Geld- und Handelskrisis.

2.

Nachdem die Krisis in Nordamerika einmal zum Ausbruche gekommen war — und der tiefere Grund, daß es hier und nicht in Europa geschah, wo ihr Ursprung lag, mag wol an dem ganzen Charakter des nordamerikanischen Geschäfts liegen — war es in unserm Erdtheil zunächst Schottland und zwar hier zuerst Glasgow, das die ersten Rückwirkungen davon fühlte. Glasgow hatte in der That auch noch altgewohnte Verbindungen mit Nordamerika. Man weiß, was sich dort in jener Zeit ereignete: zwei der daselbst etablirten Banken warfen um oder suspendirten einstweilen mindestens ihre Zahlungen. In der Times und in einigen deutschen Blättern war denn nun das Zetergeschrei über das schottische Banksystem, das dergleichen möglich machte; als wenn dieses System erst gestern erfunden worden wäre, als ob es nie Proben selbst in Zeiten allgemeiner Handelsverwirrung bestanden hätte und als wenn die übrigen schottischen Banken nicht völlig verschont geblieben wären. Aber das ist ganz richtig, wenn an und für sich richtige Grundsätze durch Leichtsinn und Begehrlichkeit verschoben werden, namentlich wenn, wie es in Glasgow geschehen war, die Bedächtigkeit des im schottischen Bankwesen liegenden Creditwesens im Zuge der Zeit in leichtsinniges Creditgeben umgewandelt wurde, dann konnte der Schade nicht ausbleiben. Man müßte an sich selbst regulirende Einrichtungen für menschliches Thun glauben, wenn man Anstoß daran finden wollte, daß auch vernünftige Zustände überwacht werden wollen; aber sogar die sich selbst regulirenden Maschinen bedürfen der Aufsicht und der Nachhilfe durch den Menschen.

Die Krisis rückte nach England hinüber, wo die nach Peelschen Vorschriften eingerichtete Bank einer solchen sich selbst regulirenden Maschine für den Verkehr gleichkommen sollte, wie mindestens viele Leute sich einreden wollten.

Aber diesmal wie vor zehn Jahren unter ähnlichen Umständen versagte sie ihre Dienste und konnte nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß man sie zeitweilig bei Seite schob. Allein das geschah erst im äußersten Momente und erst auf die nächste Krisis wird der Einfluß dieses Vorgangs voll sich geltend machen, da man nun einmal fest darauf rechnen kann, daß bei außerordentlichen Zeiten Ausnahmsmaßregeln eintreten. Ehe das jedoch geschah, hatte die Bank Wochen hindurch zu Maßregeln gegriffen, die für den Handel viel tiefer einschneidend waren und die doch kaum ein leises Murren erregten. Sie erhöhte unaufhaltsam den Disconto, sie ward in der Annahme von Wechseln und im Ertheilen von Vorschüssen schwieriger, verlangte größere Sicherheiten, wollte auf Staatspapiere gar nicht mehr leihen u. s. w. Dies alles Maßregeln, welche es dem um Geldmittel so verlegenen Kaufmannsstande noch schwieriger machten, dazu zu gelangen. Dennoch waren sie unzweifelhaft in der Lage der Verhältnisse begründet, indem sie den bereits schadhaft gewordenen Verkehrskräften die Möglichkeit entzogen, sich noch einige Zeit oder gar auf Kosten der übrigen Handelswelt aufrecht zu erhalten. Aber, und auf diese Frage kommt es wesentlich an, warum hat man bei frühern Krisen nicht zu denselben Maßregeln gegriffen und weshalb diesmal? In der Peelsacte waren sie mindestens nicht vorgeschrieben.

Man konnte in frühern Zeiten dazu nicht greifen, weil Bankverwaltung und Publicum es gleichmäßig für Sache der Bank hielten, in schwieriger werdenden Verkehrsverhältnissen dem Handel helfend beizuspringen, und später noch, als die Bankverwaltung erfahren, wohin solche Hilfen führten, nämlich zur Ansteckung der noch gesunden Kräfte durch die ungesunden, vermochte sie doch nicht consequent dem Andringen einer Meinung zu widerstehen, welche jammernd nach Beistand schrie. Erst bei der letzten Krisis ist die Bank durch die öffentliche Meinung und die Presse Englands, die beide mehr Einsicht in die wirthschaftlichen Gesetze genommen hatten, so kräftig unterstützt worden, um ihre einschränkenden Maßregeln vollständig durchführen zu können. Wir wollen hier denn auch einen Satz aussprechen, der von denen, welche für das wirthschaftliche Leben allzeit ausreichende Formeln erfinden wollen, natürlich nie begriffen werden kann, der aber durch alle Erfahrungen bestätigt wird. *Eine Bankverwaltung hängt in der Auswahl ihrer Maßregeln und in ihrem ganzen Geschäftsbetrieb ebenso sehr von den mit ihr in Verbindung stehenden Geschäftskreisen ab, wie diese von ihr.* Es ist dies auch nur ein von andern Verwaltungssphären übertragener Satz, der seine natürliche Erklärung darin findet, daß die Maßregeln sich nicht von selber machen, sondern durch Menschen ausgeführt werden. Und zwar tritt dies auf dem wirthschaftlichen Gebiete um so stärker hervor, je mehr grade hier Zwang und Despotie aus-

geschlossen sind. Wir geben diese Betrachtung namentlich denen, welche für die Weisheit von Bankverwaltungen und diesen oder jenen Paragraphen der Statuten zu stark schwärmen. Wie sollte in schwierigen Zeiten eine solche Verwaltung auch im Stande sein, sich den socialen und andern Einflüssen derer zu entziehen, welche nicht einsehen, daß augenblickliche Erleichterungen dauernde Nachtheile bringen würden; das Mindeste ist, daß sie sich dann auf die Negation zu stellen haben, für größere Maßregeln gelähmt sind und in kleinern dem Andrang doch nachgeben müssen.

Als die Peelsacte nun endlich theilweise beseitigt wurde, da war dem Ausbruch des Schlimmsten bereits vorgebeugt; die Aufhebung geschah aber, um das „Vertrauen" wieder herzustellen, und dieser Zweck ward auch erreicht. Aber Vertrauen und Mißtrauen sind eben nur der Ausdruck einer Ansicht, die möglicherweise irrig sein kann. 1826 konnte ein zufällig aufgefundenes Packet von 1 Pf. St. Noten das Vertrauen wieder herstellen, 1857 die Ausgabe von etwa 1,200,000 Pf. St. neuer ungedeckter Noten der englischen Bank. Oder meint man wirklich, daß dieser obendrein mit größter Vorsicht ausgegebene und rasch wieder eingezogene Betrag die magische Wirkung gehabt hat, die Verlegenheiten zu beseitigen? Man müßte von der Bedeutung und dem Umfang derselben alsdann sehr geringe Begriffe haben. Uebrigens hat der Verlauf der Krisis in England gezeigt, daß die dortigen Verkehrszustände im Großen und Ganzen gesunder als je waren, sonst wäre man trotz alledem nicht so leichten Kaufs davon gekommen. Eine geschickte Bankverwaltung in allen Ehren, sie ist aber nimmer die einzige belebende Kraft eines Verkehrs, sondern nur ein wichtiges Rad in demselben. Wie undenkbar ist es auch, daß es den Directoren der englischen Bank gegeben sein sollte, das Getriebe des unermeßlichen englischen Handels in Bewegung zu halten; er könnte sonst unter Umständen auf sehr morschen Grundlagen beruhen. Die zweifelsohne immerhin noch große Macht, welche jene in der That besitzen, ist nach unserer Ansicht grade kein Argument zu Gunsten privilegirter Banken.

Die von uns hier vertretene Anschauungsweise liegt indeß den Ansichten Vieler noch so fern, daß sie kaum Eiligeres zu thun haben, als jede von ihnen beobachtete Erscheinung in eine allgemeine Formel zu bringen, uneingedenk der besondern Nebenumstände, die dabei vorgekommen sind. In England traten sie flugs mit dem Vorschlag hervor, das Steigen des Disconto durch die Bank an den Betrag der Baarvorräthe arithmetisch binden zu wollen, als wenn bei allem möglichen innern Zusammenhang beider Verhältnisse er doch unter allen und jeden Umständen in gleicher Weise da sein müßte und als wenn das strenge Innehalten solcher Vorschriften nicht gelegentlich zu den größten Inconvenienzen führen könnte. Und an dem Ort,

wo in Deutschland die Handelskrisis am verheerendsten wüthete, in Hamburg seufzten Andere: ach hätten wir nur eine Bank nach Art der englischen gehabt!

Die hamburger Krisis ist wesentlich die Niederlage der bloßen Routine in Ansichten und Gebräuchen, ohne daß man durch die Zeitumstände doch im Stande war, diese in ihrer eigentlichen Bedeutung und Anwendung festzuhalten. Die Routine in den Ansichten verlockte zunächst zur Annahme einer innern Nothwendigkeit für die Preissteigerungen, wie wir das früher auseinandergesetzt haben, die Routine in den Gebräuchen zur schwindelhaften Ausdehnung des Wechselgeschäfts. Der Wechsel, das kaufmännische Geld, wie wir es schon früher bezeichnet haben, ist vorzugsweise dann als solid begründet anzusehen, wenn ihm wirklich kaufmännische Transactionen zu Grunde liegen. Vorsichtig kann der Wechsel auch zu andern Zwecken, also zur Herstellung von bloßen Umlaufsmitteln benutzt werden. Ein einigermaßen kundiger Kaufmann wird aber leicht jedem Wechsel durch die Beziehungen der einzelnen Unterschriften zueinander ansehen können, ob er zur ersten oder zur zweiten Classe gehört. Die Routine dagegen verzichtet vollständig auf diese Art der Prüfung jedes einzelnen Wechsels und hält sich nur daran, ob die Unterschriften „gut“ sind. Darin aber legt sie den Keim zum Mißbrauch des Wechselcredits, indem es nun für „gut“ erachteten Handlungshäusern leicht und leichter wird, ihre Wechselunterschriften außerordentlich zu vervielfältigen. Dies letztere nun ist in Hamburg in Verbindung mit andern oben erörterten Verhältnissen im reichlichsten Maße geschehen und hat bei dem Umfange des Mißbrauchs auch den ungeheuren Sturz in Hamburg mit all seinen verheerenden Folgen in und außerhalb Deutschlands zur Folge gehabt.*) Die hierher gehörigen Thatsachen sind so oft erörtert worden, daß wir darauf nicht im Einzelnen zurückkehren wollen. Vielleicht wäre der Sturz auch nicht so groß geworden, wenn die Hamburger und mit ihnen die Welt nicht so fest an ihre eigne Unerschütterlichkeit, wie sie durch andere Krisen sich erprobt hatte, geglaubt hätten.

Schon die bloße Frage, ob durch irgend welche Vorkehrungen die Katastrophe hätte abgewendet werden können, ist nach unsrer Ansicht nicht mehr angebracht. Der Strudel lag ja nicht in dieser oder jener Einrichtung, sondern in den Menschen selbst. Die Silbergirobank, diese bloße Kasse der hamburger Kaufleute, hat gewiß nichts gethan, um ihn zu befördern, und die beiden bestehenden Discontobanken, die Vereinsbank und die Norddeutsche Bank, konnten nichts thun, um ihn zu mindern. Wenn je eine Bank mit soliden Grundsätzen begründet war, dem Geiste der Urheber und ihrem Zwecke gemäß, so war es die Vereinsbank, und doch, als die Krisis ausbrach, da fand es sich, daß sie dem Zug der hamburger Börse gefolgt war. Sie hatte

*) Vgl. auch den Aufsatz: Die Geldnoth in Hamburg (No. 49 vor. Jahrg.)

mehr auf Prüfung der Wechselunterschriften als auf die der Wechsel selbst gegeben, sie hatte bis zum letzten Moment den Börsenverkehr in einer Weise erleichtert, daß weniger Kassenvorrath da war, als der Betrag der jederzeit kündbaren Depositen. Dieser Zustand der „soliden" hamburger Vereinsbank unmittelbar bei Ausbruch der Krisis ist grade ein redender Beweis dafür, wie abhängig Bankverwaltungen von ihrem Geschäftspublicum sind, und man müßte einen allen Erfahrungen spottenden Glauben haben, wenn man annehmen wollte, eine einzige große privilegirte Bank mit Notenausgabe in Hamburg hätte Börsenansichten und Börsenstimmungen größern Widerstand leisten können. An flüssigem Capital fehlte es in Hamburg wahrlich nicht, und noch weniger an geschäftlichen Valuten; aber es fehlte an Einsicht und an Vorsicht und der Unternehmungsgeist war in verkehrte Bahnen gerathen.

Das Unglück brach herein und es fand die hamburger Börse gänzlich unvorbereitet. Es ist ein eigenthümliches Gemisch diese Börse, deren Besucher sich ganz regelmäßig alljährlich aus einem Zuwachs recrutiren, der reichlich zu einem Drittheil nicht aus geborenen Hamburgern besteht, wie die ganze hamburgische Bevölkerung. Die hamburgischen Staatseinrichtungen sind aber nicht der Art, um dieses allmälige Ueberwachsen des nicht hamburgischen Elements organisch ineinanderzufügen, da nur wenige Mitglieder der Börsenaristokratie und fast sie allein, in wunderlichster Weise an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen. So kommt es denn, daß es an einem wirklichen Gemeingeist in Hamburg fehlt, und daß man dort in allem Thun und Lassen auf den guten Willen und die Einsicht der Börsenmatadore angewiesen ist, denen man blindlings nachtritt, unter dem Vorbehalt natürlich, gegen diesen Einfluß nachher alle Künste der Malice aufzubieten. Man kann aber wiederum nicht sagen, daß die hamburgische Börsenaristokratie sich durch große Einsicht in das wirthschaftliche Leben auszeichnet, von dem sie ja auch nur die eine Seite, den Großhandel, und zwar diesen allerdings in vollständigster Weise kennen lernt; eben darum ist sie aber auch sehr geneigt, ihm alle andern Verkehrsbeziehungen nachzustellen. Hamburg vertritt den Freihandel nicht, weil er die einzig gesunde Grundlage der Volkswirthschaft ist, sondern weil jene sich am besten dabei befinden. Hamburg hat aber grade deshalb niemals eine wirkliche Propaganda für ihn machen können, wie der völlige Verfall des hamburger Freihandelsvereins dies am besten beweist.

In jenen Kreisen fühlte sich nun der Beginn der Handelskrisis zunächst als eine völlige Stockung des Wechselverkehrs heraus. Die hamburger Börsenaristokratie hatte in bessern Tagen nicht Verstand und Fähigkeit genug gehabt, den systematischen Mißbrauch des Wechselcredits fern zu halten, hatte ihn vielfach sogar selbst mit unterhalten. Jetzt war die Noth da und worauf verfiel man zuerst? Auf eine künstliche Stütze des wankenden Gebäudes. Man wollte

den bereits jeder vernünftigen Grundlage entbehrenden Wechselverkehr wieder in Schwung bringen und so ward der Garantiediscontoverein begründet. Er half natürlich nichts, da es nun nicht mehr darauf ankam, den tiefen Schaden zu bekleistern, sondern die schädlichen Elemente gänzlich zu beseitigen. Und als man in Hamburg erkannte, daß er nichts half, da kamen die Tage der Rathlosigkeit und der Verzweiflung, und die stolze hamburger Börse warf sich hilfeflehend dem Staate zu Füßen. Die wildesten Projecte gingen von der Börse aus und wurden vom Börsenvorstand befürwortet; sie scheiterten nur am Rest von Besonnenheit, der beim Senate geblieben war. Im Wesentlichen gelang es jedoch der „Börse", den „Senat" an seinen Wagen zu spannen; er mußte helfen. Wie konnte er auch einem Andrang widerstehn, der nirgendwo in dieser Handelsrepublik ein Gegengewicht fand. Schlimmer und schlimmer wurde es, und selbst die eifrigsten Anhänger der Staatshilfe konnten derselben nur das Eine nachsagen, daß sie dem Allerschlimmsten vorgebeugt hätte. Andere freilich sagen, daß das nur auf Kosten anderer Uebelstände geschehen sei, die sich vielleicht erst in der Zukunft entwickeln werden. Als dann die hamburger Börse der Herd eines allgemeinen Bankerotts ward, mußte für ein rascheres Abwickeln und besonders für den Schutz solcher Handlungshäuser gesorgt werden, die mehr durch die Zeitumstände als durch eigne Schuld in das Verhängniß hineingerathen waren. Es spricht ganz gewiß nicht zu Gunsten der hamburger Börse, daß auch diese Maßregel zum Vortheil des umfangreichsten Schwindels und der baarsten Insolvenz gemißbraucht werden konnte, eine Vorkehrung, die schon jetzt für den hamburgischen Credit sehr traurige Folgen gehabt hat, wie denn auch ihre Rückwirkungen auf die Moralität der hamburger Börse schwerlich ausbleiben werden.

Die Folgen der hamburger Krisis auf den Handelsverkehr in und außerhalb Deutschlands waren ungeheuer. Das hatte man nicht erwartet und konnte man nicht erwarten: man glaubte auf Felsen gebaut zu haben und es war ein feuerspeiender Berg gewesen. Der ganze nordische Handel in Dänemark, Norwegen und Schweden war bis auf seine Grundfesten erschüttert; freilich war von Hamburg aus die Wechselreiterei nirgend so stark betrieben worden als dorthin. In Deutschland waren gleichzeitig oder unmittelbar vorher ähnliche Crediterschütterungen vorgekommen, namentlich an der Ostsee und in Berlin. Auch hier war vieles ungesund und morsch geworden; aber es konnte nicht so verheerend wirken, da es nur an der Peripherie, nicht im eigentlichen Mittelpunkt des deutschen Handelsverkehrs lag. Der berliner Waarenhandel und der daran sich schließende Wechselverkehr hält keinen Vergleich mit dem hamburger aus und hat, so weit er nicht nach Hamburg oder Bremen gerichtet ist, auch vorzugsweise nur inländische Beziehungen. Auch in Bremen ward die Krisis stark gefühlt und eine Reihe von zum

Theil nicht unbedeutenden Bankerotten brach aus; aber Bremen ist nicht wie Hamburg ein nach allen Richtungen hin verzweigter Wechselplatz, und konnte es daher ihm durch eigne Anstrengungen gelingen, die schlimmste Zeit zu überwettern. Und wie die Weserzeitung es damals aussprach, Bremen hat nicht so gesündigt wie Hamburg, es hatte aber auch nicht Verführungen gehabt wie dieses. In Lübeck, das jetzt eigentlich kaum mehr als der Speditionsplatz Hamburgs für den nordischen Handel ist, ging die Kopflosigkeit so weit, daß man die allgemeine deutsche Wechselordnung antastete, und obendrein grade in der Bestimmung, welche eine der wesentlichsten Grundlagen des Wechselcredits bildet, blos weil man sie augenblicklich unbequem fand. In den deutschen Fabrikdistricten am Rhein, in Westphalen, in Sachsen, in Thüringen u. s. w. brachen ungeheure Verluste herein, die zum Theil zum völligen Stillstand führten. Allenthalben aber gab sich Geschäftslosigkeit und Mangel an Vertrauen kund.

So ist es denn auch noch im gegenwärtigen Augenblick und vergebens forscht man noch nach den Spuren eines Besserwerdens. Als im J. 1799 die vorletzte große Handelskrisis über Hamburg hereinbrach, da hinderte sie doch nicht, daß das J. 1800 eins der besten Geschäftsjahre wurde. Aehnliche Erwartungen sprach man im December v. J. aus, und wenn sie sich nicht erfüllen dürften, so liegt dies theilweise zwar an den in Hamburg vorgekommenen Mißgriffen, mehr aber noch in den gänzlich veränderten allgemeinen Beziehungen und gewissen großen Leiden unserer Gegenwart.

Wir haben oben die jetzigen politischen Zustände Frankreichs als einen der Ausgangspunkte zur Krisis bezeichnet, und wir stehen nicht an, in ihnen auch eine der Ursachen zu erblicken, weshalb der Verkehr nicht wieder anhaltend gesunden will. In Frankreich allerdings hat scheinbar die Krisis am wenigsten gewirkt, und die kaiserliche Presse hat denn auch nicht ermangelt, sich darüber die gehörigen Complimente zu machen. Aber — die eigentliche Krisis lag bereits im Herbst v. J. vollendet da, jene Baissebewegung an der Fondsbörse, über welche wochenlang die Fondsberichte alltäglich jammerten und welcher der Credit-Mobilier des Herrn Pereire am wenigsten abhelfen konnte. Eine Handelskrisis konnte ferner in Frankreich darum nicht ausbrechen, weil der französische Handelsverkehr in der That nur eine Nebenrolle im Weltverkehr spielt, wie er denn durch die französische Zollgesetzgebung fast nur innerhalb der Grenzen einer sehr primitiven Ein- und Ausfuhr eingezwängt ist, trotz des Umfangs in einzelnen Handelsbranchen. Die Krisis in der französischen Industrie dagegen konnte sich nur mit der Zeit ausbilden, sobald nämlich die Rückwirkung auf die heimischen Fabriken eintrat, und diese ist denn auch in empfindlichster Weise nicht ausgeblieben, seitdem der Verkehr an sämmtlichen großen Handelsplätzen ins Stocken gerathen ist. In Frank-

reich muß sich dann aber auch noch ein anderer hemmender Einfluß kundgeben, der im übrigen Europa bereits entschieden genug hervorgetreten ist: die Folgen des Mißtrauens in die Dauer der jetzigen französischen Zustände. Vor der Krisis konnten Handel und Verkehr nur indirect und allmälig davon angegriffen werden, da die im Gange befindlichen Unternehmungen aller Art darum noch nicht ins Stocken geriethen; anders jetzt, wo aus andern mitwirkenden Ursachen diese Stockung schon vorhanden ist. Der Wiederaufbau nimmt natürlich auf solche Verhältnisse wie im jetzigen Frankreich eine bewußte Rücksicht, während man früher sie sich gefallen lassen, und ihre Folgen mitnehmen mußte, weil man einmal mitten in der Geschäftsthätigkeit war. Daß die seit dem 14. Januar d. J. vom französischen Kaiserthum angenommene Stellung das unheimliche Gefühl, das in dieser Beziehung unleugbar in Europa vorwaltet, nur vermehrt hat, versteht sich von selbst. Das Attentat war ohnehin schon geeignet genug, um die Unsicherheit der dermaligen öffentlichen Zustände Europas vor das geistige Auge zu bringen. Es wäre mehr als wunderbar, wenn ein durch eine allgemeine fürchterliche Krisis unterwühlter Verkehr unter solchen Umständen sich wesentlich erholen könnte. Die unmittelbaren Bedürfnisse der Consumtion werden allerdings nach wie vor ihre Befriedigung finden müssen und werden daran sich eine Anzahl von Hilfsthätigkeiten anreihen können; aber zu einer Heilung der Verkehrslähmung bedarf es eines größern Vertrauens in die Zukunft, als jetzt vorhanden sein kann. Große Unternehmungen aller Art bedürfen zu ihrer Entwicklung vor allem stets der Zeit. Eine gewisse Lebhaftigkeit des Handels kann sich daher unter Umständen vielleicht entwickeln, eine große und andauernde keinenfalls. Im J. 1800 lagen die Sachen ganz anders, weder war die Krisis so allgemein gewesen, noch war damals bei viel langsamerem Verkehr das einzelne Handelsgebiet so empfindlich für die Vorgänge des andern geworden und obendrein war der 3. Nov. 1799 (der 18. Brumaire d. J. VIII.) der Anfang des wieder befestigten Vertrauens aus den Wirren der Revolution für Frankreich und Europa geworden.

Die Verluste der jüngsten Vergangenheit sind groß gewesen, und unser Vaterland ist hart davon mit betroffen worden, und ist die vielfach eingetretene Arbeitslosigkeit nicht der kleinste Schaden. Sie führt zu ungewohnten Entbehrungen und sie demoralisirt, doppelt schlimm, nachdem die Plusmacherei auch in Deutschland so manche bedenkliche Erscheinungen hervorgerufen hat. Wie die Leute sich freuen, wenn eine „großartige Unternehmung" ins Leben gerufen wird, wie sie jubiliren, falls sie am Course etwelche Procente verdienen! Aber daran dachte und denkt man leider zu wenig, wie die selbstständige ernährende und verzehrende Kraft der großen Menge zu heben sei, nicht durch besondere Wohlthaten oder besondere Rechte, sondern dadurch,

daß man die gesunden Kräfte des Volks sich frei entfalten läßt. In Deutschland begnadigt man die untern Stände mit reichlicher kirchlicher Frömmigkeit, zu denen man gern noch einige weltliche Prügelstrafe zufügen möchte; im kirchlichen England ist es der Ehrgeiz der Großen und Mächtigen, ihnen Wissen zu predigen. Ob aus freiwilligem Drang oder aus irgend welch anderm Zweck, die Folgen werden nicht ausbleiben und sind schon zum Theil eingetreten. Die Erinnerung dessen, was in den letzten Jahren an Schwindelprojecten in Nachäfferei französischen Thuns in unserem Deutschland befördert worden ist, kann manche nun unvermeidliche Entbehrung in den Massen um so greller erscheinen lassen. Mit dem Socialismus hat es in Deutschland keine Noth, dazu ist noch zu viel gesunder Menschenverstand da, aber wol könnten Unbehaglichkeit und innerer Unfriede vermehrt werden.

Doch wir wollen nicht zu weit ins Gebiet der Politik hinübergehen; wir werden ohnehin bei Manchen Anstoß darüber erregt haben, daß wir in wirthschaftliche Fragen so vielerlei fremde Gesichtspunkte hineinbringen. Unsere Anschauung nun freilich ist, daß, so wie der einzelne Mensch ein Ganzes ist, der nicht willkürlich nach seinen einzelnen Bestrebungen in mehre Bestandtheile zerlegt werden kann, so auch keine einzige der Beziehungen, unter denen er wirkt und die auf ihn wirken, vom Zusammenhange des menschlichen Seins gelöst werden darf. Wie ganz anders und besser wäre die Welt, wenn die Lehrer und Führer der Menschen, die Priester, die Politiker, die Professoren und auch — die Nationalökonomen nicht jeder die Menschen möglichst nur von seinem eignen Standpunkt aus zu betrachten sich die Mühe gegeben hätten!

G. C.

Bildende Kunst.

Die trauernde Löwin von Leutemann und Flegel. Leipzig, 1858. — Dieses Kunstblatt, soeben in Leipzig ausgegeben, kann jedenfalls beanspruchen, den ungewöhnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete des Holzschnittes beigezählt zu werden, und dies in doppeltem Sinne. Einmal ist die Buchsbaumplatte, von der es auf Papier übertragen wurde, eine der größten, vielleicht die größte, welche die neuere Xylographie hervorgebracht. Sodann aber ist es auch von nicht gewöhnlichem Werth in der Ausführung. Man wird mit uns Eines oder das Andere auszusetzen haben, aber dennoch bleibt es erfreulich und der Anerkennung werth, hier in Leipzig unter einer Masse von Holzschnitten, die sich wenig oder gar nicht über den Werth von Handwerks- oder Fabrikarbeit erheben und deshalb besser Holzschneidereien hießen, einem Blatte zu begegnen, bei dem Zeichner und Holz-

schneider, vom bloßen Gelderdienst absehend, mit schöner Beharrlichkeit dem Ziele nachstrebten, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. Daß ihnen dies bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, leidet keinen Zweifel; jedenfalls ist die Federzeichnung, nach welcher der Holzschneider gearbeitet hat, in allen Stücken getreu und correct, wird möchten sagen zu correct und getreu, wiedergegeben.

Das Werk stellt eine Felsschlucht dar, in welcher eine Löwin ihren vor ihr hingestreckten, von einem Wurfspieß durchbohrten Gemahl betrauert, während oben durch eine Oeffnung in der Steinwand Beduinenjäger sichtbar werden, die auch ihr Leben zu bedrohen scheinen. Die Gruppirung dieser Figuren ist gut, die Bewegung der Löwin ist — in der Conception — ebenfalls angemessen. Die Jäger hätten füglich wegbleiben können, da sie, wofern sie den auch der Löwin drohenden Tod andeuten sollen, die eigentliche Wirkung des Bildes der trauernden Löwin stören; sollen sie aber sagen, daß der Löwe durch Jäger umgekommen ist, so sind sie überflüssig, da die Ursache des Todes schon hinreichend durch den im Leibe des Thieres steckenden abgebrochenen Spieß angegeben ist.

Das Bild würde ferner an Wirkung gewonnen haben durch eine feinere Beobachtung des Stofflichen. Das Fell der Thiere, Sandboden mit Halfehgras, Felswand, Palmen und Aloe sind in der technischen Behandlung jedenfalls zu gleichmäßig. So hätte beispielsweise die Schattenseite der Felswand, rechts wo die Jäger herablugen, ruhiger und in zurückweichenden Tönen behandelt werden sollen. Der Körper des liegenden Löwen hätte sich mehr rund von der Fläche abheben müssen, wie auch die ganze Muskulatur der Thiere noch präciser und energischer sein könnte. Endlich aber will das Blut vor dem Maule des todten Löwen uns nicht recht wie Blut erscheinen. Trotz dieser Ausstellungen an den Einzelnheiten verdient das Blatt als Ganzes — namentlich als tüchtiger gesunder Holzschnitt — den besten Leistungen der Gegenwart auf diesem Gebiet beigerechnet zu werden, und in dieser Eigenschaft empfehlen wir es allen Freunden der Kunst angelegentlich.

Literatur.

Die Böhmischen Exulanten in Sachsen von Chr. A. Pescheck. Leipzig, S. Hirzel 1857. — Es ist von mehrfachem Interesse zu ermitteln, wie die einzelnen Völkerstämme des gegenwärtigen Deutschlands durch die Uebergänge der Individuen aus einem Stamme in den andern allmälig zu einer deutschen Nation gemischt worden sind. Das Ineinanderfließen der Stämme durch Ein- und Auswanderung war während fast zwei Jahrtausenden niemals ganz unterbrochen, hat aber in verschiedenen Zeiträumen besondere Ausdehnung erreicht. Von der politischen Geschichte wird das massenhafte Einströmen der Deutschen in das Slavenland zwischen Elbe und Weichsel noch am ausführlichsten behandelt. Aber nicht weniger eigenthümlich waren die Verhältnisse in Böhmen. Seit dem frühsten Mittelalter fand dorthin ein friedliches Einziehen deutscher Bildung und deutscher Individuen statt. Doch die deutsche Colonisation des Landes wurde mehr als einmal durch eine kräftige Gegenströmung

unterbrochen. Prag ist bis in die neueste Zeit wiederholt eine deutsche und wieder eine czechische Stadt gewesen. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts flossen die Deutschen von allen Seiten in das fruchtbare Land, im 15. schlugen die czechischen Wellen in furchtbarem Sturme über die Grenzberge bis tief in die deutschen Territorien, im 16. Jahrhundert zog mit der Reformation wieder deutsches Leben in die Landschaften des Jan Trocznow und König Girzeks, und im 17. rieselte wieder eilig slavische Familienkraft aus allen Oeffnungen des nördlichen Bergwalles hinaus. Diese letzte Auswanderung hat das czechische Element dauernd in Deutschland verbreitet. Sie geschah im 30jährigen Kriege, nach der Niederlage Friedrichs von der Pfalz, als Folge der kaiserlichen und katholischen Reaction; die Auswanderer waren confessionelle und politische Protestanten, theils von czechischem Stamm, theils die Nachkommen deutscher Einwanderer. Sie wurden durch die kaiserlichen Soldaten ausgewiesen oder flüchteten freiwillig vor der blutigen Rache der Sieger und was vielen noch schrecklicher war, vor den Kanzeln der Jesuiten. Die Auswanderung der Protestanten aus den kaiserlichen Erbländern: Böhmen, Ungarn, Oberöstreich und Steiermark ist weit umfangreicher als die Auswanderung der französischen Protestanten nach Aufhebung des Edicts von Nantes und die Emigration der Royalisten in der großen Revolution. Am stärksten aber war sie damals von Böhmen aus. Sie geschah in die nächsten protestantischen Länder, vorzugsweise nach dem Kurfürstenthum Sachsen. Vielleicht Dreiviertel der Auswanderer suchten sich dort unter dem Schutz eines protestantischen Fürsten festzusetzen, der Rest vertheilte sich nach Brandenburg, Thüringen, in die Länder der Niedersachsen und das protestantische Süddeutschland. Die Bevölkerung Böhmens wurde vor dem Kriege auf drei Millionen geschätzt, nach dem Kriege lebten noch 780,000 Menschen in dem großen Lande. Unter diesen viele neue katholische Einwanderer. Allerdings war nur der kleinste Theil der Fehlenden ausgewandert, die meisten waren durch Soldaten, Seuchen und Hunger getödtet. Doch bleibt die Zahl der Auswandernden erstaunlich. Von den alten Adelsfamilien Böhmens blieben nur 16 im Lande, 185 Geschlechter von 4 bis 50 Personen wanderten aus. Seit der Zeit ist von böhmischem Adel überall mehr zu finden, als in Böhmen selbst. Die Zahl der Familien, welche seit 1623 mit dem Hauptstrom nach Sachsen kamen, ist nach umfangreicher Ermittelung auf ca. 36,000 anzuschlagen, welche sicher nicht weniger als 150,000 Köpfe ausmachten. Diese Zahl erreicht aber lange nicht den Gesammtbetrag; denn die protestantische Auswanderung dauerte bis fast zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fort. Auch ist die Zahl der Köpfe durchaus nicht der richtige Werthmesser jener Emigration. Das Land verlor damals fast alles, was es an großen Gutsherrn, an Gelehrten und Geistlichen, an Künstlern und Industriellen besaß, bei weitem den besten Theil seiner Kraft. Noch heut ist eine fast zweihundertjährige Abspannung dort sehr fühlbar. Und was Böhmen damals verlor, kam dem übrigen Deutschland nur im geringeren Maße zu gut. Aus vielen der reichen Grundherren wurden schwedische Glücksoldaten, aus gelehrten Predigern bettelhafte Vaganten, aus wohlhabenden Bürgern Hungerleider und Spitalgenossen. Die Summe des Elends, welches damals von der gesammten Nation erduldet wurde, ist so ungeheuer, daß die kläglichen Schicksale der meisten böhmischen Flüchtlinge darin verschwinden wie ein Bergbach im großen Strome. Aber wer sucht, kann aus den

lakonischen Todtenregistern sächsischer Grenzstädte Lebensschicksale erkennen, welche noch jetzt rühren und erschrecken. Doch fehlt es auch nicht an zahlreichen Beispielen dauerhafter Kraft und guter Erfolge in der Fremde, und auch an exulirten Böhmen ist beobachtet worden, was vielen der Geplagtesten in jener eisernen Zeit zu Theil wurde, ein hohes Alter. Zahlreich entstanden in den protestantischen Grenzländern böhmische Gemeinden, die Geistlichen wurden gern bei deutschen Gemeinden angestellt, in alle Heere, welche gegen den Kaiser fochten, zog sich der exulirte Adel, auch die Frauen und Mädchen scheinen durch stattliches Aussehen und zuweilen durch gute Laune Gunst gewonnen zu haben, sie wurden gern geheirathet und von den Sachsen als schöne Stimmen geschätzt. Schon damals war Böhmen ein musikalisches Land, und mancher arme Musikus, der die Geige auf dem Rücken vor den Kroaten aus dem Lande lief, gelangte in deutschen Städten als trefflicher Musikus zu Sold und Ehren. Viele Namen bekannter Familien, welche jetzt über ganz Deutschland verbreitet sind, stammen von den Exulanten, so z. B. von bürgerlichen die Ritsch, Facilides, Martini u. a.

Die oben angezeigte Schrift ist eine fleißige Untersuchung des Details, sie enthält vieles Lehrreiche, wenn auch nicht immer auf das beste geordnet. Die Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig hat den Druck des Werkes veranlaßt, welches ein werthvolles Material nicht nur für die Landesgeschichte Sachsens, sondern auch für die Geschichte des 30jährigen Krieges enthält. Ein alphabetisches Verzeichniß adliger und bürgerlicher Exulantennamen, so weit dieselben zu ermitteln sind, fehlt dem Werke. —

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen von San Marte (Albert Schulz). 2te verbesserte Auflage. 2 Bde. 12. Leipzig, F. A. Brockhaus 1858. — Elegant ausgestattete Ausgabe. Das große Gedicht des ritterlichen Sängers ist durch zwei Uebersetzungen den Lesern näher gerückt, und doch sorgen wir, daß es auch in moderner Sprache immer noch wie ein schwer zu lösendes Räthsel erscheint. Die Schönheit des Originals liegt zunächst in einzelnen detaillirten Schilderungen, in welchen ein wahres und großes poetisches Empfinden durch den conventionellen Zwang einer unschönen Methode genießbar wird; ferner aber in einer äußerst feinen, ja künstlichen Behandlung der mittelhochdeutschen Sprache, welche in unserem Deutsch auch nur in Andeutung wiederzugeben ganz unmöglich ist. Der ersten Auflage von San Martes Uebersetzung durfte man mit Recht vorwerfen, daß sie zu viel vom Original verwischte, ja zuweilen die moderne Empfindungsweise des Uebersetzers mehr als billig aufdrängte. Diese Uebelstände hat die zweite Auflage, so scheint uns, wesentlich verbessert. Die Uebersetzung ist noch immer das, was man frei nennt, und hingebender Anschluß an Wort und Sinn des Dichters hätte sicher zahlreiche Stellen ausdrucksreicher gemacht. Indeß soll nicht verkannt werden, daß der sehr glatte und bequeme Fluß, welcher bei der freien Behandlung den Versen wurde, beitragen wird, dem Gedicht solche Leser zu gewinnen, welche durch Fremdartiges leicht abgestoßen werden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das Ministerium Derby und die ostindische Verwaltung.

Es geht nichts über die Gewalt der Thatsachen! Derselbe D'Israeli, welcher als einfaches Parlamentsmitglied die ostindischen Verhältnisse gebraucht hat, um dem Palmerstonschen Ministerium so viele Wunden beizubringen als irgend möglich, der direct einer Veränderung oder gar einer Aufhebung der ostindischen Gesellschaft als einer verkehrten, ja schädlichen Maßregel widersprochen hat, und der jeder weitern Gesetzgebung eine gründliche Untersuchung ostindischer Zustände an Ort und Stelle vorausgehen lassen wollte, — kaum hat der Zufall ihm auf die Ministerbank geholfen, als er dieser Vergangenheit zum Trotz selbst die Grundzüge einer Bill einbringt, welche nicht im Grundgedanken, sondern nur in den Einzelheiten von dem abweicht, was er früher so eifrig bekämpfte. Eine neue Verfassung für Ostindien ohne vorherige Untersuchung, eine Aufhebung der ostindischen Gesellschaft und deren Ersetzung durch eine Regierungsbehörde, das hat Palmerston vorgeschlagen, und das schlägt Lord Ellenborough im Verein mit D'Israeli vor. Und was hat diese so rasche und so gründliche Sinnesänderung bewirkt? Der jetzige Führer des Unterhauses hat in seiner Rede die Ursachen selber angegeben: einmal die frühere, unter dem Palmerstonschen Ministerium gefaßte Resolution des Unterhauses, welche auf eine Abschaffung der East India Company hinausging, sodann die Uebernahme der Ministerstelle selbst. Wunderliche Motive! Wäre also die Verwicklung mit Frankreich einige Tage früher erfolgt, und demnach auch Palmerston ebenso viel früher gestürzt worden, so daß er jene Resolution dem Unterhause nicht hätte vorlegen können, so würde D'Israeli sich in seinem staatsmännischen Gewissen nicht für verpflichtet erachtet haben, auf jene Maßregeln zu kommen? Das glaube, wer das Unmögliche für möglich erachtet. Nach dem allem, was das letzte Jahr in Ostindien sich zugetragen, war ein einfaches Bestehenlassen des hergebrachten Zustandes, war vor allem die Aufrechthaltung jener alles energische Handeln und jede wirkliche Verantwortlichkeit aufhebenden Doppelregierung nothwendig ausgeschlossen. Wäre jene Resolution nicht vorangegangen, so hätte D'Israeli in seiner Rede höch-

stens die eine Phrase weniger und die andere mehr gehabt. Uebrigens hebt der zweite der oben angeführten Gründe den durchsichtigen Schleier jener Gefügigkeit unter ein Unterhausvotum vollends auf. Ich bin Minister, sagt D'Israeli, und mehr als einem Minister ist es geschehen, daß er in der Opposition anders gedacht und gesprochen hat, als später auf dem Ministersitz, also kann es mir ebenso gegangen sein. Es ist das nun gewiß für sehr viele Fälle richtig, und zwar meist aus dem einfachen Grunde, daß bei einem Mitgliede der Opposition und einem Minister die Frage der Verantwortlichkeit sich ganz anders gestaltet. Allein zwischen der Anerkennung dieser Thatsache und der Erhebung derselben zu einem Grundsatze des öffentlichen Lebens liegt noch ein weiter Unterschied. Etwas häßlich ist eine solche Sinnesumänderung immer und selbst in der günstigsten Auffassung weist sie darauf hin, daß man früher sein Auge vor den Wirklichkeiten des Lebens verschlossen hat; sie kann auch für die wichtigsten Fragen als verhältnißmäßig ungefährlich betrachtet werden, und sie kann es auch dann nur, wenn sie mit dem ausgesprochenen Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die gefaßten Beschlüsse geschieht. Wer aber die Sinnesänderung als etwas Selbstverständliches hinstellt, oder richtiger, wer erklärt, er habe opponirt, eben weil er nicht Minister gewesen, und wäre er schon früher Minister gewesen, so hätte er nicht opponirt, der zeigt einen viel geringern Sinn für Verantwortlichkeit als für den Besitz der Macht. Wer so denkt und spricht, der wird, sofern er Anklang findet, nothwendig mit der Zeit die Opposition für den anderswo oft gemachten Vorwurf der Grundsatzlosigkeit reif machen; er wird auch der überzeugten und gerechtfertigten Opposition die Einrede nicht abwehren können, sie handle nicht nach Ueberzeugung, sondern nach politischer Convenienz, denn wer einmal lügt u. s. w. Und ferner, wo soll dabei das Material zu den Oppositionen herkommen, die stets bereit sein sollen, das Heft selber in die Hand zu nehmen? Wer bürgt dafür, daß der Tausch der Minister auch ein Tausch der Maßregeln und der Ansichten sei? Wir sehen in dieser ganzen Sachlage einmal die wirkliche Unfähigkeit D'Israelis, etwas Anderes zu sein als ein bloßer Lückenbüßer, dann aber auch den Beweis für die innere Haltlosigkeit des jetzigen englischen Ministeriums. Ein Mann, der mehr ist, als ein glänzender Redner, als ein gewandter parlamentarischer Diplomat, hätte auch als Führer der Opposition seine Verantwortlichkeit nicht ganz vergessen, und bei aller Schärfe der Einwendungen das wirklich durch die Umstände Gebotene nicht mit dem als verkehrt Erkannten in dieselbe Schale der Verdammung geworfen; und selbst wenn er sich in dieser frühern Stellung übereilt hätte, er hätte es in der neuen ausgesprochen klar und bündig; seine Sinnesänderung aber nicht durch das Präcedens früherer Minister motivirt, die gleichfalls in der verantwortlicheren Stellung anders gedacht und gehandelt haben. Was

soll man aber von einem Ministerium sagen, dessen größter Geist so wenige Begriffe von der Verantwortlichkeit eines Staatsmannes und der Würde eines Ministers hat? Wir meinen, es wird einmal grade aus diesem Grunde über einen sehr kleinen Stein des Anstoßes stolpern. Lord Palmerston fiel, weil er sich für den Mann der Nothwendigkeit hielt, und sich dadurch zu schreienden Fehlern und noch größern Taktlosigkeiten verleiten ließ; er fiel, weil er bei einem gradezu auf seinen Namen gewählten Unterhause den noch stärkern Einfluß einer draußen herrschenden Meinung vergaß; sein größter Fehler aber war es vielleicht, daß er diesem Derbyschen Ministerium die Bahn zur Nachfolge ebnete. Die bisherigen Triumphe desselben waren billig; es hat sie machen müssen, wollte es nicht einen Selbstmord begehen, seine eigne schöpferische Kraft hat sich eben bis jetzt schwach genug gezeigt.

Einerlei, das Schicksal der ostindischen Gesellschaft ist besiegelt, und selbst die, welchen die aus ihrem Untergang bevorstehende Vergrößerung der Gewalt der Krone oder des Ministeriums einen Grund abgibt, um ihren Untergang als landesverderblich zu schildern, erheben, seit Derby Minister geworden, kaum noch ihre Stimme zu Gunsten der ehrwürdigen Handelsgesellschaft. Komisch ist es vor allem den Daily News ergangen. Nachdem D'Israeli den Plan des neuen Ministeriums entwickelt hatte, war sie über denselben ganz glücklich, alle die Patronage und sonstige Einrichtungen des Palmerstonschen Plans betreffenden Einwendungen waren ja weggefallen, und sie lobte um so eifriger den neuen Plan in dem Bewußtsein vielleicht, daß sie nun nicht mehr nöthig habe, die bestehende Regierung Ostindiens zu vertheidigen; aber nachdem sie die neuen Vorschläge sich etwas näher angesehen, fand sie doch daran so viel auszusetzen, daß sie dieselben seitdem im Verein mit fast der gesammten englischen Presse der herbsten Kritik unterwirft; aber auf den Bestand der ostindischen Gesellschaft kommt sie doch nirgend wieder zurück. Es ist der Mühe werth, diese Thatsache zu constatiren, weil sie grade beweist, daß die recht gesehen, welche den Untergang der alten Handelsgesellschaft als nothwendig geboten vorausgesagt haben.

Im Wesentlichen sind es zwei Punkte, durch welche sich der Plan Palmerstons von dem Ellenboroughs unterscheidet: die Macht des für die ostindischen Angelegenheiten eingesetzten Ministers der Krone und die Stellung und Zusammensetzung des ihm beigeordneten Rathes. Der eine setzt den Minister überhaupt autokratisch regierend ein, der andere weist ihn an diesen Beirath, ohne ihn aber daran zu binden; dieser Unterschied ist offenbar aber nur ein formeller, da das entscheidende Moment immer in der Persönlichkeit des jeweiligen Ministers liegen wird. Der eine Plan gibt ferner dem Minister die Patronage d. h. die Stellenvergebung, der andere vertheilt

sie im Rathe; aber auch hier wird factisch der Unterschied kein sehr bedeutender sein können, und wiederum der Erfolg von den Persönlichkeiten abhängen. Die Zusammensetzung des Ellenboroughschen Raths für Indien unterscheidet sich von der des Palmerstonschen durch zwei Punkte, einmal daß die Old Indians d. h. die lange Zeit in Ostindien gewesen waren, zu Wählern und wählbar erklärt werden und dann durch die fünf Städten in England, Schottland und Irland ertheilte Wahlberechtigung. Grade die scheinbare Liberalität dieser Zusammensetzung hat die Daily News zumeist irre geführt. Aber nachgrade hat man sich schon gefragt, ob die Old Indians mit ihren nothwendigen Vorurtheilen auch immer die rechten Männer seien, und noch mehr, ob es nicht grundverderblich sei, fünf Wählerschaften zum Parlament auch die Wahlen für eine Verwaltung zuzumuthen, an welcher sie selbst nur ein indirectes Interesse nehmen, und deren Bedürfnisse ihnen eigentlich ganz fern liegen; ja man hat darin nicht einmal die Möglichkeit einer bedenklichen Rückwirkung auf den Geist der Wählerschaften und die Wahlen zum Parlament verkennen können. Man kann sagen, daß dieser letzte Theil des Ellenboroughschen Plans bereits verurtheilt worden ist.

Es ist eben nicht zu verkennen, daß man zwar in England die innere Haltlosigkeit der Verwaltung Ostindiens sieht, daß man aber auch andrerseits herausfühlt, wie jede durchgreifende Veränderung auf die heimischen Zustände zurückwirken muß, und daß man diese unbestimmten Einflüsse fürchtet, und darum hin und her experimentirt, um ihnen wo möglich die gefährlichste Spitze zu nehmen. Wird aber dies ganz unbestimmte Wollen nicht schließlich dennoch der geschichtlichen Nothwendigkeit weichen müssen, oder wird man im Stande sein, jedes Abschwächen derselben nicht auf Kosten anderweitiger Nachtheile zu erkaufen, durch welche für die Zukunft nur neue Verwirrungen vorbereitet werden?

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Frauen.

2.

Zum Verkehr zwischen Männern und Frauen gaben gesellige Zusammenkünfte, besonders große Festmahlzeiten häufige Gelegenheit. Auf den Spaziergängen und sonst öffentlich zeigten sich Frauen von Stande vermuthlich nur ausnahmsweise zu Fuß, in der Regel, (da der Gebrauch des Wagens nur den Kaiserinnen und Vestalinnen gestattet war) in Tragsessel oder Sänfte. Zwar forderte hier die strenge Sitte dicht zugezogene Vorhänge, welche die Blicke der Neugierigen abhielten; aber Ehemänner, die auf Beobachtung dieser Sitte bestanden, sagt Seneca, galten bei den Damen als bäurisch, übelgesittet und ihre Frauen als beklagenswerthe Opfer ehelicher Tyrannei. Neben der Sänfte ging dann wol statt des Pagen der den Sonnenschirm über dem Haupt seiner Gebieterin hielt, ein Verehrer, der diesen Dienst that. Doch nie schmückten sich die Römerinnen reicher und sorgfältiger als für die öffentlichen Schauspiele. Hier entfaltete überhaupt das kaiserliche Rom seine Pracht am blendendsten, hier waren sie eines weiten und glänzenden Kreises von Bewunderern gewiß. Im Theater und Amphitheater mußten diese sich begnügen, ihre Blicke nach den obern Sitzreihen zu richten, die Frauen ausschließlich bestimmt waren, aber im Circus saßen Frauen und Männer untereinander. Hier wurde dann alles aufgeboten, um mit dem möglichsten Glanz aufzutreten. Wenn Tacitus nicht verschmäht hat, den Anzug einer Kaiserin bei einem großen Schauspiel in seinen Annalen zu erwähnen, so mag man denken, mit welchem Interesse die weiblichen Toiletten von Kenneraugen gemustert wurden. Bisweilen war diese Pracht nur erborgt. Im damaligen Rom, wo die dem italienischen Nationalcharakter tief eingepflanzte Leidenschaft des far figura durch manigfaltige Einflüsse verstärkt ward, wo Tausende mehr scheinen wollten als sie waren, war alles zu miethen: sogar Fingerringe, die erfahrene Rechtsanwälte beim Plaidiren anlegten, um ihren Clienten Respect einzuflößen und größere Honorare zu erhalten. Als Gegenstände, die Frauen bei erschöpfter Kasse für das Erscheinen im Theater mitheteten, werden genannt: Kleider, Gefolge, Sessel, Kopfkissen, eine alte Wärterin, und eine blonde Zofe. Die Leidenschaft der Römerinnen für die Schauspiele, die ihnen so oft vorgeworfen wird, entsprang nicht blos aus Schaulust, sondern auch aus dem Wunsch gesehen zu werden. Ovid vergleicht die in Menge zum Theater strömenden eleganten Frauen mit wimmelnden Ameisen oder schwärmenden Bienen, weshalb er denn auch

die Schauspiele als die geeignetsten Orte zur Anknüpfung galanter Verhältnisse empfiehlt. Doch dieser Gegenstand hat neben seiner heitern Seite auch eine furchtbar ernste: die entsittlichenden Wirkungen der Schauspiele kann man sich kaum groß, entsetzlich genug vorstellen. Der Circus, wo Pöbelmassen von Parteileidenschaft bis zur Raserei entflammt gegeneinander tobten, bot noch bei weitem unschuldigere Scenen, als Theater und Amphitheater. Wie vollends die Gewöhnung an die Schlächtereien und Marterscenen der Arena die Seelen verwüsten und jede zartere Empfindung abtödten mußte, das ist eine Vorstellung, vor der man zurückschaudert. In dieser Schule lernte man die Grausamkeit gegen Sklaven und Sklavinnen üben, von der wir mehr als eine empörende Schilderung haben. Das Interesse der Frauen an den Schauspielen erstreckte sich auch auf die darin auftretenden Künstler. Selbst Gladiatoren machten bei Damen der höchsten Stände Glück, noch mehr aber die Schauspieler und Sänger, am meisten die gefeierten Pantomimen, denen Frauen und Männer wetteifernd den Hof machten. Freilich setzten sie sich auch der Gefahr aus, ihre Erfolge mit dem Dolchstoß eines Bravo zu büßen, den ein beleidigter Gemahl gemiethet hatte. Domitian ließ den Pantomimen Paris, der seine Eifersucht erregte, auf offener Straße niederstoßen, was in Rom allgemeine Sensation hervorbrachte. Auf den Fleck, wo Paris gefallen war, streuten viele seiner Verehrer Blumen und gossen Wohlgerüche aus. Das Gerücht brachte sogar die spätere Ermordung Domitians mit der Leidenschaft seiner Gemahlin für diesen oder einen andern Pantomimen in Verbindung. Tiber verwies einmal sämmtliche Pantomimen aus Rom wegen der scandalösen Verhältnisse, die sie mit angesehenen Frauen unterhielten. Daß die Virtuosen des Gesanges, der Cither und der Flöte bei den musikalischen Damen der höhern Stände nicht weniger eifrige Bewunderung fanden, ist bereits in einem frühern Aufsatz erwähnt.

Unter den Genüssen und Zerstreuungen, die in dem Leben einer vornehmen Römerin in stetiger Folge abwechselten, durfte eine Villeggiatur oder der Besuch eines Luxusbades nicht fehlen. Schon das Klima Roms, wo Sommer und Frühherbst unerträglich heiß und fiebergefährlich sind, machte einen Sommeraufenthalt auf dem Lande zum dringenden Bedürfniß. Im Juli begannen die Paläste leer zu werden und die hohen Straßen öde und verlassen auszusehen. Auf allen Chausseen rasselten dann in Staubwirbel gehüllt die eleganten Reisezüge der vornehmen Welt nach nahen und fernen Villen und Bädern. Jene Zeit, welche die Kunst des schwelgerischen Genießens mit einem Raffinement ausbildete und mit einer Virtuosität übte, wie keine andere, verstand sich auf den Genuß der Natur nicht minder vortrefflich als auf die Ausbeutung der Kunst zur Verschönerung des Daseins. Davon zeugen noch heute die Trümmer römischer Villen, auf die man meist an den

schönsten Punkten der Landschaft stößt, besonders wo von freien Höhen sich ein weiter Blick auf lachende Gegenden öffnet, oder liebliche Ufer sich in grünen Gewässern spiegeln. Vor allem waren die hell schimmernden Küsten, die das wundervolle Blau des mittelländischen Meeres säumen, mit Villen und Badeorten bedeckt. Der Golf von Neapel war von Miseno bis Sorrent mit einer ununterbrochenen Reihe von Städten, Flecken und Landhäusern eingefaßt. Hier in paradiesischer Umgebung, unter dem schönsten Himmel, lag Bajä, das erste Luxusbad der alten Welt. Klein wie das Städtchen war, prangte es doch mit einer Anzahl kaiserlicher Paläste, in deren Pracht jeder Monarch seine Vorgänger zu überbieten suchte, mit großartigen Anstalten für die Cur der Kranken und glänzenden Gebäuden für den Aufenthalt und die Vergnügungen der Gesunden. Die überschwengliche Schönheit der Natur, die herrliche Milde und Klarheit der Luft, die wolkenlose Bläue des Himmels — alles lud hier zum Genuß des Moments, zur seligen Vergessenheit der übrigen Welt ein, und prachtvolle Feste, in dieser Umgebung doppelt zauberisch, reihten sich in ununterbrochener Folge aneinander. Auf den Wogen des sanftesten Meers schaukelten zahllose bunte Barken und Gondeln, unter denen hier und da eine fürstliche Prachtgaleere steuerte. Heitere rosenbekränzte Gesellschaften waren zu festlichen Schmäusen an Bord oder am Strande vereint. Ufer und Meer erschallten vom Morgen bis zum Abend von Gesängen und rauschender Musik, Betrunkene einhertaumeln zu sehen war ein gewöhnlicher Anblick. Zärtliche Paare suchten die Einsamkeit der Myrtenhaine, oder ließen sich auf die See hinausrudern. Die Kühle des Abends und der Nacht lud zu neuen Festen und Lustfahrten ein, und der Schlaf der Badegäste wurde bald durch Serenaden, bald durch das laute Gezänk aneinandergerathener Rivalen gestört. Die Ueppigkeit und Zügellosigkeit des bajanischen Badelebens war sprichwörtlich. Seneca nennt es eine Herberge der Laster. Von Frauen wurde Bajä besonders viel besucht und mancher Curgast, sagt der galante Ovid, trägt statt der gehofften Heilung eine Wunde in der Brust davon. Für weibliche Tugend galt es als ein höchst gefährlicher Ort: schon manches zärtliche Verhältniß, klagt Properz, habe dieses böse Bad gelöst. Ein Fall, den Martial erzählt, daß eine höchst prüde Frau, die in Bajä als Penelope ankam, es als Helena verließ d. h. mit einem Liebhaber davonlief, scheint dort sehr gewöhnlich gewesen zu sein. Eine nicht geringere Zügellosigkeit herrschte in andern Bädern, besonders in Canopus, an der Nordküste Aegyptens, drei Meilen östlich von Alexandrien. Hier vollends konnte man, von allen Fesseln der Convenienz befreit, auch die extravagantesten Neigungen befriedigen. Manche vornehme Römerin, die sonst nicht die geringste Seereise ertrug, ohne heftige Anfälle der Seekrankheit zu bekommen, hielt die Fahrt nach Canopus tapfer aus, wenn sie sich ihrem Gemahl von einem Gladiator

entführen ließ. Die fremdartige Natur und Thierwelt Aegyptens, die eigenthümlichen Umgebungen, Sitten und Gebräuche der Eingebornen, das Leben auf dem Wasser hatten für den Geschmack der Römer etwas ganz besonders Anziehendes. Zu beiden Seiten des drei Meilen langen Nilkanals, der Alexandrien mit Canopus verband, und in Canopus selbst waren zahlreiche elegante Gasthäuser, und Tag und Nacht, sagt Strabo, war der Kanal mit Barken bedeckt, die Gesellschaften von Männern und Frauen führten. Man unterhielt sich auf diesen Fahrten mit Musik und Tänzen (die eingeborenen Tänzerinnen waren schon damals ihrer beispiellosen Obcoenitä. wegen berüchtigt), man landete in den Dickichten der ägyptischen Bohnengebüsche, die das Ufer einfaßten, und speiste oder ruhte unter dem Schatten dieses lieblichen Gesträuchs. Ein in Pompeji gefundenes Bild, das eine solche Gondelscene vorstellt, hat nur im gabinetto riservato des museo Borbonico Platz finden können.

Wenn die Frauen in der raffinirten Genußsucht, die eine herrschende Richtung der sinkenden Römerzeit war, die Männer noch überboten, so blieben sie anderseits auch von den geistigen Interessen nicht unberührt, die jene Zeit bewegten. In einem frühern Aufsatz ist dargestellt, mit welcher Intensität und in welcher Ausdehnung literarische Tendenzen sich in den beiden ersten Jahrhunderten geltend machten, und wie verbreitet namentlich der poetische Dilettantismus war. Bei dem steten und lebhaften Verkehr beider Geschlechter konnten die Frauen einem so allgemeinen literarischen Treiben unmöglich fremd bleiben. Mindestens theilten sie die Neigungen und Interessen ihrer Männer oder Freunde und waren auf deren Erfolge stolz; der jüngere Plinius rühmt von seiner Frau, daß sie aus Liebe zu ihm Interesse für die Literatur gefaßt habe. Seine Bücher las sie wiederholt, und lernte sie sogar auswendig. Hielt er eine Vorlesung, so hörte sie hinter einem Vorhange zu, und lauschte begierig auf die Beifallsbezeugungen der Zuhörer. Führte er eine Vertheidigung vor Gericht, so wartete sie den Erfolg mit höchster Spannung ab, und Boten, in Zwischenräumen vom Gerichtshof bis zu ihrer Wohnung aufgestellt, meldeten von Minute zu Minute die Stimmung des Publicums, das Beifallsgemurmel, die Bravos u. s. w. Seine Gedichte sang sie zur Cither nach selbstgesetzten Melodien, worin, wie Plinius sagt, kein Musiklehrer sie unterrichtet hatte, sondern die beste Lehrerin, die Liebe. Hatten die Frauen zur Führung der Feder selbst Lust und Talent, so konnte es ihnen an Gelegenheit zur Ausbildung nicht fehlen. Mindestens wurden dann ihre Versuche nahen Bekannten vorgelegt. Plinius erzählt, daß ihm ein befreundeter Schriftsteller Briefe von seiner Frau vorgelesen, man hätte Plautus und Terenz in Prosa zu hören geglaubt. Er zweifelte sogar, daß die Dame sie selbst geschrieben, sei es aber der Fall, so gereiche ihre

Ausbildung dem Manne, der sie als Mädchen geheirathet, zum hohen Ruhm. Aus dieser Aeußerung sieht man, daß man sich von den Resultaten des Mädchenunterrichts keine zu großen Vorstellungen machen darf. Aber mit einem so beschränkten literarischen Ruhm waren Dichterinnen und Schriftstellerinnen gewiß nur selten zufrieden. Die Modedamen hören es gern, sagt Lucian, wenn man ihnen Complimente über ihre Bildung macht, und ihre Gedichte für wenig schwächer als die der Sappho erklärt. Machten sie selbst keine Gedichte, so kritisirten sie fremde. Diese kritischen Damen hielt Juvenal für noch schlimmer als diejenigen, welche den Wein zu sehr liebten. Kaum hatten sie sich bei Tische niedergelassen, so begannen sie schon die aesthetische Unterhaltung über Virgil und Homer und wogen die Vorzüge beider gegeneinander ab: so unaufhaltsam rauschte der Strom ihrer Rede, daß niemand zu Worte kam, es war als ob eherne Becken und Schellen geschlagen würden. Als vollends unerträglich schildert Juvenal die eigentlich gelehrten Frauen. Sie wußten Citate aus verschollenen Büchern anzuführen, die ihre Männer nicht kannten, hatten stets das grammatische Lehrbuch aufgeschlagen, corrigirten die Ausdrücke ihrer Freundinnen und ließen ihren Männern keinen Sprachfehler durchschlüpfen. Eine Frau, sagt er, muß nicht die ganze Encyklopädie im Kopfe haben, und einiges in Büchern auch nicht verstehen; und Martial zählt unter seine Lebenswünsche auch eine nicht zu gelehrte Frau. Doch dürfte die Sucht durch Gelehrsamkeit zu glänzen, schwerlich jemals unter den Frauen sehr verbreitet gewesen sein, eher die Manier griechisch statt lateinisch zu reden, wenigstens zierliche griechische Phrasen in die Conversation einzumischen. Die Zeitgenossen fanden, daß man sich dies gefallen lassen könne, so lange die Frauen jung und hübsch wären, daß sich aber im Munde von 68jährigen diese Affectation doppelt schlecht machte. Selbst der Philosophie blieben die Römerinnen der damaligen Zeit nicht ganz fremd. Wol mochte zuweilen eine tiefere Natur in den Lehren der Weisen Trost im Unglück suchen. Wenn Seneca Glauben verdient, hat sich Livia bei dem Tode ihres Sohnes Drusus von dem Philosophen Arnus aufrichten lassen. Julia Domna, Severs Gemahlin, umgab sich mit einem Kreise von Weltweisen; das Leben von Apollonius von Tyana ist auf ihre Veranlassung geschrieben und ihr gewidmet; doch in der Regel war die Beschäftigung der Frauen mit der Philosophie eine rein äußerliche Tändelei, mit der man glänzen oder die Mode mitmachen wollte. Unter dem besoldeten Hofstaat vornehmer Damen befanden sich außer andern Gelehrten auch griechische Philosophen von ehrwürdigem Aeußern, mit langen grauen Bärten, zu deren Obliegenheiten es gehörte, die Sänfte der gnädigen Frau beim Ausgehen sammt dem übrigen Gesinde zu begleiten, vermuthlich damit sie ihre Belehrungen keinen Augenblick entbehrte. Aus demselben Grunde nahmen die Damen ihre

Hausphilosophen auch auf Reisen mit, wobei es sich dann wol ereignete, daß diese nach langem Warten im Regen mit einem Tänzer, Koch oder Friseur in den letzten, schlecht versorgten Wagen gepackt wurden, und wol noch gar erleben mußten, daß die malteser Schoßhündin, die ihrer besondern Fürsorge empfohlen war, auf ihrem Mantel Junge warf. Anders als bei Tisch oder bei der Toilette fanden die Damen freilich nicht Zeit, sich philosophische Vorträge halten zu lassen, und wenn ihnen etwa während eines Vortrages über die Eitelkeit des Irdischen die Zofe das Billet eines Verehrers übergab, so unterbrachen sie sich nicht länger als nöthig war, um die Antwort zu schreiben, und hörten dann andächtig weiter. Diese Schilderung macht Lucian unter der Regierung Marc Aurels, des Philosophen auf dem Throne: wir würden auch ohne Dios ausdrückliche Versicherung nicht zweifeln, daß durch das kaiserliche Beispiel die Philosophie damals in Rom Mode geworden war. Einem glaubwürdigen Bericht zufolge wurde besonders die Republik Platos von Frauen gelesen, in welcher die Aufhebung der Ehe und die Gemeinschaft der Weiber in einer gewissen Ausdehnung für eine Grundbedingung des idealen Staates erklärt wird.

Das Trachten der Frauen nach literarischem Ruhm und das Prunken mit philosophischer Bildung ist nicht das einzige Symptom ihrer Sucht, die Grenzen zu überschreiten, innerhalb deren das weibliche Leben sich in naturgemäßer Entwicklung bewegen soll. Diese Sucht war eine natürliche Folge der unabhängigen und selbstständigen Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahmen. In ihrer Selbstständigkeit lag eine starke Versuchung, die Fesseln, die Natur und Sitte ihnen aufgelegt hatte, überhaupt abzustreifen, nach Vorzügen zu streben, die ihrem Geschlecht versagt, Beschäftigungen zu wählen, die mit echter Weiblichkeit unvereinbar waren. Man sah Frauen mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig war, Turn- und Fechtübungen anstellen. Sie legten Turnercostüm an, schwangen mit Leichtigkeit schwere Bleimassen, hielten tapfer den Druck des Visirhelms und der übrigen Gladiatorenrüstung aus, und führten ächzend die Stöße und Hiebe des Schulfechtens nach Anweisung des Fechtlehrers gegen einen in die Erde gerammten Pfahl in vorschriftsmäßiger Stellung aus. Andere zechten mit den Männern um die Wette die Nächte durch, und man bemerkte, daß infolge dieser männischen Ausschweifungen die Frauen von Uebeln der Männer befallen wurden, nämlich Kahlköpfigkeit und Podagra, welchen sie nach Hippokrates nicht unterworfen sein sollten. Wieder andere hatten die Leidenschaft, unaufhörlich zu processiren und waren im Recht so erfahren, daß sie selbst die Anklageschriften ausarbeiteten. Am natürlichsten war es, daß Frauen in hoher Stellung nach Einfluß trachteten. Der Ehrgeiz, in den Gang der Dinge einzugreifen, mißkleidete wenigstens höher organisirte Naturen nicht so wie die übrigen Eman-

cipationsversuche. Es ist bekannt, daß das Schicksal der römischen Welt nicht selten von Frauen bestimmt worden ist, daß mehr als eine Kaiserin im Namen ihres Gemahls regiert hat. Selbst August, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, ließ sich häufig von seiner klugen Gemahlin leiten; und man behauptete in Rom, daß er nie mit Livia ein wichtiges Gespräch führe, ohne sich schriftlich darauf vorzubereiten. Im Anfange der Regierung Tibers wurden die Namen der zu den Audienzen Livias zugelassenen Personen durch die acta diurna bekannt gemacht. Auch die ihr zunächst stehenden hohen Damen durften eine Stellung über dem Gesetz beanspruchen. Eine derselben, Urgulania, als Zeugin vor Gericht gefordert, schlug es ab zu erscheinen, und ein Prätor mußte sie in ihrem eignen Hause vernehmen, während sogar die vestalischen Jungfrauen vor Gericht Zeugniß abzulegen verpflichtet waren. In den Provinzen sah man vornehme Frauen Revuen der Truppen abnehmen. Die Frauen der Statthalter mischten sich unter die Soldaten, ließen sich von Centurionen begleiten, nahmen an den Geschäften Theil, und die Provinzialen mußten zwei Hofhaltungen ihre Aufwartung machen. In Rom fehlte es nicht an eifrigen Politikerinnen; sie wußten über die auswärtigen Angelegenheiten aufs beste Bescheid, hatten aus den entferntesten Ländern immer die ersten Nachrichten, oder erfanden sie; führten in Kreisen hoher Militärpersonen dreist das Wort, und erzählten jedem Bekannten auf der Straße von den neuesten Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kometen und was sich sonst in der ganzen Welt zugetragen hatte. Häufig jedoch beschränkte sich dieser Drang nach Allwissenheit auf das engere Gebiet der Stadtneuigkeiten und Skandalosen.

Aber all dieses Spielen und Tändeln, dieses Haschen nach Aeußerlichkeiten, das rastlose Jagen nach Genuß, der Taumel von Aufregung zu Abspannung konnte der Seele auf die Dauer weder Glück noch Frieden geben. Es traten Augenblicke ein, wo das Gefühl der innern Leere übermächtig ward, eine namenlose Bangigkeit die Seele beschlich, die Sehnsucht nach Trost und Beruhigung sich zur Leidenschaft steigerte. Dann suchten die geängsteten Gemüther einen Halt in den zahlreichen Surrogaten, mit denen jene Zeit die längst in Verfall gerathene einheimische Religion zu ersetzen bemüht war. Je mehr der römische wie der griechische Götterglaube zu einer Schattenexistanz verflüchtigt, ihre Dogmen und Anschauungen den Gebildeten fremd, unverständlich, lächerlich geworden waren: desto eifriger ward jede neue Religionsform willkommen geheißen, wenn sie überhaupt nur einen positiven Inhalt zu haben schien. So ward mit allen Religionen der Reihe nach experimentirt, und weit entfernt in einer das alleinige Heil zu suchen, strebte man vielmehr sich durch Häufung von heterogenen Culten die Seligkeit zu sichern. Die größte Verbreitung fanden die Religionen des Orients.

Ihr Pomp war auf die Sinnlichkeit wohl berechnet, ihr umständliches Ceremoniel imponirte der Einfalt; in ihren Symbolen, Wundern und Geheimnissen wähnten gläubige Gemüther eine höhere Offenbarung, durch ihre Leistungen hoffte man sich von Sünde zu reinigen und einer höhern Seligkeit theilhaft zu werden. Dieselbe Schwäche, welche die Verschuldung herbeigeführt hatte, glaubte auch durch äußerliche Bußen sich von der Schuld befreien zu können. Es war natürlich, daß das schwächere Geschlecht am sehnsüchtigsten nach diesen angeblichen religiösen Tröstungen verlangte. Unter den Frauen hatten die orientalischen Gottheiten ihre andächtigsten Beterinnen, und deren Priester ihre leichtgläubigsten, gehorsamsten und freigebigsten Anhängerinnen. Bald ließen sie sich von einer herumziehenden Bande von Bettelpriestern der großen Mutter einreden, daß der Sirocco im September ihnen unfehlbar ein Fieber zuziehen würde, falls sie sich nicht mit einem Geschenk von hundert Eiern und abgelegten Purpurtuniken sühnten, dann würde die bevorstehende Gefahr in die Kleider fahren, und sie für dies Jahr sicher sein. Auf priesterliche Vorschrift tauchten sie dreimal am frühen Morgen in der Tiber unter, wenn sie mit Eis ging, und rutschten eine bestimmte Strecke in der nothdürftigsten Kleidung vor Kälte und Seelenangst zitternd auf den Knieen. Wenn Isis ihnen im Traum erschien, und in ihrem Tempel mit Nilwasser zu sprengen befahl, reisten sie unverzüglich an die Grenze von Oberägypten. Die große Göttin Isis wurde von den Frauen am eifrigsten verehrt. Zu ihren Tempeln strömten in Masse die Beterinnen in den unerläßlichen leinenen Gewändern, sangen zweimal am Tage mit aufgelöstem Haar in den Chören zum Preise der Göttin mit, ließen sich mit Nilwasser besprengen, beobachteten die Fasten und die sonstige Enthaltsamkeit, die die Priester für gut fanden ihnen aufzuerlegen; hatten sie aber gefehlt, dann legten die Priester für gute Bezahlung ihre Fürbitte bei Osiris ein, und durch ihr Gebet oder durch das Opfer eines Kuchens und einer fetten Gans ließen sich die erzürnten Götter beschwichtigen. Uebrigens wurden die Tempel der ägyptischen Gottheiten auch zu sehr unheiligen Zwecken benutzt. Die Priester und Tempeldiener trieben häufig die Kuppelei gewerbsmäßig, und wenn die christlichen Apologeten buchstäblichen Glauben verdienen, waren diese wie alle heidnischen Heiligthümer Schauplätze der ärgsten Ausschweifungen. Uebrigens hatte neben den Götzendiensten Aegyptens, Vorderasiens, Syriens und Persiens auch das Judenthum zahlreiche Proselytinnen in Rom. Vornehme Römerinnen sendeten alljährlich die Tempelsteuer nach Jerusalem und von einer Kaiserin wenigstens, von Poppaea, Neros Gemahlin, wissen wir, daß sie entschieden zum Judenthum neigte.

So oft und ausführlich die Zeitgenossen die Schwächen und Thorheiten, die Verirrungen und Laster des weiblichen Geschlechts bewitzelt und bejammert

haben, so enthält die ganze Literatur doch nicht eine einzige Schilderung der scheinlosen, aber beglückenden Wirksamkeit der Frauen als Gattinnen und Mütter; nicht etwa weil es an Mustern der echt weiblichen Tugenden gefehlt hätte, sondern weil sie der Satire und der Rhetorik keinen so pikanten und dankbaren Stoff boten. Dagegen hat die Geschichte manches leuchtende Beispiel von weiblicher Seelengröße und Hochherzigkeit gerade aus den Zeiten aufbewahrt, die im Ganzen betrachtet nur ein abschreckendes Bild tiefster Entartung und erbärmlichen Knechtsinns zeigen. Derselbe Druck, der gewöhnliche Naturen beugte oder brach, hob und verdoppelte die Widerstandskraft großer Seelen. In den furchtbarsten Zeiten der kaiserlichen Schreckensherrschaft blieben auch die Frauen von der Gefahr nicht verschont. Da man sie nicht anklagen konnte, sagt Tacitus, nach der höchsten Gewalt zu streben, wurden sie um der Thränen willen verfolgt, die sie ihren geopferten Angehörigen nachweinten. In den letzten Zeiten Tibers wurde eine alte Frau zum Tode verurtheilt, weil sie ihren hingerichteten Sohn betrauert hatte. In jener Zeit, wo Verrath, Feigheit und niedrige Selbstsucht nur zu allgemein waren, gaben die Frauen den Männern nicht selten das Beispiel des Muthes, der Treue und Aufopferung. Mütter folgten ihren Söhnen, Gattinnen ihren Männern ins Exil. Fannia, die Gemahlin des Helvidius, eines Führers der senatorischen Opposition unter Nero, ging zweimal mit ihm in die Verbannung. Nach seinem Tode litt sie dieselbe Strafe um seinetwillen zum dritten Mal. Ein Freund des Verstorbenen hatte sein Leben geschrieben; wegen dieses Buches angeklagt, sagte er zu seiner Vertheidigung, die Witwe habe ihn aufgefordert; auf die drohende Frage des Anklägers, ob sie das wirklich gethan, erwiederte Fannia „ja“, ob sie ihm die Papiere ihres Mannes zur Benutzung gegeben, „ja“, ob mit Wissen ihrer Mutter, „nein;“ und so konnte die Gefahr, in der sie schwebte, ihr überhaupt kein Wort abpressen. Ihr Vermögen ward confiscirt, sie selbst verbannt. Das Buch, das die Ursache des Urtheils war, obwol auf Senatsbeschluß verboten und vernichtet, hegte und bewahrte sie, und nahm es mit ins Exil. Oft sind Frauen welche die Ihren mit Thränen und Bitten nicht retten konnten, mit ihnen gestorben. Nur eine von den vielen Jammergeschichten, die Tacitus berichtet, sei hier erzählt. Rubellius Plautus, ein hochgestellter Mann, dessen Ansehen Neros Furcht erregte, wurde in den Armen seiner Gemahlin ermordet; sie bewahrte die bluttriefenden Kleider und lebte fortan in beständiger Trauer, ohne mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als die Abwehr des Hungertodes verlangte. Nach drei Jahren ward auch ihr Vater angeklagt; vergebens suchte sie Zutritt bei Nero, ihr Flehen, ihre Klagen und Verwünschungen blieben gleich unerhört; nun beschloß sie mit ihrem Vater zu sterben, und die bejahrte Schwiegermutter des Angeklagten wollte das Schicksal Beider theilen. Sie vertheilen ihr Vermögen an die Sklaven und behalten nur drei Betten zurück,

sodann öffnen sie sich in demselben Gemach mit demselben Messer die Adern und lassen sich, in Gewänder gehüllt, in ein warmes Bad tragen, um den Tod durch Einathmen von Wasserdämpfen zu beschleunigen. „Der Vater schaute auf die Tochter, die Großmutter auf die Enkelin, diese auf sie Beide, und wetteifernd flehten sie um schnelles Ende für ihr eignes schwindendes Leben, daß sie die Ihrigen noch lebend zurücklassen möchten. Das Schicksal bewahrte die Ordnung der Natur. Das Leben der beiden Eltern erlosch zuerst, das der Jüngsten zuletzt." Unter so vielen Frauen, deren Heldenmuth die Männer beschämte, ist der höchste Ruhm jener Arria geworden, die ihrem zaudernden Gemahl den Dolch, den sie sich in die Brust gestoßen, mit den unsterblichen Worten reichte, „Pätus es schmerzt nicht." Andere minder bekannte, aber kaum minder denkwürdige Züge von der Seelengröße dieser seltenen Frau erzählt der jüngere Plinius. Ihr Gemahl und ihr Sohn lagen zu gleicher Zeit an lebensgefährlicher Krankheit darnieder. Der Sohn, die Hoffnung der Eltern starb, und Arria trug ihn zu Grabe, ohne daß Pätus es erfuhr. Seine Fragen beantwortete sie mit erheuchelter Ruhe: es gehe besser, er habe geschlafen, Speise zu sich genommen. Wenn dann die lange zurückgehaltenen Thränen mit Gewalt hervorbrachen, verließ sie das Krankenzimmer und überließ sich ihrem Schmerz; hatte sie sich gesättigt, so kehrte sie mit trocknen Augen und ruhigem Antlitz zurück. So nach dem Verlust des Sohnes die Mutter spielen, sagt Plinius, war größer als ihrem Gatten jenes Beispiel der Todesverachtung geben. Der Grund zu Pätus Verurtheilung war seine Theilnahme an der Verschwörung des Legaten Scribonianus gegen den Kaiser Claudius in Illyrien. Scribonianus wurde getödtet, und Pätus gefangen nach Rom geführt. Arria bat vergebens, das Schiff mit ihm besteigen zu dürfen; sie wollte die Stelle der Sklaven vertreten, die man einem Manne von seinem Range nicht werde versagen wollen. Als dies abgeschlagen wurde, miethete sie einen Fischerkahn, auf dem sie dem Schiffe folgte. Zu der Gemahlin des Scribonianus, die vor Claudius als Zeugin vernommen wurde, sagte sie: ich soll auf dich hören, die du lebst, nachdem Scribonianus in deinem Schoße getödtet ist? Ihr Schwiegersohn Thrasea beschwor sie sich zu erhalten, und sagte unter andern: „Wünschest du denn, daß deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich sterben muß?" „Wenn sie so lange und so einträchtig mit dir gelebt hat, wie ich mit Pätus, ja." Die Sorge der Ihrigen um sie wurde durch diese Antwort vermehrt. Man bewachte sie aufmerksamer, sie wurde es gewahr und sagte: „Ihr richtet nichts aus; ihr könnt bewirken, daß ich einen harten Tod leide, daß ich sterbe könnt ihr nicht hindern." Mit diesen Worten sprang sie vom Sessel auf und rannte mit solcher Gewalt ihre Stirn gegen die Wand, daß sie zusammenstürzte. Als sie wieder ins Leben zurückgebracht war, sprach sie: „Ich hatte euch gesagt, daß ich einen Weg in den Tod finden würde, wenn-

gleich einen schweren, falls mir ein leichter versagt wäre." Ihre Tochter, die jüngere Arria, wollte nach dem Beispiel ihrer Mutter das Schicksal ihres Gemahls Thrasea theilen, der in den letzten Zeiten Neros zum Tode verurtheilt ward, er aber beredete sie am Leben zu bleiben und ihrer Tochter nicht die einzige Stütze zu entziehen. Diese Tochter war jene Fannia, die für das Gedächtniß ihres Gemahls die Verbannung litt, und aus ihrem Munde hatte Plinius vernommen, was er über ihre Großmutter berichtet.

Die Anschauungen, die wir aus der gleichzeitigen Literatur entnehmen können, dürftig, unzusammenhängend und einseitig wie sie sind, beschränken sich wie gesagt auf die Existenz der Frauen, die auf die Höhen des Lebens gestellt waren. Wie das weibliche Leben sich in den mittlern und untern Schichten der Gesellschaft gestaltete, darüber haben wir kaum hin und wieder eine flüchtige Andeutung, nur Grabsteine von Frauen dieser Stände sind erhalten, auf denen ihre hinterbliebenen Gatten ihre Tugenden rühmen. Einmal freilich gesteht auch ein Witwer mit naiver Aufrichtigkeit in der Grabschrift seiner Frau: „An dem Tage ihres Todes habe ich den Göttern meinen Dank und den Menschen meine Freude bezeugt." Geben diese Denkmäler übrigens auch nicht die zuverlässigsten Nachrichten von denen, welchen sie errichtet wurden, so lehren sie uns doch die Eigenschaften kennen, die in den mittlern und untern Classen an Frauen am meisten geschätzt wurden. Es gereichte ihnen zum Ruhm, nur einem Manne angehört zu haben (univirae), was bei den frühen Vermählungen, leichtsinnigen Scheidungen und Wiederverheirathungen auch hier mindestens nicht das Gewöhnliche war. Oft spricht sich in diesen Inschriften ein inniges Verhältniß der beiden Gatten einfach und rührend aus. In einer derselben heißt es: „Meiner theuersten Gattin, mit der ich achtzehn Jahre ohne Klage gelebt und aus Sehnsucht nach ihr geschworen habe, nie eine zweite Frau zu nehmen." Ein Monument, das einem Mann von seiner überlebenden Frau errichtet ist, hat eine Inschrift, die sich in ähnlichen Wendungen oft wiederholt: „Was ich hoffte, daß nach meinem Tode mir von meinem Gatten geschehen sollte, das habe ich Unselige jetzt an seiner Asche gethan." Auf dem Denkmal eines Paares von Freigelassenen stehen bei dem Namen der zuerst gestorbenen Frau nur die Worte: „Ich erwarte meinen Mann." Häufig liest man den schönen Nachruf: Nie habe ich einen Schmerz von ihr erfahren, als durch ihren Tod, oder, nie habe ich von ihr eine Kränkung erfahren, oder ein böses Wort gehört. Ein Witwer sagt, wenn er den Verdiensten seiner Frau den gebührenden Lohn geben könne, müßte ihr Name und diese Inschrift in goldnen Buchstaben prangen. Ein andrer verbreitet sich in komischer Redseligkeit folgendermaßen: „Der tugendhaftesten Gattin und sorgsamen Hauswirthin, dem Verlangen meiner Seele, die mit mir 18 Jahre 3 Monate und 13 Tage gelebt hat. Ich habe ohne Klage mit ihr gelebt,

aber jetzt klage ich bei ihrem Namen, und verlange von dem Gotte der Unterwelt, entweder gebt mich meiner Gattin wieder, die mit mir bis zum Tage des Verhängnisses so einträchtig gelebt hat, oder du Mevia Sophe, erwirke (falls es abgeschiedene Geister gibt), daß ich eine so schreckliche Scheidung nicht länger erdulden darf. Fremdling so möge dir die Erde leicht sein, wie du an diesem Grabe nichts versehrst; wer aber daran etwas versehrt, der soll weder den Göttern gefällig sein, noch die Unterwelt ihn aufnehmen, und die Erde soll ihm schwer sein.“ Nicht blos die Tage der Ehe, wie in dieser Inschrift, sondern auch die Stunden der Ehe und des Lebens sind öfter in Zahlen angegeben, abweichend von der modernen Ansicht, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt. Diese genauen Angaben konnten wol nur in einer Zeit gemacht werden, wo man auf die Stunden der Geburt und wichtiger Ereignisse sorgfältig achtete, um astrologische Berechnungen darauf zu basiren. In einer Inschrift empfiehlt eine Witwe ihren verstorbenen Gatten den Unterweltsgottheiten, und bittet sie seinem Geist zu gestatten, ihr während der Nachtstunden zu erscheinen.

Unter den Denkmälern, welche die häuslichen Tugenden der Frauen rühmen, heißt es öfter, sie seien gute Beratherinnen, und Erhalterinnen des Vermögens gewesen, und hätten sich die Bereitung der Wolle angelegen sein lassen. „Hier liegt Amymone, Frau des Marcus,“ steht auf einem Sarkophage, „sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, wirthlich, keusch und häuslich.“ Kürzer faßt eine andere Grabschrift die Summe des vergangenen Lebens zusammen. „Ich war Anicia Glycera; von meinem Leben habe ich genug gesagt, ich habe mich wol bewährt, da ich die Zufriedenheit eines guten Mannes erworben.“ Und so könnten noch manche Monumente angeführt werden, die das Gedächtniß liebenswürdiger und geliebter Frauen bewahrt haben. Aber auch ohne sie würden wir nicht zweifeln, daß selbst in den Zeiten der schlimmsten Entartung anmuthige und vollendete Erscheinungen nicht fehlten, die dem Betrachter menschlicher Dinge für so viele Mißgestalten und Zerrbilder Ersatz und Trost zu geben vermochten.

Johannes Müller und seine Zeit.

2.

Inzwischen wurden die Arbeiten an der Schweizergeschichte eifrig fortgesetzt; ein Foliant nach dem andern wurde excerpirt, und je mehr sich die Perspectiven in die allgemeine Geschichte erweiterten, desto deutlicher wurde ihm das Colorit für die heimischen Zustände. „Die Geschichte der Eidgenossen," finden wir in seinen Notizbüchern, „ist eine Geschichte des Mittelalters, das Beispiel zu großen Sätzen über seinen Geist und seine Art." An seine Schwester 17. Dec. 1774: „Was mir Vergnügen macht, ist, daß ich vorsehe, wie bei der Herausgabe alle, welche mich nicht kennen, mich für einen alten Mann ansehn werden. Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt, und den jungen Bürgern von Bern oder Schaffhausen ihre Gesetze und Ordnungen erklärt." Seine Studien wecken immer von Neuem den schlafenden Patriotismus wieder auf: „Ich gestehe euch unverhohlen, daß ich eine Zeitlang die Gefahr der Republiken mit Gleichgiltigkeit betrachtet und eines Fürsten Dienst vielleicht dem traurigen Dienst eines schwachen, kränkelnden Vaterlandes vorgezogen hätte . . . aber wenn ich die Lehren und Exempel der alten Griechen und Römer, besonders auch der Engländer erwäge, so finde ich es ehrlicher und rühmlicher, der Wahrheit, der Tugend, der Freiheit auch in diesen Zeiten, da sie aus Europa vertrieben werden sollen, treu zu bleiben; das Vaterland so lang möglich durch Rath und That zu unterstützen zu trachten und wenn es untergehn sollte, die Freiheit auf entfernten Küsten zu suchen" (3. Jan. 1775). — Diese letztere Reminiscenz aus dem Horaz wiederholt sich häufig. „Darum sollen wir in den Cantonen die angeborne Liebe der Freiheit unterhalten, damit, weil doch Europa untergeht, unsere Nation bedenke, daß unser Vaterland nicht ist, wo wir geboren sind, sondern wo wir frei sind; und also einst vor dem östreicher Joch in großen Haufen, die natürliche Freiheit im Herzen, die Waffen in der Hand, unsere Altvordern vor den Augen, die unterworfenen Alpen verlasse und einen andern Staat aufrichte." (An Bonstetten, 23. Dec. 1778).

„Mein Zweck ist nicht sowol zu erzählen, als anzuzeigen; nicht sowol zu lesen zu geben, als zu denken; nicht sowol die Aufmerksamkeit zu befriedigen, als dieselbe zu reizen. In allem trachte ich den unverdorbenen Theil der Nation bei derjenigen Vaterlandsliebe zu erhalten, welcher wir unser Dasein schulden." (An seinen Vater, 29. Jul. 1776). Die schönen Stellen der Alten

und Neuen zeichnet er auf; von jedem Actenstück macht er sich Notizen, auf jeder seiner Reisen führt er Tagebücher mit Beschreibungen und Empfindungen: „fast alles kommt hier und da in mein Werk." (7. Oct. 1777). Je ausführlicher er Woche für Woche über den Fortgang desselben berichtet, desto deutlicher wird die Mosaikarbeit. An seinen Bruder, 28. Nov. 1777: „daß du mich gleichsam treibst, bald zu endigen, wundert mich sehr; ich dächte, mit einem Denkmal, welches Jahrtausende lang vor den Augen der forschenden Nachwelt sein kann, sollte man sich nicht übereilen. Auch ist kein Capitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehre Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte." Um auch im Aeußern die Form eines Kunstwerks festzuhalten ließ er diesmal alle Noten und Belege weg. Tronchin hatte ihm gerathen, das Buch französisch herauszugeben, weil es sonst keine Leser finden würde. Glücklicherweise ließ er sich dadurch nicht bestimmen, aber bei der damaligen Verwilderung der deutschen Prosa leuchtete ihm mehr und mehr die Wichtigkeit eines erhöhten, über die gemeine Sprache des Alltagslebens hinausgehenden Stils ein, für ein Werk, welches den Ruhm der Nation der Nachwelt überliefern sollte. *) Wie Klopstock für die neue Poesie, suchte er für die künstlerische Prosa das Muster bei den Alten, und damals war Tacitus seine liebste Lectüre. „Gegenwärtig lese ich zum dritten Mal den Tacitus; ich finde ihn bei weitem nicht mehr den gleichen, als beim ersten Durchlesen, denn je öfter er gelesen wird, desto mehr Stärke und Schönheit, desto mehr Superiorität über alle, welche in alten und neuen Zeiten Historie geschrieben haben, entdeckt man in diesem tiefsinnigen und schweren Schriftsteller." (20. März 1776) **)

Von Mitte September 1779 wandte er, ohne alle andere Zerstreuung, jeden Augenblick an, endlich den ersten Theil der Schweizerhistorie zum Druck zu rüsten, „welches (schreibt er seinem Bruder) mir so vorzüglich gelungen, daß er allem Vorigen in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden ist. Er endigt mit 1388." Auch die Vorrede an Bonstetten, auf die er große Mühe

*) Aus zahlreichen Stellen nur eine, an Bonstetten, Anf. 1775: „Dieser Rousseau lehrt mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Justruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher räsonnirt, so will denn ich — sprechen: In unsern Alpen rollt der Donner —" u. s. w.

**) Später nahm er es sehr übel, wenn man ihn einen Nachahmer des Tacitus nannte; fortwährend kommt er darauf zurück, z. B. 20. Jan. 1782: „Die Begierde, zu schreiben wie Tacitus, wenn sie mir gleich von mehrern und rühmlich zugeschrieben worden, ist gänzlich unbegründet; ich habe diesen Schriftsteller seit 1776 nie, damals aber nur einmal gelesen." So schnell vergaß er!

verwandte, wurde am 7. Dec. fertig: „eine Beschreibung meiner Vorgänger, ein Abriß der Veränderungen von Europa bis auf den König von Preußen, ihn eingeschlossen."*) „Der Paragraph über Friedrich, den z. B. Tronchin verabscheut, ist mir vom Herzen abgedrungen; es wäre niederträchtig, das große Beispiel eines Mannes, der durch unausgesetzte Anstrengung es unter allen Helden seit Cäsar am weitesten gebracht hat, wegen persönlicher Betrachtungen nicht vorzustellen." — Das verdrießlichste Geschäft war noch, für den Druck der Geschichte zu sorgen. Nicolai hatte sich geweigert, auch die züricher und berner Buchhändler hatten Bedenken wegen der Censur. Es gehört doch auch zur Geschichte der freien Schweiz, wenn Füßli S. 125 berichtet, eine kräftige Darstellung der schweizer Großthaten des 14. Jahrhunderts d. h. die Aufzählung der wahren Ursachen, warum die ungleich kleinere Zahl unsrer Aeltervåter die Oestreicher besiegt u. s. w., hätte zu den verbotenen Dingen gehört, und sei mit der allgemeinen Formel beseitigt worden: man müsse den alten Mist nicht aufrühren! Wer wird es Müller verargen, wenn er 20. Fbr. 1778 schreibt: „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz sei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit schreiben dürfte!" Endlich besorgte Bonstetten den Verlag in Bern (der falsche Druckort Boston wurde angegeben); nach Beendigung seines Collegiums reiste Müller 21. Mai 1780 dahin ab, um den Druck zu besorgen, der Ende Juli vollendet wurde. „Mein Buch ist ungemein schnell aufgekauft worden," schreibt er 9. Sept., „καλοὶ κἀγαθοὶ haben es mit Vergnügen gelesen, andere beseufzet, einige den Zorn des Hauses Oestreich, andere den der — befürchtet" u. s. w.

Nachdem der Druck vollendet war, begleitete Bonstetten seinen Freund nach Schaffhausen, dort trennten sie sich im Anfang September 1780 und Müller, in seiner Ungeduld der Schweiz im höchsten Grade überdrüssig, machte eine Reise durch Deutschland, bereits mit der geheimen Absicht in Berlin eine Anstellung zu suchen. Er hatte Friedrich nie aus den Augen verloren, und die Erwähnung desselben in der Vorrede war nicht ganz ohne Nebenabsicht. Sie hatte auch ihre Wirkung gethan und in Halberstadt, wo er zuerst bei Gleim Rasttag machte, war alles voll seines Ruhms. In Potsdam wurde er einige Tage durch ein Augenübel aufgehalten; da er nun wußte, daß der König keine deutschen Bücher las, gab er einen kleinen Band historischer Versuche französisch heraus, die einen Auszug aus seinen Vorlesungen über all-

*) „Wenn ich dieses Buch nun betrachte," schreibt er 7. Dec., „scheint es freilich nicht ganz schlecht." Indessen bemerkt er 14. Jul. 1780: „es begegnete mir, daß ich durch Verbesserungsbegierde einiges verdarb: nämlich aus Begierde, kein unnützes Wort einfließen zu lassen, strich ich verschiedene aus, die zur Klarheit oder Völligkeit der Schreibart beigetragen haben würden . . . es ist mir sehr leid."

gemeine Geschichte,*) Betrachtungen über Bern und eine Schilderung der genfer Unruhen enthielten. Ende October ging er nach Berlin. Die Stadt imponirte ihm im hohen Grade. Von Merian, an den er zunächst empfohlen war, wurde er auf das freundschaftlichste aufgenommen, den Ministern, namentlich Herzberg und Zedlitz vorgestellt, und täglich wuchs die Zahl seiner Bekanntschaften. Eine Zeitlang suchte man ihn für die Freimaurer zu gewinnen. Auch der Prinz von Preußen interessirte sich für seine Schriften, man sprach bald von einer Stelle bei der Akademie, bald von einem diplomatischen Amt. Alles kam darauf an den König zu gewinnen und dazu reichten die gewöhnlichen Behörden nicht aus, man wandte sich an den Präsidenten der Akademie. — Alembert schrieb an den König, 9. Febr. 1781: „Man hat mir gemeldet, es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweiz in deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte ins Französische übersetzt, sie sei voll Philosophie und voll dreister Wahrheiten; der Verfasser sei im Stande, Französisch zu schreiben, habe Lust, sich in den Staaten Ew. Majestät zu fixiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen, wenn Ew. Majestät für dienlich hielten, ihn bei derselben aufzunehmen; er werde sich anfangs mit einem mäßigen Gehalt von 400 Thlr. begnügen, bis er durch seinen Fleiß verdiene, eine ansehnlichere Belohnung zu erhalten.“ Infolge dessen ließ der König ihn kommen, 12. Febr. 1781. Diesen größten Tag seines Lebens — einen ausgenommen — hat Müller in den gleichzeitigen Briefen mehrfach beschrieben; am frischesten an Bonstetten . . . Je fus devant lui. Sa physiognomie semblait d'abord cachée; je ne pus la saisir; mais bientôt, je ne sais à propos de quelle chose que je disais, le roi leva la tête, sa physiognomie fut comme celle du dieu de Cithère: Bonstetten, je n'ai jamais vu de vieillard plus jeune, jamais des yeux plus vifs, des traits plus fins, un visage plus doux. O Frédéric, Frédéric, je ne t'oublierai jamais tel que je te vis dans ce moment divin; dussé-je vivre cent ans et ne te revoir jamais, je me souviendrai toujours que j'ai vu César et Alexandre! Je suis amoureux du roi. J'ai les yeux baignés de larmes en t'écrivant ce que tu vins de lire. De quoi ne parlait-il pas? u. s. w. Il parle de tout avec infiniment de grace et d'esprit, avec une dignité dont je ne m'aperçus qu'après l'avoir quitté, mais surtout avec úne bonté enchanteresse. Als Müller heraus kommt, ist er so trunken, daß er niemand erkennt: je ne pus pas lier deux phrases. J'étais comme hors de moi-même. Et à présent je suis inconsolable, je voudrais presque ne l'avoir jamais vu, puisque je ne puis pas le voir toujours. Dann: Je ne puis me con-

*) Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen âge, eine ziemlich trockne Uebersicht nach künstlichen Gesichtspunkten.

soler; le regard de Frédéric a pénetré dans le fond de mon ame. J'irai demain voir le husard de la chambre, je le supplierai de me faire revoir le roi, s'il est possible, pour un instant u. s. w.*) Das Gefallen war nicht gegenseitig. „Ihr Herr Meyer, antwortet Friedrich 24. Febr. 1781 an Alembert, ist hier gewesen; ich gestehe, daß ich ihn sehr für das Kleine fand. Er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wiederholt, was andere besser als er gesagt haben. Will man blos nachschreiben, so wird man die Zahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publicum etwas gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder es überläßt sich der Imagination, oder, was noch besser ist, es wählt interessante und neue Gegenstände. Allein unsern Deutschen ist das Uebel eigen, welches man Logon Diarrhoia nennt; eher würde man sie stumm, als sparsam mit Worten machen."**) Alembert war viel zu sehr Hofmann, um nach einer solchen Erklärung noch ein Wort zu verlieren; ohne dem Betreffenden seinen wahren Namen wiederzugeben, antwortet er 20. März 1781: „In Ansehung des Urtheils, welches Ew. Majestät über den Herrn Meyer, dessen ich gegen dieselben zu erwähnen die Ehre hatte, gefällt haben, verlasse ich mich ganz auf Ew. Majestät. Man hatte mir Wunderdinge von ihm geschrieben. Nun bin ich von seinem Werthe vollkommen unterrichtet und sehr ruhig über den Entschluß, den Ew. Majestät seinetwegen fassen werden. Sehr gern glaube ich, daß die deutschen Gelehrten noch ziemlich an der Unpäßlichkeit leiden, die Ew. Majestät so scherzhaft einen „Wortdurchfall" nennen. Diese Gelehrten dürften nur öfter und aufmerksam Ew. Majestät anhören, oder vielmehr hinhorchen, um von derselben zu lernen, um das zu sagen, was und wie man es sagen muß." —

*) Noch aus Wien, 16. Nov. 1799, schreibt er über Friedrich: „Er war, der er sein sollte; er hatte den Sinn seines Amtes und seiner Lage. Wo ist einer wie er! Eine Revolution und er! wie hätten die zusammen sein können! durch die Kraft seines Spottes, durch den Flammenblick seiner großen Augen, durch das Wort seines Gebotes wären sie zerstreut worden, die Urheber, und mutterseelennackt in all ihrer Mittelmäßigkeit und Büberei da gestanden, wie die ersten Eltern nach dem Apfelbiß. Gott sei Dank für den 12. Febr. 1781! Da sah ich einen König."

**) Als nach des Königs Tod die Briefe gedruckt wurden, war M. natürlich sehr betroffen, und man wird ihm nicht verargen, daß er einen Augenblick (Vgl. die Briefe an s. Bd. 18. Oct. und 2. Nov. 1788) an seinem Helden mäkelte; doch faßte er sich schnell, und nicht blos seine Anzeige der Oeuvres posthumes in der Allg. Lit. Zg. No. 48—52 ist würdig, warm und gerecht („Wo ist nun das Land, wo das Volk und das Jahrhundert, das stolz sein dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben, ja das stolz sein dürfte auf einen größern Mann!"); sondern auch in seinen spätern Büchern schwindet jede Bitterkeit. — Das Urtheil des Königs scheint durch den Abbé Duval Pyrau irregeleitet zu sein; vgl. den Brief an Gleim, 24. Febr. 1781

Unter diesen Umständen stand Müllers Hoffnungen freilich eine arge Enttäuschung bevor. Man hielt ihn einige Tage hin, dann bot ihm Zedlitz am 17. März eine Lehrerstelle mit 200 Thlr. an demselben Gymnasium an, dessen Rectorat ihm vor neun Jahren war angetragen worden. An höflichen Versprechungen für die Zukunft fehlte es nicht, aber der Rath Gleims bestimmte ihn doch, vorläufig abzureisen. Er war nicht in geringer Verlegenheit, denn in Genf hatten seine historischen Versuche böses Blut gemacht; seine Schilderung der schweizer Demokratie hatte sehr bittere Gegenschriften hervorgerufen, in denen man ihn beschuldigte, ein Schmarotzer der Aristokratie zu sein, und so war ihm die Rückkehr unbequem. Doch wirkten die neuen Eindrücke immer noch so stark, und seine Hoffnung, das Mißverständniß werde sich bald lösen, war noch so rege, daß ein ernster Verdruß nicht aufkam. Er schied aus Berlin in einer Mischung von Wehmuth und Entzücken. Tout me semblait affreux, parce que ce n'était plus Berlin; mon ami, je n'ai de ma vie été aussi heureux qu'à Berlin. La raison fait le caractère de l'esprit national; quant aux plaisirs, c'est leur séjour. On ne voit partout que de la grandeur u. s. w. In Braunschweig wird er vom Herzog, an den er durch den Prinzen von Preußen empfohlen war, sehr zuvorkommend empfangen; Lessings Stelle ist schon besetzt, aber man will ihn noch einmal aufs wärmste in Berlin empfehlen. Es sind lauter Festtage; endlich muß er doch scheiden; er kommt durch preußisches Gebiet. „Wie lachte mein Herz beim Anblick des ersten Zollhauses auf diesem gesegneten Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben.“ (29. März) Dann in Halberstadt selige Tage mit Gleim, der ihm auch praktisch aus aller Verlegenheit half, mit Göckingh, mit Schmidt, „dem deutschen Petrarca“. Man spricht nur von dem Glück, ein Preuße zu sein; Genf ist in Verachtung. Aber — „soll ich Dir es bekennen, Bester! (11. April) Ich vergesse über Halberstadt Berlin, und über den Musen die Prinzen.“ So kommt er nach Kassel; schon von Braunschweig aus hatte er an den Landgrafen geschrieben. Die Unterhandlungen mit Schlözer über Göttingen hatten sich zerschlagen. Kaum angekommen, ist sein Herz aufs neue erobert, dies Mal durch den hessischen General Schlieffen; er schreibt schon den 26. Mai: „Aus Besagtem ist leicht einzusehen, daß ich gern ein Hesse würde . . . Es ist wahrscheinlich, daß ich die übrige Zeit meines Lebens hier zubringen werde;“ und von Friedrich, dem größern Cäsar: „Er ist gut gesinnt; aber sein Staat, glaube es mir, nun ich abwesend freier spreche, ist wahrhaftig noch nicht fest gegründet.“ — Bei dieser Stimmung ist es um so begreiflicher, daß er in Kassel blieb, da ihm auch Schlözer die Nothwendigkeit eingeschärft hatte, ein festes Amt zu suchen. Schlieffen schaffte ihm eine Pension von 400 Thlr.,

wofür er die Verpflichtung übernahm, die Vorlesungen über allgemeine Geschichte zu wiederholen, und von Zeit zu Zeit die antiquarische Gesellschaft, an deren Spitze der Landgraf stand, durch eine beliebige Abhandlung zu unterhalten; die Professur in Schaffhausen gab er seitdem auf. Man war sehr höflich gegen ihn und er schrieb in der ersten Freude an Bonstetten: „Ich bin wie neu geboren; ich gleiche der Mainatur.“ Selbst die militärische Wirthschaft entzückte den Republikaner, der in seinem Auditorium nichts als Uniformen vor sich sah.*) Von dem zerstreuenden Leben in Genf und Berlin konnte er sich nun erholen, er nahm auf das eifrigste seine Studien wieder auf und verkehrte enger nur mit Schlieffen.

Und Schlieffen handelte an ihm als wahrer Freund. Mit der Wärme echter Zuneigung verband er die Strenge eines Mannes, der bestimmt weiß was er will und der auch an dem Freunde Wankelmuth nicht duldet. Zuerst munterte er ihn auf, seine sehr reiche, aber zerstreute Lectüre einer strengen Regel zu unterwerfen. Von dieser Zeit an bis 1792 hat Müller mit bewundernswürdiger Ausdauer sämmtliche Schriftsteller des Alterthums in chronologischer Reihenfolge durchgelesen und excerpirt, nicht etwa blos die Historiker, sondern Dichter, Philosophen, Grammatiker, kurz die gesammte Literatur. In seinen Heften war ein Schatz von Gelehrsamkeit, über den in diesem Umfange vielleicht kein Schriftsteller jener Periode disponiren konnte. Als er den Homer studirte, machte ihn Schlieffen zugleich auf das Nibelungenlied aufmerksam, das damals mit seiner Unterstützung nebst andern Werken des deutschen Alterthums zuerst in Berlin herausgegeben wurde. Er gab ihm über die Geheimnisse des Kriegswesens erwünschte Aufschlüsse; sein Hauptverdienst aber lag darin, daß er ihn aufmunterte, fortan deutsch zu schreiben und die Arbeit an seiner Schweizergeschichte mit größerm Ernst wieder aufzunehmen. Das Mißvergnügen, das einzelne Partieen dieses Buchs in Bern und Zürich hervorgerufen, hatte Müller sehr verstimmt; am empfindlichsten war ihm eine Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (wahrscheinlich von Spittler, der ihn immer sehr scharf kritisirte) wegen ihres von oben herabsehenden Tons, und er schrieb (9. Jan. 1781) an Schlözer, den er für den Mitschuldigen hielt, er sei von seiner Unfähigkeit überzeugt, und wolle der Schriftstellerei gänzlich entsagen.**) Ueberhaupt hatte ihn die erneute Lectüre

*) In allen Briefen rühmt er die Aufmerksamkeit seiner Offiziere: „Auch Abends bringe ich eine oder zwo Stunden im Clubb mit vielen Offiziers zu: denn das gestehe ich, daß ich zum Offizier allezeit noch eine besondere Vorliebe habe; dieser Stand ist fast noch allein offen, unerschrocken, treugesinnt und unsern Voreltern ähnlich.“ Damals legte er sich auch mit großem Eifer auf die Kriegswissenschaft.

**) Schlözer antwortete ihm (16. Jan. 1781) als gebildeter und erfahrener Mann, indem er ihn wegen seiner Empfindlichkeit verspottete; das gute Verhältniß scheint sich aber nicht wieder hergestellt zu haben. M. schreibt von ihm, 22. März 1779: „Zur Staatsrechenkunst

der Franzosen, namentlich Voltaires, gegen den Stoff und die Form seiner Schweizergeschichte eingenommen; er war geneigt, sie aufzugeben. N'est-il pas désolant, schreibt er an Schlieffen 29. Jan. 1782, de consumer mes forces à me traiter comme une tortue au pied des glaciers, tandis que d'autres, avec bien moins de peine que ne me coutent ces ingrates recherches, se sont élancés en fiers coursiers dans les plus beaux siècles de l'histoire du genre humain . . Vous ne savez pas combien les détails que je dois examiner sont fatigans, combien j'aurais besoin d'être soutenu par l'espoir d'intéresser et combien je trouve mon sujet peu propre à soutenir cette espérance. Wenigstens will er den ersten Band ins Feuer werfen, und an ein neues, abgekürztes Werk gehn. Je relirai alors tous mes extraits, et sans m'arrêter au détail des droits qui n'intéressent que les vieilles perruques du sénat de Berne, je ne saisirai que ce qu'il y a de piquant. — Es ist Schlieffen sehr hoch anzurechnen, daß er diese Zweifel zerstreute, und ihm zu erneuter Arbeit wieder Muth machte.

Am 14. Aug. 1781 hielt Müller seine Antrittsrede. Man sieht ihr die mühsame Arbeit an. Die Sprache ist feierlich, die Perioden nehmen kein Ende, die häufig ganz unverständlichen Anspielungen erstrecken sich auf das Gesammtgebiet der Geschichte. Alle Fehler, die man der Schweizergeschichte vorgeworfen, finden sich im verdoppelten Maß. Incorrectheit und Dunkelheit des Stils, Verworrenheit in der Verbindung der Ideen; dabei merkt man, daß die erhabene Stimmung künstlich gemacht ist, und wird nur selten durch einen bedeutenden Gedanken entschädigt.*) Zum Schluß wird das Program der neuen Vorlesungen mitgetheilt. Die Grundlage derselben waren die genfer Manuscripte, doch mit unzähligen neuen Excerpten und Reisebeobachtungen bereichert und in der Form noch mehr zusammengedrängt. „Alle meine alten Vorstellungen werden gleichsam wieder in den Tiegel gebracht; ich sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft." Auch die preußische Geschichte wird diesmal ausführlich erzählt. „Es ist eine Zeit erschienen, sagt er beim Uebergang in die moderne Geschichte, welche an

---

hat er Gelehrsamkeit genug, nicht aber genug Seele, um Nationen zu bewegen zu theilen, die die Staatsrechenkunst verneinen." Noch mehr verstimmte ihn, daß ihm Schlözer einen Artikel in den Staatsanzeigen wegen zu großen Lobes der berner Verfassung stark beschnitt. (Juni 1781.) Auch bei einem Besuch in Göttingen, Sept. 1781, wo er viel mit Heyne, Spittler, auch Bürger verkehrte, äußert er sich über Schlözer: „Er ist gelehrt, aber wirklich ohne Geschmack, und ohne ein gewisses Gefühl, das im Leben anmuthig macht . . . in seinen Collegien gelehrt, aber ohne gravitas, ungezogen in Ausdrücken."

*) Bemerkenswerth ist die Stelle: „Daß der hirarchische Koloß, der sein Haupt in den Himmel verbarg, indessen sein Fuß die Erde erschütterte, auf das Wort einiger Fürsten fällt und bricht . . . . dies zu sehen war uns vorbehalten; den Erfolg, welchen unsere Nachkommenschaft nicht stillschweigend bewundern, sondern mitfühlen wird, verhüllt unserm Blick die undurchdringliche Zukunft."

bewundernswürdigen Veränderungen und Anstalten, wie an Größe des politischen Schauplatzes alle vorigen Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt . . . Wann war ein Jahrhundert an Unternehmung reicher, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen menschlichen Geschlechts und Gährung aller Verfassungen, Religionen, Sitten, Künste und Wissenschaften lebhafter, aber auch drohender für unser künftiges Alter und für unsere Söhne und Enkel! denn wenn unter den gewalthabenden Monarchen ein einziger die Kriegskunst vernachlässigte, oder wenn in einer schwarzen Stunde drei oder vier des Umsturzes der europäischen Verfassung einig werden wollten, durch wen, wie könnte derselben Noth und Fall aufgehalten werden?"

Unter den kleinen Vorlesungen behandelt die bemerkenswertheste den Einfluß der Alten auf die Neuen. Der französische Stil ist freilich wie der deutsche, den sich Müller angeeignet hatte; die Worte, Sätze und Gedanken sind nicht selten erstaunt, sich zusammenzufinden, und der unruhige Hinblick auf die entlegensten Gebiete der Geschichte gibt der Darstellung etwas Verwaschenes. Aber die Lobrede auf die Renaissance, auf das Zeitalter der Medici und Leos X. *) ist nicht blos geistvoll, sondern auch wahr empfunden: man versteht die Abneigung gegen die Reformation, durch welche das Aufblühen der Künste und Wissenschaften unterbrochen wurde. Par toute l'Europe, engourdie dans une épaisse barbarie, l'on commence à sentir quelques marques de vie, partout un torrent de lumières força la digue que lui opposaient les préjugés et l'ignorance; le goût du bon et du beau éclaira le monde: ces beaux jours durèrent jusqu' à ce que les controverses replongèrent l'Europe en 200 ans de barbarie. Alors les réformateurs, autant par indifférence pour tout ce qui n'était pas controverse, que par haine contre tout ce qui venait des couvens, détruisirent une foule de monumens d'antiquité. Cette grande et irréparable calamité. . . N'en déplaise aux réformateurs, mais le public édifié comme il doit être du Corpus theologicum de Heidegger, de la Summa Controversiarum de Hoornbeck, sait bon gré à Lorenzo, de nous avoir conservé Horace. Die Alten werden gegen den Vorwurf gerechtfertigt, republikanische Gesinnungen zu verbreiten; sie zeigen vielmehr, que le meilleur gouvernement est celui qui, fort par son principe, ne redoute ni la liberté du particulier, ni les ruses de l'ennemi, parce qu'il est fondé sur de bonnes armes et sur les lois d'une discipline exacte. Bei der unbedingten Anerkennung der Renaissance erklärt sich auch die Begeisterung für Machiavelli. De tous les grands hommes, Machiavel est celui qui a été

*) Die italienischen Schriftsteller hatten ihn damals ganz gewonnen: „Ich finde einen einzigen Fehler in der Historie Italiens: nämlich sie macht gegen die deutsche, französische und fast alle andern Historien gleichgiltig."

le moins compris et le plus calomnié. Tandis que les Pédans se morfondaient à exprimer en beau latin des choses futiles, et qu'ils écrivaient de gros livres sur les habillemens, les utensiles, les bijoux, l'étiquette et d'autres précieuses bagatelles de l'antiquité, Machiavel, sachant que l'art de régner doit être fondé sur une grande expérience dans les affaires modernes et sur une lecture continuelle de choses anciennes, fit pour le gouvernement civil et militaire ce que Descartes depuis a fait pour la philosophie naturelle. Il en établit les principes, non point sur des chimères spéculatives, sur un contrât social qui n'exista jamais, mais sur la pratique de tous les tems. Il observa que celle de ses contemporains n'était pas bonne; il le leur dit sans fronder les constitutions de gouvernement, avec la simplicité d'un homme de génie, avec la gravité d'un Romain. Im Gegensatz gegen die concrete Politik des Florentiners vertieft man sich jetzt in leere Abstractionen. Rien au monde est aussi nuisible dans les affaires d'état que l'ignorance de l'esprit primitif des usages et des loix: mais les philosophes trouvent plus commode d'imaginer des gouvernemens que d'étudier ceux qui existent; leurs spéculations, dépourvues de la lumière de l'expérience, ne valent pas mieux que les tourbillons de Descartes; plus on s'y applique et plus on se trompe sur les matières d'etat; ces visions détruisent l'amour de la patrie; la vraie histoire fait que l'on ne s'étonne de rien, elle rend propre à tout.

J. S.

Hungersnoth und Theuerungspolitik im Mittelalter.

Jedem, der einmal eine mittelalterliche Chronik aufgeschlagen, müssen schon die so oft wiederkehrenden Worte aufgefallen sein, valida fames, gewaltige Hungersnoth. Die beiden kleinen Worte verrathen uns nichts von der Größe des Elends, für welches sie der Ausdruck sind, aber zuweilen fand doch ein Chronist so viel Muße, um ausführlich jene trüben Scenen zu schildern, die damals spielten. Solche Schilderungen haben wir aus allen Jahrhunderten von der Völkerwanderung an bis zur Reformation, und dieselben sehen einander wunderbar ähnlich; mögen sie von der Zeit Karl des Großen oder Maximilian I. erzählen, ein etwaiger Fortschritt, ein Besserwerden wird uns durch die mit der Zeit zunehmende Ausführlichkeit der Quellen verdeckt und immer enthalten diese Schilderungen Momente, welche jeden Vergleich mit unsern Zuständen als unstatthaft erscheinen lassen. Was haben wir nicht

alles declamiren und räsonniren hören über das Proletariat, daß man hätte glauben sollen, das Elend sei erst mit den Dampfmaschinen in die Welt gekommen, während früher jeder sein behagliches Auskommen und Sonntags sein Huhn im Topfe gehabt, und doch, obwol wir selbst theure Zeit durchgemacht und in Schlesien, im Erzgebirge und andern Strichen wirkliche Hungersnoth erlebt haben, reicht dies doch nicht an die Schilderungen der Nothstände, wie sie im Mittelalter in jedem Jahrhundert vier bis fünfmal vorkommen, um nur die schlimmsten hervorzuheben. Da steigt der Preis so hoch, daß man Brötchen bäckt, so groß wie eine welsche Nuß oder wie ein Taubenei oder wie ein Spindelwirtel, und daß diese Marcusbrötchen, wie man sie in Erfurt nannte, (Marci panes, man buk sie dann wol zur Erinnerung an die Zeit als Zuckerbrötchen nach, daher der Name Marcipan) bis zu 6 Pfennige bezahlt wurden (1 Pf. schlecht gerechnet 1 Sgr. unseres Geldes gleich). Einmal sogar wird berichtet, man habe für einen Ducaten kaum so viel Brot bekommen, um sich einmal satt zu essen. Da starben die Menschen massenweise vor Hunger, es heißt mehrfach ein Viertel, ein Drittel, die Hälfte, ja selbst zwei Drittel der ganzen Einwohnerschaft eines Landes seien ausgestorben; die Todten lagen überall auf den Straßen und Plätzen umher, so daß es schon für sehr preisenswerth galt, wenn ein Bischof dafür sorgte, daß wenigstens die Todten begraben wurden, war es auch nur, daß dieselben massenweise in große Gruben geworfen wurden, viele noch halb lebendig. Die Armen nährten sich da wol von Wurzeln und Kräutern, buken Brot aus Rinde, Eicheln, Tannzapfen, ja aus geriebenen Steinen. Andere ließen dem Vieh, was sie noch erhalten konnten, öfters zur Ader, um dessen Blut zu genießen; sie leckten den Staub von den Mühlen auf; Hunde, Katzen, Ratten galten für große Leckerbissen; man benagte sogar die Leichen, stahl die Gehenkten von den Galgen, und am Ende fielen die Menschen selbst übereinander her; Eltern tödteten ihre Kinder, Wirthe ihre Gastfreunde; es wurden Leute hingerichtet, welche Menschenfleisch feilgeboten hatten; es gab förmliche Räuberbanden, welche auf Menschen Jagd machten, um ihre Opfer dann zu verspeisen. Nach der schrecklichen Hungersnoth, welche besonders in Ungarn der Mongoleneinfall von 1241 veranlaßt, bekannte ein Mann in der Beichte, er habe nach und nach 60 Kinder und 8 Mönche geschlachtet. Man denke nicht, daß wir in dieser summärischen Darstellung aus ganz vereinzelten Fällen ein stehendes Accidens einer Hungersnoth zu machen suchten; wir könnten aus jedem Jahrhundert des Mittelalters von jeder bedeutenden Hungersnoth noch eine ganze Reihe von Stellen anführen, wo die Chronisten die Größe der Noth eben dadurch zu schildern suchen, daß sie von solchem kannibalischen Wüthen der Menschen gegeneinander berichten. Ebenso wenig blieben solche fürchterliche Zustände auf Länder beschränkt, denen die Natur einen weniger frucht-

baren Boden gegeben, grade reiche Getreideländer, die noch viel zur Ausfuhr zu erübrigen pflegen, haben solche Scenen im furchtbarsten Grade erlebt, z. B. Böhmen und das Ordensland Preußen. Immer waren dann schreckliche Seuchen im Gefolge der Hungersnoth; die schlechten Lebensmittel, der Hunger selbst erzeugte sie und sie räumten noch gewaltig unter den Ueberlebenden auf. Viele Dörfer lagen dann verwüstet, ein Tummelplatz für die Raubthiere des Waldes.

Daß solche Zeiten so häufig eintreten, wird uns bald einleuchtend, wenn wir bedenken, einmal den noch äußerst unvollkommnen Betrieb des Ackerbaues, wobei das Getreide noch weit weniger gegen die verderblichen Folgen von Näſſe oder Dürre geschützt war als jetzt, dann die Schwierigkeit der Communication, die unzureichende Ausdehnung des Getreidehandels, ja selbst das Schwanken der Preise. Die Wohlfeilheit der vorigen Jahre verdoppelt die Noth in den folgenden; wir lesen oft, wie in wohlfeilen Jahren gar kein Gesinde zu haben ist, weil bei der Billigkeit der Lebensmittel die schwere Feldarbeit zu lästig schien; so mußten denn viele Felder unbebaut bleiben, und trat dann im folgenden Jahre Mißwachs ein, so war der Mangel doppelt groß. Endlich denke man an die damalige Art der Kriegführung, wo es bei den fast nie abreißenden Fehden ohne Brennen und Verwüstung nicht abging, wie sich noch 1450 ein Graf Harras rühmen konnte, er habe an einem Tage 60 thüringsche Dörfer in Asche gelegt, wo der durch die Uhlandschen Balladen gefeierte Graf Eberhard der Greiner 1371 den Krieg gegen die Städte in der Weise führte, daß er nicht nur Dörfer und Marktflecken niederbrannte, sondern auch Korn, Kraut, Kohl und andere Feldfrüchte mit dem Schwerte abhauen, den Erdboden umpflügen und dann ihn mit Senf, der in vielen Jahren nicht auszurotten war, besäen und die Bäume umhauen oder wenigstens abschälen ließ, um sie unfruchtbar zu machen, ja sogar Ziegen von der Alp hinabzutreiben befahl, damit sie die eßlinger Weinberge verwüsteten. Hier war ganz unmittelbar die Folge solches unsinnigen Verfahrens eine allgemeine Theurung, die beide Theile zum Frieden zwang.

Solche Zeiten allgemeinen Elends hätten, sollte man meinen, ein geeigneter Boden für communistische Bestrebungen sein müssen; wer wollte nicht die Leute entschuldigen, welche den sichern Hungertod vor Augen selbst zur Gewaltthat schreiten? Und doch ist von so etwas nicht die Rede; es kommen wol Aufstände vor, aber sie haben einen praktischen Zweck, z. B., ein Ausfuhrverbot zu bewirken. Es mehren sich wol in solcher Zeit die Diebstähle und Verbrechen, aber von einem Kriege der Armen gegen die Reichen ist nirgend die Rede; ja selbst das Naheliegendste, ein Angriff auf die Bäckerläden kommt selten vor und wenn man 1316 in Magdeburg klagt, es müßten die Bäcker mit Stöcken bei ihren Läden stehen, damit man ihnen das Brot nicht ohne

Bezahlung nähme, so sehen wir doch, daß das hungernde Volk, welches sich von einem mit einem Stocke bewaffneten Bäcker in Schranken halten läßt, nicht sehr schlimm ist. Und das ist dasselbe Volk, welches bei andern Gelegenheiten z. B. bei Judenverfolgungen in unbezähmbarer Wuth aufflammt und jeden, auch den Mächtigsten, der sich ihm zu widersetzen und den Verfolgten zu vertheidigen wagt, mit dem Tode bedroht. Insofern haben die Recht, welche das Proletariat als ein Product der neuern Zeit darstellen, es fehlte den Armen von damals das Bewußtsein ihrer Gesammtheit, sie dachten nicht daran, sich als eine besondere Classe gegenüber einer günstiger situirten Minorität aufzufassen, jenes bewußte Proletariat, welches geneigt ist, die natürliche Ungleichheit der Menschen als eine Folge mangelhafter Staatseinrichtungen anzusehen, und in jedem Reichen einen Feind seiner selbst und seiner gerechten Ansprüche zu erblicken, dies ist allerdings modernen Ursprungs.

Die Armen in jenen Tagen kannten eigentlich in den Zeiten der Noth nur ein einziges Mittel, derselben zu entgehen, nämlich massenhafte Auswanderung in Länder, wo die Theurung weniger herrschte. Natürlich waren sie auch dort nicht grade gern gesehene Gäste und oft bekam ihnen das Auswandern sehr schlecht; es entstand nun auch wol hier Theurung, und der Hungertod, dem sie hatten entfliehen wollen, ereilte sie doch. Als im Jahre 1282 Viele der Theurung wegen nach Ungarn und Rußland auswanderten, wurden sie massenweise in die Sklaverei, zu den Tartaren, wie es heißt, verkauft. Und als 1317 sich abermals der Strom der Auswanderer dahin richtete, und eine große Menge in einem vollgepfropften Schiffe über die Donau setzen wollte, warf der Fährmann das Schiff um, denn es sei besser, meinte er, daß sie alle in der Donau ertränken, als daß solch eine Masse Hungerleider Ungarn aussauge.

Vielfach berichten auch alte Sagen, wenn sie von den Wanderungen der Völkerstämme kundgeben, daß Hungersnoth einen Theil der Nation aus ihrem ursprünglichen Sitze getrieben. König Snio von Dänemark beschließt in solcher Zeit auf den Rath der Aeltesten, der dritte Theil seines Volkes solle getödtet werden, auf daß nicht alle Hungers stürben; da weiß eine alte Frau beim König sich Gehör zu verschaffen und den entsetzlichen Beschluß rückgängig zu machen, dafür soll der dritte Theil des Volkes auswandern; diese Auswanderer erhalten dann den Namen der Longobarden.

Jenes dort nur beabsichtigte fürchterliche Radicalmittel, die Zahl der Nothleidenden zu vermindern und durch Mord dem Hunger seine Opfer zu entziehen, läßt die Sage auf deutschem Boden wirklich zur Ausführung kommen. Wer kennt nicht die schreckliche Geschichte, an welche der Mäusethurm bei Bingen erinnert, wie Hatto von Mainz die Armen an sich lockt und sie dann in großer Menge verbrennen läßt; und ebenso soll bei der schrecklichen

Hungersnoth von 1315 und 16 ein mächtiger würtembergischer Graf viele Armen in eine Scheuer gesperrt und dort verbrannt haben, da er meinte, den Armen sei ja in der Bibel das Himmelreich verheißen, also thue er recht, sie so schnell als möglich zu ihrem Glück zu führen. Zur Ehre der Menschheit sind indeß diese beiden Erzählungen so schlecht verbürgt, daß wir sie getrost als Sagen ansehen können.

Wol aber wurde selbst in den frühesten Zeiten des Mittelalters allgemein die Verpflichtung empfunden, der Noth nach Kräften zu steuern; das am nächsten Liegende war die unmittelbare Unterstützung der Nothleidenden; und wenn die Geistlichkeit, die Stifter und Klöster von sich selbst und andern als besonders zur Wohlthätigkeit berufen angesehen, wenn ihre Pforten eigentlich nie leer wurden von Almosen Suchenden, so heischte natürlich die Zeit der Hungersnoth von ihnen ganz besondere Anstrengungen. Und die Klöster haben diesen Anforderungen wirklich nach Kräften entsprochen. Die Chronisten rühmen vielfach das hilfreiche Wirken derselben; und die unzähligen Biographien heiliger Männer und Frauen, die wir aus dem Mittelalter noch übrig haben, wissen fast alle die Aufopferung ihrer Helden zur Zeit einer Theurung zu preisen. Die heilige Hedwig, die heilige Elisabeth haben Wunderdinge gethan. Odilo, Abt von Cligny verkaufte sogar das größte Kleinod seines Stiftes, die Kaiserkrone Heinrichs II, welche dieser dem Kloster geschenkt, und zog selbst durch Städte und Dörfer umher, um die Herzen der Fürsten und Reichen zu rühren und von ihnen Almosen für das darbende Volk zu erhalten.

Uebrigens konnte, wenn das Kloster recht reich war, dieses bei aller Wohlthätigkeit oft noch Vortheil haben von theurer Zeit; dann fielen wegen des Sterbens und der Auswanderung die Grundstücke sehr im Preise und das Stift konnte leicht seine Besitzungen erheblich vergrößern. Andrerseits aber traf auch oft die Klöster selbst die Schwere der Zeit. Wir finden mehrfach Beispiele, wo Mönche durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen sind in ein andres Kloster zeitweise überzusiedeln. Als in den letzten Jahrzehnten des XI. Jahrhunderts das Georgskloster im Schwarzwalde sich schwer von der Theurung bedrängt sah, beschlossen die Brüder, es solle jeder, der nicht etwas von Vermögen oder Gütern dem Kloster zugebracht, bis auf bessere Zeit dasselbe verlassen. Da tadelt sie der Abt Theodor wegen ihres Kleinmuths und erklärt, sollte der Beschluß ausgeführt werden, dann treffe er ihn auch und er werde mit fortziehen. Um nicht den geliebten Vater fortgehen zu lassen, steht man von dem Entschlusse ab, und, obwol die Theurung noch zunimmt, wird doch das Vertrauen belohnt; ein reicher Wohlthäter nimmt sich des Klosters an und hilft ihm durch in den bösen Tagen. Ebenso war das Nonnenkloster zu Kathelenburg gegen das Ende des XV. Jahrhunderts so in Dürftigkeit gekommen, daß man dem durchreisenden Herzog Albrecht von Herzberg, dem

Besitzer des Stiftes, nur mit einer sehr geringen Mahlzeit aufwarten konnte. Und auch das Gastgeschenk, das man ihm zur Entschädigung anbot, könnte nach unsern Begriffen schwerlich ein glänzendes genannt werden, es bestand in einer kleinen Summe Geldes und — einem Paar Stiefeln.

Uebrigens lag der großen Wohlthätigkeit des Klerus noch eine andere Absicht zu Grunde, als die unmittelbare einer Milderung des Elends; man stellte das Almosengeben mit dem Fasten und Beten zusammen, was man auch bei Hungersnöthen anzuwenden nicht unterließ, und erwartete so von ihm, wie von den andern guten Werken auch mittelbar eine Linderung der Noth, indem man dadurch den himmlischen Zorn zu besänftigen hoffte. So wird im Leben des Bischofs Benno von Osnabrück berichtet, als zu dessen Zeit die Mäuse große Verwüstungen im Getreide angerichtet, hätte man vergebens öffentliche Gebete und ebenso Fasten zur Abwendung des Uebels angestellt, erst als man die dritte Stufe der guten Werke, die Almosen anzuwenden begonnen, hätte sich der Himmel erbarmt.

Wenden wir uns nun zu dem, was wir als Theurungspolitik bezeichnen können d. h. den Maßregeln, welche der Staat gegenüber solchen Zuständen zu ergreifen pflegte, so waren diese nicht immer dieselben. Eines aber läßt sich im Allgemeinen sagen, daß die ganze Theurungspolitik des Mittelalters, wenn wir einen Ausdruck der Heilkunst hier gebrauchen dürfen, wesentlich symptomatisch war d. h. daß man ohne das Uebel selbst an seiner Wurzel anzufassen, die Angriffe nur gegen die Symptome desselben richtete, z. B. gegen die hohen Preise. Die Hauptsache erscheint hier immer das Bestreben zu verhindern, daß nicht der Eigennutz der Menschen auf irgend eine Weise eine noch höhere Steigerung der Preise hervorrufe, als das Bedürfniß schon erheischt, kurz gesagt, die Hauptsache ist der Krieg gegen das, was man Kornwucher nannte, und eine große Menge von Maßregeln, eine strenge Ueberwachung des Kornhandels sollte dahin führen, daß die Lebensbedürfnisse auf die möglichst einfachste und normalste Weise aus den Händen des Producenten in die des Consumenten übergingen.

In der Art und Weise der Anordnung ruft nun aber die fortschreitende Entwicklung der Menschen mancherlei Verschiedenheiten hervor. Eine einheitliche hierauf bezügliche Gesetzgebung hat Deutschland nur in der kurzen Zeit gehabt, wo die verschiedenen germanischen Stämme durch einen überlegenen eisernen Willen wirklich zu einer politischen Einheit gebracht waren, die dem nahe kommt, was wir jetzt unter einem einheitlichen Staate uns denken, das ist unter Karl dem Großen. Unter ihm ist die Theurungspolitik noch Sache des Reiches, und er faßt dies auch gleich mit einer ungeheuren Energie an. Er geht so weit, für sein ganzes gewaltiges Staatsgebiet 794 eine Verordnung zu verlassen, welche den Preis des Getreides fest normirt, möchte

die Ernte gut oder schlecht ausgefallen sein. Denselben Mann, den wir sonst als Staatsmann, als organisatorisches Genie nicht weniger wie als Feldherrn bewundern, sehen wir hier ein Edict erlassen, von dem heutzutage jeder gesunde Menschenverstand einsehen muß, daß es ein durchaus unvernünftiges und undurchführbares war. Er mußte selbst auch schon zwölf Jahre später wieder zu einer neuen Taxe sich verstehen, welche natürlich, obwol sie um die Hälfte höher war als jene, ebenso wenig ihren Zweck erfüllen konnte. Uebrigens war jene Verordnung von andern begleitet, die wir eher gelten lassen können, welche z. B. die Speculation mit Getreide verboten, ein gleiches und richtiges Maß beobachtet wissen wollten, die es ferner den Grundeigenthümern zur Pflicht machten, in Zeiten der Noth für die Erhaltung ihrer Dienerschaft und aller von ihnen Abhängigen zu sorgen. Seine nächsten Nachfolger betraten noch in einigen Capitularien den von Karl eingeschlagenen Weg, aber mit den Karolingern hört auch vollständig die Betheiligung der Kaiser als solcher an der Sorge für diese materiellen Interessen auf. Ausgenommen eine vereinzelte Verordnung des nachmaligen Königs Konrad IV., damals noch in Vertretung Friedrichs II., bei Gelegenheit des Tartareneinfalls, wüßten wir bis auf die Reformation keinen Erlaß, keine Handlung anzuführen, durch welche die Kaiser als solche in die Theurungspolitik eingegriffen hätten, diese blieb der speciellen Gesetzgebung der einzelnen Landestheile überlassen.

Es scheint aber nicht, daß in den nächsten darauf folgenden Jahrhunderten viel nach dieser Seite hin geschah. Es mag damals überhaupt wenig regiert worden sein; das sich so eigenthümlich abstufende Lehenswesen des Mittelalters, wo den Höchstgestellten von dem gemeinen Manne eine solche Menge nicht zu übergehender Mittelspersonen trennten, welche alle nach der einen Seite Herren, nach der andern Dienende waren, ohne daß die Grenzen beider Verhältnisse irgendwie fest bestimmt waren, ließ nirgend den Grad von Machtvollkommenheit aufkommen, mit welchem Maßregeln für das öffentliche Wohl leicht ausführbar sind. Wer für den meist kleinen Kreis seiner directen Unterthanen zur Zeit der Noth etwas thun wollte, schlug eben den Weg der Privatwohlthätigkeit ein.

Erst in den allmälig aufblühenden Städten bildeten sich politische Körperschaften, welche in sich fester geschlossen, und frühzeitig herausgehoben auf der Stufenleiter der sonstigen Gewalten sich freier zu einem organischen Staatswesen entwickeln konnten. Indem sie bald Sitze des Handels und der Gewerbe wurden, gestalteten sich dadurch schon die Eigenthums- und Verkehrsverhältnisse complicirter, als daß die patriarchalischen Formen, wie sie sonst auf dem platten Lande bestanden, hier noch sich hätten halten können. In den Städten vermochte sich auch leichter eine öffentliche Meinung zu bilden und die selbstgewählten und verantwortlichen Behörden, die hier bestanden,

konnten deren Stimme weniger ignoriren, als die vielen kleinen Dynasten, deren Gewalt im Lehnsrecht wurzelte und die in solchen Dingen wenigstens niemandem verantwortlich waren, als ihrem eignen Gewissen.

So entwickelten in den Städten die Obrigkeiten nach dieser Seite hin eine große, man möchte sagen eine allzugroße Thätigkeit. Auch wenn keine Theurung herrschte, war man eifrig bemüht, zu verhindern, daß den Bürgern ihre Lebensbedürfnisse in irgend einer Weise vertheuert würden. Unsere Hausfrauen der mittlern und niedern Classe, welche den Vätern ihrer Stadt oft bitterböse sind, weil diese den Aufkäufern nicht wehren, welche andern ehrlichen Menschen auf dem Markte das Beste vor der Nase wegkaufen und alle Preise ungebührlich steigern, würden mit den damaligen Herrn Bürgermeistern und Rathmännern äußerst zufrieden gewesen sein; denn die Händler mit Lebensmitteln hatten damals keine goldne Zeit; sie durften meistens erst dann kaufen, wenn der Strohwisch oder die Fahne, die als Zeichen des Marktes aufgesteckt wurde, heruntergenommen war und wurden streng bestraft, wenn sie etwa den Leuten vom Lande entgegenliefen und vor dem Thore kauften; ebenso wenig durften sie bei den Gutsbesitzern herumreisen und dort Einkäufe machen. Alles Getreide mußte durchaus auf den Markt der Stadt kommen und dort verkauft werden, und hier war die Marktpolizei verpflichtet, darauf zu sehen, daß der Bürger, der Korn für seinen Hausbedarf kaufte, unbedingt den Vorrang hatte z. B. vor dem Bäcker. Diese letzteren wurden überhaupt streng beaufsichtigt und wenn sie unbillige Forderungen machten, strafte man sie sogleich, indem man ihnen durch Eröffnung freien Brodmarktes für die Landbäcker Concurrenz machte. Außerdem finden wir seit dem 13. Jahrhundert fast überall Brodtaxen, welche das Gewicht des Brotes je nach dem damaligen Getreidepreise genau bestimmten; den Bäcker, der sich nicht darnach richtete, traf die schimpfliche Strafe des Schupfens d. h. des Untertauchens in eine Pfütze, eine Strafe, welche die Bäcker vergebens in eine Geldbuße umzuwandeln versuchten.

Damit auch die Landleute nicht durch langes Hinziehen und Abwarten die Preise steigerten, hatte man die raffinirtesten Mittel erfunden. An manchen Orten hieß es, wer Korn zur Stadt bringe, dürfe nicht eher vom Pferde absteigen, bis er dasselbe verkauft, in Wien gab es eine Verordnung, wonach gewisse Händler keinen Mantel, kein Oberkleid, keine Kopfbedeckung tragen durften, damit diese die Ungunst der Witterung schwerer empfindend zu desto schnellerem Verkaufe geneigt wären. Wir glauben nicht, daß auf Grund dieser Verbote der Bürger sich damals besonders gut befunden hat. Beschränkungen des Handels und Verkehrs haben sich niemals als wohlthätig erwiesen und überdies findet der menschliche Eigennutz hundert Schleichwege und Hinterthüren, um auch die besten Gesetze zu umgehen. Die Räthe der Städte

suchten indeß auch auf directem Wege einer Theurung vorzubeugen, indem man schon früh anfing Magazine zu bauen, für welche in billigen Jahren Getreide gekauft und als Aushilfe für schlimme Zeiten aufbewahrt wurde; ja man zwang zuweilen Bürger selbst Korn zu magaziniren, sie mußten an manchen Orten auf je 100 Gulden Vermögen ein bestimmtes Quantum von Getreide aufgespeichert nachweisen können. — Trat wirklich Theurung ein, so erhöhte sich die Wirksamkeit der Behörden. Die erste Maßregel war gewöhnlich der Erlaß eines Ausfuhrverbotes für Getreide, wenn dies nicht etwa durch die Gesetzgebung bei einer gewissen Höhe der Preise schon ein für alle Mal festgesetzt war. Ebenso pflegte man dann das Bierbrauen zu beschränken oder ganz zu verbieten, um das Getreide nicht dem nächsten Bedürfniß zu entziehen. Um die Preise nicht all zu hoch steigen zu lassen, bestimmte häufig ein Edict ein Maximum als eine nicht zu überschreitende Grenze. Wir finden, daß man zu Augsburg im Jahre 1433 und 1501 Nachsuchungen nach Getreide gehalten und die vorgefundenen Vorräthe den Eigenthümern zu einem Zwangspreise abgenommen hat. Anderwärts suchte man einen Zwangspreis dadurch zu erzielen, daß man feststellte, wie viel einer Gewinn vom Scheffel nehmen dürfe. Manchmal ging man auch den Kornhändlern direct zu Leibe, man ließ sie vor den Rath bescheiden, ermahnte und bedrohte sie; ja um den Verkauf ganz genau controliren zu können, bestimmte man, daß nur der Korn kaufen dürfe, der vom Rath schriftlich die Erlaubniß dazu erhalten. Der Magistrat selbst verkaufte aus seinem Magazine zu einem ermäßigten Preise, aber nur so viel, als jeder zu seiner Nothdurft brauchte d. h. pro Kopf eine bestimmte Quantität. So streng und hart viele dieser Maßregeln auch waren, so muß man doch den deutschen Städten zum Ruhme nachsagen, daß sie ungleich humaner handelten, als die sonst als Sitze des Wohlstandes und der Bildung berühmten italienischen Städte, bei denen es ganz allgemeine Sitte war, zur Zeit einer Theurung alle Armen und Bettler aus der Stadt zu treiben, d. h. mit andern Worten sie in die Alternative zu versetzen, entweder zu rauben oder zu verhungern. In den deutschen Städten ging mit jenen Maßregeln immer eine gesteigerte Wohlthätigkeit Hand in Hand. Aus den öffentlichen Magazinen wurde oft Getreide an die Armen unentgeltlich verabreicht, man ließ auch selbst wol Brod zur Vertheilung an Bedürftige backen. In Meiningen ließ der Rath, bei verschiedenen Theurungen, so lange die schlimme Zeit dauerte, ein wohlgekochtes Habermus den Armen verabreichen, zu dessen Kosten allgemein beigetragen wurde; jeder Arme erhielt einen besonders dazu angefertigten großen Löffel voll und Manche wollen davon die Redensart herleiten: mit dem großen Löffel essen.

Andererseits suchte man den Armen in solcher Zeit dadurch Unterhalt zu

verschaffen, daß man große öffentliche Bauten unternahm; so sollen z. B. die Wartburg und das Schloß in Freiberg auf eine solche Veranlassung entstanden sein. Es möge hier noch die Bemerkung eine Stelle finden, daß die bei uns so allgemein gewordene Sitte, nach welcher eine Gemeinde eine patriotische Huldigung dadurch darzubringen sucht, daß sie zur Erinnerung an festliche Tage des Herrscherhauses irgend eine wohlthätige Stiftung einrichtet, auch im Mittelalter schon bestand. So gründen die Bürger von Donauwörth 1497 zur Feier der Anwesenheit Maximilians I. ein großes Getreidemagazin.

Von den Städten lernten nun auch die Fürsten, geistliche und weltliche, besonders seit sich die Landeshoheit mehr und mehr ausbildete, die Grundsätze der Theurungspolitik, die sie dann entsprechend den rusticalen Verhältnissen noch ergänzten. Sie sorgen unter anderm dafür, daß es den armen Landbauern zur Zeit der Noth nicht an Saatgetreide fehle, oder verpflichten dieselben die Hälfte ihrer Aecker mit bestimmten Früchten zu besäen, weil dieselben eine frühere Ernte versprechen. Schlimm war es allerdings, wo zwei concurrirende Gewalten waren z. B. Rath und Bischof und der letztere so wie die gesammte Geistlichkeit nicht geneigt waren, sich den strengen städtischen Marktordnungen und Theurungsvorschriften zu fügen, denn bei aller Wohlthätigkeit pflegten die geistlichen Herren ihren Vortheil durchaus nicht aus den Augen zu lassen und verkauften unter allen Umständen ihr Getreide lieber theuer als billig. Da kam es wegen dieser Angelegenheiten oft zu schlimmen Händeln, zu Excommunication und Blutvergießen. Oder es kam wol auch vor, daß Fürsten durch eine mißbräuchliche Ausübung des Münzrechtes allen Maßregeln der städtischen Behörden zum Trotz die Theurung noch vermehrten. Andererseits sehen wir aber auch an vielen Orten ein freundliches Verhältniß zwischen den verschiedenen Gewalten, sehen Fürsten in theuren Jahren den Städten bedeutende Quantitäten Korn schenken; wir hören, daß eine Stadt der andern zu mäßigen Preisen aus ihren Magazinen Korn lieferte, ja daß eine von den Hussiten schrecklich mitgenommene Stadt von ihren Nachbarn durch reiche Geschenke an Lebensmitteln unterstützt wurde. Es ist auch vorgekommen (unter anderm im Jahre 1491), daß eine ganze Reihe von Obrigkeiten, der Kurfürst von der Pfalz, der Bischof von Worms und Speier und die Magistrate dieser beiden Städte sich zu gemeinsamen Maßregeln gegen die Kornwucherer vereinigten.

Wir haben nun von einem Mittel gegen die Theurung noch gar nicht gesprochen, welches eigentlich zu unserer Zeit die Hauptrolle spielt, nämlich von der Einfuhr von außen, aus Ländern, wo die Ernte besser ausgefallen war. Auch nach dieser Seite hin erstreckt sich die Fürsorge der Obrigkeit im Mittelalter. Sie senden zuverlässige Männer aus, um anderswo in der Nähe und Ferne

Getreide einzukaufen, auch die Speculation nimmt sich wol zuweilen der Sache an.

1491 holen Männer aus Trient Korn bis aus Franken her, und 1311 lassen Kaufleute sogar sicilianisches Getreide nach Deutschland bringen; aber wie schlimm es auch wieder zuweilen mit der Zufuhr von außen gehen konnte, möge ein Beispiel zeigen: 1438 schickt der Rath von Augsburg zwei Männer aus, um in Wien Getreide zu kaufen und es baldmöglichst der bedrängten Stadt zuzuführen. Was geschieht aber? als sie mit ihren Wagen an die Grenze Baierns kommen, tritt ihnen die Strenge des Ausfuhrverbotes entgegen. Herzog Ludwig will sie wol in das Land hineinlassen, aber nicht wieder heraus und auf großen Umwegen müssen sie ihre Stadt wieder zu erreichen suchen, und kommen so spät an, daß indessen die halbe Stadt verhungert sein konnte. Auf den Getreidehandel war unter solchen Umständen wenig zu bauen; es gab ziemlich regelmäßige Strömungen d. h. regelmäßig, sofern nicht auch hier Ausfuhrverbote dazwischen traten; durch Vermittlung der Hansestädte gingen alljährlich Massen von Getreide nach England, den Niederlanden und den scandinavischen Ländern, vorzüglich nach Norwegen; auch im Innern Deutschlands bedurften manche Orte z. B. die Bergwerksstädte des Erzgebirges regelmäßige Zufuhr, aber mit den außergewöhnlichen Getreidezufuhren, wie sie eben eine Hungersnoth erheischt und die vor allem schnell arrangirt werden müssen, sah es schlimm aus. Es konnte wol, wie es im Jahre 1347 geschah, Lübeck, als einer der Hauptsitze des hanseatischen Getreidehandels, eben deshalb zur Zeit allgemeiner Theurung leidliche Preise aufrecht erhalten, aber solche günstige Verhältnisse waren äußerst selten. Dagegen erfahren wir aus den Angaben der Getreidepreise, wie benachbarte Länder zu derselben Zeit unendlich verschiedene Preise haben. Im Jahre 1027 soll in Ungarn solche Theurung gewesen sein, daß ein Mann für einen Ducaten nicht so viel Brot bekam, um sich für einmal satt zu essen, während zu derselben Zeit in Böhmen alles so wohlfeil war, daß ein Laib Brot, davon sich sechs Männer hätten satt essen können, einen Pfennig kostete und ebenso in späterer Zeit 1373 galt ein Scheffel Korn in Baiern sechs Goldgulden, in Belgien sieben alte Groschen. Das alles ist erklärlich, wenn wir die Eigenthümlichkeit des Kornhandels ins Auge fassen, anerkanntermaßen des schwierigsten unter allen Arten des Handels, schon wegen des Transportes. Man rechnet, daß derselbe zur Axe auf 20 Meilen das Korn um nicht weniger als 25% vertheuert, und auf den erbärmlichen mittelalterlichen Straßen war das Verhältniß sicher noch ungünstiger, dann aber sind die Kosten des Magazinirens durchaus nicht unerheblich, man rechnete noch in neuerer Zeit dafür jährlich 10%; endlich ist die Speculation so gefährlich, das Risiko so groß wie bei keinem andern Zweige des Handels. Und nun bedenke man hierbei noch die mittelalterlichen Zustände überhaupt; die unzähligen Hemmnisse und Chicanen, denen der Verkehr ausgesetzt war; die Unsicherheit der Straßen, vorzüglich in Zeiten der Theurung. Da gehörte viel Muth und Aussicht auf großen Gewinn dazu, um jemanden zu veranlassen, mit Getreide zu speculiren.

Ueberblicken wir nun noch einmal alles, was wir über die Theurungspolitik des Mittelalters gesagt, so sehen wir allerdings eine ganze Apotheke vor uns voll probater Heilmittel gegen das Uebel der Theurung; aber wie wenige davon sind dazu geeignet, wirklich vorzubeugen oder wirklich und gründlich Abhilfe zu schaffen, und wie viele gehören zu der verderblichen Classe von Medizinen, welche dem Uebel für den Augenblick zu steuern scheinen, aber nur um es dann mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehren zu lassen; ja es gibt Mittel darunter, von denen ein großer Nationalökonom sagt, sie erschienen ihm so, wie wenn man einen Kranken, der Blut auswirft, dadurch heilen wollte, daß man ihm den Mund zubände. Aber wir wollen auch nicht verschweigen, daß die nationalökonomischen Heilkünstler aus derselben Apotheke des Mittelalters noch in der neuen Zeit ihre Medicamente hergenommen, und daß es kaum eines jener Mittel gibt, welches nicht noch im vorigen, wo nicht gar in unserm Jahrhundert zur Anwendung gebracht worden wäre.

Freilich die Therapie der Theurungen in unseren Tagen ist zu andern Grundsätzen gekommen, sie ist wesentlich homöopathisch geworden, sie wirkt dem Eigennutze durch diesen selbst entgegen d. h. sie hält den Eigennutz des Einen in Schranken durch den der Uebrigen, durch die freie Concurrenz, und weit entfernt hohe Kornpreise künstlich herabdrücken zu wollen, freut sie sich ihrer, weil sie allein dem ungläubigen Volke die Ueberzeugung beibringen können, daß wirklich Mangel da ist und daß man sparen und gut haushalten muß. Da ist von engherziger Abschließung keine Rede mehr, das Getreide der ganzen Erde wird durch die Entwicklung des Kornhandels zum gemeinsamen Eigenthum der ganzen Menschheit; es fließt dahin ab, wo Mangel ist, und kommt daher, wo Ueberfülle herrscht. Von allen den vielen Mitteln gegen Theurung lassen wir eigentlich nur eins gelten. Wenn ein französischer Nationalökonom, Jean Baptiste Say, räth, jede Commun sollte sich bei einem reichen Handlungshause durch eine jährliche kleine Zahlung reichliche Zufuhr in Zeiten des Mangels sichern, so befolgen wir dies Mittel freilich unbewußt und in ungleich großartigerem Maßstabe, als jener es gemeint. Wir assecuriren uns bei allen Kornhändlern der Welt ins Gesammt. Der Mehrbetrag des Preises, den wir jetzt für unsere Lebensmittel auch in gesegneten Jahren zahlen, ist die Prämie, durch die wir uns im Hinblick auf ungünstige Jahre vor Mangel sichern, und wir stehen uns besser dabei, als wenn wir noch die Zustände der „guten alten Zeit" hätten. Gr.

Deutsche Sagen.

Alpensagen von Theod. Vernaleken. Wien, Seidel. 1858. — Siebenbürgische Sagen von Friedr. Müller. Kronstadt, J. Gött. 1857. — Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche &c. von Montanus. 2. Heft. Iserlohn, Bädecker. 1858. — Litauische Märchen, Sprichwörter, Räthsel, Lieder von Aug. Schleicher. Weimar, Böhlau. 1857. —

Seit die Brüder Grimm zuerst nachgewiesen, wie zahlreich in den Märchen und Sagen des Volkes die Erinnerungen an eine heidnische Götterwelt sind, hat sich

eine reiche Literatur der Sagen, Märchen und Volkserinnerungen angesammelt. Nicht selten ist auch in diesem Blatte darüber berichtet worden. Nächst J. W. Wolf, welcher in seiner Mythologie und an einzelnen Sagen unermüdlich die Umwandlung der alten Traditionen verfolgte, sind es von den Neuern mehrere der Sammler, wie Müllenhof, A. Kuhn und Weinhold, denen wir eingehende Erklärung und wissenschaftliche Verarbeitung des Materials zu danken haben. Bald werden alle Landschaften durchsucht und in der charakteristischen Eigenthümlichkeit ihrer Sagenwelt erfaßt sein. Freilich erwiesen viele auch der neuern Sammler mehr guten Willen, als Kenntnisse. — In den letzten Jahren ist auch im östreichischen Kaiserstaat eifrig zusammengetragen worden, Weinholds Beispiel wirkte von Graz aus weithin anregend.

Bei der Fülle des gewonnenen Stoffes entsteht das Bedürfniß zusammenzufassen und abzuschließen. Die einzelnen Sagensammlungen gewinnen erst die rechte Bedeutung, wenn man sie als Vorarbeiten für eine gründliche gelehrte Arbeit betrachtet, in welcher der Gewinn, den die Gesammtheit der Sagen der deutschen Philologie geben kann, übersichtlich zusammengestellt wird: was der Mythologie, der Heldensage, christlicher Bildung oder fremder Nationalität angehört, was sich als charakteristisch für das poetische Schaffen des Volkes, für die Methode seines Empfindens, für seine Sitte und seine Moral erweist. Schon jetzt sind in vielen Sagensammlungen mit den Rubriken von Grimms Mythologie die einzelnen Sagen nach ihrem Inhalt geordnet; in einer Verarbeitung des gesammten Sagenmaterials würde es genügen, aus den vorhandenen gleichartigen Sagen die älteste erhaltene Tradition mit wenig Worten voranzustellen, die Verbreitung darzustellen, charakteristische Züge und die allmälige Entartung und Umwandlung des Sagenstoffes in den verschiedenen Landschaften kurz zu notiren. Bei solcher Operation wird sich außer vielem andern auch als merkwürdiges Resultat ergeben, daß die mythologischen Ueberreste in dem ganzen großen Gebiet, in welchem deutsche Völker sitzen, sehr gleichartig sind. Die Uebereinstimmung geht bis in Einzelne und ist in manchen Fällen sogar befremdend. Bei Niedersachsen und Alemannen, in den östreichischen Bergen und den germanisirten Ostseeländern nicht nur dieselben dämmernden Erinnerungen an die vornehmsten Asengötter, an die Geschlechter der Riesen und Zwerge, sondern auch überall dieselbe gemüthliche Methode, das fremde und unverständliche Alte der christlichen Empfindung wohl oder übel anzupassen. Unverkennbar hat die fortwährende Vermischung der deutschen Stämme durch Aus- und Einwanderung Einzelner nicht wenig dazu beigetragen, den Sagenschatz allgemein zu machen. Wer aus Schwaben in die norddeutsche Niederung zog, fand die Spuren derselben Riesen, welche den großen Felsstein neben seines Vaters Haus am Neckar geworfen hatten, in dem erratischen Block wieder, welcher vor seinem neuen Dorf an der Elbe lag; die weiße Frau, welche in der Burgruine des Mainthals umgegangen war, zeigte sich dem Franken auch in dem unheimlichen Hause einer Hansestadt, und wer aus den Alpen nach den schlesischen Bergen zog, dem zeigte dort Rübezahl grade so einen grünen Zweig, dessen Blätter sich später in Gold verwandelten, wie ihn vorher die Alpengeister den Ahnen des Auswandrers verliehen hatten.

Aber wie viel auch der Zusammenfluß deutscher Stämme im Einzelnen ausgeglichen haben mag, der meiste Mythenstoff ist doch als uralte gemeinsame Habe zu erkennen. Und wir dürfen aus dem Erhaltenen zurückschließen, daß vor mehr als 1500 Jahren dieselbe Religion, als ein schon damals uralter, gemeinsamer, von dem deutschen Volk gemüthlich verarbeiteter Glaube bestanden habe. Wir vermögen ferner zu erkennen, welche Theile desselben am tiefsten in der Phantasie und den Herzensbedürfnissen germanischer Natur wurzelten: Von den hohen Göttern: der gewaltige dunkle Schicksalsgott mit seinem reisigen Heldenheer und eine weiße Frauengestalt, die Schützerin der Familie und des Hauses; dann in größerer Fülle und verbrämt mit viel guter Laune und herzlichem Behagen die große Welt der kleineren Ge-

walten: Riesen, Elbe, Zwerge, Nixen und Kobolde. Aber auch aus dem, was uns gar nicht, oder nur in spärlichen Trümmern erhalten ist, lassen sich lehrreiche Schlüsse auf die Beschaffenheit des deutschen Götterglaubens machen und auf die Lage derer, welche im einfältigen Herzen die dunkle Erinnerung bis zur Gegenwart bewahrten. So auffallend gleichförmig die Grundzüge des alten Glaubens bei allen deutschen Stämmen waren, starke Verschiedenheiten im Einzelnen sind grade bei den oberen Göttern unverkennbar, vor allem in den Namen. Es ist allerdings möglich, ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der nordischen Asengötter aus den deutschen Dialekten zusammen zu finden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß ein einzelner Stamm, wie treu er auch die Hauptgestalten von Wuotans Götterwelt verehrte, die dem Nordischen entsprechenden Namen und Mythen aller gepflegt hat. Denn grade Namen und Mythen der hohen Götter sind am wenigsten constant. Die Mythen werden durch die Schicksale der Stämme, durch Aufblühen und Untergang einzelner erlauchter Familien, durch neue Heldenthaten, durch Vereinigung mehrer Stämme, durch Ablösung von Stammgenossen, durch die nie rastende Speculation der Denkenden, durch Naturereignisse, zuletzt sogar durch die Dichtungen des Stammes fortwährend umgeformt. Stamm- und Localculte geben einzelnen Göttern veränderte Bedeutung und neue Namen. So lange nicht ein geordneter einheitlicher Staat und eine gemeinsame Kunst der hohen Götter Namen, Form und Gepräge befestigt hat, hören diese Wandlungen niemals auf. Man vergleiche mit den Erinnerungen aus der deutschen Vergangenheit die ganz entsprechenden der griechischen und römischen Urzeit. Wie nah auch die Römer den übrigen Völkerschaften Latiums standen, neben den gemeinsamen Gottheiten und Cultusstätten hatten die einzelnen kleinen Staaten um Alba Longa andere Götter, deren Wesen ähnlich, deren Name verschieden war, und wieder noch andere, welche jedem Staat eigenthümlich blieben. Auch wenn wir keine Zeugnisse aus der deutschen Urzeit hätten, dürften wir schließen, daß es dort nicht anders war. Und es wird nicht unnütz sein, wenn unsere Sammler auch auf die Verbreitungsbezirke der einzelnen Götter größeres Augenmerk richteten.

Ferner aber soll man nie vergessen, daß die Ueberreste deutschen Heidenglaubens, welche sich bis zur Gegenwart erhalten haben, uns vornehmlich den Glauben der Armen in einem trüben und gefärbten Glase zeigen, der kleinen Landbauer, welche zum großen Theil schon in der Heidenzeit unfrei waren. Diese aber standen in einem ähnlichen Verhältniß zum Heidencultus, wie etwa jetzt der Landmann zum katholischen Dogma. Was vorzugsweise den Heldenfamilien, den Priestern, den Privilegirten der deutschen Heidenzeit angehörte, das ist am meisten verwischt und zum großen Theil völlig untergegangen. Die vornehmen Geschlechter verdarben in blutigen Kriegen oder machten am ersten und vollständigsten ihren Frieden mit dem neuen Glauben. Die Götter und Sagen, welche ihnen am liebsten gewesen waren, zerrannen am schnellsten in dem neuen Licht; was von Naturphilosophie und Speculation in die Götterwelt durch die Gebildeten des Heidenthums getragen war, wurde am unbarmherzigsten verfolgt und verschwand fast plötzlich, als die Intelligenz des Volkes sich vom Heidenthum abwandte. So sind die Trümmer alten Glaubens, welche sich erhalten haben, im Ganzen genommen zu betrachten als die Ueberreste des Glaubens der Kleinen und Einfältigen im Heidenthum. Daher die Beschaffenheit dieser Trümmer: die große Gleichförmigkeit, die starke Verdämmerung der meisten Asengötter und das Vorwiegen der kleineren phantastischen Gestalten.

Von den angeführten Sammlungen empfehlen sich die Alpensagen von **Vernaleken**, zunächst weil sie eine Lücke in unserm Wissen ausfüllen. Sie sind sorgfältig und mit wissenschaftlichem Sinne gesammelt, die charakteristischen Züge und das Aelteste der Traditionen gut hervorgehoben, es fehlt auch nicht an Hinweisen auf verwandte Sagen anderer Sammlungen. Zuweilen ist der Stil der kleinen Geschichten zu geschmückt. Die Sagen sind nicht nur in der Schweiz, sondern auch in den öst-

reichischen Alpen zusammengetragen und gehören dem Gebiet vom genfer See bis zu den nordöstlichen Ausläufern des Gebirges an. In der Vorrede charakterisirt der Verfasser die Sagen seiner Sammlung, er erwähnt, daß es natürlich sei, wenn sich in den früh christlich gewordenen Alpenländern die Erinnerung an heidnische Götter und Göttinnen nicht so frisch erhalten habe, als in Norddeutschland und er führt aus, weshalb der zart poetische Duft, der den Volksüberlieferungen vorzugsweise der Hügelländer eigen ist, sich in den Alpen nicht findet. Der harte Kampf des Menschen mit der Natur, oder richtiger gesagt das Furchtbare und Imponirende der großen Wirklichkeit, welche den Bewohner des Hochgebirges umschließt, grade das hindert die Phantasie, frei und mit Behagen zu erfinden und zu personificiren. Die Jungfrau mit dem Donner ihrer Lawinen, der Aarfall mit dem furchtbaren Schwall seines Wassersturzes, haben von je so überwältigend auf die Seele des Menschen gewirkt, daß das Unmenschliche der Erscheinung die Personificirung derselben in ein Dämonenbild mehr verhindert als befördert hat. In dem ewigen Eis und Schnee, wo alle Vegetation aufhört, wird auch die Götterbildung einförmig, und dürftig wie die Pflanzen und Thierwelt und die Existenz des Menschen. Dennoch fehlen den Alpenlandschaften die oben erwähnten Grundzüge nicht, und manches ist ihnen eigenthümlich. Dahin gehören vor allem die traurigen Sagen von Vergletscherung und Bergstürzen, Sagen, welche besonders in der Schweiz sehr zahlreich sind. Schnee und Eis und wieder unfruchtbares Steingeröll haben sich auf grüne Matten und blühende Orte gelagert. Fast immer hat eine Missethat der Anwohner, Uebermuth des Reichthums, Unbarmherzigkeit, Hochmuth und Prunksucht das plötzliche Unheil herbeigeführt, in der Regel nach einer unbeachteten Warnung. — Den Schluß des Buches bildet eine sehr lehrreiche Sammlung von Volksfesten, Sitten, Gebräuchen und Aberglauben.

Nicht weniger Beachtung verdienen Müllers siebenbürgische Sagen. Der Eifer mit welchem das kleine Volk der ungarischen Sachsen seine deutschen Traditionen festhält, verdient besondere Anerkennung. Die reiche Sammlung enthält außer den mythischen Sagen, in welchen deutsche und ungarische Ueberlieferungen verständig auseinandergehalten sind, auch eine große Anzahl geschichtlicher, und im Anhang sehr wünschenswerthe Berichte über die Verbreitung der deutschen Sagen, das Verhältniß zu dem magyarischen und walachischen Stoff. Unter den 444 Nummern sind viele von dem höchsten Interesse, allerdings auch nicht weniges Unwichtige. Die liebevolle Arbeit, das Resultat vieljähriger Bemühungen sei dem Lesern bestens empfohlen. — Die deutschen Volksfeste und Volksbräuche von Montanus enthalten nicht viel Neues, sind aber nicht übel geeignet, Antheil an diesen Studien auch bei dem Dilettanten zu erwecken. — Die lithauischen Märchen und Lieder von Schleicher sollen noch einmal mit dem hohen Lobe, welches sie verdienen, wenigstens genannt werden. Das Buch ist eine ausgezeichnet mühevolle und nach unserm Urtheile außerordentlich gelungene Arbeit, die Uebertragung ins Deutsche hat durchaus die Haltung, welche allen solchen Uebersetzungen zu wünschen wäre, sie ist einfach und sauber, man hat den Eindruck, daß der Herausgeber völlig Herr seines Stoffes ist. Auch wer das Buch nur mit ästhetischen Interessen durchblättert, wird vieles Poetische und überall Charakteristisches finden.

Wann erhalten wir eine genügende Sammlung aus Böhmen? ♀

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Der Wohlthätigkeitscongreß in Frankfurt a. M. und die deutschen Associationen.

Wenn wir den Congrès internationale de bienfaisance, der im letztverflossenen September zum zweiten Male, und zwar diesmal in Frankfurt a. M. tagte, mit der Associationsbewegung in Beziehung bringen, so bedarf es zunächst, dem deutschen Publicum gegenüber, einer Verwahrung gegen gewisse, aus dem Namen des Congresses entstehende Bedenken. Was hat die Wohlthätigkeit mit der Selbsthilfe zu schaffen — möchte man uns fragen — und konnte man von einer Versammlung, welche sich mit Fragen der Armenpflege und dergleichen zu beschäftigen die Aufgabe hatte, ein Interesse für die Associationen erwarten, wie dieselben früher in diesen Blättern*) von uns geschildert sind, in ihrer jede Subvention, alles, was an Almosen von fern erinnert, grundsätzlich von sich abweisenden Haltung? — Verwechsle man indessen nicht unsre Wohlthätigkeit mit der französischen bienfaisance, da die letztere ein weiteres Feld hat, und alle gemeinnützigen Bestrebungen aus Humanität, welche die Verbesserung des Looses anderer, die Hebung ganzer Gesellschaftsclassen zum Zweck haben, umfaßt, ohne daß dieselben den Charakter der eigentlichen Mildthätigkeit der Almosenspende an sich zu tragen brauchen, welche letztere man vielmehr mit dem Worte charité bezeichnet. Ob schon nun diese Charité in ihren verschiedenen Ausflüssen, besonders die zweckmäßigste Form der öffentlichen und Privatarmenpflege natürlich einen Hautgegenstand der Congreßverhandlungen ausmacht, so sind dieselben doch keineswegs darauf beschränkt. Vielmehr stellt sich der Congreß die Aufgabe wie das von ihm veröffentlichte Statut der Association internationale de bienfaisance sich ausdrückt: „de mettre en rapport les hommes, qui, dans les divers pays, s'occupent de l'amelioration du sort des classes ouvrières et indigentes. Ja, in dem diesem Statut angefügten Bulletin einer Correspondance internationale sind unter dem Abschnitt VII. (Prévoyance) als Gegenstände der Mittheilungen ausdrücklich mit aufgeführt: Banques ou caisses

*) Man vergleiche die Aufsätze „Ueber die Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Classen" und „Die deutschen Associationen" in No. 38. 39. u. s. w. des Jahrgangs 1857.

de prêts ou d'avances pour achats d'outils, de machines, matières premières; Associations coopératives pour la production et la consommation.

Von einer Versammlung aber, welche sonach die sociale Frage in ihrem ganzen Umfange vor ihr Forum gezogen und die Associationen selbst als ihrem Bereich angehörig proclamirt hat, durften diese wol eine eingehende Beachtung und Würdigung erwarten. Dennoch traf dies auch diesmal so wenig zu, wie bei dem zu Brüssel im September 1856 abgehaltenen ersten dieser Congresse. Nur mit Mühe brachte es damals der um das Associationswesen so verdiente Professor Huber dahin, daß die von ihm dem Congreß überreichten 40 thèses sur l'association cooperative des classes ouvrières — eine treffliche, die einschlagenden Gesichtspunkte vollständig zusammenfassende Arbeit — der zweiten Section des Congresses überwiesen wurden, welche ihn zum Berichterstatter darüber ernannte, und es kam infolge des von ihm gehaltenen Vortrags auch wirklich der Beschluß zu Stande:

> Daß die wirthschaftliche (distributive) Association unbedingt zu empfehlen; über die productive oder industrielle im eigentlichen Sinne dagegen weitere Informationen und Erfahrungen abzuwarten seien, ehe man sich für ihre Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit aussprechen könne.

Dennoch befand sich im Programm des spätern Congresses darüber keine Silbe, und obschon die deutschen Associationen sämmtlich unter die erste Kategorie fallen, schien doch die frankfurter Versammlung keineswegs als Erbin der brüsseler jenem Beschlusse Folge geben zu wollen, und stellte den darauf zielenden Anfragen einer Anzahl namhafter deutscher Mitglieder allerlei Schwierigkeiten entgegen. Zwar war der Professor Huber diesmal nicht zugegen, doch hatte sich statt dessen ein andrer namhafter Mann, der Vorsitzende des preußischen Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen, Präsident Lette von Berlin, der Sache auf das Ernsteste angenommen und mit dem nöthigen statistischen Material versehen, um die wünschenswerthen Aufschlüsse über den Stand der Dinge bei uns, über Verbreitung und Resultate der Associationen geben zu können, und man hatte ihm Seitens der Leiter des Congresses einen Vortrag darüber bestimmt zugesagt. Inzwischen hatte sich auch Schulze von Delitzsch eingefunden, der, wie wir früher berichteten, infolge der hauptsächlich von ihm ausgegangenen praktischen Anregungen gewissermaßen im Mittelpunkte der Bewegung bei uns sich befindet, und deshalb von allen Seiten um Mittheilungen angegangen wurde, zu denen Herr Lette die erforderlichen Einleitungen beim Bureau traf. Allein trotzdem, daß die Erörterung darüber in mehren Sitzungen angesetzt wurde, wußte man doch stets so viele andere Vorträge einzuschieben, daß die Sitzungszeit darüber verstrich und die

Sache von Tag zu Tag sich hinzog. Da nun die letzten Tage voraussichtlich von den wichtigen noch rückständigen Sectionsberichten in Anspruch genommen wurden, Schulze, auch anderweit engagirt, seinen Aufenthalt nicht so lange ausdehnen konnte, so gab derselbe die Veranlassung zu einer Separatversammlung derjenigen Congreßmitglieder, welche sich für die Sache interessirten, im Saale des Hotel Landsberg. Obschon die Einladung hierzu nur durch mündliche Mittheilung unter den Mitgliedern verbreitet worden war, fand sich doch eine große Zahl, hauptsächlich Deutsche, nebst einigen Schweizern, Franzosen, Deutschrussen und Holländern zusammen, darunter namhafte wissenschaftliche Autoritäten, so die Professoren Rau, Mittermaier, Welcker und Friedländer von Heidelberg, Schubert von Königsberg, Makomizka von Erlangen u. A. Einstimmig wurde auf den längern, eingehenden Vortrag Schulzes die Wichtigkeit, die wirthschaftlich gesunde Grundlage der Associationen anerkannt, ja von den Resultaten der noch in den ersten Anfängen befangenen Bewegung, wie z. B. bei den Vorschußvereinen, war man wahrhaft überrascht. Infolge dessen hat denn auch ein Theil der Anwesenden noch in der letzten Congreßsitzung den Antrag eingebracht und durchgesetzt:

„Daß das Princip und die fortschreitende Entwicklung der auf verständiger Selbsthilfe und eigner Kraft beruhenden ökonomischen Association, insbesondere der Vorschußvereine und gewerkschaftlichen Genossenschaften zur gemeinschaftlichen Anschaffung der Rohstoffe für die Fabrikation, so wie der Vereinigungen zur Beschaffung der nothwendigen Lebensbedürfnisse unter den Handwerkern und andern gewerblichen Arbeitern auf dem gegenwärtigen Congresse zum Gegenstande der Berathung gemacht, demnächst aber auch unter die Berathungsgegenstände der folgenden Congresse aufgenommen werde."

Indessen ist mit dieser Concession so wenig, wie mit der früher an Huber gemachten für die Sache der Association beim Congresse etwas gewonnen, so lange dessen Leitung denselben Personen verbleibt, wie bisher. Es sind dies wesentlich die belgischen Mitglieder, denen man hauptsächlich das Verdienst der Stiftung dieser Versammlungen und eine gewisse Allmacht stillschweigend zuzugestehen scheint. Und wie geschickt diese Herrn alles, was ihnen nicht taugt, zu beseitigen wissen, zeigte sich beim Congresse unter andern in der wichtigen Principienfrage: ob die Armenpflege Staatsgemeinde- oder Privatsache sein, oder ob sie der Kirche überwiesen werden solle? Die hierüber jüngst in Belgien entstandenen Streitigkeiten und Unruhen ließen eine lebhafte Debatte erwarten, doch mochten den Herrn die Einblicke in die sehr häkligen Zustände ihres Vaterlandes in dieser Rücksicht unbequem sein. Denn obschon sowol die Häupter der liberalen, wie der klerikalen Partei in Frankfurt vertreten waren, hatten sie im gegenseitigen Einverständniß, noch vor dem vollzähligen Ein-

treffen der übrigen Mitglieder, diese ganze Frage aus dem Programm zu entfernen und mit einer Art Interdict zu belegen gewußt, welches allen denen entgegengehalten wurde, welche im Laufe der Verhandlungen ja einmal darauf zurückzukommen wagten; ein Verfahren, worüber sich besonders der auf diesem Felde rühmlichst bekannte Regierungsrath Schenck aus Bern, Vorsteher des dortigen Cantonalarmenwesens, mit Recht beschwerte.

Daß aber das Associationswesen, überhaupt alle wesentlich auf die Selbsthilfe der arbeitenden Classen basirten Bestrebungen sich nicht nur keiner Sympathie Seitens der Herrn Belgier zu erfreuen haben, sondern von ihnen als lästig und bedenklich auf jede mögliche Weise in den Hintergrund geschoben und am liebsten ganz ignorirt werden, ist bei der Stellung, welche diese in andrer Hinsicht so tüchtigen Männer zur socialen Frage eingenommen haben, ganz natürlich. Zwar wird man bei ihnen nicht grade durchweg jene vollständige Unkenntniß der Sache finden, wie sie dem Professor Huber auf dem ersten Congresse in der naiven Aeußerung: „ah mais c'est le phalanstère!" entgegentrat. Allein wirklich fehlt ihnen fast jede Gelegenheit, die hierher gehörigen praktischen Versuche aus eigner Anschauung kennen zu lernen, da in Belgien dergleichen überhaupt noch wenig oder gar nicht existiren. Widerspricht doch die Weckung und Förderung selbstständigen Geistes unter den Arbeitern, die Anregung zur Bildung autonomischer Genossenschaften unter ihnen aus eigner Kraft dem nationalen Hange, allen ihren Traditionen. Vielmehr muß alles in dieser Beziehung bei ihnen von einem socialen Mittelpunkte, sei es die Staatsbehörde, die Kirche, oder wohlorganisirte Vereine der herrschenden Classen, ausgehen, womöglich mit amtlicher Autorität bekleidet sein, und alles, wovon jene nicht die Fäden in der Hand haben, erscheint ihnen unmöglich oder gefährlich. Wie weit sie es mit diesem Systeme bei sich gebracht haben, zeigten wir bei einer frühern Gelegenheit.*) Enorme Capitalien in der Form von milden Stiftungen und Armenfonds, die für das kleine Land die ungeheure Jahresrente von mehr als 14 Millionen Franken gewähren, außer der gar nicht zu berechnenden Privatmildthätigkeit, dem Verkehr, dem productiven Fond, aus welchem die Arbeitslöhne gezahlt werden, entzogen! Und trotz, oder vielmehr Dank dieser außerordentlichen Fürsorge, will dies alles immer weniger zureichen, da bereits der je vierte Bewohner des Landes öffentliche Unterstützung genießt. Wol wären, so sollte man meinen, diese Resultate geeignet, den Herren die Augen zu öffnen. Allein einmal sind sie so verrannt in diese Richtung, ist diese Auffassung so völlig mit ihrer ganzen Anschauungsweise verwachsen, daß ihnen das Einlenken in eine andere Bahn unmöglich

*) Die Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Classen, 3. Assecuranz und Almosen in No. 37. Jahrgang 1857.

fällt. Und sodann würde ja darin das Zugeständniß des Irrthums, der Widerruf aller ihrer bisherigen Bestrebungen, ihres ganzen Lebens und Wirkens liegen, das so viel Anerkennung von allen Seiten fand. Genossen doch die belgischen Musteranstalten — und sie sind es in vieler Beziehung — eines europäischen Rufs und Fremde aus den verschiedensten Ländern besuchten sie, um davon zu lernen. Und nun mit einem Male bekennen, daß man mit alledem nur dahin gelangt ist, einen Abgrund unter den eignen Füßen auszuhöhlen, das ist in der That zu viel verlangt. Daß aber dem wirklich so ist, unterliegt kaum einem Zweifel. Denn wie verdienstvoll auch ihre Leistungen auf dem Gebiet der eigentlichen Armenpflege, in der Behandlung der sittlich Verwahrlosten und Verbrecher sind, in ihren fermes hospices, den Ackerbaucolonien, den Gefangnenanstalten: so verkehrt und wirkungslos ist diese Richtung, wo es sich um Aufhilfe der arbeitenden Classen im Allgemeinen, um Verhütung des weitern Umsichgreifens der Massenverarmung handelt. Mit der Gründung einer solchen Menge von Bettlerpfründen schmälern sie ehrlicher Arbeit den Lohn und ermuntern nur den Müßiggang, indem sie die Leute gewöhnen, die öffentliche Unterstützung als etwas, dem sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge früher oder später ja doch anheimfallen, anzusprechen, wie eine Art Stipendium, in welches man nach einer gewissen Anciennität einrückt, und das in vielen Familien gradezu erblich wird. Es kann nicht fehlen, daß die mittelst dieses Systems entfesselten bösen Geister den Meistern endlich über den Kopf wachsen müssen, und daß man bis zu einem Punkte damit gelangt, wo man entweder einlenken oder den öffentlichen Bankerott erklären muß. Denn das ist die verhängnißvolle Eigenschaft einer derartigen Wirksamkeit, daß sie durch die Folge ihres eignen Thuns denen, für die sie berechnet ist, immer unentbehrlicher wird. Weil sie die Massen der Selbsthilfe entwöhnt, sind diese je länger desto mehr genöthigt, sich auf sie zu stützen, immer größere Anforderungen an sie zu machen. Natürlich, das Elend wächst mit der Pflege, die man ihm angedeihen läßt. Nur durch Verstopfung seiner Quellen, durch Erweckung der eignen Heilkraft in dem siechen Organismus wird es gehoben, dagegen dienen das Almosen, die Unterstützung, die man ihm von dritter Seite her angedeihen läßt, nur dazu, es groß zu säugen, bis es am Ende den Wohlthäter selbst verschlingt. So ist denn auch der Verlauf der Dinge in Belgien, und die demoralisirende Wirkung des Systems muß schon ziemlich in die zahlreiche Arbeiterbevölkerung des so industriereichen Landes eingedrungen sein, weil wir, während überall in den Nachbarländern unter dieser Classe die regste Bewegung herrscht, so wenig von selbstständigen Bestrebungen der belgischen Arbeiter in dieser Richtung hören.

Von dem Congresse in seiner gegenwärtigen Verfassung also, von seinen officiellen Kundgebungen haben die Associationen nicht viel zu erwarten, das

steht bei den Vorurtheilen und der Taktik der leitenden Personen wol so ziemlich fest. Dennoch, und vielleicht grade darum, hat die Zusammenkunft in Frankfurt der Sache der Association gute Früchte getragen. Eben die einer Erörterung darüber in den Congreßsitzungen bereiteten Hindernisse brachten die erwähnte Separatversammlung zu Wege, welche bewirkte, daß sich die deutschen Mitglieder, die den Kern derselben bildeten, ihrer besondern, wir möchten sagen nationalen Stellung zu der Frage bewußt wurden. Denn das kann man sich bei näherem Hinblick wol kaum verhehlen, daß sich der Zwiespalt der großen Principien, welche unter den gebildeten Völkern der Neuzeit um die Herrschaft streiten, des Romanischen und Germanischen, auch in Auffassung und Handhabung der socialen Frage kundgibt. Auf der einen Seite kirchliche oder staatliche Centralisation, jede selbstständige Regung der Massen überwacht und verpönt, alles von oben geregelt, alles, mit Ertödtung jedes individuellen Unterschiedes, in einem wohldressirten hierarchischen oder bureaukratischen Mechanismus eingezwängt. Auf der andern Seite dagegen die mannigfaltigste Gliederung in freien, je nach der Gemeinschaft der Interessen wechselnden Gruppen, von denen jede ihre besondern Angelegenheiten selbst ordnet und auf die eigne Kraft gestützt fremde Hilfe und Leitung weder verlangt noch duldet: und alles dies unbeschadet des gemeinsamen alle umschlingenden Bandes, der höhern organischen Einheit, der sie sich, ohne die Selbstständigkeit in ihrer individuellen Sphäre aufzugeben, sämmtlich einordnen, und der sie grade hierdurch erst die echte Lebensfähigkeit mittheilen. Daher waren denn auch die die deutschen Congreßmitglieder nicht einen Augenblick zweifelhaft, für welche von den beiden Richtungen sie sich erklären sollten, und erhoben die Sache der auf der Basis vernünftiger Selbsthilfe beruhenden, überall an die bestehenden Verhältnisse anknüpfenden Association mit allgemeiner Beistimmung zu der ihrigen. Und wol dürfen wir in dieser Haltung von Männern, die aus den verschiedensten Gegenden des gemeinsamen Vaterlandes zusammengetroffen waren, und von denen viele durch ihre literarische und sonstige Bedeutung, wie durch ihre bürgerliche Stellung zu den Notabilitäten gehören, eine bedeutungsvolle Kundgebung der nationalen Sympathien für unsre Sache erblicken. Während dieselbe beim eigentlichen Volke in vielfachen praktischen Gestaltungen mehr Eingang findet, während sich auch die Presse fast allgemein dafür erklärt hat, fehlte es eben nur noch an einem öffentlichen Ausspruch solcher Männer, abgegeben bei solcher Gelegenheit, um das Associationswesen, wie es sich bei uns gestaltet, als Nationalangelegenheit erscheinen zu lassen. Ja noch mehr, wir sehen in diesem entschiedenen und besondern Vorgehen der deutschen Congreßmitglieder die Bürgschaft und den Vorläufer eines dieser Angelegenheit gewidmeten besondern deutschen Congresses.

Daß ein solcher der Sache die größten Dienste leisten würde, ist gewiß. Abgesehn von der Vermittlung näherer Beziehungen unter den Associationen selbst, würde schon der Austausch der Ideen und Erfahrungen unter deren Vertretern im lebendigen Wort, wo jedes Bedenken sofort seine Erledigung, jeder Vorschlag seine Berichtigung findet, wo die persönliche Berührung endlich die Berichte über die einschlagenden Thatsachen unmittelbar beglaubigt, von der wohlthätigsten Wirkung sein. Außer diesem Einfluß auf die bei der Sache bereits Betheiligten, schlagen wir aber die Anregung, welche ein solcher in vollster Oeffentlichkeit verhandelnder Congreß den noch außerhalb der Bewegung Stehenden mittheilen würde, fast noch höher an. Indem er die ganze Wucht der öffentlichen Meinung in die Wagschale der Associationen legte, würde er namentlich die größere Betheiligung der gebildeten und besitzenden Classen dabei hervorrufen, welche überall als die eigentlichen Leiter in den socialen Bestrebungen voranzugehn den Beruf haben. So dürften wir endlich hoffen, für die vielen zersplitterten und planlos sich einander kreuzenden Thätigkeiten auf diesem Felde einen einheitlichen klar erkannten Ausgangs- und Zielpunkt zu erhalten, an dem es bisher noch so sehr mangelte. Denn versteht eine solche Versammlung es nur irgend, durch das wolbegründete Ansehn ihrer Mitglieder, durch Gehalt und Form ihrer Eröterungen das allgemeine Interesse des Publicums zu fesseln, so vermag kein noch so tüchtiges Wirken Einzelner in Schrift und Wort ihre Aussprüche zu ersetzen, welche vielmehr mit der Sanction eines Urtheils von Vertrauensmännern der Nation, als Verdict einer Jury auftreten, deren Zuständigkeit sich niemand so leicht entzieht.

Fassen wir die Aufgabe, welche wir der so geweckten Theilnahme, insbesondere der gebildeten Stände, in der ganzen Angelegenheit zutheilen möchten, näher in das Auge, so ist zuerst hervorzuheben, daß es sich nicht um materielle Opfer, nicht um Unterstützungen an Geld oder dergleichen handelt, welche zum Zweck der Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen erfordert würden, sondern vielmehr um geistige Anregung und Anleitung auf dem Wege zur Selbsthilfe. Die eigne schlummernde oder mißleitete Kraft der Leute wecken, ihnen vor allem Vertrauen zu sich selbst einflößen, ihnen den Grundsatz einprägen, daß jeder für sein eignes Wohl und Wehe ganz allein verantwortlich und daß es unwürdig und unsinnig sei, nach Hilfe von Außen sich umzuschauen, da jeder die Kraft dazu in sich selbst trage und die andern eben auch mit sich zu thun hätten: damit erzeigt man den Leuten einen bessern Dienst, als mit jeder milden Gabe, welche nur die Vorstellung von der eignen Hilflosigkeit bei ihnen nährt, sie in Stumpfheit und Trägheit versenkt, aus denen sie sich je länger desto weniger herauszuarbeiten vermögen. Doch wird es in den meisten Fällen hierbei nicht bewenden können, vielmehr mit dieser Anregung und allgemeinen Kräftigung des Willens auch die specielle Anleitung verbunden

werden müssen, auf welche Weise man die Sache demnächst praktisch anzufassen habe, um dem entweder schon hereinbrechenden oder doch drohenden Nothstande zu begegnen und sich emporzuarbeiten. Besonders wird dies erforderlich, wenn die Betheiligten, wie zumeist, nicht den Grad von Intelligenz besitzen, um Ziel und Mittel klar zu überschauen und die geschäftliche Organisation selbst in die Hand zu nehmen. Allerdings liegen, mit den bisher über die Associationen veröffentlichten Resultaten, vollständige durch die Praxis erprobte Pläne und Anweisungen über die zu treffenden Einrichtungen vor, so daß die Organisation gleicher oder ähnlicher solcher Institute darnach immer weniger schwierig wird. Wirklich sind auch dem Schreiber dieses eine Anzahl Fälle bekannt, wo lediglich und allein, namentlich von Handwerkerkreisen, ohne alle Mitwirkung anderer die Sache in die Hand genommen und unter Zugrundlegung der von uns erwähnten Schulzeschen Schriften mit günstigstem Erfolg durchgeführt worden ist. Allein meist fehlt es doch, namentlich an kleinern Orten, an so thatskräftigen und geschäftsgewandten Leuten in den Arbeiterkreisen, und die Beihilfe und Anleitung erfahrener und gemeinnütziger Männer aus dem höhern Gewerbs- und Kaufmannsstande, sowie die Mitwirkung von Rechts- und Geschäftskundigen jeder Art ist bei dergleichen praktischen Organisationen doch noch entweder unerläßlich, oder mindestens höchst fördernd und erwünscht, selbst wenn man von den so nöthigen, ebenfalls im Vereinswege zu beschaffenden Sonntags- und Fortbildungsschulen ganz absieht, welche der Mitwirkung von Gelehrten und Künstlern gar nicht entbehren können. Es bleibt daher überall ein weites und lohnendes Feld zur Wirksamkeit für alle günstiger Gestellte, welche den Willen und die Einsicht dazu haben, und selbst solche, welche sich nur durch Gewährung von Geldmitteln bei der großen Aufgabe betheiligen können und wollen, finden dazu eine bessere Gelegenheit als bei jenen milden Sammlungen und Spenden, durch welche nur selten einem wahren, berechtigten Bedürfniß Genüge geleistet wird. Wenn sie sich nämlich entschließen, den Associationen durch Vorstreckung mäßiger Darlehen gegen die üblichen Zinsen entgegenzukommen so riskiren sie ihrerseits, bei der großen durch die solidarische Haft sämmtlicher Mitglieder gebotenen Sicherheit, nicht das mindeste, ziehen von ihrem Capital eine gute Rente und leisten obenein den Leuten einen guten Dienst, indem sie nun rascher ihren Geschäften die gehörige Ausdehnung geben können, als es in manchen Fällen ohne solche Beihilfe möglich wäre, wo sie durch allmälige Aufsammlung kleiner Beiträge und Gewinnste sich erst allmälig ein größeres Capital bilden, einen größern Credit anbahnen müssen.

Wie hiernach die von uns befürwortete Mitwirkung bei Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen Seitens der durch Bildung und Besitz günstiger

Gestellten von den letztern keine materiellen Opfer verlangt, ob sie schon den größten Dienst in sich schließt, den ein Mensch dem andern erzeigen kann: so stellt sie sich auch in Beziehung auf die, denen sie zu Gute kommt, nicht als ein Almosen dar. Ist es doch die eigne Anstrengung, auf welche man sie verweist, wird ihnen doch nichts geschenkt, was sie nicht selbst verdienen müßten, und wenn auch die Aufmunterung, der Rath, ja sogar die anfängliche Leitung ihrer Bestrebungen Seitens ihrer erfahrenern und vermögenderen Mitbürger nöthig wird, liegt doch in einer solchen Unterstützung nichts von dem Demüthigenden eines Almosens. Vielmehr gereicht eine solche Näherung den bisher durch eine schroffe Kluft getrennten Classen zu gemeinsamem Vortheil. Beide lernen von einander, gewinnen zu einander Vertrauen, und indem die höhern Stände durch solche Bethätigung ihrer Theilnahme zur Verbesserung des Looses der niedern beitragen, machen sie die letzteren die Ungunst des Schicksals, welche jenen so viel vorausgab, vergessen, und bewirken, daß jeder, bei der Möglichkeit sich emporzuarbeiten, zufriedner und eifriger auf der ihm angewiesenen Stelle seine Pflicht thut, was nothwendig in seiner letzten Folge dem Gesammtwohl zu statten kommt. Und weit gefehlt, daß dadurch eine das Wesen der Selbsthilfe, das wir so hoch anschlagen, ertödtende Bevormundung entstände. Denn müssen wir auch bei der ersten Gründung der Associationen die Einwirkung von Berathern und Leitern außerhalb des Kreises der Mitglieder zulassen, so ist eine solche Schule, eine solche Erziehung zur Selbsthilfe ja ein bloßer Durchgangspunkt zur künftigen vollständigen Selbstständigkeit, welcher die letztere mit wirklicher Frucht und gesichertem Erfolge überhaupt erst möglich macht. So wenig wie jemand bei jungen unerfahrenen Menschen die Lehre, die Unterweisung in irgend einer Kenntniß oder Beschäftigung für eine Beeinträchtigung ihrer Selbstständigkeit halten wird, zu der sie grade dadurch erst gelangen wollen, so wenig kann in unserm Falle beim Einlernen in noch ungewohnte Geschäfts- und Verkehrsformen, überhaupt bei Ueberwindung der vielfachen Schwierigkeiten dieser, wie aller ersten Anfänge, die nöthige Anleitung dazu als Bevormundung betrachtet werden. Das ist einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der von uns geforderten Beihilfe von der andern, wie sie in der Form der Mildthätigkeit auftritt. Während die letztere den Charakter des Bleibenden, der Dauer annimmt, sich durch ihre eignen Folgen immer unentbehrlicher macht, immer größere Dimensionen annimmt, und genöthigt ist, sich als eine ins Unendliche wachsende Last der Gesellschaft am Ende für permanent zu erklären: zeigt die erstere vielmehr die stetige Tendenz, sich immer entbehrlicher zu machen, indem allmälig die belebende Strömung der wirkenden Kräfte von den Helfern sich mehr und mehr denen mittheilt, denen geholfen werden soll, und so zu deren eigenster That, zur Selbsthilfe wird. Dort also ein ewig sich hinschleppendes stets

anwachsendes Siechthum, und die angewendeten Mittel, ohne Aussicht zur Heilung, zur bloßen Fristung eines elenden, verkümmerten Daseins vergeudet, und zwar in einer Weise, daß von den Gesunden ebendadurch immer mehr der entsetzlichen Ansteckung verfallen; hier dagegen ein unausgesetzt fortschreitender natürlicher Heilungsproceß aus dem Innern des erstarkenden Organismus selbst heraus, welcher täglich der Pflege weniger bedarf und davon fortwährend andern von dem Uebel Ergriffenen abgeben kann.

Dasselbe, wie der Privatthätigkeit, möchten wir auch dem Einschreiten der Regierungen gegenüber auf socialem Gebiete geltend machen, von denen wol kaum eine die große Bedeutung der einschlagenden Fragen verkennt, und die wir fast in allen civilisirten Ländern mittelst der Gesetzgebung und durch sonstige Hilfsmittel die Linderung der schreienden Nothstände anstreben sehen. Nach allem, was wir bereits erörterten, kommt es hier weit mehr darauf an, jenen auf Selbsthilfe abzweckenden Vereinen und Organisationen die freie Bewegung, den günstigsten Spielraum zu sichern, als selbst mit Staatsmitteln helfend einzugreifen, insofern es nicht etwa gilt, einem außerordentlichen, plötzlich eingebrochenen und vorübergehenden Nothstande zu begegnen. Denn macht man die Staatssubvention für gewisse Classen zur Regel, so gesellt sich zu den schon erwähnten Uebelständen, dem Demoralisirendenden des Almosens für die Empfänger, nach das Gehässige und durchaus Ungerechte eines Zwanges gegen die Geber, von denen viele grade genug zu thun haben, um sich selbst im Nahrungsstande zu erhalten. Denn die Staatsmittel müssen ja doch stets von der Gesammtheit aller Bürger aufgebracht werden, und eine stehende Belastung des Budgets zu solchen Zwecken, welche die allgemeine Steuerlast erhöht, fällt für sämmtliche Steuerpflichtige um so drückender ins Gewicht, als sie, wie wir sahen, das weitere Umsichgreifen der Verarmung fördert, anstatt derselben vorzubeugen, aus der Classe der Steuerzahler also immer mehre in die der Subventionirten herüberzieht. Eine erleuchtete, wirklich auf der Höhe der Frage stehende Gesetzgebung wird sich daher begnügen, den neuen Verkehrsformen, welche die Selbsthilfe besonders in den Associationen hervorgerufen hat, diejenigen Schwierigkeiten, welche etwa der Rechtsverfolgung ihrerseits, der Legitimation ihrer Vertreter bei Vertragsabschlüssen, der Erwerbung von Eigenthum und Forderungen u. dergl. nach den bisherigen Gesetzen entgegenstehn, aus dem Wege zu räumen, ohne eine Concessionirung der fraglichen Institute, eine Oberaufsicht über dieselben, überhaupt eine Einmischung in ihre Angelegenheiten zu beanspruchen. Höchstens könnte man, wie dies in England bei ganz freiem Vereinsrecht, durch die von uns früher erwähnte industrial and provident societies act vom 30. Junius 1852 geschehn, von einer Prüfung der Statuten durch einen Hof von Sachverständigen die Verleihung der angedeuteten gesetzlichen Vortheile abhängig machen. Eine

solche Behörde, wäre sie nur sonst zweckmäßig aus praktischen Geschäftsmännern und anerkannten Autoritäten auf dem vorliegenden Felde zusammengesetzt, und von aller bureaukratischen Beimischung frei, könnte ganz von selbst einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Organisation der fraglichen Vereine ausüben, insofern sie gewisse unerläßliche Grundforderungen an deren Einrichtungen stellte, von deren Zutreffen die Ertheilung jener Gerechtsame abhängig gemacht würde. Da ihre Einwirkung hierbei immer nur eine begutachtende, eine berathende bleibt, und auch die Existenz der Vereine, welche sich ihr nicht fügen, keineswegs angetastet wird, so wird die Freiheit der ganzen Bewegung dadurch nicht im mindesten alterirt. Aber freilich weiter dürfte man mit der ganzen Einmischung auch nicht gehn und müßte alles andere der Thätigkeit der Privaten überlassen, wo dann nur noch die Frage entstände, ob nicht vielleicht, ebenfalls nach englischem Vorgange, ein stehendes Comité von Promotoren im Vereinswege, vielleicht als Ausfluß der projectirten Congresse, zu bilden wäre, welches die Angelegenheit während der Pausen zwischen jenen nicht aus den Händen ließe und diesen gewissermaßen vorarbeitete. Seine Aufgabe wäre: nach allen Seiten hin anzuregen, zu fördern, aufzuklären, bei Constituirung der Vereine mit Rath und That an die Hand zu gehen, die Statuten zu begutachten, den Verkehr der Associationen unter einander zu vermitteln, vielleicht sogar für den Geldcommerz einen Halt- und Mittelpunkt zu bieten, endlich die gemachten Erfahrungen und gewonnenen Resultate, kurz das ganze statistische Material zu sammeln und zu sichten und sodann in gehöriger Weise zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Was man aber auch von allen diesen Vorschlägen halten mag, so ist es jedenfalls an der Zeit, sich für irgend etwas zu entscheiden. Die Agitation auf socialem Gebiete ist da, sie braucht nicht etwa erst gemacht zu werden, und Heil oder Unheil hängen davon ab, auf welche Bahnen sie sich wirft. Unter den arbeitenden Classen rührt es sich überall und ebenso allgemein ist der Drang zu helfen unter den höhern Gesellschaftsschichten, da sich die Nothwendigkeit, daß etwas geschehen muß, immer greller hervordrängt. Und um den Einigungspunkt für die vielfach auseinandergehenden Bestrebungen zu finden, wie ihn die Größe der Aufgabe erfordert, was ist, wir wiederholen es immer wieder, hierzu wohl geeigneter als ein Congreß, ein Congreß mit allen seinen Hilfsmitteln, seiner Autorität, als der Repräsentant der aufgeklärten, öffentlichen Meinung? Ein nationaler freilich, ein deutscher Congreß muß es sein, wir sagten es schon, da die Bewegung eben in Deutschland einen eigenthümlichen und, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, einen wahrhaft nationalen Charakter angenommen hat. Fern von aller socialistischen Beimischung, vollständig der industriellen und humanen Entwicklungsstufe des deutschen Handwerkers und Arbeiters entsprechend, möchten

wir ihm vor allem diesen Charakter rein erhalten wissen. Wie dadurch den haltlosen Befürchtungen der besitzenden Classen vor dem rothen Gespenst kein halbwegs gegründeter Vorwand geboten wird, hat sich der eingeschlagene Weg auch der wissenschaftlichen Zustimmung unsrer Volkswirthe zu erfreuen, ein Moment, welches grade in Deutschland sehr in Anschlag zu bringen ist. Und hier kommen wir beiläufig zu einem Anknüpfungspunkte in Bezug auf den vorgeschlagenen Congreß, der vielleicht für sein Zustandekommen eine Chance mehr bietet. Seit einiger Zeit bereitet sich nämlich eine Zusammenkunft der deutschen Volkswirthe vor, womit der von uns erwähnte Aufruf zur Bildung volkswirthschaftlicher Vereine zusammenhängt. Wol ließen sich beide Congresse ganz füglich vereinen, und die Zwecke beider würden durch eine solche Vereinigung nur gewinnen. Verweist doch die Volkswirthschaftslehre die Menschen in ihrem Erwerb und ihren wirthschaftlichen Zuständen stets und ausschließlich auf die eigne Thätigkeit und Kraft. Die Associationen, als die organisirte Selbsthilfe, verhalten sich also zu ihr wie die Praxis zur Theorie. Nun thut aber nirgend die innigste Verschmelzung beider, der Theorie und Praxis, mehr noth, als auf dem Gebiete dieses vorzugsweise der materiellen Lebensthätigkeit der Menschen zugewendeten Erkenntnißzweiges, und nur dem Mangel hieran war es zuzuschreiben, daß derselbe bisher beim großen Publicum, dem er als unfruchtbare Speculation erschien, so auffallend vernachlässigt wurde. Diesen Mißcredit würde die Wissenschaft zum großen Theil überwinden, wenn sie jenen gemeinnützigen Instituten und praktischen Gestaltungen, welche bereits tief in den Volksverkehr eingreifen, ihre Theilnahme durch die That bezeugte und sie als Verkörperung ihrer Lehren öffentlich anerkennte. Denn nur indem sie die ganze sociale Frage als das ihr gehörige Gebiet offen vor der Nation anspricht, erhebt sich die Volkswirthschaftslehre zur Höhe ihrer Sendung, und es kommt ihr zu, alle hier einschlagenden Schöpfungen und Bestrebungen vor ihren Richterstuhl zu ziehen, das Gesunde und Probehaltige von der bloßen Spreu zu sondern, und mit fester Hand und klarem Blick das Schiff der Civilisation durch Klippen und Untiefen dem Hafen zuzusteuern. Diese Erwägungen liegen so nahe, daß nicht anzunehmen ist, die deutschen Volkswirthe würden ihre Interessen so sehr verkennen, um eine solche Vereinigung mit den Praktikern ihres Faches, der Männer des Gedankens mit den Männern der That, von sich zurückzuweisen. Ohnedies bürgt für das Gegentheil bei vielen von ihnen die Sympathie, welche sie der Associationssache bereits offen bethätigt haben, wovon die frankfurter Versammlung das erfreulichste Zeugniß gab. Und so wünschen wir nur noch, daß unser Vorschlag eine freundliche Aufnahme und Besprechung in weitern Kreisen, besonders Seitens der Tagespresse finden möge, und fassen schließlich die

Aufgabe eines solchen Congresses, wie wir ihn im Sinne haben, dahin zusammen:

Daß derselbe neben der wissenschaftlichen Pflege der Volkswirthschaftslehre und deren Verbreitung im Publicum, auch alle praktisch darauf fußenden Versuche, die angewandte Wissenschaft also, in den Kreis seiner Erörterungen ziehe, insbesondere aber der Organisation der auf vernünftiger Selbsthilfe beruhenden Bestrebungen zur Hebung und Sicherung des Looses der arbeitenden Classen sein Hauptaugenmerk zuwende.

Sicher ein Ziel, werth, daß sich Herz und Kopf der Nation dabei betheilige, und dem wir auch noch insofern eine große Bedeutung vindiciren, als es dazu führen würde, das Gefühl der Einheit und Zusammenhörigkeit unsres politisch so zerrissenen Volks zu stärken, wenn demselben, außer der Verwandtschaft humaner Bildungsstrebungen, auch noch in dem Zusammengehn auf diesem mehr materiellen Boden, in der Gleichmäßigkeit socialer Entwicklung und Zustände, ein neues festeres Band gegeben würde. S. D.

Johannes von Müller.

3.

Am 18. Jan. 1782 trug Müller, nach unbenutzten Quellen, die Geschichte der Gründung des Kirchenstaats, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. vor. „Alle frühern Geschichtschreiber," sagt er in der Einleitung, abgesehen davon, daß ihnen die vollständigen Quellen fehlten, ont été aveuglés par l'esprit de parti, ils ont été Guelfes ou Gibelins, Catholiques ou Protestans: l'historien doit oublier qui il est, ce qu'il croit; il ne doit envisager que son objet, il ne doit parler qu'aux peuples à venir." „Ueber dieselbe Materie," schreibt er Tags darauf an s. Br., werde ich noch einiges schreiben: es wäre eine Abhandlung ungefähr nach Art der Revolutionen des Bertot." — Anfang März 1782 machte er eine Reise nach Weimar, wo sich sein Bruder bei Herder aufhielt; er war von allem entzückt, hauptsächlich von Herder, aber auch von Goethe, dem Herzog und seiner Familie. In Gotha las er dem Hof seine Abhandlung über die Päpste vor, man munterte ihn auf, sie drucken zu lassen, und gleich nach seiner Rückkehr machte er sich an die Ausarbeitung. „Wollen Sie wetten," schreibt er an Herder 19. März, „die Hierarchie bricht noch nicht? Ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Wer weiß, ob es ist nicht gut ist?" En répétant mes recherches,

schreibt er an Bonstetten. 30. März, il m'arriva de trouver ce que je ne cherchais pas, en composant il m'arriva de dire ce que je ne voulais pas dire; le sujet m'emporta. Pendant 14 jours je fus comme possédé du pape: en ouvrant les yeux, cette idée me vint la première, je m'endormais avec elle, je ne pus ni lire ni écrire, ni parler d'autre chose. Endlich sind die Reisen der Päpste gedruckt (3. April): Jacta alea est! ruft er aus; „man könnte die Schrift betiteln: wider das dumme Jubelgeschrei des Publicums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus . . Sr. Heiligkeit von Rom, Sr. Unheiligkeit von Potsdam und einigen verständigen Reichsfürsten kann sie nicht mißfallen (an Herder, 2. April). . . So lange ich von Gregor, von Alexander und Innocenz voll war, befand ich mich so wohl, als wären Leib und Seele gleich unsterblich an mir. Nachdem ich dieses vollendet, bemächtigte sich meiner unerhörte Traurigkeit. Ich fühle eine unbeschreibliche Wirksamkeit in mir; wenn sie sich ausbreiten kann, so ist alles gut, wo nicht, so frißt meine Seele in sich selber, zumal in dieser Einsamkeit.“ — Die Reisen der Päpste bestehen aus einer Reihe historischer Anekdoten aus der Periode 451—1244. An eine gedankenmäßige Anordnung des Materials ist kaum gedacht, und der leitende Faden zeigt sich nur in der Auswahl. Zunächst hat dem Geschichtschreiber Roms Folgerichtigkeit imponirt, wie man überhaupt geneigt ist, dasjenige am meisten zu achten, dessen Mangel man in sich selbst am lebhaftesten empfindet. „Es können die sieben Hügel sich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, so lang Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht.“ — Müller macht auf die Gefahr aufmerksam, welche in der Zeit Gregors VII. Europa von dem Islam drohte. „Das Evangelium wurde von rohen Barbaren vertheidigt, von Fürsten ohne Kriegskunst, von getrennten Völkern, von Seelen kalt wie ihr Norden . . . . Ein Joch konnte der Kaiser geben; eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückt Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und ersticken; erheben, begeistern kann sie nicht. Ein alter Priester, (denn Gott wollte es) ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker; allen gab er seine Seele, alsdann sprach er zu den Königen: bis hierher sollt ihr herrschen . . . . Standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken, gebrauchte er kühn die Zeit und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Macht beruhet auf des

Geistes Kraft und Muth; die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei müssen Gregorium verdammen, die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht .... Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne Papst war die Kirche gleich wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte. Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl .... Sie lebten in finsteren Zeiten, welche uns aber alles gegeben, was wir nutzen. Vorher als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen: aus keiner andern Ursache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Dictator Cäsar die Römer einem einigen Menschen über Millionen, beides in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne."

Bei dem Verdacht, mit dem man damals die Umtriebe der Katholiken verfolgte, mußte diese Verherrlichung des Papstthums von Seiten eines protestantischen Schriftstellers das größte Erstaunen erregen. Es ist vielleicht dasjenige Werk, durch welches Müller den unmittelbarsten Einfluß ausgeübt hat. Auch war für ihn die Beziehung auf die Gegenwart — Kaiser Josephs Eingriffe in die geistlichen Stifter — die Hauptsache. „In den Reisen der Päpste" schreibt er 14. Mai 1782 a. s. Br., „trachte ich das Jubelgeschrei des Publicums über den Umsturz aller Vormauern militärischer Alleinherrschaft einiger Maßen zu stillen; ich zeige, daß die Päpste der Kaisermacht in allen Zeiten ein Gleichgewicht entgegengesetzt. Wenn ich in östreichischen Diensten wäre, so dürfte ich nicht so schreiben; so lange ich es aber nicht bin, werde ich bisweilen trachten, von gewissen Sachen den Deutschen richtige Begriffe beizubringen; denn dessen, was zu sagen ist, habe ich den zehnten Theil noch nicht gesagt; es kömmt noch besser. Obgedachtes Buch macht Aufsehn; verschiedene Große haben mich dafür becomplimentirt, andere billigen es heimlich. Einige von der Widerpart finden darin heimliches Gift. Mit Spittler habe ich einen sonderbaren Briefwechsel hierüber; die Controvers hat uns zu Freunden gemacht, welches nicht allezeit geschieht. Viele, welche den Verfasser nicht wissen, sagen, es ist von einem Jesuiten! Protestantische Geistliche haben es eifrig vertheidigt; Einige wollten gern, die Hierarchie wäre noch." — Am ausführ-

lichsten spricht er sich gegen Jacobi aus (23. Mai 1782); er schildert die Greuel des militärischen Despotismus mit den schwärzesten Farben,*) und fährt dann fort: „Zuerst werde der Tod verhütet; nichts ist unheilbarer als der Tod. Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen halte ich für den Tod; Unterwerfung des deutschen Reichs im Herzen von Europa unter Einen für den Vorboten des Todes. Also bleibe weder Freiheit noch Herrschaft, noch Meinung, noch Leidenschaft, noch Privatvortheile noch allgemeines Interesse zu solchem Zwecke ungenutzt. Also streite der Glaube, streite die Philosophie u. s. w. in dem glorwürdigsten Kampf der sterbenden Freiheit. . . In allen Geschichten werde zuerst gefragt, nicht, wer hat Recht? Es ist bisweilen dunkel; sondern die erste Frage sei: was will der furchtbarste Gewalthaber? Hierauf, wer ein freier Mann ist, auf die Seite der Gegenpartei. Dieses so lange, bis es das Interesse der Tauben sein wird, einen Preis zu setzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers.“**) — An Nicolai, 17. Jan. „Ich gestehe, daß die Blindheit unserer Mitbürger, zumal im Reich, daß zumal auch die übertriebenen, einseitigen, unpolitischen Lobdeclamationen einiger, selbst berühmter Männer auf einen gewissen Hof***) den äußersten Unwillen in mir erregt; letztere als wahre Verräthereien an der sterbenden deutschen Freiheit.“ — An einen andern: „Dies Buch ist eine Leichenpredigt. De mortuis nil nisi bene. Es wäre zu wünschen, daß das Publicum in seinem Frohlocken über den Tod eines Feindes nie vergäße, daß ein weit stärkerer sich zur unüberwindlichen Größe mehr und mehr erhebt.“ — Ob er indeß das Papstthum wirklich für eine Leiche gehalten, wird durch den gleichzeitigen Brief an einen Geistlichen zweifelhaft: Si les ministres de la religion étaient tels qu'ils devraient être, et s'ils étaient animés d'un vrai zèle, celui qui a promis d'être avec nous jusqu'à la consommation des siècles, montrerait bientôt par une révolution salutaire qu'il est le même aujourd'hui comme il y a mille ans. Si l'on se conduisait comme il le faudrait, et qu'on ne perdit pas de vue que le Souverain Pontificat, indépendant de la domination temporelle, est d'une toute autre nature que les royaumes du monde, je suis persuadé qu'il pourrait être attaqué, affligé, dépouillé de quantité d'accessoires, qu'il pourrait changer de forme, mais qu'il ne pourrait être détruit.

*) Auch mit einigen treffenden Bemerkungen z. B.: „daß Universaldespotismus Gottes Wille nicht ist, ist aus dem abzunehmen, weil Menschenverstand nicht unter die Regalien gehört.“

**) Diese Wendung wiederholt sich in mehren Briefen, z. B. an Gleim 15. Mai 1782. — „Dieser Brief sei, „so schließt er an Jacobi,“ wenn ich mir gleich bleibe, ein Band der Freundschaft für uns; wenn ich aber aus Eigennutz die Wahrheit verdrehe, oder aus Feigheit verhehle, so zeuge er wider mich.“ — Wol mochte er 1807 sich nicht mehr daran erinnern, als nun wirklich die Gefahr einer Weltherrschaft eintrat, und er sich in den Dienst derselben begab.

***) So gilt ihm namentlich Schlözer als Austriacissimus.

Die Tendenz der Schrift war doch nicht ganz unverfänglich. Noch während er daran arbeitete, fragt er Bonstetten (30. März 1782), ob dieser ihm nicht einen Weg angeben könne, Exemplare nach Rom zu schicken. Sie werden wirklich im folgenden Monat an den Cardinal Albani und andere Würdenträger der Kirche gesandt. „Der Papst," schreibt er an seinen Bruder 14. Mai, „lobte es und schrieb sich des Verfassers Namen und Aufenthaltsort auf." Die Cardinäle spenden ihm großes Lob; er schreibt an einen derselben, 11. Mai 1782: Votre Excellence verra bien que je considère les intérêts du St. Siége comme étant les mêmes avec ceux de la liberté générale et de la religion; la cour de Rome ne devrait pas négliger de determiner, autant qu'il est possible, l'opinion du siècle en faveur de ses droits. Le parti opposé n'aurait jamais osé ce que nous voyons, si des écrivains célèbres n'avaient préparé les esprits . . . . . Je n'ai guère vu d'ouvrage bien écrit, qui eut tâché de détromper le public, aveuglé aujourd'hui sur les desseins secrets de ceux qui vont envélopper l'église, la noblesse, les petits princes et les républiques dans le même asservissement. Au contraire les plus illustres écrivains employent leur esprit à nous faire prendre les fers qu'on nous prépare, pour des couronnes de fleurs, dont l'humanité désinteressée de certains princes veut bien décorer notre siècle philosophique. Votre Excellence voit elle même ce qui doit arriver, si le pouvoir des armes est soutenu par toute la force du génie, tandis que ceux dont le pouvoir est fondé sur l'opinion ne se donnent aucune peine pour que l'opinion publique leur soit favorable. J'espère, que Dieu, qui déjà plusieurs fois sauva l'Europe d'un joug universel voudra bien avoir encore pitié de sa liberté expirante. Mais si l'amour du bien public s'était assez éteint parmi les ministres de la religion et parmi les hommes libres, pour qu'ils ne fissent plus d'efforts pour la défense de ce dépôt sacré, je craindrais qu'il ne leur fût dit: Vous étiez le sel de la terre; quand le sel perd la force, et n'est bon qu'à être jetté! ... Mille idées me sont venues sur ces affaires présentes, que, si elles étaient aussi bien presentées que j'en suis profondément pénétré ne laisseraient pas de ramener peut-être un assez grand nombre de gens. Il se peut cependant que je n'en exécute aucune; et je m'en vais dire à V. E. pourquoi. Deux partis divisent le monde, l'un qui attaque avec tous les avantages que donne la puissance et la force des passions; l'autre plus juste, mais plus divisé, plus faible, qui je défend. Vous voyez pour quel parti penche mon coeur. M a i s s i c e p a r t i n e v e u t p a s q u e m e s t a l e n s s o i e n t c o n s a c r é s à l a c a u s e, s e r a i t - i l s a g e d e m e b r o u i l l e r a v e c l'a u t r e? Celui qui connait les coeurs, voit bien que pour faire mieux ce n'est pas la volonté qui me manque. — Mit Enthusiasmus schreibt er 27. Mai an

Bonstetten von der vaticanischen Bibliothek: Pourvu que je puisse m'instruire de plus en plus, le reste m'est égal; depuis que je sais que cette vie n'est qu'un moment de mon existence immortelle, peu m'importe, où je le passe. — 14. Septbr.: Il s'agit de tout le plan de ma vie, de ce que je serai à jamais, et même peut-être parmi la postérité . . . La Germanie ne me convient pas. Il y a peu de goût . . . les lettres sont peu honorées . . C'est que le militaire absorbe tout, et il y a un fatras d'étiquettes, qui met une barrière insurmontable entre les ordres. Il est impossible qu'il y ait bonne compagnie où les différents ordres ne se communiquant point, chacun garde fièrement ses ridicules. Quant aux affaires, tous les gouvernemens sont corrompus, le peuple n'est occupé que de sa misère. — Nun eröffnet sich ihm eine glänzende Aussicht: es liegt nur an der Grippe, daß der Papst ihm noch nicht Anerbietungen gemacht, um ihn in seinen Dienst zu ziehen. Vier Cardinäle interessiren sich sehr lebhaft dafür. On me représente un accueil distingué, l'aisance, une charmante société, l'estime qu'ont les grands de ce pays-là pour les lettres, enfin la ville parle pour elle même; son nom vaut seul une fortune dans un autre pays. A tout moment j'attends la résolution de Sa Sainteté. Et que dirai-je? Er bittet die Geister verschiedener Herren um Rath; Bonstetten soll in ihrem Namen sprechen. Ce qui me fait pencher pour Rome, c'est le prodigieux développement du génie de Winkelmann, depuis qu'il y fut. Sein Freund soll bei der Antwort namentlich Folgendes ins Auge fassen: dans quel sens Fénélon a-t-il dit à Ramsay, que pour être chrétien philosophe, il faut être catholique? Ramsay s'est fait catholique là dessus. — Also hat er sich doch die Sache ernstlich überlegt! — Freilich schreibt er, 8. Nov.: „daß ich, um dahin zu kommen, thun sollte, was Winkelmann, und gleichwol bei Protestanten das Wohlwollen und bei den Katholiken das gehörige Ansehen behaupten könnte, scheint mir nicht möglich: jedermann würde mich für einen feilen Menschen halten, was ich auch nicht scheinen darf.“ — Aber damals erfüllte schon ein neues Project seine bewegliche Einbildungskraft. — In dieser Periode nehmen wir bei ihm eine seltsame Verstimmung wahr. „Es verfolgt mich, „schreibt er an seinen Bruder 22. Febr. 1782,“ seit einiger Zeit ein Ueberdruß des Lebens, den ich kaum bezwingen kann. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der vollkommenen Einsamkeit, in der ich lebe.*)

*) Schlözer schreibt ihm 18. Oct. 1782: „Eine Zulage wünsche ich Ihnen sehr, damit Sie heirathen können, sonst leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schicksal. Ach eine gescheute Frau ist auch für die gelehrte Profession eine herrliche Meuble!“ — M. an s. Br., 23. Nov.: „Ich bin im Grunde des Apostels Meinung, daß nicht heirathen besser ist; besonders für den gelehrten Stand, und in unsern Zeiten: erstlich weil sich nach der Beobachtung aller großen Staatsmänner Europa zu Revolutionen bereitet, in welchen immer besser ist, nur für sich sorgen zu dürfen; zweitens weil die allgemein werdenden Sitten dieser Zeit

Mit einem Wort, ich weiß die Ursache vielleicht nicht; aber ich darf keinen Augenblick vom Buch wegsehn, ich muß meiner ganz vergessen, und mich in die Vorwelt hineinfühlen, wenn ich nicht entsetzliche Stunden haben will. Nicht als fände ich in mir etwas Zurückschreckendes — ich fühle nur die Verlassenheit." Und den Tag darauf an Bonstetten: Au milieu de tous mes plans, je ne puis que m'apercevoir chaque jour que je me meurs. . . Je suis poursuivi par une tristesse involontaire qui me fait ardemment souhaiter la fin de ma vie. Toutes les étourderies de ma jeunesse viennent se présenter à mon esprit, pour l'accabler et pour déchirer mon coeur. J'ai à peine encore la force d'oser croire que c'est simplement de la mélancolie. Schon hat er aus Vorsicht nach mehren Seiten seine letztwilligen Verfügungen abgeschickt: je ne crois pas que mon désir de mourir s'accomplisse au premier jour; je crains de languir pendant plus long-temps . . . Plus j'ai étudié l'histoire, mieux j'ai vu que tout est lié et que le développement de nos facultés est celui de l'ame: j'y avais consacré ma vie; si après cela l'ame se dissipe, ce que je ne saurais croire, il ne faut pas plaindre celui qui n'est plus. Ainsi qu'est ce que je perds? . . Quoique j'aie eu quelques momens d'ivresse dans le cours de ma vie, j'en suis revenu bientôt pour m'en affliger longtems. . . j'ai appris à connaître l'injustice, l'hypocrisie, la faiblesse et l'insensibilité de la plûpart des mortels u. s. w. Diese Stimmung ist es, welche die Sehnsucht nach einer Religion erweckt, und aus der Sehnsucht geht bei einem empfänglichen Gemüth leicht eine Inspiration hervor. Aber es ist interessant, wie Müller diese Stimmung mit seinen Studien in Zusammenhang zu setzen weiß.

Es war die Lectüre der griechischen Philosophen, hauptsächlich Platons, die ihm die Idee des Uebersinnlichen näher führte.*) Freilich unterwirft er

---

eine solche Menge Bedürfnisse aufbringen, daß viele Hausväter kaum mehr auskommen können. Hierdurch wird man zu vielerlei Niederträchtigkeiten gezwungen, und also ist wol am besten, so lange zu warten als möglich." — 8. Nov. 1783: „Nichts danke ich Bonstetten mehr, als daß er 1773 mich verhindert hat an einer Heirath; ich wollte damals heirathen; ich danke Gott für den Freund, welcher mich frei erhalten hat. Nun bin ich entschlossen, sofern Menschen sich entschließen können, so lange ich lebe, niemals eigen zu werden, und übe mich in der Selbstüberwindung und Aufopferung des mächtigsten Triebes der Menschen, damit ich ungestört möge die Wahrheit erforschen, und nichts Aeußerliches mich abhalte sie zu sagen, damit ich auch weniger Anhänglichkeit an das Irdische habe und jeden Augenblick zum Tod bereitwilliger sei. Lieber, je mehr ich die Menschen erforscht, um so geringer ist meine Meinung von dem gegenwärtigen Geschlecht; eben darum bin ich weit entfernt, mich durch neue Bande an dasselbe knüpfen zu wollen."

*) Was sein eigentliches religiöses Bedürfniß war, findet man schon in einem Brief an Füßli, 26. Juli 1779: „Grenzen hat des Menschen Glück und Wissen nicht; aber sein Geist. Ich glaube die Unsterblichkeit, ungeachtet ich sie nicht zur Aufmunterung guter Thaten brauche, weil dies System mir die Traurigkeit nimmt, mit welcher ich das Ende meiner Untersuchungen erwarten müßte."

sich nicht ohne Sträuben. Je suis revenu, schreibt er 27. Oct. 1781 an Bonstetten, de l'enthousiasme que le bruit public m'avait donné pour l'école de Socrate: je la compare à nos patriotes. Les écrits de l'une et des autres m'ennuient par leur prolixité et par une certaine vertu de déclamation, aussi éloignée de la vraie vertu que les idées de Platon le sont du bon sens . . . Vous dirai je encore, qu'occupé maintenant à lire Aristophane, je le préfère à ces Saints, et que j'aurais été pour lui, comme je soupçonne par diverses raisons que mon aïeul Thucydide l'a été . . . Oh que je suis revenu de l'enthousiasme pour bien des choses et que j'ai fait de progrès dans le Nil admirare! Indeß schon den 19. Jan. schreibt er an seinen Bruder nach Vollendung des Plato: „Welch ein Mann! wie viele schlafende Saiten in der Seele seine Beredtsamkeit nach so vielen hundert Jahren elektrisirt! Er ist einer, der in der Geschichte meines Geistes Epoche machen wird. Keiner hat von geistigen Dingen klüger gesprochen, denn als ein großer Geist begriff er, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich ist, Uebersinnliches zu erklären oder zu beweisen, und bewies doch, daß eine unsterbliche Seele ist. Und wie nahm er sich hierbei? So daß er durch die Macht seiner Worte in allen lebendigen Seelen ein solches Gefühl ihrer selbst erweckte, daß, da ich ihn las, mir ebenso unmöglich schien an der Seele zu zweifeln als an der Hand. Ja wahrlich: sintemal wir vom Geist einen Begriff haben, muß es Geister geben, ihr Begriff ist ihr Beweis. Denn Homer, die Gallier, die Irokesen glauben es; woher haben sie das, sie diese unspeculativen Menschen? Sie haben es aus der Urquelle von Licht und Geist, aus der sie flossen." — „Im Geräusch der Welt (9. März 1782) unter mühsamen Studien hatte ich nie zusammenhängend über die christliche Religion gedacht: mir schien unmöglich, von dem, was außer dem Kreis der Sinne liegt, etwas zu wissen. . . Als ich nach Kassel kam, unternahm ich, ohne Rücksicht auf Höheres, die Arbeit, alle Alten, so viel ihrer übrig sind, in der Ordnung, wie einer nach dem andern gelebt und geschrieben, zu lesen und alle Facta aufs genauste zu excerpiren: denn ich wollte mir ein wahres, vollständiges Gemälde des politischen, militärischen und moralischen Zustandes aller Zeiten und Nationen entwerfen. Als ich aber Plato, Aristoteles und andere weise Männer kennen lernte, nahm ich lebhaften Antheil an ihren Untersuchungen, bewunderte das Ringen des Geistes nach den wichtigsten Erkenntnissen und bejammerte, daß die Zweifelhaftigkeit, in der man endlich blieb, nicht eine Wirkung der Schwäche der Philosophen, sondern der Natur dieser Wahrheiten selbst ist. Indessen zog mich die Liebe der Wissenschaften, durch tägliche Entdeckungen angeflammt, mehr und mehr in die Einsamkeit und in dieser beobachtete ich ungestörter, tiefer, heller. Als ich nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte bis auf Augustum endlich übersah,

konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erstaunenswürdigster Uebereinstimmung zur Zubereitung und Beförderung dessen diente, was die Bibel als den Rath Gottes angibt. Wenn ich tausend Strahlen bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beisammen, so müßte ich wol diese Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien zumal die eignen Worte Jesu. . . Und hier breche ich ab, wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eignen ganzen Lebens erhellte.“ Er tritt dann in die höchste Salbung und Begeisterung ein und setzt in der Nachschrift hinzu: „dieser Brief, so wahr er ist, gefällt mir nicht, weil er mit einer Feder geschrieben ist und nicht mit Flammen; Sie sehen daraus wol meine Geschichte, aber nicht meine Empfindung.“ — Gleich darauf berichtet er an Bonstetten, 27. Mai 1782 — in demselben Brief, in welchem er seine Unterhandlungen mit Rom erzählt — über seine Erweckung. Die Idee der Unsterblichkeit sei zwar an sich klar, mais Socrate avait pourtant raison: pour que nous en fussions certains, il fallut que l'auteur de la nature envoyât un être extraordinaire. Puisqu'il est venu, toutes les discussions me semblent inutiles, autant que les chandelles en plein midi. Tu me demanderas, par quel moyen je me suis convaincu de l'origine divine de Celui qui est venu annoncer au monde l'immortalité: je ne parlerai point du sentiment intérieur de la vérité, qui pour mon coeur est une preuve suffisante; mais je te demanderais, si tu n'avais jamais vu le soleil, et si ton oeil suivait un beau jour tous les rayons, qui en divergent, pour éclairer l'univers, s'il les suivait jusqu'à leur origine, s'il trouvait le point, duquel ils sortent tous, ne croirais-tu pas que ce centre est le soleil? Or cela m'arrive: plus j'étudie l'histoire et mieux je vois que les plus grands événemens de l'antiquité allaient tous, par un merveilleux enchaînement, au but que le maître de l'univers s'était proposé, de faire paraître le Christ avec cette doctrine, dans le tems le plus propre à lui faire prendre racine . . . Il faut, ou que je renonce à la faculté de voir, ou que je voie qu'en effet le Maître de Tout a fait par les plus petits moyens tout ce qu'il y a de plus grand, et qu'il nous a donné, lorsqu'il en était temps, la clé de toutes les contradictions apparentes de ce meilleur des mondes . . . Er hat nicht absichtlich darüber speculirt: la vérité est venue me chercher . . . Je ne m'embarrasse par des miracles, ils ont été faits pour les contemporains; un plus grand a été fait pour moi: le spectacle de l'enchaînement des choses humaines. — An Herder, den er über alles verehrte, schreibt er 12. August 1782, nachdem er den Geist der hebräischen Poesie gelesen:

„mich leitete die Vorsehung von Kindheit auf zur Historie; und vor nicht langem durch die Historie zum Glauben; dieses wird allen klar werden, wenn ich meine Universalhistorie vollenden kann: Seele hatte hin und wieder schon was ich Ihnen vorlas, künftighin wird es auch Geist haben, aber nicht esprit sondern πνεῦμα." — Noch in demselben Jahr versuchte er sein neugewonnene religiöse Ansicht in einen Dialog zu fixiren. Die kleine Schrift kam erst nach seinem Tode heraus. Die Composition ist nicht sehr glücklich und für die Begründung seiner Ideen findet Müller nichts Anderes als was er in den Briefen schon besser d. h. mit größerer Empfindung ausgedrückt. „Glücklich die," bemerkt Aglaja, „welche die Wunder gesehn, wodurch er seine Sendung bewies!" „Nicht minder selig die," antwortet Timotheus, „welche nicht sehen und doch glauben. Jene Wunder mochten zu seiner Zeit nöthig sein, die ersten Zuhörer aufmerksam zu machen. Andere Wunder haben wir. . . . Heute oder morgen, wenn Sie ausharren im Forschen der Wahrheit, werden Sie fühlen, wo Wahrheit und Leben ist: sintemal wir die Verheißung haben, daß, wer ihn, den Menschenfreund, lieb gewinnt und nach seinem Vorbild wandelt, er demselben sich offenbaren wolle. Alsdann werden Sie erfahren, daß das überzeugendste Wunder ist, wenn er uns die Gnade gibt mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören. Die Welt kann es nicht, weil ihr der Sinn zur Wahrheit fehlt." „Das Christenthum ist nicht in Rom, oder in Genf, oder zu Wittemberg oder zu Barby oder zu Philadelphia." Der protestantische Haß gegen das Papstthum muß schwinden. „Jeder Geist, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus Mensch geworden, ist nicht aus Gott; und solches ist das Merkmal des Antichrists. Nun aber hat der Papst nie dieses geleugnet. Sehen Sie wohl zu, daß der Antichrist nicht bei denen entstehe, die über den christlichen Glauben so viel capituliren, daß Jesus bald nicht mehr der Christus noch der Mensch geworden, sondern der jüdische Socrates, ein bloßer Mensch bleibt." — Seine religiöse Erweckung wird in den nächsten Jahren noch gekräftigt durch die Erbitterung über die Berliner, die ihn wegen der Reisen der Päpste als einen Jesuiten ausschreien. 18. April 1786, an Br: „In Berlin sieht eine Partei überall Jesuitismus. Unter eben derselben Partei aber haben bedeutende Männer über die Religion solche Gedanken, daß der Jesuitismus mir dagegen lieb würde. — 21. Sep. 1786. „Der Jesuitismus ist ein Name, den einige dem Christenthum geben; was nicht neutheologisch ist, muß jesuitisch sein, sollten es auch Augustinus und Luther mit dürren Worten sagen. Man möchte Christum aus der Welt schreiben; es wird aber nicht gelingen." „Da ich nun meine biblischen Anmerkungen über die Evangelien erstreckt, haben sich über den Geist der Religion auch mir neue, herrlich aufklärende, stärkende Aussichten eröffnet. In allen Schriften, in allen Werken sah ich den Gott.

. Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Räsonnement hierüber allzeit nie oder nirgend wohin führt; die Religion ist Gefühl, Sage, Historie; die erste Offenbarung brachte der Vater der Menschen mit sich in die Welt.“ *)

Noch bedeutender wirken auf ihn Jacobis Schriften und Briefe. „Der Streit Jacobis mit Mendelsohn ist wichtig und nützlich; seine Gedanken sind meine: die Religion ist ursprünglich durch Gott in den ersten Menschen gekommen, war Vätersage bis Schrift nöthig ward, und wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes und durch Begebenheiten erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie.“ (10 Oct. 1786) — An Dohm, der ihm meldet, die Lavaterianer rühmten sich seiner Bekehrung, 20. Apr. 1786: „Ich habe seit 1782 die mancherlei Religionssysteme wirklich geprüft, und, wie zu geschehen pflegt, bald einer bald der andern Vorstellungsmanier den Vorzug gegeben. Resultat hiervon: Gott, Fürsehung (auch besondere, denn das Ganze ist aus den Theilen zusammengesetzt), Plan und Fortdauer glaube ich aus vielen Ursachen, sehe, als Republikaner, ungern bei meinem Volk den Fall der Begriffe, auf welche in unsern Verfassungen so unendlich viel ankommt.“ — Mit großer Andacht liest er auch Sailers katholisches Gebetbuch. „Die Modephilosophen und die Theologen gleichen Gelichters beseufzen, daß jetzt unsere Fürsten anfangen Religion zu ehren: und wenn sie auch katholisch wären, so dünkt mirs doch sowol für sie als für das Volk besser, als die Epistel (Friedrichs) an Keith wider die Unsterblichkeit. Ich sehe das wol, eine neue Ordnung der Dinge, ein anderer Ton als des vorigen Geschlechtalters fängt an; Gott wird wissen ihn auf seine Harmonie zu stimmen.“ (An s. Br., 30. Dec. 1786). — „Ich erwecke noch neue Thaten dieses θεῖον. Wenn die Religion nicht ganz verschwinden soll, so müssen Dinge geschehn, die sie wieder auffrischen; und wie viel sind nicht noch unerfüllte Weissagungen. Auch schicken sich die Zeiten, wie es scheint, auf neue Gestaltung. Für das θεῖον hat nur der ein und andere Sinn . . . Ich, wie ichs fühle kenne keinen größern, befriedigenderen Stand, als den geistlichen; mehrmals, glaube es, wollte ich selbst wieder darein getreten sein, — wenn er nur nicht eben ein Orden wäre! . . . Gott thue mir dies und das, Bruder, wenn ichs nicht sein möchte, jetzt! nicht möchte hinwegwerfen die Projecte der Könige, zu

*) In demselben Brief vermuthet er von den Schriften Friedrich II., sie werden auch über seine Religion manches Unerwartete haben „denn gedacht hat er darüber oft und sorgfältig und war vielleicht Christ ohne es zu wissen.“ Dazu gibt er im Fürstenbund folgende schöne Erläuterung: „Die christliche Religion hat er nie als aus der Theologie gekannt, welche in den Jahren seiner Jugend pietistisch überspannt, in seinem Alter aber deistisch kraftlos wurde. Da der Weg der Demonstration überhaupt nicht weit führt, so hielt er sich an sein Gefühl und an seine verschiedenen Bedürfnisse in verschiedenen Epochen des Lebens.“

lehren meinen Gott, von welchem ich gerettet worden aus Gefahren, die nicht jeder weiß!" (25. Febr. 1788.) — An Nicolai, der ihn früher wegen seiner unvorsichtigen Ausfälle gegen das Christenthum zurechtgewiesen, 27. Febr. 1788: „Seither habe ich durch bessere Studien des Alterthums und Orients für die Schriften der alten Hebräer mehr Achtung bekommen; zugleich überzeugte mich die genauere Kenntniß der Menschen, die mir meine Reisen verschafft, es sei nützlich und wol nothwendig, den allgemein als moralisch wichtig erkannten Wahrheiten bei der Menge durch die Bibel eine gewisse Haltung zu geben, wodurch nicht nur der Ausgelassenheit ein Zaum angelegt, sondern zumal auch die Wiederkunft des Aberglaubens verhindert würde. Die Bibel, nicht theologisch, sondern vernünftig und mit Bürgersinn betrachtet, enthält einerseits freilich viel, das für andere Zeiten und Länder war, aber auch die herrlichsten Sachen sowol zum Trost bei der Mühe des Lebens, als zur Ermunterung der vortrefflichsten Tugenden. Dabei ist sie von der Geistlichkeit aller Sekten freilich aufs äußerste verunstaltet worden; und es wäre überhaupt zu wünschen, daß man diesen Herren ihr Monopol mit Gottes Wort nehmen könnte, sie haben letzteres nach dem Ebenbild ihrer eigenen engen, kleinen oder eiteln Seelen gebildet." — Das klingt freilich etwas anders, als in den Briefen an Jacobi, und man muß das Schreiben an seinen Bruder, 5. August 1788, damit vergleichen: „Mit Jacobi und Nicolai bin ich manchmal wie zwischen Hammer und Ambos; beide schicken mir ihre gegeneinanderlaufenden Scripta; ich mit geziemender Höflichkeit, lobe das Lobenswerthe, schweige oft über das, was ich nicht billige, bin aber im Herzen freilich voll Unwillen über die Jesuitenjägerei (— am heftigsten im Brief an Jacobi 4. Aug. 1788 —), und kann nicht anders, als Jacobi und Lavater in der Hauptsache recht geben." — Nach einer Lectüre des Augustin, 30. Jan. 1789: „Die Empfindung der Väter reißt hin; ihre Schlüsse aber sind erbärmlich und wer den Beweis des Christenthums nicht im Herzen hat, würde durch ihre Beweise wol eher zum Unchristen. Augustinus war ein großer Geist und eine gefühlvolle Seele; er ist mir ungemein lieb; aber sein Allegorisiren und sein Subtilisiren ist manchmal ganz unlesbar. Aber am unausstehlichsten ist mir die Intoleranz und die Schiefheit ihres Gesichtspunktes in Ansehung der großen Männer des Alterthums; diese Vorurtheile verengten ihren Geist und ihr Herz; es ist abscheulich, wie diese lieben Heiligen mit Gott umgegangen sind, was für einen Caligula sie aus der ewigen Liebe gemacht haben. Hierin sind wir doch wirklich besser. Hingegen ist nichts über die Salbung, womit sie vom Heiland sprechen. Das hängt bei ihnen zusammen, und mußte so sein, sonst wäre unsere Religion nicht gepflanzt worden. Gott ist alles in allem, der Mensch weiß nicht was er thut." — 30. Sept. 1789. „Man wird in Europa erst noch fühlen, was der

Fall des Glaubens für Folgen haben wird. Auch habe ich nicht den geringsten Glauben an die Phänomene wieder auflebender Freiheit, wo dieser Grund fehlt; sie ruhet auf Sand." — An dieser Rhetorik hat die Lectüre des Sallust einen großen Theil. Bei seinem angebornen Nachahmungstrieb klingen die Worte der Alten fortwährend in seinen Briefen und Schriften nach. So wenn er an seinen Bruder 24. Nov. 1789 schreibt: „Es ist gewiß, daß zwischen Unglauben und neologischer Theorie das europäische Menschengeschlecht wieder eben ein so fades, unbrauchbares, todtes Wesen ward, als das von Ammianus geschilderte römische Volk. Daß Gott nun weckt und schüttelt, ist ein Zeichen, das hoffen macht, noch seien wir nicht ganz dahin gegeben. Warum nun dieses nicht schauen? Warum nicht erkennen, daß seine Hand alles führt? und merken auf die Zeichen der Zeit? So thaten die alten Hebräer, Griechen und Römer. Oft spricht die Bibel: Jehova sagte, Jehova that. Nicht als hätten die Männer immer eine articulirte Stimme vernommen, oder ein Gesicht gesehn; oft war es nur in ihrer Seele; diese hatte einen Sinn zu unterscheiden, wenn der Herr redete, und zu erkennen was er bereitete." — Wenn man diese Sprache aus dem Mystischen übersetzt, so drückt sie doch nur eine Hingebung an die Thatsachen aus, die sich in Müllers Leben nur zu oft zu geltend macht, und die mit ihrer resignirten Frömmigkeit das Gegentheil alles idealistischen, zum Aufschwung der Seele begeisternden Glaubens ist. — An s. Br. (7. Dec. 1789) „Der religiöse Sinn war auch in mir; Verfolgung (mit dem Cellarius, mit Baumeisters Definitionen) lehrte aufs Wort merken; klar war auch mir die ganze Bibel, die eben für Kindersinn da ist, und ohne ihn auch nicht viel wirkt; mein Herz verstand ihre Hauptsachen besser als Michaelis." Er wird nun darauf aufmerksam, wie sehr hinter der jüdischen Geschichte die Beziehung auf die Menschheit im Allgemeinen, auf die Herzenserfahrung aller Zeiten durchblickt. „Ohne dies wären gar viele Bücher mir lieber. Im Grund ists freilich der Fall aller Wahrheiten; sie sind, wo immer sie stehn, im Koran, in der Ilias, alle ewig und für alle; wo aber wäre ein Buch so reich an Erfahrungsaufschlüssen für jede Lage der Seele und jeden Lebensmoment, dabei sogleich so rein und so menschlich." — (22. März 1790) „Ich habe eine äußerste Abneigung vor allem, was Pharisäismus, Selbstgerechtigkeit und geistlicher Hochmuth scheint, und halte es gar viel lieber mit den Zöllnern und Sündern, deren Herz nicht böse ist; denn ich fühle selbst allzuwohl, wie nichts es um unsere Tugend ist." — 25. Dec. 1790: „Es ist in mir etwas, das gewöhnlich nicht beisammen sich findet: in allen Weltgeschäften bin ich für Mäßigung, für Ordnung und Ruhe, für die Domination des Verstandes; mein Glaube aber hat sich von selbst ohne Bücher, ohne Verbindungen, mehr und mehr mystisch geformt, und ist Empfindung geworden, so wie die Freundschaft es ist. Ich halte den Mysticismus in der That für die wahre Universal-

religion, bei der die äußern Formen eine lieber als die andere sein kann, keine aber zum Wesen gehört; die herzerhebendsten, und welche Gott und Menschen einander am nächsten bringen, sind freilich die besten." „Deine Betrachtungen über die Brüdergemeinde sind wahr. Mit mir ists darin sonderbar, daß ich einerseits für Mysticismus stark inclinire,*) andrerseits eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Enge, Einschränkende habe und intolerant bin nur gegen die Intoleranz. 1770, wo ich vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben; und nur die Verdammung der Griechen und Römer kann ich den Kirchenvätern nicht vergeben. Dieser Despotismus nun herrscht freilich auch bei den Brüdern, so wie fast allen Sekten (die deistischen oben an): darum werde ich sie allezeit lieben, wie unter allem Volk wer gut ist, und ganz besonders wegen ihrer standhaften Tendenz auf den Mittelpunkt von allem, Jesum; aber nie zu ihnen treten; sonst könnte ich jene Universalhistorie nicht schreiben, denn wäre ich bei ihnen, so käme ich unter sie, vielleicht selbst auch durch zu viele Liebe."

In dieser Stimmung schließt er sich schon seit 1786 immer enger an Lavater an, den er früher so verachtet. „Nun thut Lavaters Herz dem meinigen wohl. Sage ihm, daß ich seinen ganzen Gesang fühle und fast so stolz darauf sei, als wenn ich ihn gemacht hätte. In Wahrheit scheint er von einem Engel geschrieben." (16. Apr. 1790) Ihm selbst schreibt er, 4. Mai 1790: „Lavater! Bruder, Vater, Lehrer, Freund, oder was sonst Du mir sein willst, alles in unserm Herrn und Gott! Gesegnet seien die Götterstunden, da Deine Seele sich erhob zu dem, in dem alles ist, und in ihm schaute und sah, was in dem Herzen des Menschen ist, und welche Höhe es erlangen kann, wenn es bei dem Urquell der Kraft bleibt. . . . Freund Jesu und der Brüder! Trage die schwachen Schafe, wie der Meister, und hilf ihnen fort. Zu unsrer Zeit entfernen sich manche sonst Gute aus Schwäche gegen den aus dem ganzen Weltton und aus den schönsten Werken des Witzes allzu gewaltig überstürmenden Strom der Sinnenlüste, und andere, grade die zartesten Herzen aus Furcht, vor den allerreinsten in unvollständig überwundenen Schwächen zu erscheinen; daher sie sich lieber träg hinreißen lassen, und im Taumel Selbstvergessenheit suchen. Auf der andern Seite wird hierüber nirgend so gelehrt, wie es der himmlischen Reinheit würdig ist; so wie unsere Moral überhaupt ein elendes, gesetzliches, judaisirendes Geschwätz ist, welches niemand halten kann, so wird auch hierüber der Mensch nicht nach dem freien Evangeliumssinn geleitet, ohne ängstliche Gesetzesfurcht nur das zu betrachten, daß nur in reinen Herzen die echte Liebe und Christus wohnen kann, welche Hoheit, wie einig wahre Würde und Un-

*) Mehr als er selbst glaubte. Jede dunkle Prophezeihung, auch die lächerlichste, machte ihn betroffen; seine Aufmerksamkeit auf Zahlencombinationen erinnert an eine Kartenschlägerin.

abhängigkeit und Beschauung und Kraft in Reinheit ist, und wie diese das Licht u. s. w." — Freilich ist dabei viel momentane Anempfindung, aber alle seine Briefe verrathen, wie sehr Lavater ihn ergriffen; so an s. Br. 11. Fbr. 1791: „Lavaters Handbibliothek ist mir immer eine Seelenlust; ich gebe nicht viel um die Stimmung, zu der sie mich montirt; göttliche Kraft fließt aus manchen seiner Worte. Ein Buch der Bücher ist mir aber l'Homme de désir. (!) Mehr wenn ich ihn vollendet — vollendet, um lebenslänglich ihn oft wieder anzufangen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß noch nicht alle die Knie gebeugt vor Voltaires Baal. Ein Werk großer Erfahrung und himmlischer Kraft." — Selbst Herder schien ihm jetzt zu wenig christlich, doch dauerte es nicht lange, bis weitere Studien die christliche Begeisterung wieder in ihre Schranken zurückwiesen und den alten Humanitätsglauben hervortreten ließen, den Herder predigte.

J. S.

Eine Charakteristik der Pfälzer.

Die Pfalz und die Pfälzer. Von August Becker. Leipzig, J. J. Weber 1858.

Ein recht fleißig und mit augenscheinlicher Liebe zur Sache gearbeitetes Buch, sowol für den Touristen brauchbar, als für den, welcher nach einer pfälzer Landeskunde sucht. Riehls Buch ging von bestimmten volkswirthschaftlichen Ideen aus und betrachtete die Pfalz und ihre Bewohner als Stoff, mit dem das Gerippe eines fertigen Systems auszufüllen war. Das vorliegende Werk will den Gegenstand ohne vorgefaßte Meinung, einfach wie er ist, darstellen, und wir meinen, daß sich derselbe auch so recht gut ausnimmt. Der Verfasser ist Pfälzer, er liebt und kennt seine Heimat, und er hat das Geschick gut zu schildern und zu erzählen in nicht gewöhnlichem Maße. Er hat sich kaum etwas entgehen lassen, was in landschaftlicher, historischer, künstlerischer oder ethnographischer Beziehung Interesse bietet. Ueberall sieht man neben den Ergebnissen aufmerksamer eigner Beobachtung die Resultate eines gewissenhaften Studiums dessen, was von Andern über den Gegenstand gesagt worden ist, und wenn wir das Ganze überblicken, so möchten wir wünschen, daß jeder deutsche Landstrich einen Darsteller fände, der so anschaulich, so anmuthig und zugleich mit solchen patriotisch warmen Farben zu malen versteht, wie der, welcher uns hier das ehrwürdige Speyer, die alte Pfalz und die Haardt, den Wasgau mit der pfälzischen Schweiz, das Grenzland mit dem düstern Bienwald, das Westrich und den Nahegau, den Hundsrück mit seinen Erinnerungen an den wüsten Räuberspuk von Schinderhannes und

seinen Spießgesellen, und die mächtige Natur des Donnersbergs schilderte. Die beigegebenen achtzig Holzschnitte, theils Landschaften und Gebäude, theils Trachten und Gebräuche darstellend, sind theilweise hübsch, im Ganzen aber nicht mit denen zu vergleichen, mit welchen die Verlagshandlung andere bei ihr erschienene Werke dieser Gattung, namentlich den Führer durch die Schweiz schmückte.

Wir geben im Folgenden eine Probe der Schreibweise des Verfassers, welche zugleich einen interessanten Theil des rheinischen Volkes uns vorführt: „Wie das Land, so sein Bewohner, der ja, wenn man will, nur der vergeistigte Ausdruck des Landescharakters ist. In der lustigen, heitern, reichen Pfalz können auch nur heitere, fröhliche, reichbegabte Menschen wohnen. Schon was den Körperbau betrifft, kann der rheinfränkische Schlag der Pfälzer als einer der bevorzugtesten gelten, — schlanke, gerade, kräftige Figuren herrschen durchgängig vor. Die Pfälzer sind wol im Durchschnitt die an Gestalt größten Süddeutschen, — sie liefern das ansehnlichste Contingent zu den bairischen Kürassieren. Schon das flotte Aeußere zeigt von Kraft, aber noch mehr von Gewandtheit und natürlichem Anstand, und spricht die Erregbarkeit, die Rührigkeit und Gewecktheit des Geistes aus, welche diesen Stamm auszeichnen. Die Thätigkeit des Volkes, der ausdauernde Fleiß, das Geschick und die Gewandtheit, gepaart mit natürlicher Intelligenz und Geistesfrische, sind längst anerkannt. Und jener preußische Offizier, welcher während der Kriegsjahre von 1793 und 94 die Briefe über die rheinische Pfalz geschrieben, hat sicherlich Recht, wenn er, erstaunt über die „Sündflut von Bemerkungen des cultivirten Verstandes“ bei einem pfälzischen Bauer, meint, in einem ganzen Jahr bringe ein norddeutscher Bauer nicht so viel Gedanken und Worte zu Tage, als jener Bauer in einer halben Stunde. — Bei dem Pfälzer gesellt sich der Liebe zum Besitz Unternehmungsgeist bei, der besonders großen Reinlichkeits- und Ordnungsliebe auch der Sinn für heiteres gesellschaftliches Zusammenleben und für die Freuden der Zeit. Pfälzische Gastfreundlichkeit ist fast sprichwörtlich geworden und die rührendsten Beispiele könnten ihre Ausdehnung beweisen. Bei aller Freiheitsliebe und aller aufbrausenden Hitze hat der Pfälzer auch in den kritischen Momenten die Achtung vor dem Gesetze, welche dem pfälzischen Volke eigen ist, nicht außer Acht gelassen (? d. R.;) bei aller Toleranz in religiösen Dingen denkt er streng in moralischen, und hat sich durch alle Stürme der Vergangenheit und der Gegenwart noch immer eine gewisse Tüchtigkeit der Gesinnung, eine feste Selbstständigkeit bewahrt, die von der gerühmten Naturkraft anderer Stämme gar merklich absticht. — Zu allen diesen guten Eigenschaften gesellen sich freilich auch eine Reihe weniger lobenswerther. Die Liebe zum Besitz wirkt manchmal allzumächtig, — das Selbstgefühl ist oft stärker ausgebildet, als grade zur Bescheidenheit

nothwendig ist, — die Gescheidtheit legt sich oft zu breit „an den Laden“, und daraus folgt dann, daß die an und für sich nicht tadelnswerthe Mundfertigkeit in „Krischerei“ übergeht, die mit dem „großen Maul“ über alles herfällt, alles besser weiß, alles besser macht und alles zu Boden „kreischt“, was nicht in dem Kopfe dieses kleinen Herrgotts von einem Krischer entstanden ist. Der leicht erregbare Charakter des Volkes überstürzt sich dann nur zu leicht und kennt das rechte Maß nicht mehr, bis er vor den Consequenzen seines Thuns endlich selbst zurückbebt und nicht selten wieder in die ganz entgegengesetzte Bahn einlenkt, ehe er zur Besinnung kommt.

Dies sind allgemeine Züge, von denen es natürlich eine Masse Ausnahmen bei den Einzelnen gibt. Aber auch bei den Bewohnern der einzelnen Landestheile modificirt sich dieses Urtheil.

Die herrlich prangende, wein- und fruchtreiche Vorderpfalz in ihrer glanzvollen landschaftlichen Schönheit, — das hügelige rauhere Westrich mit seinen stillen Thälern und waldigen Bergen, deren Tiefen erzene Schätze bergen, — beide bilden entsprechende Gegensätze auch im Charakter der Bewohner.

Wie man unter dem Begriff der Pfalz gewöhnlich nur den vordern Theil im Auge hat, so findet man den pfälzischen Volkscharakter in der Vorderpfalz und hier wieder vor allem bei dem Bewohner des herrlichen Weinlandes an der Haardt und den Vogesen am reinsten und ausgeprägtesten. Dort findet man sowol die Licht- als die Schattenseiten potenzirt. Es gibt kein gastfreieres, edelsinnigeres, großherzigeres Völkchen als die Weinpfälzer, aber auch keines, wo so viel Uebergescheidtheit bei wirklichem Verstande, so viel „Krischerei“ bei Wohlberedtheit und gesundem Urtheil herrschte, als hier. Die Heiterkeit und Zutraulichkeit, das offene, biedere Wesen des Weinländers und seine Umgänglichkeit machen ihn jedoch noch immer zu einem liebenswürdigen Menschen, während die Einbildung und das Selbstgefühl des Gaubauern, der die reiche Ebene bewohnt, dieses Pochen auf den Geldsack einen Bauernhochmuth entwickelt, der recht unliebenswürdig sein kann. Während oben am Gebirg noch jedermann den Fremden auf der Straße grüßt, thut das der Gaubauer schon nicht mehr oder doch selten. Der Gaubauer ist eigensinniger, hartköpfiger und geiziger als jeder andere Pfälzer. Daß in den einzelnen Strichen dieses alles verschieden nüancirt ist, ist natürlich, und die Bewohner des niedern Wasgaus jenseit der Queich und des Oberlandes gegen das Elsaß hin sind merklich verschieden von den Bauern in der Ebene von Frankenthal oder in der idyllischen Landschaft von Grünstadt. Jenseit der Queich tritt elsässisches d. h. alemannisches Element hinzu, dort ist noch mehr altes Volksthum als in der übrigen Vorderpfalz und die alten Trachten haben sich dort noch zum Theil erhalten. In den reichen, stadtähnlichen Dörfern der Haardt und auch im Gau herrschen

längst schon städtische Sitten, städtische Kleidung und städtische Art vor, — das „Manschettenbauernthum“, der Uebergang zum völligen Städter ist dort vorzüglich ausgebildet. Und solche pfälzische Manschettenbauern können heute als der Typus des pfälzischen Volksthums gelten — sie sind die eigentlichen Pfälzer. Ihre Häuser bekommen städtischen Anstrich, ihre Stuben werden ausgemalt und mit Kupferstichen behängt — und der weiße Kalkanstrich und die braunen Balken dazwischen an den Straßengiebeln verschwinden nach und nach. Was aber für die ganze Vorderpfalz gilt, das ist das flotte Aussehen aller Dörfer, — schön und bequem wollen die Pfälzer wohnen. Jeder Familienvater hat sein eignes Haus mit Hof und Nebengebäuden, und wenn das Haus auch noch so geräumig wäre und in seinen zwei Stockwerken Platz genug böte, so wird sich doch kein Vorderpfälzer leicht dazu entschließen, selbst mit seinem verheiratheten Sohne in demselben Hause zu wohnen. Was die Stellung des Weibes anbetrifft, so verräth auch sie eine höhere Cultur in diesen Weingegenden, und man darf wol sagen in der Pfalz überhaupt, wenn auch im Westrich die Frauen häufiger Männerarbeiten verrichten. Es wird nicht leicht eine Frau die Peitsche zur Hand nehmen oder gar den Dreschflegel, wie besonders in Altbaiern. Man wird auch nie eine im Schubkarren sehen, dafür aber auch keine im Wirthshaus, wie man das besonders wieder in Baiern trifft. Ueberhaupt überlassen die pfälzischen Frauen des Mannes Obliegenheiten dem Mann, indem sie desto eifriger den ihrigen nachgehen und als tüchtige Hausfrauen schon lange bekannt sind, — so überlassen sie auch das Trinken den Männern, was diese freilich dafür manchmal doppelt thun. Der Wein mag denn auch vom größten Einfluß auf den Charakter des Volkes sein. Auf seine Rechnung kommt das hitzige, aufbrausende Blut des Weinpfälzers, dessen Stolz und Ehrgefühl sich schnell verletzt fühlt und der — wir sagen dies als Berichtigung vieler gegentheiliger Behauptungen — ebenso rasch mit der Faust dreinzufahren geneigt ist als mit dem Mund. Nur kommt eben das angeborne Gefühl für Anstand und gute Sitte hinzu, die denn auch seltner übersprungen werden, als anderswo. — An dem ganzen Gebirgssaume bis weit in die Ebene hinab trinkt der pfälzische Landmann das ganze Jahr hindurch bei seiner Arbeit, bei Tische und in der Zwischenzeit Wein. Kein Tagelöhner würde in den Taglohn gehen, wenn er nicht bei jedem Imbiß und dann noch an heißen Sommertagen zwischendrein jedesmal seinen Schoppen (große Pfälzerschoppen) oder doch halben Schoppen Wein bekäme. Besonders die Arbeiter in den Weinbergen selbst leeren viele Fuder Pfälzerwein alljährlich. Dafür ißt der Mann auch weniger und dem oft gehörten Satz, daß das Bier nähre und der Wein zehre, wird von den Weinpfälzern thatsächlich widersprochen. Sie bemitleiden auch niemand mehr, als die Bauern drunten am Rhein, wo der Wein gekauft werden muß, oder

gar die westricher Kartoffelbauern. Branntwein trinkt der Weinbauer nur in äußerst seltenen Fällen, ihm aber mit Bier aufzuwarten, wäre wirklich beleidigend. Er mag das Bier nicht, das sollen die Altbaiern trinken, meint er, oder die Herrenleute, die nichts arbeiten und der Biermode huldigen. In der That müßten denn auch die ganz wenigen Bierschenken im Weinland ihre Schilder einstecken, wenn nicht die Stadt- und Landhonorationen und die Juden Bier tränken. — In der Ebene und in Städten wird mehr Bier getrunken, — die Gaubauern sollen aber auch andere Mägen haben als die Weinpfälzer und tüchtige Esser sein, was sie in ihrem reichen Lande wol sein dürfen und können.

Gar vieles ist nun anders im Westrich, wo das Land nicht so reizend, nicht so fruchtbar, das Klima nicht so milde ist. Der Vorderpfälzer kriegt immer Gänsehaut, wenn er ans Westrich denkt, wenigstens thut er so. Aber er soll nicht vergessen, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen und Leute, die sich sehen lassen dürfen. Das waldige Hochland der Haardt wird jetzt mit der Eisenbahn rasch durchflogen, und man hätte nun Gelegenheit genug, Land und Leute dahinten besser kennen zu lernen, als vom bloßen Hörensagen. Aber noch immer denkt man sich in der Vorderpfalz das Westrich als ein Urland voll Urmenschen, ein trauriger Wechsel von Wald, Haide und Felsen; man beurtheilt es eben nach den der Vorderpfalz zunächstliegenden Strichen, nach den Waldthälern an der Speyerbach, wo in den Einzelhöfen bei Elmstein die Leute sogar dem Hungertyphus verfallen, oder nach dem Felsenland des gossersweilerer und dahner Thals im Wasgau und dessen düsteren armen Bewohnern. — Fleiß und Ausdauer charakterisiren auch den Westricher, Geschick und Talent zur Landwirthschaft ist ihm so sehr eigen wie dem Vorderpfälzer und einzelne Striche seines Hügellandes hat er sogar zu Musterländern der Landwirthschaft und Viehzucht umgeschaffen. Im Ganzen fehlt ihm freilich die Elasticität des Geistes und Körpers, wie sie dem Vorderpfälzer eigen ist; er ist weder so mundfertig, noch so witzig, weder so laut und lärmend in seiner Lustigkeit, noch so feurig. Selbst seine Figur steht der des Vorderpfälzers nach, und gar häufig findet man dies mehr gedrückte Wesen auch in seiner Haltung ausgesprochen. Es ist mehr Innerlichkeit, mehr Sinnigkeit in dem stillen Westricher, er läßt nicht so gern seinen Witz glänzen und selbst seine Schalkhaftigkeit hat den gutmüthigen Anstrich liebenswürdiger Naivetät, wo der Vorderpfälzer satirisch, ja sarkastisch werden kann. Ihm ist das „Utzen“, das Sticheln und Foppen bei weitem weniger geläufig als dem Vorderpälzer, dem das „Utzen“ angeboren ist, der sich gar nicht wohl fühlen würde, wenn er nicht jemand hätte, an dem er seinen „Utz“ und Witz auslassen könnte. Da wird denn in Ermanglung eines Schwaben oder Altbaiern draußen am ehesten der Westricher

geuzt, der sichs zumeist auch in gutmüthiger Weise gefallen läßt. Aber er denkt dafür auch seinen Theil über die „groben Pfälzerbauern“ und die „Krischer“ im Weinland. — Das Westrich kann man im Allgemeinen freilich als das Kartoffelland im Gegensatz zu dem Fruchtland und dem Weinland der Vorderpfalz bezeichnen. Es ist ärmer, — seine Bewohner können sich zumeist nicht am Wein laben, sie greifen zum Branntwein oft im Uebermaß und schon das stellt sie in den Augen des Vorderpfälzers tiefer, obgleich der seinen Wein auch häufiger trinkt, als grade zum Durstlöschen nothwendig wäre, und dem alten Spruch „nach Pfälzer Art trinken“ noch immer eine gewisse Bedeutung gibt. — Oft findet man im Westrich noch auf den Häusern die alten Strohdächer, die schon seit Jahrhunderten aus der Vorderpfalz verschwunden sind. Unter diesen Strohdächern wohnt nun zwar manchmal viel Armuth und Elend, aber noch öfter der stille, genügsame Sinn, die Ehrlichkeit und jene Tiefe des Gemüths, welche uns mehr anmuthet, als der glänzende äußere Schein, — so wie uns oft die stillen Thäler in ihrer anspruchslosen Idylle, wie man sie im Westrich trifft, leicht mehr anheimeln als die reiche Flur im Gau der Ebene oder im Weinlande. Draußen in der Pfalz bei glänzendem äußern Anscheine häufig etwas Oberflächlichkeit, — hier innen im Westrich unter rauherer Schale ein guter Kern, so Land wie Volk. — Daß auch der Westrich innerhalb seiner Grenzen wieder verschiedene Nüancen des Volkscharakters aufweist, ist leicht begreiflich. Der Bewohner des Blieskessels unterscheidet sich wesentlich von dem des Glanthales und Nahegaues und beide wieder von dem des Hochlandes. Aber selbst hier finden sich wieder merkliche Unterschiede, zwischen dem Pirmasenzer- und Lautringer- und dem Sickinger-Bauern, zwischen dem Zweibrücker, Deutschlothringer und dem aus dem „Layenschen“, — oder zwischen dem Donnersberger, den Remigsleuten und den Leuten in den Strichen, wo der nahe Hundsrück mit seinen rauhen Winden auch seine Sitten und seine Denkungsart in die benachbarten Thäler bringt.

Zu diesen Gegensätzen des Westrichs und der Vorderpfalz gesellt sich noch in besonderer Ausprägung die dialektische Verschiedenheit. Dem Fremden nicht so sehr bemerklich, ist sie doch auffallend genug, und in den Ohren des Volkes ist sie besonders stark und oft bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit gedeihend. Der Grundcharakter ist freilich ein und derselbe, es ist das rheinfränkische Idiom, dem sich besonders im Wasgau jenseit der Queich und auch im Westrich viele alemannische Elemente beigemischt haben. So interessant es wäre und so viele Belege uns geläufig wären, über das Wesen des pfälzischen und westricher Dialekts, ihre Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten, ihre Uebergänge und Eigenheiten Aufschlüsse zu geben, so kann dies doch nicht in dem Plane dieses Buches liegen. Wir beschränken uns auch

hierin nur auf Andeutungen. Die Verschluckungen des n am Ende der Wörter, die mannigfachen Nasenlaute, die Aussprache des ei und ai wie ä, die weiche Betonung des b in der Mitte der Worte (wie w), die rasche sprudelnde, zungenfertige Sprechweise und die vielen beigemischten, wenn auch verdorbenen französischen Worte, deren Begriff im Deutschen auszudrücken dem Pfälzer gar nicht mehr geläufig ist, erinnern an die Nähe der Franzosen, zu welchen ja die Pfälzer den Uebergang bilden sollen. Dem Pfälzer sind ü, ö unbekannte Laute, er kennt nur die reinen Vokale i und e, ebensowenig kennt er den Doppelconsonant pf, oder das harte t, wofür ihm p und d genügen. Ueberhaupt hat die pfälzische Sprache ebenso viele Anklänge aus dem Plattdeutschen als aus dem eigentlichen Süddeutschen und bildet den Uebergang. Am leichtesten wird sich der Pfälzer mit dem Franken überhaupt, dann mit dem Thüringer und Meißner verständigen. — Wenn das d am Ende der Worte nicht selten ganz wegfällt, so tritt an seine Stelle in der Mitte der Worte nicht blos im Westrich, sondern auch besonders in der südlichen Vorderpfalz ein leises r, und das r selbst am Ende der Wörter wird oft gar nicht oder nur halb gehört. Charakeristisch ist sodann die Aussprache des st und sp, wie scht und schb. Ferner hat außer ihren besondern Eigenthümlichkeiten, ihrem Bilderreichthum, ihren drastischen Wendungen und ihren handgreiflichen Vergleichen und Sprichwörtern, ihren originellen Ausrufungen und Flüchen, wovon wir nur das allbekannte „die Krenk“ nennen, kein andrer Dialekt so viel Beimischungen aus dem Jänischen oder Rothwelsch der Juden und Gauner. Jeder Handelsmann in der Pfalz versteht dieses und muß es geläufig sprechen können, und so haben sich eine ganze Masse von Wörtern, zum Theil hebräischen Ursprungs, in die Volkssprache eingeschmuggelt, so daß der wackere Seume nicht mit Unrecht von dem Judenjargon der Pfälzer spricht: — sonderbarerweise finden aber nun grade die Pfälzer, daß die übrigen Deutschen einen dem Jüdischen ähnlichen Dialekt sprechen, wie denn Seume bei seiner Rückkehr von Syracus von jenem Pfälzerbauern auch für einen Juden gehalten wurde.

Eine strenge Sprachscheide in der Pfalz bildet die First der Wasserscheide, — zwischen dem Westrich und der eigentlichen Pfalz. Das Vorderpfälzische hat jene oben berührten Eigenschaften in höherem Grade, — rasch sprudelt es von dem Munde, beinahe „hurtig mit Donnergepolter“, frisch und frei liegt das Herz auf der Zunge, die freundlichsten, herzlichsten Verfluchungen, die liebenswürdigsten Grobheiten, die gröbsten Liebenswürdigkeiten und ein Schwall von derben Wortbildern stürzt einem entgegen. Hart, lebhaft und auch in seinem Ernste noch jovial und komisch hört sich der vorderpfälzische Dialekt an. Oft schneidend scharf in seinen Klängen ergötzt dennoch der Humor, der schon im Accent liegt. Ueber Landau hinaus wird der Dialekt im Was-

gau breiter, — dort wird nicht blos das a in o und das au in a, sondern auch das e in i und i in e, das au in ä und das o gar in ou in einer geraumen Anzahl von Wörtern verwandelt. Und außer hot, statt hat, — ben statt bin, Läb statt Laub, Broud statt Brod, sagt man als Anklang an das Alemannische dort auch „eeni, guti, böisi“ statt „eine, gute, böse“, und „Entlich, Mädlich, Vögelich“ statt Entlein, Mägdlein, Vögelein in der Mehrzahl. Von Grünstadt über das donnersberger Hügelland hinüber ist der Uebergang in den westricher Dialect, und so entspricht hier wie überall das Sprachliche dem Geographischen und Landschaftlichen. In der Haardt reicht das Pfälzische bis unmittelbar an die Wasserscheide in die Thäler der Haardt, über derselben wird schon völlig ausgeprägt die westricher Mundart gesprochen. Wie die Menschen dort, so auch ihre Sprache, — sie ist milder, inniger, weicher, — raschelt nicht so gewaltig einher, im Gegentheil ergeht sie sich in langsamer Weise, ruhiger auf und abwogend, in gezogenen Tönen, so daß man oft den Gesang eines Kindes zu vernehmen glaubt. Der sanfte rhythmische Gang derselben, die besonders im Munde von Mädchen liebliche Melodie und die ungeschminkte Naivetät machen dieselbe zu einer der für das Ohr angenehmsten, das Herz und Gemüth ansprechendsten Mundarten. Selbst die Einzelsilbe hat zwei deutlich vernehmbare Töne und das Singende der Mundart tritt in manchen Gegenden so stark hervor, daß man bei einzelnen Sätzen einen angeschlagenen Accord zu vernehmen glaubt. Auffallend in dieser Mundart ist besonders die Beugungsform des Hilfszeitwortes sein: „eich sin, du bischt, er is; mer bin, ehr bin, sie bin.“

Es ist wahr, der Pfälzer hat jetzt noch mehr specifisch pfälzischen Stolz als den Stolz des Deutschen. Aber leider ist ja das in Deutschland überall so und ist immer so gewesen. Sicherlich würde heute jeder Pfälzer seinen Localpatriotismus dem allgemeinen opfern, wenn es zu einem einigen Deutschland käme. So lange er aber sieht, daß der Oestreicher sich als Oestreicher, der Brandenburger als Brandenburger fühlt, kann er des Gedankens nicht los werden, ob denn auch die alte rheinische Pfalz nicht in politischer Ebenbürtigkeit den andern gegenüberstehen könne, warum denn grade sie zerstückelt und getrennt sein müsse! Er ist jedoch politisch reif genug, daß er dabei nicht an einen neuen Duodezstaat denkt, — vielmehr sind manche der Meinung, daß überhaupt die Rheinlande insgesammt einen Staat bilden könnten, wozu Elsaß und Lothringen fallen müßten. Die Idee der Errichtung eines „burgundischen Reiches“ hatte denn auch 1832 eine große Partei am Rheine für sich und sie ist bekanntlich keineswegs eine neue. In den Köpfen mehrer Pfalzgrafen faßte sie Raum, die ja ohnedies eine gewisse Lehnsherrlichkeit über die meisten Nachbarstaaten ausübten und unter andern alle „Wildfänge“ der benachbarten Länder in Anspruch nahmen. Sie waren zugleich Kreisoberste

und Landvögte im Elsaß, Kastenvögte der oberrheinischen Bischöfe und gewissermaßen Schirmherrn der Städte. In Karl Ludwigs genialem Kopfe keimte denn auch schon die Idee von der Errichtung eines austrasischen Königreichs am Rhein. Mit eifersüchtiger Strenge übte er die Rechte der Pfalzgrafen aus, so daß es selbst zum Kriege kam. Was bei Karl Ludwig Sache politischer Ueberlegung war, wollte aus Eitelkeit einer seiner Nachfolger aus der neuburger Linie dem ersten Könige von Preußen nachmachen, ließ sich schon König bei Rhein nennen, gab aber noch bei guter Gelegenheit den Gedanken wieder auf. —

Wir wollen uns nicht länger bei dergleichen politischen Intentionen und Illusionen aufhalten, indem wir nur noch einige Worte über das Verhältniß der Pfalz zu Baiern hinzufügen. Die gegenseitige Stammeseifersucht ist noch nicht erloschen. Seit Jahrhunderten genährt, gründet sie ohnedies zu sehr auf der Verschiedenheit des Volksstammes. Die Baiern meinen, sie hätten einen schlechten Fang an der Pfalz gemacht, wo lauter „Franzosenköpfe“ und Bettelleute wohnten, — denn in der That spricht man in Altbaiern noch immer von der „armen Pfalz“ und von den Kosten, welche sie dem Lande mache, was freilich eine arge Unkenntniß der Sachlage verräth. „Die Pfälzer haben nichts, als ihr großes Maul!“ heißt es dann, und dagegen sagen die Pfälzer: „Die Baiern haben nichts, als ihren Bauch; so lange man ihnen auf den nicht tritt, rühren sie sich nicht!“ Soldat werden heißt noch heute in der Pfalz, „zu den Baiern müssen“, und hierzu kommt noch die Abneigung des Pfälzers gegen das Kasernenleben. Er geht lieber nach Frankreich oder Amerika, wo in Algier und im mexikanischen Feldzug Tausende von Pfälzern gegen die Cabylen und Spaniolen fochten, was die Reden von Mangel an kriegerischem Geiste hinlänglich beleuchten mag. — Als im Jahre 1849 die altbairischen Truppen die Pfalz besetzten, fragten die Soldaten beim Marsche durch die großen reichen Orte in der Ebene der Pfalz, wann man denn einmal in ein Dorf komme. Da man ihnen sagte, daß dies lauter Dörfer seien, meinten sie: „Malefiz Demokrat'n! Müssen alleweil was Bessers hab'n!“ Das charakterisirt zur Genüge die gegenseitige Stimmung. — Pfälzer und Altbaiern vertragen sich so selten, wie Wein und Bier. — Der altbairische Beamte findet in der Pfalz vieles anders, als daheim. Der pfälzer Bauer läßt sich nicht duzen, sogar nicht einmal Prügel aufzählen; er weiß genau, wie weit des Beamten Vollmacht und Befugniß reicht, — läßt sich vielleicht auch von dem einheimischen Beamten lieber ein hartes Wort sagen als von dem „Altbaier!“ Der Pfälzer will aber vor allem eine freundliche, respectirliche Behandlung; Beamtengrobheit imponirt ihm nicht. Was dem baierischen in die Pfalz kommenden Beamten noch auffallen wird, ist der Mangel an Standesunterschieden und Titeln, die völlige Gleichheit in Ansehen

der Person. Hier gibt es längst keinen Adel mehr und was noch von dem frühern Landadel übrig ist, macht keinen Gebrauch davon. In den Städten spricht man eine Person nicht mit dem Amtstitel, sondern einfach bei ihrem bürgerlichen Namen an und von der Titelsucht und dem Titelstolz des übrigen Deutschlands wußte man in der Pfalz bis in die neuere Zeit nichts. (Nach und nach scheint sich das zu ändern.) Selbst der Unterschied zwischen Bürger und Bauer besteht nicht mehr in einem Lande, wo jeder Bauer als Bürger sich fühlt und als solcher angesehen wird. Es existiren keine städtischen Vorrechte mehr, in der Pfalz gibt es eben nur „Gemeinden", und ohnedies können sich ja die meisten Dörfer der Einwohnerzahl, dem Reichthum und dem äußern Ansehen nach neben die pfälzischen Städtchen stellen. — Wenn man schließen wollte, der Beamtenstand sei hier nicht geachtet, so würde man weit fehlschießen, im Gegentheil gibt der Pfälzer gern Ehre, dem Ehre gebührt, aber eben nie in grober Unterwürfigkeit. Im Ganzen wäre zu wünschen, daß Baiern und Pfalz einmal einsähen, daß keines durch das andere etwas verliere und hüben wie drüben tüchtige der Achtung werthe Menschen wohnen.

Wenn irgendwo, so concentrirt sich in Neustadt an der Haardt pfälzisches Wesen. Wenn der Pfälzer das Prototyp für die westdeutschen und rheinischen Bevölkerungen, der Haardtbewohner wieder für die Pfälzer selbst und der Neustädter für die Leute an der Haardt liefert, so potenzirt und concentrirt sich im Neustädter eine Lebhaftigkeit des Charakters, die dem übrigen Deutschland völlig fremd ist. Das drückt sich schon in seiner Weise zu reden aus und nirgend sind so viele drastische Redefiguren im Schwung als in der Pfalz und vor allem in Neustadt. Dabei nimmt er es mit Flüchen und Betheurungen nicht so genau und „krieg' die Krenk!" und „der Teufel soll mich holen" fährt bei jedem Satze ohne Anlaß heraus. Gar häufig ist ein freudiges: „Jetzt soll dich das Dunnerwetter — bist du do!" der freundlichste Gruß beim Zusammentreffen von Bekannten, die sich Jahre lang nicht gesehen. Eine derbe, aber immerhin noch gemüthliche Ungeniertheit, ein Hang zu Satire und zum „Utz" ist ziemlich allgemein. Besonders aber wird den Fremden die Masse von ironisch gemeinten Sätzen und Ausdrücken im ganz gewöhnlichen Leben überraschen, wo der Pfälzer stets grade das Gegentheil von dem sagen will, was er dem Wortlaute nach sagt, was in der Betonung der Wörter liegt. Das „Ei jo!", will dann „Ei nein!" heißen. Solcher ironisch gemeinten Sätze mischt der Pfälzer so viele in seine — ohnehin drastische Wendungen und Kürzen liebende, an Wort- und Satzbildern, an Sprichwörtern und Redefiguren reiche Sprache, daß es Fremden gegenüber nicht selten zu Mißverständnissen kommt.

Der Pfälzer und als sein Repräsentant der Neustädter, hat immer eine große Meinung von seiner eigenen Person und eigenen Weisheit, und so wie

ers thut und denkt, ists sicherlich am besten gethan und gedacht. Die Schwaben und Baiern hält er für gleich gescheidt d. h. er hält wenig auf den Verstand der Ueberrheiner und lacht sie gern aus, aber er „utzt“ auch den gutmüthigen, stillen Westricher und singt ihm spöttisch seinen Dialekt nach, und der Oberländer erreicht in seiner Meinung auch noch lange die Bildungshöhe nicht, auf der er selbst steht. Es wohnt wirklich viel praktische Weisheit in der Pfalz, vor andern an der Haardt und sicherlich in Neustadt ein ganz besonderer Theil; aber die Neustadter glauben doch, alle Weisheit allein gepachtet zu haben und jeder für sich meint, er hätte den besten Theil davon. „Es gibt viele gescheidte Pfälzer, in Neustadt sind sie alle gescheidt und ich, (der Jean, Georges oder Jacques) bin doch eigentlich der Gescheidteste!“

Diese Gescheidtheit richtet sich jedoch nicht etwa auf Historie, Philologie, Poesie und so weiter, sondern auf viel praktischere Dinge. Das „rentirt“ und „verinteressirt sich nicht“, und wer etwas treibt, das sich nicht rentirt, ja, das ist beinahe ein „Lump“. Wenn sichs aber rentirt, nun, dann ists ein sehr tüchtiger und hochgeachteter Mann. Und haben die Pfälzer und Neustadter nicht in vieler Hinsicht Recht? Die Zeit will, daß wir praktische Leute werden und die Pfälzer sinds in vollem Maße. Hängt ihr Sinn auch zu sehr am Materiellen, so sind daran manche Verhältnisse Schuld, die theilweise politischer Natur sind. Ohnedies hat ja die Pfalz tüchtige, berühmte Männer hervorgebracht, auch in neuester Zeit, es waren Juristen und Mediciner, freilich Jünger der Wissenschaften fürs praktische Leben, und wenn es einmal ein Künstler oder etwa ein Historiker „zu etwas gebracht hat“ d. h. daß ihm seine Bücher und Bilder in der Welt draußen abgekauft werden, dann sind die Pfälzer sogar stolz auf ihren Landsmann; — mag er darum draußen zusehen, daß ers zu etwas bringt.

Der Pfälzer glaubt steif und fest, daß er das reinste Deutsch spreche, und der pfälzer Bauer sagt, um dies zu beweisen, daß er die Schwaben nicht verstehe, aber von ihnen verstanden werde; die Schwaben sollen nämlich sagen: „so (pfälzisch) redt der Pfarrer uff de Kanzel!“ Freilich macht der Pfälzer auf diesen seinen Stolz selbst Satiren, indem er erzählt, daß die „pfälzisch Sprooch“ die „Ursprooch“ sei, denn als der Wallfisch den Propheten ans Land spie, gingen zwei pfälzische Matrosen vorbei, wovon der eine sagte: „der isch awer naß!“ „Der isch jo naß!“ versetzte der andere, und davon behielt der Prophet den Namen Jonas. — Daß die Pfalz das ursprüngliche Paradies war, geht schon aus diesem Beispiel hervor, noch mehr aber daraus, daß der Teufel den Herrn Christus aufs hambacher Schloß führte und ihm die Herrlichkeit des Landes zeigte; als er es ihm anbot, wenn er ihn anbetete, sagte der Herr „B'halt's!“ d. i. Behalt es! und seitdem heißts Pfalz oder wie die Pfälzer sagen „Palz“! —

Die Verstandeskräfte und Intelligenz der Bewohner an der Haardt sind aber auch von dem Westrich sowol als von der Ebene anerkannt, und man könnte lauter „Notare“ aus den Bauern an der Haardt machen, sagte mir einmal ein Jude aus dem Gau. Jedoch spöttelt man auch über die „Krischer“, über die auf ihre Gescheidtheit stolzen Haardtbewohner mit ihrem „großen Maul“ und ihren „Einbildungen“. Da wird erzählt, bei einer großen Volksversammlung sei einmal gesagt worden, daß der Gescheidteste seinen Kopf verlieren müsse; da liefen alle Neustädter eilends davon, denn jeder hielt sich für diesen Unglücklichen. —

Die Rübenzuckersteuer.

Der Zollvereinsvertrag über die Erhöhung der Rübenzuckersteuer ist nach langen Debatten und nach Annahme des Reichenspergerschen Verbesserungsantrages, daß die erzielte Mehreinnahme für die Verbesserung der Lage der Beamten verwendet werde, vom preußischen Abgeordnetenhause mit 80 Stimmen Mehrheit genehmigt. Die Regierung hat nach langem Kampf gesiegt, einem Kampfe, der um so eigenthümlicher war, als er das Kaleidoscop der bisherigen Parteistellungen plötzlich verrückt zu haben schien, man sah die sonst stets verschwisterten finanziellen Größen der Linken Kühne und Patow einander gegenüberstehen, Herr Diergardt, der Tabaksmonopolist sprach gegen Schutzzölle und ein Theil der Rechten vergaß diesmal ihr „dennoch“ und stimmte gegen die Regierung. Der Grund hiervon scheint uns darin zu liegen, daß auf der einen Seite Interessen und juristisch-moralische Motive gegen die Erhöhung sprachen, daß auf der andern volkswirthschaftliche und namentlich finanzielle Erwägungen dieselbe zu rechtfertigen schienen, vor allem aber, daß die Entscheidung den wesentlichsten Einfluß auf die Stellung Preußens im Zollverein haben mußte. Wir glauben, daß man bei einer finanziellen Frage auch stets den finanziellen Charakter voranstellen muß und wollen deshalb damit unsre Erörterung beginnen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Zucker als ein allgemein verbreitetes und doch nicht nothwendiges Genußmittel ein sehr geeigneter Gegenstand der Besteurung ist. Bis vor etwa 20 Jahren hatte man in Deutschland hauptsächlich nur Colonialzucker, der bei einem Zoll von 5 Thlr. p. Ctn., einen Hauptposten der Zollvereinseinkünfte lieferte; in den dreißiger Jahren begann die Rübenzuckerindustrie und hob sich rasch zu Bedeutung, sie hatte zuerst mit den Unvollkommenheiten eines beginnenden Gewerbszweiges zu kämpfen, aber sie hatte dem indischen Zucker gegenüber die Steuerfreiheit voraus. 1840 ward zuerst eine Controlabgabe von drei Pfennigen auf den Centner Rüben gelegt, 1844 ward daraus eine ordentliche Abgabe von 1 Sgr. 6 Pf., die 1850 auf 3, 1856 auf 6 Sgr. stieg. Dessen ungeachtet hat der Rübenzucker immer noch einen großen Steuervorsprung vor dem ausländischen Fabrikat, denn wenn nach der Denkschrift der Regierung 12½ Ct. Rüben 1 Ct. Zucker geben, so ist die Steuer für letztern 2 Thlr. 20 Sgr., mithin 2 Thlr. 10 Sgr. weniger als der Zollsatz auf eingeführtes Fabrikat. Infolge dieses Schutzzolles hat sich denn auch die Rübenzuckerindustrie, obwol sie bei jeder Steuerhöhung ihren

Untergang voraussagte, in gewaltigem Umfange entwickelt, die Einnahmen aus dem Zuckerzoll dagegen sind stufenweis gesunken. Die ursprüngliche finanzielle Idee war, jeden Centner Zucker mit 5 Thlr. also das Pfund mit 1½ Sgr. zu besteuern, die bevorzugte Concurrenz des Rübenproductes aber hat bewirkt, daß dieser Satz stufenweise gesunken ist; 1841 ergaben Rübenzuckersteuer und Zuckerzoll nur 4 Thlr. 8 Sgr., 1847: 4 Thlr., 1850: 3 Thlr., 1857: 2 Thlr. 24 Sgr.! So tief war die Einfuhr des Colonialzuckers gesunken, daß sie in dem Gesammtverbrauch nur noch 4 Sgr. mehr ergab, obgleich derselbe in den letzten 10 Jahren um fast 2 Pfd. p. Kopf gestiegen ist. Jedermann aber weiß, daß der Rübenzucker nicht 2 Thlr 10 Sgr. p. Ctr. wohlfeiler ist als das ausländische Product und die Differenz geht eben in die Tasche der Rübenzuckerfabrikanten. Nun wollen wir zwar nicht leugnen, daß durch den Aufschwung und die Concurrenz diese Fabriken zu der Steigerung des Verbrauchs wesentlich mitbeigetragen ist, man darf aber doch annehmen, daß auch ohne dieselbe die Consumtion mit dem Wachsen des Nationalwohlstandes so gut wie die andern Artikel Kaffee, Thee ꝛc. gestiegen wäre und jeder Centner hätte 5 Thlr. Zoll gebracht. 1857 wurden 2,432,000 Ct. im Zollverein gebraucht, sie brachten 6,870,000 Thlr.. Rechnet man nun daß ohne den Rübenzucker ½ Mill Ct. weniger verbraucht wären (und dies ist ein sehr weiter Anschlag) so hätte das noch immer nahe an 10 Mill. ergeben, statt dessen ist bei einer Zunahme der Consumtion von 5,55 Pfd. p. Kopf in 1847 auf 7,41 Pfd. in 1857 die Gesammteinnahme von Zucker nur um 265,000 Thlr. gestiegen, was nach Procenten berechnet den offenbarsten Rückschritt zeigt; der Ausfall hat durch andere Steuern der Unterthanen der Zollvereinsstaaten zum Besten der Rübenzuckerfabrikanten gezahlt werden müssen. Daß dieser Zustand für die Steuerpflichtigen wie für die Staatskasse gleich bedenklich ist, liegt auf der Hand; zwei Wege liegen vor, um eine Ausgleichung herbeizuführen, durch Ermäßigung des Eingangszolles auf ausländischen Zucker und durch Erhöhung der Rübensteuer. Das Erste wäre ohne Zweifel der Weg einer rationellen Finanzpolitik gewesen, man hat in England gesehen, wie magisch dies auf die rasche Steigerung des Verbrauchs und dadurch schließlich auch der Einnahme gewirkt hat. Herr Patow hat bei diesem Punkte beherzigenswerthe Worte über den Charakter der Zollvereinspolitik gesprochen, er machte darauf aufmerksam, daß es hohe Zeit sei, von dem Princip des Tarifes von 1818, der nur in wenigen Punkten während der 40 Jahre verändert, aber nicht verbessert sei, auf das Freihandelssystem, das System des geringsten Zollschutzes zu kommen. Dies System des freien oder wenigstens des freiern Handels habe in England, Holland, ja selbst bei mangelhafter Anwendung in Oestreich glänzende und überraschende Ergebnisse geliefert, so daß es immer dringender für den Zollverein werde, auf jene Bahn einzulenken und Preußens Stellung in demselben zu wahren, oder vielmehr die alte Position wiederzuerobern, den unerträglichen Zuständen, in denen es sich jetzt in vielen Zollangelegenheiten befände, würde selbst ein Bruch des Zollvereins und die Bildung eines norddeutschen Verbandes vorzuziehen sein. — Es wäre also wünschenswerth gewesen, wenn man in diesem Punkt den Uebergang zu richtigen finanziellen Grundsätzen hätte ermöglichen können, aber die Regierungen glaubten dadurch die Rübenindustrie zu hart zu treffen und Hannovers Anträge wurden abgelehnt. Wir halten dies an sich für nicht begründet, denn der Unterschied zwischen dem Zoll und der Rübensteuer ist so beträchtlich, daß noch eine ansehnliche Herabsetzung des erstern statthaben kann, ohne daß der Rübenindustrie ein gefährlicher Concurrent dadurch wird; das Richtige wäre unsrer Ansicht nach, daß, da einmal die Rübenfabriken da sind, die Steuer auf ihr Fabrikat mit dem Zoll auf ausländischen Zucker nach Maßgabe von Güte und Gehalt so ausgeglichen würde, daß eine wirkliche Concurrenz stattfinden könnte. Die Regierung ist den andern Weg gegangen, oder vielmehr sie hat ihren frühern Weg fortgesetzt und eine

weitere Erhöhung der Rübensteuer vorgeschlagen, wonach der Centner Rüben 1½ Sgr. mehr, also 7½ Sgr. zahlt, mithin der Ctr. Zucker 18¾ Sgr. mehr und im Ganzen jetzt 3 Thlr. 8¾ Sgr. Der Erfolg der Maßregel kann nur ein halber sein, denn die Fabrikanten werden natürlich suchen die Erhöhung durch eine Steigerung der Zuckerpreise einzubringen und es fehlt gegen sie das wohlthätige Correctiv einer gleichzeitigen Ermäßigung des Colonialzuckerzolles, welches sie abhalten würde, die Consumenten auszubeuten, dennoch ist es besser, daß die höhere Steuer erhoben wird als die niedrigere, da jedenfalls für die Staatskasse dadurch ein Mehrertrag erzielt würde und es im Laufe der Zeit, bei immer größerer Ausbildung der Rübenindustrie immer schwerer geworden wäre mit der Erhöhung vorzuschreiten. —

Es werden nun gegen dieselbe rechtlich-moralische Bedenken geltend gemacht. Der Vertrag der Zollvereinsstaaten vom 4. April 1853 stellte als leitenden Grundsatz auf, daß die Steuer vom vereinsländischen Rübenzucker gegen den Eingangszoll von ausländischen Zucker stets so viel niedriger gestellt werden solle, als die inländische Fabrikation für einen angemessenen Schutz bedürfe, ohne die Concurrenz des ausländischen Zuckers auf eine die Einkünfte des Vereins oder das Interesse der Consumenten gefährdende Weise zu beschränken, und daß der Eingangszoll von ausländischem Zucker und Syrup und die Steuer vom vereinsländischen Rübenzucker zusammen p. Kopf mindestens 6,0762 Sgr. Brutto gewähren solle. Die Rübensteuer ward von 3 auf 6 Sgr. gesetzt, mit dem Vorbehalt, daß, wenn die Einnahme unter jenen Minimalbetrag sinken würde, von zwei zu zwei Jahren eine Erhöhung von je ½ Sgr. eintreten, die Gesammterhöhung während der 12 Jahre der Zollvereinsverträge 2½ Sgr. nicht übersteigen solle. Der Minimalsatz ist nun allerdings erreicht, ja überstiegen, aber aus dem ersten Theile der Convention, daß der Rübenzucker nur eine solche Begünstigung finden solle, welche nicht die Concurrenz des ausländischen Zuckers auf eine die Staatseinnahmen oder das Interesse der Consumenten gefährdende Weise beschränke, kann unbedingt das Recht zu einer Abänderung, das außerdem noch besonders im Schlußprotokoll vorbehalten ist, abgeleitet werden und die obenangeführten Thatsachen und Zahlen zeigen, daß eine solche Beschränkung wirklich vorhanden ist. Das bestreiten nun auch die wenigsten Gegner, von Verletzung eines jus quaesitum ist keine Rede, aber aus gewissen Versicherungen, welche damals der Regierungscommissarius gab, um die wehklagenden Fabrikanten zu beruhigen, will man eine Art moralischer Garantie gegen eine fernere Steuererhöhung ableiten. Nun sind wir zwar weit entfernt, die Regierung deshalb rechtfertigen zu wollen, jene Zusicherungen waren gewiß sehr unvorsichtig, aber sie können doch nicht als rechtlich bindend erachtet werden, ebenso wenig als authentische Interpretation des Vertrages gelten, denn eine solche kann nur von sämmtlichen Contrahenten, also allen Zollvereinsstaaten gegeben werden.

Wenn dieser Einwand der Opposition gegen die Vorlage also abgelehnt werden darf, und die wirthschaftlichen Gründe unter den Umständen, die keine Herabsetzung des Colonialzuckerzolles zu erlauben scheinen, für die Erhöhung sprechen, so gab im Hause den Ausschlag die Erwägung, daß durch die Verwerfung eines Vertrages, welchen die preußische Regierung hauptsächlich betrieben und zu Stande gebracht, dieselbe in die falscheste Lage kommen werde. Die Stellung Preußens im Zollverein ist ohnehin schon schwierig genug, ein Punkt nach dem andern ist verloren gegangen, und wie gering auch die Sympathien für das Ministerium sein mögen, so haben doch die Rücksichten auf den Staat überwogen und wir glauben mit Recht.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Fall des Cagliari.

Die Wegnahme des sardinischen Dampfers Cagliari durch die neapolitanische Regierung hat infolge der Umstände, welche dieselbe begleiteten, den Charakter einer ernsten Verwicklung gewonnen, welche zu einem Bruche der betreffenden beiden Staaten führen kann, wenn die Vermittelung der Seemächte fehlschlägt. Der Fall ist also schon an sich so bedeutend, daß er eine nähere Betrachtung verdient, aber diese wird um so mehr gerechtfertigt, wenn man sieht, von welcher allgemeinen Wichtigkeit die völkerrechtlichen Grundsätze sind, die hierbei in Frage kommen. Beide Regierungen haben kürzlich Denkschriften an ihre diplomatischen Vertreter gesandt, wodurch die Cabinete Europas von dem Rechte, das auf der einen oder der andern Seite ist, überzeugt werden sollen, diese Denkschriften sind bekannt geworden, und wir besitzen darin, so wie in dem letzthin veröffentlichten englischen Blaubuch, hinreichendes Material, uns die Verhältnisse klar machen zu können. Der sachliche Verlauf der Geschichte ist folgender.

Am Abend des 25. Juni 1857 fuhr der Dampfer Cagliari, Capitän Sitzio, der Gesellschaft Rubettino gehörig, von Genua ab nach dem Hafen Cagliari auf der Insel Sardinien und nach Tunis. Das Schiff hatte eine bekannte und vorher angezeigte Bestimmung, es versah den regelmäßigen Dienst und war außerdem von der Regierung mit der Beförderung der Depeschen und der Packete der Postverwaltung beauftragt. Der Cagliari hatte sein Nationalitätspatent und die ordnungsmäßigen Schiffspapiere. Der Zweck seiner Fahrt war friedlich und gesetzlich. Er hatte dreiunddreißig Passagiere an Bord. Wenige Stunden nach der Abfahrt bemächtigen sich 25 derselben, während ein Theil der Bemannung im Dienst beschäftigt war und der andere Theil ruhete, mit Gewalt der Person des Capitäns, ziehen ihn aufs Deck, nöthigen einen der Passagiere den Befehl über das Schiff zu nehmen, und zwingen, die Pistole in der Hand, die Bemannung ihren Forderungen zu gehorchen. Hierauf lenken die Aufständischen das Schiff auf die neapolitanische Insel Ponza, wo sie landen, die Gefangnen, welche sich dort befinden, befreien und mit denselben nach Sapri gehen. Hier geben sie dem Capitän Sitzio die Freiheit wieder, der sogleich auf Neapel zusteuert, um dem Vertreter Sardiniens

von dem Vorfall, dessen erstes Opfer er gewesen, Nachricht zu geben. Auf dieser Fahrt kommt er in Sicht der beiden neapolitanischen Fregatten Tancredi und Ettore Fieranosca. Die erstere thut einen Schreckschuß, worauf der Cagliari ohne sich zu widersetzen anhält, der Capitän begibt sich auf den Befehl des neapolitanischen Befehlshabers an Bord des Tancred, wo er fest genommen wird, man durchsucht das Schiff, nimmt es und bringt es nach Neapel. Dort wird der Cagliari sequestrirt, der Capitän, die Besatzung und die Passagiere werden ins Gefängniß gebracht. Dies ist der von beiden Theilen zugegebene Thatbestand.

Die neapolitanische Regierung leitete nun zwei Processe ein, den ersten vor einer ad hoc ernannten Prisencommission, um den Cagliari als gute Beute zu erklären, den andern vor dem Gerichtshof von Salerno, um die an Bord des Schiffes verhafteten Personen als Mitschuldige der in Ponza und Sapri verübten Frevel zu verurtheilen. Am 4. Juli berichtet der sardinische Geschäftsträger in Neapel, Graf Gropello, daß ihm der Minister des Auswärtigen Commandeur Carafa von dem Vorfall Anzeige gemacht mit der Bemerkung, daß das Schiff in den Gewässern von Policastro angehalten sei d. h. in einer kleinen Bucht, wo die Aufständischen gelandet waren, und welche unter die Gerichtsbarkeit der neapolitanischen Behörden fällt, dasselbe bestätigte der Director der königlichen Marine. Infolge dieser Erklärung hielt sich das turiner Cabinet nicht für ermächtigt, auf amtlichem Wege Vorstellungen zu machen und beschränkte sich auf ein officiöses Ansuchen, das Schiff und seine Ladung den Eigenthümern zurückzugeben und die Mannschaft so wie die unschuldigen Passagiere in Freiheit zu setzen. Die neapolitanische Regierung versicherte darauf auf demselben Wege, daß die Beweise des rechtmäßigen Verfahrens in der Sache baldigst gegeben werden sollten, wobei sich Graf Cavour vorläufig beruhigte. Es verflossen aber mehre Monate, ohne daß sie beigebracht wurden, inzwischen hörte das turiner Cabinet auf indirectem, aber glaubwürdigem Wege, daß der Cagliari nicht in den Gewässern von Policastro, sondern auf offener See angehalten und weggenommen sei, und bald darauf ward dies durch die von Herrn Carafa am 1. Dec. vor. J. mitgetheilten Documente bestätigt, das Protokoll der kapernden Fregatten selbst sagte aus, daß die Wegnahme 30 Miglien vor Salerno und 12 Miglien vor Capri stattgefunden habe. Aus jenen Documenten ergab sich auch, daß im Augenblick der Wegnahme der Cagliari wieder unter dem Befehl seines rechtmäßigen Capitäns stand, daß keiner der Aufständischen, welche sich des Schiffes gewaltsam bemächtigt hatten, mehr an Bord gefunden wurde (die neapolitanische Regierung behauptet, es sei noch ein verwundeter Rebell dagewesen), daß das Schiff vollkommen entwaffnet war, keinen Act der Ungesetzlichkeit oder Feindseligkeit beging und endlich, daß es mit allen nöthigen

Papieren, welche seinen Ursprung und seine Bestimmung beglaubigten, versehen war.

Die sardinische Regierung mußte demzufolge die Wegnahme des Cagliari als völkerrechtswidrig ansehen und sich zu Reclamationen berechtigt erachten. Am 16. Januar richtete Graf Cavour eine Depesche an den Grafen Gropello, worin er den obigen Thatbestand feststellte und demnach die Wegnahme für ungesetzlich erklärte, die Fregatten hätten mindestens den Capitän sogleich loslassen müssen, sobald sie aus seinen Papieren Nationalität und Charakter des Schiffes ersehen. Die Regierung müsse daher Herausgabe desselben und Freilassung aller verhafteten Personen fordern, da alles gerichtliche Verfahren gegen dieselbe null und nichtig sei, indem die Wegnahme selbst als völkerrechtswiedrig bezeichnet werden müsse. Der Commandeur Carafa antwortete am 30. Januar, daß die Umstände eines Falles, wie der vorliegende sei, keine diplomatische Erörterung zuließen, die Beurtheilung desselben vielmehr allein dem zuständigen Gerichshof obliege, ohne daß die Regierung sich irgendwie einmischen dürfe oder könne. Von der Entscheidung des Obergerichtes zu Salerno also hänge die Schuld oder Unschuld der Angeklagten ab, und das Prisengericht, welches über die Wegnahme selbst zu urtheilen habe, sei den Statuten der königlichen Marine gemäß eingesetzt. Der Capitän Sitzio und die Eigenthümer hätten auch, weit entfernt die Competenz des Gerichtes anzufechten, dieselbe vielmehr anerkannt und damit nur den unerschütterten völkerrechtlichen Grundsätzen gehuldigt, welche sich in den Gesetzbüchern aller Staaten, Sardinien nicht ausgenommen, wiederfänden. Diese Thatsachen seien also füglich bei Seite und den Gerichten zu überlassen. Ferner aber sei die Wegnahme eines Schiffes auf hoher See noch an sich kein Act, welcher dem Völkerrecht zuwiderlaufe, sie habe Statt gefunden infolge der Verbrechen, welche auf neapolitanischem Gebiete von Individuen verübt seien, welche sich an Bord des Cagliari befanden, man hatte sie beobachtet und verfolgte sie, der Ausgangspunkt dieser Verfolgung lag innerhalb neapolitanischen Gebietes, dieselbe brauchte sich aber wegen jener verbrecherischen Acte, wodurch das Fahrzeug den Charakter, eines neutralen verlor, nicht auf das Küstenmeer zu beschränken, sondern konnte auf der hohen See, welche keines Eigenthum ist, so weit fortgesetzt werden, bis sie in das Küstenmeer eines andern Staates ging, und deshalb kann die Gesetzlichkeit der Wegnahme auf offnem Meere nicht angefochten werden. Die Wegnahme aber hatte nicht nur einen repressiven, sondern auch einen präventiven Charakter; denn man konnte sehr wohl voraussetzen, daß der Cagliari nach Ponza zurückkehre und von dort neue Aufständische nach dem Festlande bringe. Demgemäß müsse sich die neapolitanische Regierung weigern, auf die sardinischen Forderungen einzugehen.

Graf Cavour erwiederte am 18. März, daß er von dieser Depesche mit

nicht geringem Erstaunen Kenntniß genommen habe, da sie geeignet sei die elementarsten Grundlagen des Völkerrechts zu erschüttern. Was zunächst die Behauptung anlange, daß die Sache ausschließlich der Entscheidung des Gerichtshofes unterstehe, so würde sie nur dann richtig sein, wenn die betreffende Frage rein privatrechtlicher Natur sei, sie sei aber grade völkerrechtlicher Natur, und erfordere mehr wie irgend eine diplomatische Erörterung, es handle sich nicht um eine gesetzliche Differenz zwischen sardinischen Unterthanen und neapolitanischen Kapern; sondern von einer Sache zwischen den beiden Regierungen, da die Verletzung des Seerechtes gegen die piemontesische Flagge behauptet werde; es sei aber nicht Gebrauch, daß ein Staat seine Rechte der Entscheidung des Gerichtes eines fremden Staates unterwerfe. Als die neapolitanische Regierung irrig angegeben, daß der Cagliari in sicilischen Gewässern ergriffen worden, habe man sich auf officiöse und höfliche Vorstellungen beschränkt, als sich aber nachher herausgestellt, daß die Wegnahme auf offnem Meere stattgefunden, habe man in Turin dagegen protestirt; der Commandeur Carafa hätte beweisen müssen, daß die Fregatten das Recht zur Wegnahme hatten, anstatt es blos zu behaupten. Nur in zwei Fällen konnte ein solches Recht statuirt werden, im Kriege gegen ein feindliches Fahrzeug, im Frieden gegen ein Piratenschiff. Neapel ist mit niemand in Krieg, der Cagliari kann keiner Piraterie angeklagt werden, er hatte eine friedliche Bestimmung, regelmäßige Papiere und ist nicht dafür verantwortlich zu machen, daß ein Haufen Uebelthäter sich seiner für eine Weile bemächtigt hat; sobald dieselben das Schiff verlassen und der Capitän wieder den Befehl übernommen, hörte der Status der Ungesetzlichkeit auf, in welchen die Aufständischen das Schiff versetzt, und das reine Gewissen des Capitän Sitzio wird eben dadurch klar bezeugt, daß er sich auf den Weg nach Neapel begab, um Anzeige von dem Vorfall zu machen. Die Fregatten können also nicht das Recht der gesetzmäßigen Vertheidigung, der Zurückweisung von Gewalt durch Gewalt geltend machen, sie mußten nach Prüfung der Papiere des Cagliari denselben ungestört seinen Weg fortsetzen lassen und etwaige Klagen mußten vor die sardinische Regierung oder sardinischen Gerichte gebracht werden. Der Verdacht, daß der Cagliari von Ponza neue Aufrührer habe holen wollen, sei durch nichts bewiesen; die Behauptung, daß man seine Bewegungen vom Festlande aus beobachtet und darauf die Verfolgung innerhalb der neapolitanischen Jurisdiction angefangen, sei unhaltbar, denn das Küstenmeer messe sich nicht nach dem Gesichtskreis, sondern gehe nur einen Kanonenschuß weit d. h. eine Seemeile, die neapolitanische Regierung habe dies selbst in Verträgen anerkannt. Ob Capitän und Eigenthümer sich dem Gerichtshofe unterworfen, komme hier nicht in Frage, da die Sache völkerrechtlicher Natur sei, aber es sei nicht einmal wahr, wenigstens habe das Haus Rubettino

die Einrede der Incompetenz der neapolitanischen Gerichtshöfe gebraucht, und es existire kein Act, woraus auf die Anerkennung derselben geschlossen werden dürfe. Was die Verhaftung und Gefangenhaltung der übrigen Bemannung und der Passagiere betrifft, so sei sie ebenso wenig berechtigt, der Cagliari sei völkerrechtlich als ein Stück sardinischen Gebietes zu betrachten und wenn man gegen Personen, welche er an Bord hatte, Beschwerden führen wollte, mußte dies in Sardinien geschehen. Nachdem Graf Cavour einen unten näher zu berührenden Fall, welchen Neapel angeführt hatte, zurückgewiesen, wiederholt er energisch seine frühern Forderungen.

Diese sehr entschieden gehaltene Note erregte große Erbitterung in Neapel; man sprach davon, daß sie unbeantwortet werde zurückgegeben werden, jedenfalls ist sie noch nicht beantwortet; beide Regierungen haben sich nun mit Denkschriften an die europäischen Höfe und namentlich die Seemächte gewandt. Es scheint uns, daß eine aufmerksame Erwägung derselben nothwendig zu dem Schlusse kommen muß, der sardinischen Regierung Recht zu geben und dies vom völkerrechtlichen, nicht vom politischen Standpunkte aus folgenden Gründen.

1. Die neapolitanische Denkschrift übergeht vollständig die doch von ihr nicht bestrittene Thatsache, daß es einige Uebelthäter waren, welche den Cagliari gewaltsam zu ihren Zwecken mißbrauchten und daß derselbe in dem Augenblick der Wegnahme wieder unter seinem rechtmäßigen Vorgesetzten stand, sie spricht vielmehr von dem Schiffe so, als ob dasselbe zu einer feindseligen Unternehmung in Sardinien ausgerüstet und in flagranti ertappt worden sei. Danach würde das zufällige und nicht vorauszusehende Factum eines Ueberfalls einiger aufrührerischen Passagiere auf einem Kauffahrteischiffe den Kreuzern das Recht geben über dasselbe herzufallen, es wegzunehmen und als gute Prise zu erlären. Hätten die neapolitanischen Fregatten den Cagliari bei seiner Landung in Ponza oder Sapri überrascht, wo jene Aufständischen ihn noch in ihrer Macht hatten, so wären sie berechtigt gewesen ihn anzugreifen und Gewalt durch Gewalt zurückzutreiben, aber sie wären auch dann nicht einmal berechtigt gewesen das Schiff selbst wegzunehmen, sobald jene Ueberwältigung des rechtmäßigen Capitäns constatirt war und seine Papiere seine gesetzliche und friedliche Bestimmung bewiesen. Aber als sie den Cagliari anhielten, war die rechtmäßige Autorität des Capitäns schon wieder hergestellt. Graf Cavour weist mit Recht den obenerwähnten Verdacht der neapolitanischen Regierung, daß nämlich der Cagliari neue Verschworene habe holen wollen, als unbegründet zurück, es ist kein Anzeichen, geschweige denn ein Beweis dafür beigebracht; würde bei einer solchen Absicht der Capitän den Weg nach Neapel eingeschlagen haben, und ist nicht die Richtung nach Neapel grade die entgegengesetzte von der nach Ponza? Offen gestanden

finden wir in der Aufstellung eines so frivolen Verdachtes nur das Merkmal des schlechten Gewissens einer despotischen Regierung, die überall die Schreckbilder von Verschwörern sieht. Der Commandeur Carafa citirt für sich den Fall des Carlo Alberto, der 1832 von der Herzogin von Berry in Livorno ausgerüstet ward, um eine Landung und Schilderhebung in Frankreich zu versuchen; letztere mißlang, und das Schiff wurde in französischen Gewässern angehalten. Man begreift nicht wohl, wie Neapel dies Beispiel für sich anführen kann, der Carlo Alberto war in der strafbaren Absicht ausgerüstet, den Sturz ger bestehenden Regierung durch die Landung der Anhänger der Herzogin von Berry zu versuchen, er hatte falsche Papiere und brach die Quarantäne und Polizeivorschriften. Nichts desto weniger erklärte der französische Cassationshof in dem eröffneten Processe keineswegs das Schiff als gute Prise, sondern entschied nur, daß die Polizei das Recht gehabt habe, die Personen, welche sich an Bord dieses Kauffahrteischiffes befanden, zu verhaften, mit andern Worten, der Gerichtshof erklärte nur, daß eine polizeiliche Untersuchung eines Kauffahrteischiffes im Seegebiete des betreffenden Staates und die Verhaftung von an seinem Bord befindlichen Verschwörern dem Völkerrecht nicht zuwider sei. Wenn also nicht einmal der Carlo Alberto, welcher in strafbarer Absicht ausgerüstet und abgesegelt war, weggenommen ward, wie viel weniger durfte die neapolitanische Regierung sich an dem Calgiari vergreifen, dessen gesetzlicher Charakter bewiesen war.

2. Was den Ort betrifft, wo das Schiff angehalten und weggenommen ward, so ist zunächst sehr auffallend, daß im Anfange der Minister sowol als der Director der königlichen Marine dem sardinischen Geschäftsträger versichern, der Act habe in den Gewässern von Policastro stattgefunden, also innerhalb des neapolitanischen Seegebietes, und daß erst nach fünf Monaten, während deren die Regierung ihre Angaben in keiner Weise berichtigt hatte, der Minister zugibt, daß die Wegnahme auf hoher See stattgefunden, aber nun behauptet, sie sei doch rechtmäßig, weil die Verfolgung des Cagliari innerhalb des Seegebietes angefangen habe. Kannte die Regierung, als sie jene erste Angabe machte, den Sachverhalt nicht, dann durfte sie auch nichts darüber sagen, kannte sie ihn aber (und es ist kaum anzunehmen, daß sich Ministerium wie Marinebehörde nicht von den Befehlshabern der Fregatten sogleich genaue Rechenschaft erstatten ließen), so haben sie eine falsche Angabe gemacht. Betrachtet man nun, von diesem wichtigen Punkte absehend, die Frage, ob die Wegnahme des Schiffes auf hoher See zu rechtfertigen sei, so muß die Antwort ohne Zweifel verneinend ausfallen. Graf Cavour hat in der oben analysirten Depesche vom 18. März überzeugend ausgeführt, daß die Berechtigung den Cagliari auf offenem Meere zu verfolgen, weil die Verfolgung im neapolitanischen Seegebiete angefangen, auf einem Sophismus beruhe; mit

diesem Argument könnte man die Rechte, welche man nur in den Küstengewässern hat, ins Ungemessene ausdehnen. Hätten die Fregatten den Cagliari in der Bucht von Policastro gefunden, so hatten sie das Recht, ihn auch auf bloßen Verdacht hin zu untersuchen, aber durchaus noch nicht mit Beschlag zu belegen, auf offnem Meere hatten sie kein Durchsuchungsrecht mehr, sie haben ihn dort aber sogar weggenommen und damit eine offne Verletzung des Völkerrechtes begangen.

3. Ebenso wenig nun ist, wie Graf Cavour in derselben Depesche dargethan, die Behauptung der neapolitanischen Regierung haltbar, daß die Streitfrage vor die neapolitanischen Gerichte gehöre, denn es handelt sich hier nicht um eine Privatsache. Kreuzer, wie die Fregatten waren, sind nur ihrem Souverän verantwortlich; wenn sie Schiffe aufbringen, so entscheidet ein Prisengericht über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme. Der Entscheidung dieses Gerichts müssen sich die Kreuzer unbedingt unterwerfen, weil sie als Landesangehörige unter seiner Competenz stehen, da aber die Gegenpartei einem andern Staate angehört, so kann sie sich, wenn sie das Urtheil des Gerichtshofes für ungerecht hält, bei ihrer Regierung beschweren, diese kann direct bei dem Staate, dem die Kreuzer gehören, reclamiren, und wenn man die Berücksichtigung ihrer Forderungen verweigert, zu Repressalien oder andern völkerrechtlich sanctionirten Mitteln greifen. Dies wird von allen Lehrern des Völkerrechts anerkannt, so sagt z. B. Wheaton II. S. 48. 49 — „Augenscheinlich gibt es einen enormen Unterschied zwischen den ordentlichen Gerichtshöfen, welche nach den Civilgesetzen urtheilen, und den Prisengerichten, welche ein Staat aus seiner Machtvollkommenheit einsetzt, um Recht zu sprechen zwischen seinen und fremden Unterthanen. Die ordentlichen Gerichte erlangen das Recht, über die Person oder das Eigenthum eines Fremden zu urtheilen, durch seine ausdrückliche Einwilligung, wenn er den Proceß beginnt oder durch seine stillschweigende Zustimmung, wenn er oder sein Eigenthum sich auf dem Territorium befinden. Aber wenn Prisengerichte über auf der See weggenommene Schiffe urtheilen, so ist das Eigenthum Fremder auf dem Wege der Gewalt auf das Gebiet des Staates gebracht, welcher die Prisengerichte eingesetzt. Die Einsetzung derselben aber, weit entfernt die Verantwortlichkeit des Souveräns der kriegführenden Nation für das Verfahren der Kreuzer aufzuheben, hat die Bestimmung, dieselbe festzustellen und zu bestimmen. Sobald die Entscheidung in letzter Instanz erfolgt und Gerechtigkeit endgiltig verweigert ist, so werden Wegnahme und Verurtheilung Staatssache, wofür der Souverän der reclamirenden Regierung verantwortlich wird.“ —

Es mag die neapolitanische Regierung, nachdem sie einmal den Cagliari weggenommen, immerhin ein Prisengericht ad hoc einsetzen, aber sie wird für die Entscheidung dieses außerordentlichen Gerichtshofes verantwortlich und das

turiner Cabinet ist in vollem Rechte, deshalb ihr Vorstellungen zu machen. Ebenso ist es an sich natürlich, daß sie die verhafteten Personen vor den Gerichtshof von Salerno stellt, aber es ist auch vollkommen gerechtfertigt, wenn die sardinische Regierung, welche die Ungesetzlichkeit der That behauptet, wodurch jene Verhaftung erst möglich ward, deshalb reclamirt, da sie alle Folgen der Wegnahme des Cagliari als null und nichtig betrachten muß.

Wir können demnach nicht umhin zu finden, daß Sardinien in allen Punkten im Rechte ist, und halten es von der höchsten Wichtigkeit für das Völkerrecht, daß seine Ansprüche wirklich zur Geltung kommen. Die Regierung scheint hierfür, ehe sie es zu einem Bruche treibt, besonders auf die Unterstützung der Seemächte zu rechnen, und hier gibt in Bezug auf die Stellung der ersten dieser Mächte, England, das erschienene Blaubuch merkwürdige Aufschlüsse.

Am 9. December vor. J. forderte Lord Clarendon den englischen Gesandten in Turin, Sir James Hudson, auf, den Grafen Cavour zu fragen, ob die sardinische Regierung beabsichtige, Einsprache gegen das Verfahren der neapolitanischen Regierung in der Sache des Cagliari zu thun, indem sie den Grundsatz geltend mache, daß die neapolitanischen Kriegsschiffe kein Recht hatten, den Cagliari über das Gebiet der Gerichtsbarkeit beider Sicilien hinaus zu verfolgen. Ein Kriegsschiff eines Landes habe auf hoher See keine Gerichtsbarkeit über ein Kauffahrteischiff eines andern Landes, es könne die Vorzeigung der Herkunftspapiere verlangen, und wenn dies geschehen, so habe das Kriegsschiff keinerlei Einmischungsrecht, wenn das Kauffahrteischiff nicht auf handhafter That der Seeräuberei ergriffen sei. Kein solcher Act aber sei in der Wegnahme des Cagliari begangen, er setzte seine Reise friedlich fort, und die neapolitanischen Schiffe mußten vermuthen, daß er nach Genua zurückkehrte. Es ist wahr, daß man gesagt hat, der Capitän und die Mannschaft hätten den Weg nach Neapel eingeschlagen, um sich den dortigen Behörden sammt ihrem Schiffe zu übergeben. Aber es scheint der Regierung J. M., daß es ein schlechter Scherz und eine Wortverdrehung sein würde, zu sagen, daß diese Leute sich freiwillig den Fregatten überantwortet hätten, welche doch geschossen hatten, um den Cagliari zum Anhalten zu zwingen, und geneigt waren, ihn in Grund zu bohren, wenn er sich nicht ergebe. Die Regierung J. M. wünscht nun zu erfahren, ob die sardinische Regierung der Ansicht ist, daß der Cagliari freiwillig von seinem Capitän übergeben, oder ob sie darauf bestehen wird, daß das Schiff von den neapolitanischen Fregatten außerhalb des Gerichtsbarkeitsgebietes von Neapel weggenommen. — Die englische Regierung spricht sich in dieser Depesche, also im Princip unumwunden für Sardinien gegen ihren Gesandten aus, beschränkt sich aber allerdings auf eine bloße Anfrage. Hudson trägt darauf seinem Secretär, H. Erskine, auf, diese

Depesche in eine Note zu fassen und die Frage an das turiner Cabinet zu richten, dieser wiederholt die Ansicht Clarendons wörtlich, aber zieht vorweg aus jener Mißbilligung des neapolitanischen Verfahrens ganz unstatthafter Weise die Consequenz, daß J. M. Regierung beschlossen dagegen zu protestiren und endet mit der Frage, ob die sardinische Regierung die Ansicht festhalten werde, daß der Cagliari ungesetzlicherweise weggenommen sei. Graf Cavour antwortete auf diese von Hudson unterzeichnete Depesche vom 5. Jan. natürlich bejahend und mußte der Ansicht sein, daß England mit ihm gehen werde, erst am 18. Januar schreibt er seine erste Note an Neapel. Als nun Lord Malmesbury das auswärtige Amt übernommen, telegraphirt er am 13. März an Hudson, auf welche Autorität er an Cavour geschrieben, daß England gegen das Verfahren Neapels Einspruch thun wolle. Der Gesandte, der von seiner Note keine Copie behalten (!) begibt sich auf das auswärtige Ministerium, um dort die Note zu sehen, und findet, daß in derselben ganz etwas Andres steht, als was ihm mitzutheilen aufgetragen. Er weiß sich für diese Nachlässigkeit nur dadurch zu entschuldigen, daß er erklärt, es sei nicht seine Gewohnheit, die Noten, die er unterzeichne, mit den Entwürfen, welche er für dieselben gemacht, zu vergleichen (!) und Mr. Erskine bringt für seine Verdrehung nur einige Absurditäten vor, welche nicht den Namen einer Entschuldigung verdienen. Manche waren im ersten Augenblick geneigt, die ganze Sache für eine Komödie zu erklären, aber nähere Ueberlegung wird doch zeigen, daß eine solche unnöthig und unmöglich war, unnöthig, weil Lord Malmesbury nicht an die Meinung seines Vorgängers im Amte gebunden war, unmöglich, weil die frühern Minister ja nicht ihre Instructionen ruhig desavouiren und verdrehen sehen würden, vorausgesetzt selbst, daß ein Mann wie Hudson sich zum Sündenbock hergäbe. Wir glauben, daß sich die Sache ziemlich so verhält, wie sie aussieht, obwol dergleichen diplomatische Schreibfehler und Nachlässigkeiten über alles erlaubte Maß hinausgehen. Noch unbegreiflicher aber scheint es, daß, da doch sowol Lord Clarendon mit dem sardinischen Gesandten, als Graf Cavour mit dem englischen unzweifelhaft nach Erlaß jener Note vom 5. Januar über eine so wichtige Angelegenheit werden gesprochen haben, keiner dieser Staatsmänner die Differenz gemerkt hat, man sah den Fonds der Sache gewiß auf dieselbe Weise an, aber es ist doch ein bedeutsamer Umstand, den man wol in der Unterhaltung berührt, ob eine Regierung positiv erklärt hat, gegen einen Act protestiren zu wollen oder nicht. Begreiflicherweise ist die sardinische Regierung über die Sache sehr gereizt; den unparteiischen Zuschauern aber ist diese Komödie der Irrungen ein neuer Beweis für die Wahrheit des Wortes Oxenstiernas: Mein Sohn, du weißt nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Der kirchliche Geist in England und seine Zukunft.

Vor nunmehr zwei Jahren beschäftigte eine Frage ungewohnter Art die Aufmerksamkeit des englischen Unterhauses. Die Frage schien unbedeutend im Angesichte eines blutigen Krieges, der unter erstaunlichen Opfern zu einer Katastrophe endlich gebracht war, über den aber die Unterhandlungen noch schwebten. Nicht als eine Frage von Principien, nicht in den Farben der Partei, nicht unter dem Banner der Gedanken- und Religionsfreiheit, nicht als ein Lebensinteresse der christlichen Gesellschaft, nicht einmal als ein allgemein empfundenes Interesse des gesammten Volkes trat die Frage auf. Es handelte sich einfach um eine unschuldige Ergötzung der unteren Volksclassen, welche in den großen Städten der vereinigten Königreiche zusammengedrängt leben: um die Eröffnung der Museen und Kunstsammlungen für Schaulustige an Sonntagnachmittagen.

Der Deutsche lächelt über die Harmlosigkeit des Gegenstandes; er ist an geräuschvollere Sonntagsfreuden gewöhnt; Tanz und Musik am Sonntage sind uns, mit ihrem Gefolge geselliger Lust, eine alte, liebe Gewohnheit, an der wir festhalten, und welche uns eine frommgewordene, den Himmel bevormundende und das Heilige überwachende Polizei nicht entreißen kann; die Bühnen sind offen, und Sänger und Schauspieler thun ihr Bestes, um den Geschmack des Publicums zu befriedigen. Im Vergleich hiermit, was konnte Verfängliches an dem Antrage des Sir Joshua Walmsley sein? War derselbe einer Einwendung werth? Mußten sich nicht alle Hände für eine Maßregel erheben, welche, mit wie schwachen, unzulänglichen Mitteln auch immer, nichts Anderes bezweckte, als Geschmack und Kenntnisse zu verbreiten, und dem großen Haufen eine Quelle der Erholung und Erhebung zu öffnen?

Und dennoch — der Antrag Sir Walmsleys ward verworfen nach einer mehrstündigen Debatte, an welcher die besten Kräfte der liberalen Partei sich betheiligten, verworfen mit 376 gegen 48 Stimmen. Wenn es sich um Abwendung einer allgemeinen Landesgefahr gehandelt, hätte die Entscheidung kaum nachdrücklicher ausfallen können.

Allein es wäre irrig, zu behaupten, daß diese Entscheidung im Schoße des Unterhauses erzeugt, entwickelt und geboren worden. So weit uns die Acten vorliegen, war in den vorausgängigen Verhandlungen durchaus kein Grund gelegt, auf den das Endurtheil sich stützen konnte. Die fähigsten Redner berührten kaum von fern die großen allgemeinen Prinzipien, die hier in Frage stehen. Die Liberalen — obenan der junge Lord Stanley (Sohn des Earl von Derby), dessen aufsteigender Stern bei dieser Gelegenheit mit

Recht Aufmerksamkeit erregte — wie die Conservativen begnügten sich mit ein paar kühlen praktischen Erörterungen, die durchaus auf der Oberfläche blieben; während die Fraction Cobden, die für ewigen Frieden und Humanität so überflüssig schwärmt, sich in der Negative verhielt. Das Urtheil über den Antrag war von außen dictirt. Nicht die Vertretung des Volkes, sondern eine regsame, leidenschaftliche Partei hatte gesprochen. Diese Partei hatte Zeit gehabt sich zu rüsten, um mit ihrer ganzen Macht einzutreten. Hunderte riesiger Petitionen waren eingelaufen neben den Verwarnungen zahlreicher Constituenten an ihre Vertreter. Am Tage der Entscheidung fand es sich, daß 628,294 Personen sich gegen den Antrag erklärt hatten, für denselben nur 27,257. Das „Volk“ hatte entschieden.

Das Volk! Und stellen diese 655,551 Personen das Volk dar? Wer sind sie? Welches Interesse haben sie?

Ehe wir zur Charakteristik der Majorität übergehen, werfen wir einen Blick auf die Minorität der Petenten. Ihre Zahl ist vergleichsweise gering; bei näherem Anschauen wird man sie dagegen auffallend stark finden. Mögen Philosophen und Aufklärer predigen und demonstriren, so viel sie wollen, durch eine bloße Negation wird die Menge nie stark und nachhaltig erregt. Diese verlangt Thatsachen, Klarheit, Offenheit, vor allem ein bestimmtes, festes Ziel. Hätten die Liberalen ihr Sonntagsproject begründet auf die Ideen der Gleichberechtigung aller, der Humanität, der Bildung und Erziehung des Volkes, so wären ihnen Hunderttausende freidenkender Männer aus allen Ständen zugeströmt. Die Frage wäre echt populär geworden. In der Fassung dagegen, welche ihr zu Theil wurde, erschien sie mehr als eine Demonstration gegen die streng kirchliche Partei, als eine Opposition gegen eine alte, tiefgewurzelte Sitte. Von dieser verneinenden Seite sieht man sie immer und immer wieder behandelt. Und so betrachtet, ist ohne Zweifel der Quäker und der Baptist mit seiner praktischen Orthodoxie im Vorrecht. Eine bornirte Ueberzeugung ist überall mehr werth als Geist ohne Grundsätze. Wer dem Volke einen Wahn nehmen will, gebe ihm dafür eine Wahrheit. Wenn nun trotzdem 27,000 Personen gegen die Sonntagsbeschränkung sich erhoben, so ist es klar, daß dieses Leute sein müssen, die von dem eigentlichen Gehalt der Frage wenn nicht einen klaren Begriff, doch wenigstens ein allgemeines Gefühl haben und sich von etwas Positivem getrieben fühlen. Und 27,000 Menschen, warm für eine Idee, sind eine große Armee, die nicht am Siege zu verzweifeln braucht.

Und dies führt uns dazu, wieder einmal ein Bild des kirchlichen Geistes in England zu geben. Es ist über die Bigotterie dieses Reiches so viel aus deutschen Federn geflossen, daß man sich dieses Themas gern ganz enthalten möchte. Da aber der Gegenstand von höchster Wichtigkeit ist, so dürfen wir

für unvermeidliche Wiederholungen bekannter Verhältnisse Nachsicht beanspruchen, die man uns um so weniger versagen wird, als wir als Entschädigung einige Thatsachen beizubringen gedenken, welche geeignet sind, die Frage in ein neues Licht zu stellen.

Die englische Nation theilt sich gegenwärtig in vier Stufen der religiösen Ueberzeugung.

Erste Stufe: Die Aufgeklärten — Leute, welche sich um keine Speculation kümmern, außer die kaufmännische, im Erwerben, Erhalten und Vermehren eines soliden, mathematisch meßbaren Besitzthums den Zweck und etwa in abgemessenem Genuß desselben die Verschönerung des Lebens erblicken, an der Politik so viel Antheil nehmen, als der Staat ihnen die Garantie ihrer Hoffnungen und Pläne bildet; im Uebrigen alles Höchste, Größte, Erhabenste von den Entdeckungen der Chemie und Mechanik, von Aluminium und Dampf erwarten. Diese sind natürlich auch für jede Frage des sittlichen Lebens indifferent, alles, was nicht rein „praktisch" ist, sehen sie nur mit den Augen der Neugier an. Die Sonntagsfrage betrachten sie als ein curioses Experiment, dem man zusieht, wie der weise Salomo durchs Gitter seines Fensters unter die albernen Unbeschäftigten sah.

Zweite Stufe: Die Hochkirche. Diese stattliche Maschine ist viel zu berühmt, als daß man eine lange Schilderung davon zu geben brauchte. Gewiß ist, das die Reformation Heinrichs VIII. noch auf demselben Flecke steht, wo der despotische Reformator, der abtrünnige Vertheidiger des römischen Glaubens sie hingestellt. Die von ihm reorganisirte Hierarchie theilt natürlich das Gelüst aller ihrer Schwesterschaften: bei Gelegenheit die losen Zügel wieder straffer zu ziehen. Es ist aber nur eine dürftige Reminiscenz, wenn der anglikanische Klerus sich alljährlich zur Eröffnung des Parlamentes im Palaste des Erzbischofs versammelt, um damit sein Dasein als Gesammtheit zu beurkunden, und wer weiß, welche alte Rechte zu reserviren, die ihm einen längstverlornen Einfluß auf die Beschlüsse des Parlamentes gestatteten. Wenn das Haupt der Kirche die Frage stellt, ob man dem Parlamente etwas vorzulegen habe, so ist es schon hergebracht, daß ein allgemeines Stillschweigen antwortet, worauf die Versammlung ebenso erbaut sich auflöst, als sie zusammengetreten. Der Klerus hat keine directe politische Macht. Er ist glänzend ausgestattet und hat also keinen positiven Grund zum Kampf. Er enthält eine große Anzahl höchst gelehrter, literarischer Persönlichkeiten, welche, wenn nicht gegen ihren Stand, doch auch nicht leicht wider ihre persönliche Reputation aufstehen werden. Ja nicht einmal eine Herausforderung wird ihm zu Theil, da man ihn allgemein für antiquirt ansieht. Die Hochkirche steht wenn nicht über doch außer den Parteien. Ihre Ansprüche sind ein Gewohnheitsrecht. Sie selber stellt den Protestantismus der Gewohnheit,

Form, Nützlichkeit dar, ohne Ideen und Leidenschaften — eine Kirche, um darin friedlich zu schlummern. Diejenigen, welche in diesen stillen Hallen der Ruhe pflegen, verlangen nicht danach, in irgend einen Streit sich zu mischen, das Aeußerste, was sie thun, wenn der Lärm um sie her zu arg werden will, ist, für einen Augenblick den Kopf aufzurichten, schlaftrunken um sich her zu blicken und gegen jede Störung ihrer Andacht Protest einzulegen.

Dritte Stufe: Das dickblütige Sektirerthum.

Sekten sind ein nothwendiges Uebel im Protestantismus. Sie scheinen sein Leben zu bedrohen, indem sie ihm einen Theil seiner Kräfte entziehen und Spaltung über Spaltung in ihn hineintragen. Darum erheben die protestantischen Priester aller Orten ihre Stimme so laut gegen Sektenwesen und verkündigen das „eine Herde und ein Hirte", als föchten sie für echten, reinen „Papismus". Als läge die Macht und Wahrheit des Protestantismus in Zahlen und Massen! Und als könnte das Anathema der Concilien wieder ins Leben gerufen werden. Gewiß ist nichts unprotestantischer, als die Dragonaden Louis XIV., in welcher Form auch, innerhalb protestantischer Staaten zu erneuern. Mit dem ersten wirksamen Protest der großen Reformation kann die Sache nicht vollendet sein. Was jene Morgenstunden der neuen Zeit beseelte, war ja nicht Widerspruch gegen eine bestimmte Person, gegen ein paar Dogmen oder Kirchenregeln: es war der Bann, ausgesprochen gegen das Erstarren und Verkalten kirchlicher Formen, aus denen der Geist geschwunden war. Wie im menschlichen Körper der Proceß elementarischer Wandlung und Erneuerung unaufhörlich vor sich geht, so will der menschliche Geist nicht rasten und altern in einem ruhenden, alternden Leibe: er protestirt gegen das träge Fleisch, das ihn gefangen halten will; er protestirt zu Gunsten seiner ewigen Jugend und Frische gegen alles Stillstehen und Einschlafen. Er ist in einer beständigen Metamorphose. Wachsend, schwellend, sich mit Inhalt und Feuer füllend, sprengt er von Zeit zu Zeit die Hülle, streift die alte Haut ab, gleich den Schlangen der alten Fabel, und erscheint plötzlich in einer neuen Gestalt. Solche große Frühlingsepochen feiert er freilich nicht in jedem Jahrzehnt, aber das Menschlein, das das erhabene Völkerfest nicht mit begehen darf, fühlt doch ein Bedürfniß, den Proceß wenigstens im Kleinen durchzumachen. Sektirerei ist demnach, um noch einmal ins Bild zu fallen, die Häutung der Raupen im Kohle.

Alle diese Wiedergeburten nun, die der großen, heiligen Schlange, wie die ihrer im Gemüth lebenden Caricatur beruhen auf demselben Princip. Alle Proteste der freien Kirche schöpfen Athem, Leben und Feuer aus dem Worte der Bibel. Dieses wunderbare Denkmal, von unbekannten Händen mit flammenden Charakteren in das Buch der Menschheit geschrieben, hat mehr

Inspirationen erweckt, als in der Kirchengeschichte registrirt sind. Es liegt auf dem Altar der Menschheit; jeder hat das Recht, die Weihen zu nehmen und das Wort zu erklären, das „im Anfang war". Die Bibel aber hat es mit Geschichte und Philosophie gemein, daß in ihr jeder, wie in einem Spiegel, sich selber wiederfindet, und was bekommt da nicht mancher zu schauen? So ist es dem grübelnden Religionseifer des Ungelehrten nicht leicht gemacht, das Rechte vom Falschen zu unterscheiden; und so ist mancher beschränkte Verstand ehrlicher Frommen in ein Labyrinth von Mysterien und Religionsgeheimnissen geführt worden, die nur in der Phantasie existirten. So endlich ist es zu erklären, daß einzelne Aphorismen und Sätze der Bibel die Grundlage fast aller protestantischen Sätze geworden sind, wie grade die Anlage und Stimmung eines begabten Menschen auf diesen oder jenen Passus stieß und von ihm angeregt wurde und der Widerspruch der umgebenden Welt den ungeschickten und nicht zur Allgemeinheit des Blicks sich erhebenden Forscher auf dem Einen, als dem einzig Wahren und Wichtigen fixirte. — Darum durfte auch Luther so frei, kühn und in furchtloser Consequenz mit den Worten der Bibel walten; denn hinter den Worten hatte er den Geist der „Inspiration" geschaut, und so mochte er über den Faltenwurf der Gewänder getrost hinwegsehen. Die Planeten, welche von seiner Sonne ihr Licht borgten, konnten natürlich nicht so erfolgreich sein. Wie andere Geister zweiten Ranges haben sie das Kleid für das Wesen gehalten: sie wollten den tödtlichen Einflüssen einer Orthodoxie entfliehen und schufen eine andere.

Die Scheidewand der Sekten ist also eine zufällige. Ein enges Band hält sie zusammen; und die Einheit des Protestantismus wird durch diese Spaltungen nicht verletzt. Und wenn in diesen speciellen Bewegungen ein einseitiges Leben sich äußert, so ist es eben doch Leben und Bewegung und zwar hergeleitet von der gemeinsamen Quelle.

Die Sekten Englands sind sich dieser Solidarität ziemlich klar bewußt; wenigstens bezeugen sie dieselbe praktisch bei jeder Gelegenheit. Gegenseitige Rivalität hindert sie nicht, eine feste, compacte Masse zu bilden: sie haben eine Gesammt- und Parteipolitik, der sich oft die Sektenmeinung unterordnen oder davor verstummen muß; sie haben eine gemeinsame Taktik.

Nach alledem ist es natürlich, daß sie eine ungemeine Familienähnlichkeit mit einander zeigen. Sie alle haben eine strenge, alttestamentliche Färbung. Vielerlei Aehnlichkeiten machen das Volk von England in gewissem Maße zu den Hebräern des Occidents und darum ist der Einfluß, welchen dasselbe dem alten Testamente erlaubt hat, doppelt interessant. Hierin stehen alle andern protestantischen Völker ihm weit nach. Es ist wahr, daß der rein orientalische Geist der jüdischen Schriften dem Fanatismus und der Schwärmerei überhaupt holder ist als das neue Testament, in dem der mehr nüchterne Geist des Abendlandes sich mit der religiösen Begei-

sterung vermischt. Durch das letztere zieht sich der Ton der Belehrung und Ermahnung, der überhaupt das Wesen unseres Religionsgründers ausmacht; es spricht zum Gemüthe: die ersteren erscheinen im vollen Pomp eines hierarchischen Aufzuges; eine stolze Reihe von Helden, Priestern, Königen, Propheten wandelt an uns vorbei; das Schicksal eines ganzen Volkes, zusammengefaßt im Brennpunkte unseres Glaubens, entwickelt sich folgerecht: und das alles spricht mächtig zur Phantasie. Im neuen Testamente liegt das Material nur zerstreut und ungeordnet vor; das alte zeigt den fertigen Bau der Gottesherrschaft. Das neue Testament neigt zur Vereinzelung, Reflexion und äußeren Stille, das alte predigt Gesammtheit, Kampf, Arbeit. Alles das macht das alte Testament zu einem unberechenbaren Schatz für religiöse Eiferer. Und auf welche Weise ist derselbe in England ausgebeutet worden! Das nicht protestantische Frankreich rief Rom zu seinem Vorbilde der Freiheit und Gleichheit auf. Die Geister der Brutus, Marius und Cäsar wanderten spukend durch die Straßen von Paris. Das protestantische England, hundertzwanzig Jahre früher, griff zum alten Testamente. Wenn der Protestantismus ein kämpfendes Heroenzeitalter erlebt hat, so ist es im Puritanismus. Dieser in Schottland geborene Sonderling hatte sich gradezu vorgesetzt, die Zeiten Josuas und der Richter wieder heraufzurufen. Gideons Schwert, das auch der unglückliche Thomas Münzer den Bauern des Eichsfeldes im Jahre 1525 vorantrug, schlug die Schlachten der Republikaner; die Widersacher waren die Amalekiter und Philister; genug, die Auserwählten, grade wie die Kinder Israel, fühlten sich in dem Gedränge der tobenden Heiden erst dann recht sicher, als sie sich auf dem vollen Wege sahen, das Gleichniß zu erfüllen. Es war aber in der That nicht blos äußere Aehnlichkeit, was dadurch hergestellt ward. Ein blindes, unbedingtes Vertrauen in die Kraft des Glaubens, eine rauhe Frömmigkeit der fechtenden Heiligen und ein Geist der Selbstverleugnung, der ans Erhabene grenzt, wenn ein ganzes Volk ihn in solcher Weise durchführt, und der allein die ungeheuren Erfolge jenes Zeitalters erklärt, waren die natürlichen Begleiter. Mit einem Schlage machten die Puritaner dem „lustigen alten England“, von dem die Geschichte der zügellosen Stuarts so viel zu erzählen weiß, ein Ende und führten jene herben Sitten und Lebensansichten ein, welche so viel zur Größe Englands beigetragen haben, nun aber, in neuester Zeit, als unverträglich mit dem Geiste des Jahrhunderts bekämpft werden. — In diese Spuren nun sind fast alle Sekten Englands getreten und bekennen sich zu demselben Geiste. In ihrer Verwandtschaft mit dem Judenthume erkennen sie das Palladium ihres Daseins und ihrer Kraft.

Aus dem vorliegenden Bilde ergibt sich, auf welche Seite in öffentlichen Fragen, das religiöse Leben des Volkes betreffend, die Entscheidung fallen muß. Die Hochkirche ist so stabil, als man ohne den festen Schwerpunkt

eines allgemeinen Princips sein kann — nicht weiter; die Sekten aber haben einen solchen Schwerpunkt in ihrem Hebraismus; um diesen haben sie sich fest gelagert; an ihn klammern sie sich an; hier lasten sie mit ihrem ganzen Gewichte; das ist ihre unangreifbare Position. Und so bilden sie in jeder Lebensfrage die legio tonans, die sich vor den Thoren der Hochkirche, — deren gesetzliche Uebermacht sie noch immer als ihre Lehnsherrin betrachten, obschon sie längst in krasser Felonie von ihr abgefallen, — aufstellt, um für das Palladium zu fechten, während die alte Herrin ihnen nur als Rückhalt dient und ihre Stellung deckt. Mag es für möglich gehalten werden oder nicht? aber diese Myrmidonen sind die echte Leibgarde und Schutzwache der verwitweten Königin, die schreienden Gänse des schlummernden Capitols. — Und wo sollte unter diesen Umständen die Sonntagsreform Boden finden? Welche Chancen hatte ein solcher Versuch? Und konnte derselbe zu einem Erfolge führen? — Wir haben vorläufig nur den Grund für den Ausgang jener parlamentarischen Debatte darlegen wollen. Unser ferneres Ziel ist, den Beweis zu liefern, daß ein neuer, allgemeinerer Geist auch dieses Volk zu beleben und aus seinem träumevollen Halbschlafe zu wecken versucht; daß die „Morgendämmerung“ einer schöneren Zeit auch hier aufgegangen ist. Und dies führt uns auf die vierte Stufe. Die Sabbatarier — wie sie sich mit Selbstgefälligkeit zu nennen belieben — siegten, weil sie eine geschlossene Partei bilden, die für einen Zweck wie der vorliegende Himmel und Erde in Bewegung setzt und Nacht und Tag thätig ist. Die Liberalen erlagen aus einem absoluten Mangel an Organisation. Denn der Liberalismus auf religiösem Gebiete ist zwar in England nichts absolut Neues; allein die Furcht vor der öffentlichen Meinung hat bisher Menschen, die gegen sich selbst aufrichtig genug zur Wahrheit waren, getrieben, das allgemeine Spiel zum Schein mitzuspielen. Der religiöse Liberalismus blieb eine persönliche, private Sache. Damit hat es nun aber ein Ende. Die Discussion auf dem Gebiete der praktischen Vernunft hat auch in Religionssachen begonnen; und schon ist es ein Zeichen großer geistiger Umwandlung, daß der Mann seine Meinungen zu vertreten wagen kann. Man erwarte aber diesen Fortschritt von keiner falschen Seite.

England ist als das Land des Materialismus bekannt. Die materialistischen Philosophen Deutschlands mögen mit gewaltigerer Hand an der Offenbarung und dem theoretischen Christenthume rütteln; die praktischen Materialisten haben schon längst diesen Bau von Innen heraus zerbröckelt. Jene versenken sich so tief und leidenschaftlich in die Wunder und Geheimnisse der sinnlichen Welt, daß sie nur einen Schritt zu thun brauchen, um in eine neue Welt der Wunder hineinzutreten; sie stehen gleichfalls wieder an der Schwelle einer neuen Offenbarung; diese dagegen auf ihrem reellen Boden, lassen sich von keinem Phantom des Gemüthes oder der forschenden Idee be-

unruhigen, sie streben einem gewissen Ziele zu, das in seinem irdischen Glanze ihre ganze Seele ausfüllt. Sie reden vom ewigen Frieden und meinen damit die Baumwollenmanufactur, von Humanität und Menschenliebe, und meinen ungestörten Opium- und Theeaustausch; von der Freiheit europäischer Nationen, und meinen damit die Alleinherrschaft Englands zur See. Macht ihnen begreiflich, daß Geistesfreiheit und allgemeine Bildung zu diesen Dingen förderlich ist, so sind sie die Eurigen. Allein solche Speculatoren fallen erst in die Wagschale, wenn dieselbe im Niedersinken begriffen ist.

Allein es gibt noch andere Elemente, welche für die öffentliche Intelligenz eintreten. Es müßte in der That wunderlich zugehen, wenn in einem Lande, das die größten praktischen Denker und Staatsmänner erzeugte, nicht auch Leute lebten, welche sich über den engen Gesichtskreis sektirerischer Parteiungen erhoben haben. Ja es gibt hier Leute, welche begreifen, daß die Schatten der Knox und Cromwell, welche noch wie Gespenster an den Thoren der protestantischen Freiheit Wache halten, gebannt werden müssen, und daß das Joch, welches ein um seine Freiheit kämpfendes Volk sich freiwillig auferlegte, nicht mehr an der Zeit ist. Sie sagen sich, daß es hohe Zeit für England ist, daß die Masse des Volkes, in welcher die Kraft und Größe des Reiches endlich doch wurzelt und daraus ihre Nahrung saugt, aus der Unwissenheit und veralteten Rohheit erlöst und zu der Bildung der Neuzeit herangezogen werde. Sie wissen, daß nicht blos der Fortschritt des Reiches davon abhängt (weil ein unwissender Pöbel sich als bleierne Sohle an dessen Fersen hängen würde) — sondern auch dessen Existenz, weil die Kluft der Classen nicht ohne die äußerste Gefahr sich noch weiter aufreißen darf. Ja, sie sagen sich, daß, wenn England jetzt nicht auf der Bahn allgemeiner Bildung des Volkes vorwärtsgeht, es sicherlich in Kurzem den Krebsgang werde antreten müssen.

Solch ein Fortschritt aber war schon entschieden in dem Augenblick, wo das Parlament mit der angeblichen Majorität des Volkes sein eigenes Verderben zu votiren schien.

Es ist eine der Wohlthaten, welche England dem amerikanischen Tochterlande verdankt, daß es die Freiheit, welche es ihm politisch erst gelehrt und dann geschenkt, geistig und religiös von demselben zurückerhält. Die Sekte (wenn es eine Sekte zu nennen) der Unitarier, die in ihrem Schoße einen Channing, Emerson, Parker aufzuweisen hat, dieses Kind amerikanischer Freiheit und deutscher Offenheit, angelsächsischer Praxis und deutscher Forschung, hat eine weite Stätte in England gefunden. Der deutsche Nationalismus hat das Unglück einer allgemeinen Verdammung und Desertion erlitten, weil die Vertreter und Vorfechter desselben nicht gewagt haben, ihn hinter der Thüre keck hervor und ins öffentliche Leben zu ziehen; diese Män-

ner hatten zu Gericht gesessen und wagten schließlich nicht, ihre eigene Sentenz zu vollziehen; so erfuhr ihre Sache (und zum Theil noch sie selbst) die Niederlage, deren eine halbe und ohne aufopfernde Hingebung vertretene Wahrheit immer gewiß ist. Der Unitarismus hat den Muth der Consequenz besessen und das Dogma abgeschüttelt. In wachsender Kraft hat er seinen Weg von Westen nach Osten gemacht, übers atlantische Meer, und wird diesen Lauf fortsetzen, bis er alle Ueberreste des negativen und positiven Papismus, alle Machtworte Asiens, alle Phantasmagorien Afrikas aus dem Protestantismus verdrängt hat. — Dies ist der eine Verbündete der Vorfechter protestantischer Geistesfreiheit. Allein es wäre Unrecht, überhaupt eine ganze Partei oder gar Nation der Unklarheit und Gedankenlosigkeit in religiösen und moralischen Dingen zu beschuldigen. In allen Zeiten und Umständen wird es geschehen, daß die Menge eine mehr oder weniger passive Rolle spielt, und in ihren wichtigsten Angelegenheiten andre für sich denken läßt. Dagegen werden auch zu allen Zeiten sich unter der Menge eine Anzahl stiller, redlicher Denker finden, die im allgemeinen Lärmen ihren eignen Weg behaupten, und sich auf eigne Hand den Weg zum Lichte tasten. Nirgend ist dies mehr der Fall als in England. Manches kommt dabei dem gemeinen Manne zu Statten: die allgemeine Oeffentlichkeit, sein Interesse am Staat und Regiment, seine Beschäftigung mit politischer Lectüre, die Menge und Zugänglichkeit der Versammlungsorte aller möglichen Sekten, der populäre Ton der englischen Literatur, der Eindruck eines weitgreifenden Weltverkehrs und dessen mannigfache Belehrungen, das Nationalgefühl, das auch dem Gefühle des persönlichen Werthes Nahrung zuführt, der prüfende, langsame, erwägende, nie rastende, nichts halbthuende Geist der germanischen Race. So hatte sich, lange vor und unabhängig von Sir Walmsleys Motion, inmitten der Arbeiterclasse ein Verein von Männern gebildet, welche es sich zur Aufgabe stellten, dem Sonntage ein heiteres Lebenselement einzuflößen. Die Theorie der Weisen war unter den Einfältigen schon längst zur That geworden. Dieser Arbeiterverein stellte sich, sofort nachdem die Sonntagsfrage im Parlamente aufgetreten war, unter Sir Walmsleys Patronat. Die National Sunday League ward jetzt ein Mittelpunkt, welchem Elemente aller Art zuflogen; und schon im Monat März standen über hundert der angesehensten Namen des Landes in den Listen derselben. Sammlungen wurden veranstaltet, ein Büreau errichtet, Zweigvereine organisirt, durch Agenten in verschiedenen Städten die Sache zur Sprache gebracht, selbst ein literarisches Organ, in Gestalt regelmäßiger Monatsberichte ausgegeben. Und so thätig war die kleine Schar, daß sie schon im September über zweitausend Köpfe zählte. Und so wurde die Sonntagsfreiheit das Losungswort einer regsamen, opferbereiten

Partei, von dem Augenblick an, wo das Parlament dieselbe im Namen der Masse verweigert hatte.

Eine starke Ermuthigung erhielt die Bewegung auf einige Zeit durch das Benehmen des Ministeriums, das selbst Miene machte, als Vorfechter derselben aufzutreten. Der Minister des königlichen Haushaltes, Sir Benjamin Hall, verfügte mit Uebereinstimmung des Premier, daß die Musik der Garderegimenter künftig in den verschiedenen Parks, besonders den reizenden Kensingtongardens, aufspielen solle. Der Zulauf war unermeßlich. Zweimalhunderttausend Personen sollen an den beiden Sonntagen des 13. und 20. April die Thore des letztgenannten Parks passirt haben — ein schlagender numerischer Beweis gegen die angebliche Prüderie des englischen Volkes. Allein die Freude war kurz. Schon Ende April erschien eine Verordnung des Lord Palmerston, welche die Maßregel, die er selbst angeordnet, zurücknahm. Es wäre kindisch, wegen einer so unbedeutenden Sache dem Minister den Proceß machen zu wollen. Und mag Lord P. als Mann der Principien so stark oder schwach sein, als er will, gewiß ist, daß die Stimmen der über die Sabbathschändung entsetzten Puseyiten und schottischen Independenten auch einen andern betroffen gemacht haben würden. Um so mehr, als diese leidenschaftlichen Dissenters einen Kanal gewählt hatten, der der Sache neue Wichtigkeit verlieh. Es war der Oberhirt der Hochkirche, der Erzbischof von Canterbury, den sie zum Fürsprecher erwählten. Der greise Prälat empfing diese Huldigung zweier sonst so oppositioneller Sekten mit der größten Huld und fand sich bewogen, dem Minister gegen einen Schritt, der gegen alle Sitten und Meinungen aller Kirchen laufe, die lebhaftesten, wenn auch hochachtungsvollsten Vorstellungen zu machen. Einer solchen Stimme konnte der Minister das Gehör nicht verweigern.

Der Engländer ist in der Politik und im öffentlichen Leben nicht sentimental. Anstatt die Hände in den Schoß zu legen, machten die Sonntagsbündler vielmehr einen Ehrenpunkt daraus, die Idee Sir B. Halls zur Ausführung zu bringen, und fortan erschallten, auf Privatkosten, allsonntäglich in den verschiedenen Parks Musiken, zu denen das Volk in Myriaden strömte. Der londoner Pöbel kann anständig sein, wenn er es sich in den Kopf setzt, und so hat die Sache ohne die geringste Störung und Dazwischenkunft der Polizei ihren Fortgang gehabt. Auch in den Provinzen fand sie Beifall. Birmingham, Leeds, Newcastle und andere Städte wollten hinter der Gottlosigkeit der Hauptstadt nicht zurückbleiben, und die Sonntagsfreiheit wurde, wohl oder übel, durch allerlei Volk, das, ohne grade besonders klare musikalische Begriffe zu haben, sich zu musikalischen „Banden" vereinigte, in den blauen Sonntagshimmel hinaufgeblasen. „Machet vor dem Herrn ein Geräusch!" sagt der Psalmist. Das wurde nun das Losungswort mancher, sei es ästhetischer, sei es christlicher Gewissen. Die Eiferer verkrochen sich tiefer

in ihre Kapellen und Kirchen, und rüsteten sich einstweilen mit der schweren Artillerie ihrer Polemik, während zarte Seelen um ihrer eignen Seelenseligkeit willen es für nöthig hielten, dem Sabbath doch Zugeständnisse zu machen und wenigstens die große Trommel, die doch sicher nicht erklungen sein konnte, als David vor der Bundeslade tanzte, aus der Partitur zu streichen, die das Programm, bestehend aus Verdi, Donizetti und Rossini vorsorglich mit etwas Händelmusik zu versetzen, um gleichsam den Teufel mit dem heiligen Ambra zu beräuchern und rein zu machen. Ein unverbesserlicher Mucker, wer nach so sorglichen Castigationen noch Anstöße findet! —

Was von der Frage selbst zu halten ist, darüber ist es kaum nöthig, das Urtheil ausdrücklich niederzuschreiben. So wichtig sie als ein Symptom, so unwichtig ist sie als Sache für sich. Die Eröffnung der Kunstsammlungen, die Production von einem halben Dutzend Musikstücken zweiten und dritten Ranges kann nicht die großen Wirkungen auf die Geschmacks- und sittliche Bildung ausüben, die man sich vorspiegelt. Mag sich auch der Genius der Kunst zuweilen auf die Stirn eines auserwählten Lieblings niederlassen, und ihn mitten in der Formlosigkeit eines rohen Jahrhunderts mit den zartesten, vollendetsten Schöpfungen erfüllen, deren der Mensch fähig ist, der großen Menge geht die Schönheit nicht so von selbst auf. Das Schöne erfordert vorausgehende Bildung des ganzen Menschen; ohne diese kann man es nicht einmal genießen. Um das Schöne gar zu verstehen, ist aber eine so specielle Bildung erforderlich, wie sie wenigen zugänglich. Dem Kinde genügen schreiende Farben, phantastische Gruppen, abenteuerliche Situationen und Erfindungen. Um also eine reelle, durchgreifende Wirkung aufs Volk durch jene Mittel zu erzielen, müßte eine großartige Entwicklung der öffentlichen Erziehung vorausgehen. Bevor dies nicht geschehen, kann in dem Bestreben der liberalen Partei nur die wohlwollende Anerkennung eines edlen Princips gesehen werden. Die denkenden Verfechter der Sonntagsfreiheit, wenn sie es sich auch über anderen, materiellen Geschäften nicht zur Klarheit gebracht haben, müssen doch fühlen, daß der Dienst, den sie der Volksbildung bringen wollen, auf ganz anderem Boden geschehen, daß das Ziel auf ganz anderem Wege erreicht werden muß. So mag denn die ganze Bewegung als ein praktischer Protest gegen die hergebrachte Exclusivität der höhern Bildung und Erziehung angesehen werden. Dem Volke selbst wäre, wenn Sir Walmsleys Vorschlag gesiegt hätte, weiter nichts geboten, als ein neuer Weg der Belustigung; und es ist fraglich, ob es nicht Vergnügungen gäbe, deren gegenwärtig das Volk immer noch bedürftiger und fähiger wäre, und aus denen es weit mehr gesunde Anregungen empfangen würde. Zudem handelt es sich nur um die Bevölkerungen großer Städte; dem Kern der Nation, dem Landvolk, würde es ganz gleich sein können, ob in den londoner Parks die Symphonien Beethovens,

die Oratorien von Haydn und Händel, oder die parfümirten Seufzer des Trovatore wiederhallten. Man treffe Anstalten, daß unter jedem Strohdach, in jeder Dorfkapelle gebildeter Gesang möglich werde! Das ist das Mittel, das Seelenleben des Volkes zu erhöhen und den puritanischen Geist zu bannen. —

Schreiben wir aber der Sonntagsfrage eine so geringe Bedeutung an sich selbst zu, so müssen die Gründe, weshalb wir sie so ausführlich besprochen, wenigstens angedeutet werden. —

Ein Deutscher schreibt diese Zeilen. Während er sich mit Freuden sagt, daß seine Nation an tüchtiger Bildung, an schöner Lebensanschauung, an Veredlung des Daseins im geistigen Sinne über alle andern den Vorrang hat, will er zugleich andeuten, auf wie eignen Bedingungen das Leben und die Zustände in Deutschland beruhen. Wenn aber schon auf dem indifferenten Boden der allgemeinen Sitten und Anschauung, um wie viel mehr auf dem streitigen der Politik. Möchten die modernen Anglomanen die Sache besser studiren, und zur Klarheit darüber kommen, ob England, ja, ob irgend ein Ausland überhaupt das Muster für unsere Entwicklung werden kann, oder ob nicht Deutschlands Zukunft ihren eignen Weg finden muß. Stehen wir politisch tiefer, so stehen wir in andern Beziehungen des geistigen Lebens über England, und haben also auch ein Recht, nach diesem Maßstab unsrer Bildung und Denkart den Bau der Zukunft einzurichten. Ein Deutscher schreibt diese Zeilen. Wer gönnt ihm nicht, im fremden Lande das Echo schöner, herzlicher Stimmen und Klänge aus der Heimath zu hören? Die Vorgänge, Lehren und Ansichten Deutschlands sind es, die ihm in all diesen Bestrebungen entgegenkommen. Sein so viel geschmähtes, weil im hohen Gerichtshof Europas so dürftig vertretenes Vaterland gilt dem stolzen Auslande in den wichtigsten Lebensfragen als ein Vorbild. Auf das, was zwischen Rhein und Weichsel gedacht und empfunden worden, lehnen sich die Materialisten des Themsestrandes und hoffen ihr Heil davon. Fließt nicht ein verzeihlicher Stolz aus dem Bewußtsein, daß Deutschland das Amt eines Apostels des Schönen und Guten unter den Völkern erhalten hat?

Endlich aber ist es ja wol auch interessant, zu beobachten, in welcher Weise eine, wenn auch untergeordnete Frage im Lande des Parlamentarismus behandelt wird. In diesem Bezuge ist die Sonntagsfrage besonders günstig, weil sie, von der Politik ziemlich abgesondert, zwischen den Parteien liegt, weil sie alle materiellen Interessen ausschließt, und ebendeshalb nicht mehr Leidenschaft entwickelt, als nöthig ist, um den Menschen in Bewegung zu setzen. Wir sehen da, wie ein vom Volke mit Vertrauen bekleideter Mann einem weitgehegten Wunsche an höchster Stelle das Wort leiht, wie sich sogleich eine Zahl Gleichgesinnter zu ihm gesellt, wie die Elite der letzteren sofort

einen festen Kern bildet, wie dieser Verein sich vor allen Dingen durch Geldmittel zu stärken sucht, wie er durch diese die Mittel des Geistes, Belehrung und Ueberredung, in Bewegung setzt, und wie auf diese Art, wenn auch langsam und unmerklich, ja unter mancherlei Hindernissen und Niederlagen, die Sache fortschreitet. Auf diese „kleinen Anfänge" legt der Engländer großen Werth. Er haßt die plötzlichen Ausbrüche und drastischen Effecte, und überläßt sie dem Feuerwerke, das ebenso rasch verpufft, als es aufsprüht, und ebenso tiefe Dunkelheit zurückläßt, als es augenblicklich strahlte und blendete. Wir sehen endlich auch das seltsame Verfahren seiner Debatte. Mit einem wunderlichen Instincte vermeidet er es, die Principien der Frage festzustellen, um die es sich eigentlich handelt. Geflissentlich scheint er sich zu hüten, daß er das Stichwort gebe, welches die Lebensfrage der Gegenpartei in sich schließt. Schritt für Schritt rückt er vor, Zoll für Zoll gewinnt er dem Gegner das Terrain ab, Mann bei Mann sucht er auf seine Seite herüberzuziehen. Er ist nicht der Thor, auf eine Karte den ganzen Besitz zu setzen, oder durch eine Herausforderung auf Leben und Tod den Gegner zum Aeußersten zu treiben. „Gut Ding will Weile haben!"

Vermuthlich erwartet der Leser eine Argumentation wie diese: — „Ohne Zweifel soll der Sonntag der religiösen Erbauung vorzugsweise gewidmet sein und jedes Mittel ergriffen werden, um dieselbe allgemeiner und anziehender zu machen. Allein in einem Zeitalter, wo sich der Gedanke einen eignen Cultus geschaffen und als ein Repräsentant der Gottheit so herrlich mitten unter den Menschen steht, mag wol Gottesdienst und Geistesdienst nebeneinander bestehen und sich gegenseitig ergänzen. Wer die Größe des Menschen und seiner Werke so recht verstehen und genießen kann, dem geht erst die Größe der Gottheit auf. Darum sollte sich ein Cultus des Schönen und Heiteren mit dem des Erhabenen und Heiligen paaren!" So von der liberalen Seite. Von der conservativen aber wird er etwa folgende Entgegnung zu hören hoffen: „Die Werke Gottes sind ein Ding, die Werke des Menschen ein anderes. Es thut kein gut, beide miteinander zu vermischen. Beider Eindruck wird dadurch geschwächt, das Göttliche geschwächt und ein heidnisches Element in das Christenthum getragen. Verhüte Gott, daß das Griechenthum sich in die protestantische Kirche einschleiche und auf seinen verlockenden Pfaden zur Sinnlichkeit und Genußsucht anstatt zur Anbetung und Selbstverleugnung uns hinlocke." — Damit wäre in der That die praktische wie die theoretische Seite der Frage erschöpft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in Deutschland dieser Weg eingeschlagen worden wäre. Welchen Weg geht man aber in England?

Als Verfasser dieses Aufsatzes einen edinburger Fährmann auf einen Sonntag zu engagiren wünschte, um von Leith über die Mündung des Forth

gerudert zu werden, war die kurz ablehnende Antwort: „It is not lawful“— nefas est —; und so viel Gold als hinreichen würde, den Frith of Forth auszufüllen, hätte den eisenstirnigen Schüler des Knox nicht vermocht, das Verbotene zu thun. Dies selbige Wort ist das Feldgeschrei der Sabbatarier — „It is not lawful“ — ist ihre Antwort auf die Versuchung, den Sonntag noch zu anderen Zwecken zu benutzen, als zu den heiligsten. Ein gewisses zelotisches Parlamentsmitglied dieser Partei hat nicht weniger als vierzehn Gründe gegen die Sache aufgestellt, welche alle auf diese fünf Silben hinauslaufen. Der Omnibustreiber auf seinem luftigen Throne, wenn ihr ihn um seine Meinung fragt, nimmt die Thonpfeife aus dem Mund, räuspert sich, sinnt eine Weile und endigt mit dem weisen Spruch: it is not lawful; — obschon für ihn Sonntag und Werktag keinen Unterschied macht, und eine Pflicht ihn trotz aller Gesetze und Verordnungen, welche den siebenten Tag als abgesondert (set apart) von Gott selbst bezeichnen, zwingt, sein einförmiges, geisttödtendes Werk auch Sonntags zu verrichten. Dieses „it is not lawful“ bezieht sich nämlich auf das, was in der englischen Kirche als viertes Gebot aufgenommen ist. Was Luther im dritten mit den kurzen Worten zusammengefaßt: Du sollst den Feiertag heiligen, das ist im englischen Katechismus in einer hierarchischen Breite behandelt, welche dem ganzen Abschnitt 2. Moses 20, 8—12 Raum gibt. Diese Stelle verbietet freilich nur die Arbeit, nicht die Freude; aber was ist nicht schon alles aus der Bibel heraus und in dieselbe hinein erklärt worden? Der Volksglaube kümmert sich um euren gelehrten Apparat nicht und rennt mit seiner Wahrheit durch Dick und Dünn. Kommt ihm nur nicht mit Erläuterungen, Auslegungen und Schlußfolgerungen. Der Verstand und die Philosophie sind die Autoritäten, mit denen Satan die Frommen in sein Reich verlockt. Das ist auch die Meinung, die ein Herr Drummond im Unterhause aussprach. „Ich biete allen Citaten und wären sie aus der Bibel selbst entnommen, Trotz. Autoritäten sind für Dummköpfe und Leute ohne Kopf. Mag die Frage angesehen werden wie sie will, und von wem sie will, so viel steht fest: Ein Siebentheil seiner Zeit und ein Zehntheil seiner Habe ist der Mensch Gott schuldig!“ Das macht freilich allem Streite kurzweg ein Ende. Wir stehen hier dem Genius gegenüber, von dem Schiller sagt, daß selbst Götter gegen ihn vergeblich kämpfen.

Die Liberalen dagegen rufen die Geschichte selber zu Hilfe. Sie erinnern ihre Gegner daran, daß sie nicht zum ersten Male bei dieser Gelegenheit aufgefordert werden, dem Geiste der Zeiten Concessionen zu machen. Sie halten ihnen den Namen eines John Cotton vor. Dieses baumwollene Individuum war einer der puritanischen Prediger, welche zur Zeit Jakobs I. nach Amerika auswanderten. Er wurde veranlaßt, den Entwurf einer Verfassung für die Colonie Massachusetts zu machen, und er nahm in denselben folgende Artikel auf:

„Niemand soll am Sonntage reisen — kochen und backen — Speisen bereiten; es ist Frauen verboten, am Sabbath oder Festtag ihr Kind zu küssen; küßt aber ein Mann am Sonntag seine Frau oder umgekehrt, so soll der frevelnde Theil dem Friedensrichter zur Bestrafung übergeben werden." Penn, in den Verfassungsacten von Pennsylvanien, verlangt „alle Unmäßigkeit, Fluchen, Schwören, unsittliches Wesen, Vagabondiren, Musik und Schauspielwesen, Bettelei und Diebstahl" zu meiden. Wem in aller Welt, sagen nun die Liberalen, fallen solcherlei Verordnungen heutiges Tages anders als im Scherze ein? Gesetze sollten nach den Zeiten zugeschnitten werden, nicht umgekehrt. Ob es wirklich ernstlich damit gemeint sei, daß England hinter dem gesammten Europa zurückbleiben und sich an Aufklärung und echter Humanität von jedem Lappländer überbieten lassen solle? Ob es nicht eine Blame sei, daß ein Buch wie Humboldts Kosmos auf ferne Jahrhunderte hinaus ein solches Beispiel der Bigotterie aufbewahre, wie die Abbrechung einer Reihe mühsamer magnetischer Beobachtungen, weil am Sonntage Arbeiten als nicht lawful gelte? Ob es nicht Zeit sei, durch einen schlagenden Act der Welt zu beweisen, daß man über diese religiöse Pedanterie endlich hinausgekommen?

Die Antwort der Sabbatarier ist eine höchst bündige. Sie sind bereit, zu Märtyrern ihres Glaubens zu werden. Mag man sie verfolgen, sie an das Kreuz des Hohnes schlagen, ihnen die Dornenkrone des Spottes aufsetzen und die Lanze der Satire in die Seite stoßen. Aber sie wollen nicht von der Fahne weichen. Und wenn in weniger entscheidenden Zeitläufen Zugeständnisse gemacht worden sind, so sollen diese nun zurückgenommen werden. So drohen sie u. a. den Sonntagsverkehr ganz zu hemmen. Kein Boot, kein Train, kein Omnibus solle länger die sonntägliche Ruhe unterbrechen und das Volk zu unheiligen, leichtsinnigen Lustpartien verleiten. Ein Geistlicher bricht in die Worte aus: „Und wer sind diese Sonntagsexcursionisten? Die schmuzigsten, dümmsten, trägsten, ärmsten Glieder des Arbeiterstandes. So die Mehrzahl, und wenn die bessere Minderzahl solche Gesellschaft liebt, so möge sie bedenken, daß die Gemeinschaft der Thoren soll vertilgt werden." Das ist die Sprache eines londoner Indepedentenpredigers. Ein Geistlicher in der Provinz weigert sich, Sonntags Trauungen vorzunehmen, weil das Heirathen — eine Art weltlicher Belustigung sei. Er läßt sich vor den Richter führen und erklärt, das sei nicht blos seine, sondern vieler Collegen Schluß — mit diesen Mitteln suchen die Sabbatarier das rollende Rad der Bewegung zu hemmen.

Während dessen haben die Liberalen das schwere Geschütz ihrer Gelehrsamkeit und Syllogistik aufrücken lassen. Ein Heer von Predigten und Pamphlets recrutirt sich in kurzer Zeit, als dessen Flügelleute zwei starke zweibändige Werke über die innere und äußere Geschichte des Sonntags figuriren.

Wir haben nicht Lust, die ganze Legion zu mustern; aber die Grundgedanken auszuheben ist schon der Mühe werth. — Zwei Gesichtspunkte machen sich gegen den Sonntag geltend: der eine betrachtet den Sabbath als eine Einrichtung von Menschen für Menschen, die also auch von Menschen wieder aufgehoben werden kann. Dies ist weiter nichts, als eine Appellation an die Praxis, und viel zu kühl, als daß es auf den Gang der Dinge großen Einfluß haben könnte. Das Gros der Armee dagegen rückt mit soliderer Rüstung aus. Mit gelehrter Gründlichkeit trennen sie den Sabbath vom Sonntag. Das erste sei ein jüdischer, das zweite ein christlicher Tag. Das Christenthum aber, fahren sie fort zu folgern, hat das Judenthum überflüssig gemacht und aufgehoben; es hat den Sabbath d. h. den siebenten Tag verworfen und den ersten Tag der Woche zur Anbetung Gottes auserwählt — ergo ist auch das Sabbathgesetz des Juden überflüssig und ungiltig geworden, und alle seine Observanzen laufen den Pflichten eines Christen stricte entgegen. — Das heißt in der That, den Gegner syllogistisch niederdonnern; aus den Feuerschlünden seines eigenen Dogmatismus wird das Puritanerheer mit, wir wollen nicht behaupten Kartätschen und niederschmetternden Eisenbällen, wol aber mit dem mixed pickle seiner eigenen Erfindungen und Trugschlüsse überschüttet. Es gibt kein köstlicheres Mittel, die Narrheit zum Schweigen zu bringen, als sich selber ins Narrenkleid zu stecken, ihren Gang, ihre Mienen, Geberden, ich weiß nicht mit wie viel Wahrheit und gutem Glauben, anzunehmen, und ihr als ihr eignes Spiegelbild entgegenzutreten, und so weit geht die Siegesgewißheit dieser Dogmatiker des freien Geistes, daß ein Herr H. F. in allen Zeitungen inserirt: Hundert Pfund Sterling Belohnung demjenigen, der mir beweist, daß der jüdische Sabbath für den Christen bindend ist. Der größte aller Haarerzeuger, der Erfinder des unsterblichen Eau de Lob, offerirt in ähnlicher Weise zehntausend Thaler demjenigen, „der mir beweist, daß mein Wasser keine Haare erzeugt."

So schließen wir mit der Industrie, was wir mit der Religion begonnen. Es ist fern von uns, sagen zu wollen, daß bei den Meisten eines aufs andere hinauslaufe. Nur bedenke jeder, daß jedes Ding auch eine lustige Seite hat.

Den Ernst der Sache dagegen, die große Thatsache, daß das Licht der Wahrheit und Schönheit über dem hart arbeitenden und hart durcharbeiteten Volke Englands aufzugehen, und daß damit die letzte Kette von dem Nacken dieses Volkes zu fallen im Begriff ist — diese Thatsache, die wenigstens das protestantische Europa enger zusammenführen und die Scheidewand nationalen Glaubensdünkels zwischen Deutschland und England einreißen wird — begrüßen wir mit aufrichtiger Freude und frischpulsirender Hoffnung.

London. H. A. W.

Die Ausstellungen in Berlin.

Außerordentlich tief begründet im Gemüthe des Menschen ist das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit gemeinsam mit seines Gleichen für irgend eine Erscheinung zu begeistern und dieser Begeisterung auch einen gemeinschaftlichen Ausdruck zu geben. Das eigentlich begeisternde Moment: die der Erscheinung zu Grunde liegende Idee geräth dann über dem Vergnügen, das in der Gemeinsamkeit solcher Aeußerungen liegt, oftmals in Vergessenheit, oder es wird in Ermangelung großer Ideen das Entzücken über eine Sängerin oder Tänzerin die Fahne, unter der Gleichempfindende sich scharen, um eben dem tief gewurzelten Enthusiasmirungstriebe Genüge zu leisten. Nicht nur der Straßenjunge hat das Bedürfniß hin und wieder sich in Hurrahs und Lebehochs heiser zu schreien; — darum wird auch jeder, man möchte sagen „legitime" Anlaß zu diesem Vergnügen so eifrig benutzt, und wirken derartige Stimmungen mit staunenerregender Ansteckung weiter.

Ein neuer Beweis hierfür waren die Februarfeste, die Berlin und ganz Preußen in so lebhafte Bewegung versetzten, und während welcher der Strom der allgemeinen Begeisterung sich mit einer seltnen, ja fast unerhörten Einigkeit in derselben Richtung ergoß. — Dieser Strom ist nun vorübergerauscht, aber bleibende und tief bedeutsame Zeugen seines Daseins hat er uns in Fülle hinterlassen, zunächst in den zahlreichen wohlthätigen Stiftungen, die durch die freudig gehobene Stimmung jener festlichen Tage ins Leben gerufen wurden, deren Segen mehr in der Stille und in die Ferne wirksam ist, dann aber auch in den beiden Ausstellungen, die im königlichen Akademiegebäude der Schaulust des Publicums geöffnet sind. Es sei erlaubt, den Eindruck wiederzugeben, den eine Wanderung durch diese Räume dem unbefangenen Beschauer hervorbringt.

Der sogenannte Uhrsaal und die drei daranstoßenden Säle, in denen sonst ein Theil der alle zwei Jahre stattfindenden Gemäldeausstellung Platz nimmt, enthalten eine Aufstellung derjenigen Industrieembleme, welche am 8. Februar 1858, dem feierlichen Einzugstage Ihrer königl. Hoheiten des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, öffentlich in Berlin getragen wurden. Ein kleinerer Raum in demselben Gebäude, zu dem man von der Universitätsstraße aus gelangt, und der erst vor wenigen Tagen eröffnet wurde, ist angefüllt mit den Hochzeitsgeschenken, die Ihren königl. Hoheiten dargebracht wurden. Beide Ausstellungen finden gegen Eintrittsgeld zu wohlthätigen Zwecken statt und ist die erstere bis jetzt von circa 40,000 Personen besucht worden, was einen Reinertrag von etwa 7000 Thlr. lieferte. —

Zunächst wollen wir jene in Augenschein nehmen.

In dem feierlichen Zuge, der sich in geschlossenen Massen am Einholungstage die Linden hinab bis zum Schlosse bewegte, unterschied das Auge der Zuschauer die einzelnen Gewerke an den hochgetragenen Insignien und Fahnen, doch war die Entfernung immer so bedeutend, die Symbolik der auf den Fahnen befindlichen Bilder so wenig deutlich, auch wurden diese so vom Winde hin- und herbewegt, ferner waren die Embleme selbst meist in so kleinem Maßstabe gehalten, daß eine Entzifferung oft nicht leicht war. Wenn sie gefunden, dann durchlief sie wol in rascher Mittheilung die dichtgedrängten Reihen der Zuschauer, da jeder doch gern wissen wollte, was er sah. So entstand der Wunsch, die hübschen Dinge alle, wenn auch erst post festum in der Nähe betrachten zu können; diesem Wunsche ist hier genügt worden, und man kann nun in der Nähe und mit Muße betrachten, was an jenem Tage schnell und in der Entfernung vorüberzog, nur den Eindruck buntbewegter Massen hinterlassend.

Allerdings gibt es viele Dinge in der Welt, die sich unter letzter Bedingung am günstigsten ausnehmen, deren genaue Betrachtung nicht grade ersprießlich ist; deren gibt es natürlich auch hier. Die zahllosen goldenblitzenden Stäbe mit Adlern, Kugeln oder andern Verzierungen, die im Winde flatternden Bänder, Schärpen und Fahnen waren unter freiem Himmel mehr an ihrem Platze und bildeten da einen sehr schönen Festschmuck, während in der Nähe gesehen die Farben oft grell, die Malereien grob sich ausnehmen. Andere Gegenstände aber vertragen nicht nur, sondern erfordern die genaueste Betrachtung, und man muß die Feinheit und Sauberkeit der Arbeit, die Schönheit der Formen grade an solchen bewundern, die im Festzuge unsern Blicken fast spurlos vorübergingen.

Gleich im ersten Saal finden wir bei der Ausstellung des Zimmergewerks, die mit ihren decorirten Aexten, Winkeleisen, Schildern und Fahnen einen gar stattlichen Eindruck macht, eine Menge von Modellen in kleinem Maßstabe, die von vollendeter Ausführung sind. Ich nenne nur die einer Kegeltreppe, des Daches der Petrikirche, eines Kirchthurmes, eines Kirchdaches, eines Thurmes mit Glockenstuhl, vieler Arten von Dachverbänden, der Kuppel der Marcuskirche, einer Reitbahn und mehrer anderer, alle in Holz auf das zierlichste und genaueste ausgeführt.

Die Maurer, die sich ebenfalls im Uhrsaale befinden, haben ebenfalls einige Modelle aufgestellt, nämlich das einer freiliegenden Treppe und eine Säulenordnung. Den Hintergrund bilden die trophäenartig zusammengestellten Marschallstäbe, mit silbernen Ananas verziert, Fahnen u. s. w. so wie eine Anzahl geschmückter Maurerkellen. Außerdem ist es ein altes Vorrecht

dieses Gewerkes, bei feierlichen Gelegenheiten Bärenmützen zu tragen und sieben davon sind hier ebenfalls ausgestellt.

Die Mitte des Saales wird von einem sehr geschmackvollen Blumenaufbau, den Büsten des Königshauses schmücken, eingenommen, und hinter demselben sind die Klempner aufgestellt. Diese waren im Zuge äußerst glänzend vertreten, denn sie hatten zwei vollkommene Ritterrüstungen hergestellt; die in der Sonne wie reines Gold und Silber funkelten. Sie erregten besonders den Jubel der Jugend, da die eine von einem Gesellen zu Pferde getragen wurde, während in der andern ein Geselle steckte, der zu Fuß als Knappe dem stolz alle andern überragenden Ritter folgte, dessen wallender Federbusch weithin sichtbar war. Außerdem trugen sie allerlei Hausgeräth, das schön blank sich anschaute. Hier haben sie ihrem Platze durch eine Fülle der jetzt beliebten Blumennachbildungen in Blech ein buntes Ansehen gegeben; diese etwas unwahrscheinlichen Tulpen, Georginen u. s. w. mögen für manche Zwecke ganz brauchbar sein, die der Schönheit erfüllen sie jedoch nicht.

Die Steinhauer- und Steinsetzerinnungen, welche die vierte Wand dieses Saales einnehmen, haben auf ihren Fahnen das Pantheon zu Athen und den Dom zu Köln abgebildet, mit welchem Rechte, wird nicht angegeben, sonst haben sie außer ihrem Handwerkszeug keine Abzeichen aufzuweisen.

Aeußerst reichhaltig ist die Tischlerinnung vertreten, die den Reigen im langen Saale eröffnet. Unterhalb der zahlreichen Fahnen, zwischen welchen auch ein Banner ganz aus Hobelspänen gefertigt sichtbar ist, breitet sich eine Menge der zierlichsten Hausgeräthe im allerkleinsten Maßstabe aus, ja selbst eine kleine Wendeltreppe von schönem polirten Holze ist vorhanden. Alles dies wurde auf Stäben getragen; häufig bemerkt man die Zusammenstellung einer kleinen Wiege und eines Sarges auf einem Bretchen stehend, einigemal noch eine Bettlade daneben. Die Tischler scheinen also den schönen Beruf der Sorge für die Ruhestätten der Menschen ihrem Gewerke vindiciren zu wollen.

Viele Handwerke, wie die Nadler, Siebmacher, Tuchmacher und viele andere, deren Producte sich nicht so anschaulich und gefällig darstellen ließen, haben nur ihre Fahnen, Banner und Schärpen nebst ihren Marschallstäben und ähnlichem ausgestellt, oft auch ihre Urkunden in Sammeteinbänden, von denen einige mehre Jahrhunderte alt sind. Die Drechsler aber kennzeichnen sich sofort durch ein riesiges Schachbret mit Figuren, so wie durch andere in großem Maßstabe ausgeführte Arbeiten, während die Glaser durch eine Fahne aus gesponnenem Glase, so wie durch farbig zusammengesetzte Glasschilder und Sterne repräsentirt werden. Am glänzendsten jedoch ist die Innung der Goldschmiede vertreten. Außer einer großen Vase von Silber,

in der ein Blumenstrauß sich befand, haben sie hier einen Glaskasten ausgestellt, in dem auf rothem Sammetkissen die prächtigsten Schmucksachen sich befinden, umgeben von einer Kette des schwarzen Adlerordens. Der Geschmack und die Schönheit der Arbeit, die grade dieses Gewerk kennzeichnen, erheben es fast zum Range einer Künstlerschaft. — Ein gigantischer goldner Schlüssel, groß genug das Thor des Paradieses zu schließen, der auf rothem Sammetkissen liegt, bezeichnet die Schlosser, während die alte Gilde der Schwertfeger und Waffenschmiede durch ein schönes Exemplar eines Flambergs mit dem Innungszeichen so wie durch neue Degen mit Schärpen vertreten ist.

Ein silberner Strumpf von unendlicher Länge bezeichnet die Strumpfwirker. Nicht so leicht kenntlich sind die Gewerke der Zeugdrucker, Raschmacher, Posamentierer, Tapezierer und anderer, die sich jedoch durch schöne seidne Fahnen und stolze Banner aller Art hervorthun; leicht erkennbar hingegen sind die Uhrmacher durch eine Sonnenuhr, die Buchbinder durch eine Bibel als älteste und viele Albums als neueste Proben ihres Handwerks, so wie die Bürsten- und Kammmacher durch riesenhafte Bürsten und Kämme, wie durch mehre künstliche Kronen in englischen und preußischen Farben — aus Borsten gefertigt. — Ganz besonders imposant erschien in dem Zuge das Gewerk der Kupferschmiede und Gelbgießer durch den Glanz ihrer großen Gefäße, auch in der Nähe gesehen erfreuen sie das Auge durch die Tüchtigkeit der Arbeit; ganz besonders aber kommen die Wahrzeichen der Töpfer hier zur Geltung. Es sind Vasen und Figuren in gebranntem Thon nach antiken und modernen Mustern; von einer Feinheit der Formen bis in die kleinsten Details hinein, daß ein wahrhaft künstlerischer Eindruck dadurch hervorgebracht wird. Derartige anmuthige Gestalten, einzeln oder zu Gruppen vereinigt, werden an den Façaden der neu erstehenden Häuser häufig angebracht und gereichen da, wo sie in die Architektur hineinpassen, dem Hause zur schönsten Zierde. — Eine der ältesten Innungen ist die der Schuhmacher; ihr Privilegium datirt aus dem Mittelalter her, sie befindet sich bei dieser Ausstellung in nächster Nähe und gewissermaßen in Concurrenz mit der allerjüngsten, der der Gummiarbeiter, die als ihr Wahrzeichen ebenfalls einen Schuh ausgestellt haben; er ist von Gummi und hat ungefähr die sechsfache Größe einer gewöhnlichen Fußbekleidung, einen Pendant dazu bildet die vier und ein halb Fuß große Kinderklapper der Neusilberarbeiter. Von den übrigen Gewerken zeichnen sich eigentlich nur noch die Fischer durch ein besonders hübsches großes grünes Netz aus, das im Zuge von zehn Leuten getragen wurde und silberne Fischchen enthielt. Es machte sich das allerliebst und erinnerte mehr noch als alles Vorhergehende an die Aufzüge, die in den großen Ausstattungsopern nie fehlen dürfen, und immer lebhaften Beifalls sicher sind. Auch die Kürschner, sämmtlich in Pelze gekleidet und in ihrer Fahne den

königlichen Hermelin führend, nahmen sich gut aus, und sind hier mit den Schneidern vereinigt nur bescheiden vertreten. Haben fast alle bisher genannten Gewerke uns mehr oder weniger mittelalterliche Reminiscenzen erweckt, so werden wir durch die Erzeugnisse des galvanoplastischen Instituts direkt in die neue Zeit hinübergeleitet; wir sind mitten in ihr, wenn wir in den runden sogenannten Actsaal treten, der ganz und gar den Maschinenbaufabriken eingeräumt ist. — Obgleich sich einige der größten hiesigen Fabriken von der Theilnahme am Festzuge ganz ausgeschlossen hatten, so belief sich dennoch die Zahl der Arbeiter an jenem Tage auf 9318. Sie trugen jeder ein silbernes Abzeichen am Hute, und aus diesen ist hier der Namenszug des prinzlichen Paares gebildet worden. Sie standen an dem Einholungstage dem Schlosse zunächst, um sich dem Zuge als Schlußstein zuletzt anschließen zu können, doch reichte ihre Aufstellung in vierfacher Reihe bis weit in die Lindenpromenade hinein. Mit lebhafter Sympathie wurden die einzelnen Trupps aus den größern Fabriken vom Volke begrüßt, als sie sich nach ihren Aufstellungsplätzen begaben, und in der That, es war ein wohlthuendes Gefühl, das diese kräftigen bärtigen Gestalten erweckten, wie sie mit solcher Sicherheit dahinschritten, als seien sie ihrer Kraft sich bewußt, als fühlten sie, wie gewissermaßen auf ihren Schultern, als einer kräftigen Grundlage das Staatsgebäude ruhe.

Die Arbeiter aller Fabriken hatten außer dem übereinstimmenden Hutabzeichen auch das gemeinsam, daß auf ihren Stäben ein kleiner vergoldeter Dampfregulator (zweischenkliger Stock mit zwei Kugeln) sich befand. Diese Stäbe ineinander verschränkt bilden hier die Wandverzierung des Saales, der außerdem mit dunkelm Tannengrün und den zahlreichen, oft sehr schön gemalten Fahnen der verschiedenen Fabriken decorirt ist. Die gemalten enthalten Darstellungen von Gießereien, von Werkzeugen des Maschinenbaus oder auch allegorische Figuren, die diesen Zweig der Industrie versinnbilden. Das Interessanteste in diesem Saale aber sind die vielen Modelle von allen größeren Leistungen des Maschinenbaus. Da ist ein Postwagen in ein Achtel der natürlichen Größe aus der Fabrik von Pflug, eine Chaise in ein Sechstel ihrer natürlichen Größe von demselben, das Modell einer 200pferdigen Dampfmaschine in ein Achtel ihrer Größe von Egells, mehre mit brennendem Spiritus wirklich in Bewegung zu setzende Locomotiven ähnlichen Maßstabes nebst Eisenbahnwaggons von Borsig; dieser hat auch die Modelle einer eisernen Drehbrücke, so wie der Eisenbahnbrücke über die Ruhr, die aus seiner Fabrik hervorging, ausgestellt, und überhaupt, wie billig das größte Contingent gestellt. Aber auch andere Fabriken geben durch die Zahl ihrer Arbeiter und ihre Leistungen einen hohen Begriff von der Stufe, die sie erreicht und von dem Umsatz, den sie erzielen müssen. Im Hintergrunde des Saales befindet sich unter

einer kleinen Nachbildung des brandenburger Thors das Bild einer allegorischen Figur, die ich nicht recht zu bezeichnen weiß; sie sieht kriegerisch aus und ist von allerlei Attributen des Kampfes umgeben, und allerdings ist man in diesem Raume versucht, an eine „bewaffnete Macht des Friedens" zu denken, hier wo so viele Trophäen des Sieges zu sehen sind, der in dem harten Kampfe gegen die widerspenstigen Elemente gewonnen wird. Sie einzeln aufzuzählen würde hier zu weit führen, besonders da selbst eine eingehende Beschreibung kaum ein Bild davon zu liefern vermöchte und nur für den Sachverständigen von Interesse wäre, aber eines Siegesdenkmals in diesem Sinne, das jedem verständlich ist, müssen wir doch noch erwähnen, da es alle andern weit hinter sich läßt.

Es ist das Modell der großen Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Dirschau, das auf Veranstaltung des Ministers von der Heydt hier noch nachträglich aufgestellt wurde, obwol es weiter in keiner Beziehung zu der übrigen Ausstellung steht. Der Maßstab dieses Modells, das an Feinheit und Genauigkeit der Ausführung an sich schon ein Kunstwerk ist, ist ein Zoll für den Fuß. So kann man denn mit Hilfe der Phantasie sich leicht in die Nähe jenes imposanten Baues versetzen und muß dann erfüllt werden mit tiefer Bewunderung für die Kühnheit des Entwurfs, die Vortrefflichkeit der Technik und die Kraft und Ausdauer der vereint wirkenden Kräfte, die dieses Riesenwerk, wol eins der größten, die in Europa vorhanden sind, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ins Leben riefen! Eine ungefähre Vorstellung der Größenverhältnisse mag man gewinnen, wenn man vernimmt, daß das östliche Brückenportal mit seinem befestigten Vorhofe allein 111 Fuß lang, 72 Fuß hoch und 120 Fuß breit ist und daß der ganze Brückenüberbau aus drei halbständigen Abtheilungen besteht, deren jede 828 Fuß lang ist. Das ausgestellte Modell gibt nur einen Theil einer solchen Abtheilung wieder und den ersten Mittelpfeiler, der mit allem 130 Fuß hoch ist; wäre die ganze Abtheilung dargestellt, so würde das Modell, jetzt 21 Fuß lang, eine Länge von 69 Fuß haben. Ferner sieht man hier das Modell der hölzernen Rüstung, welche die einzelnen Theile des eisernen Ueberbaus getragen hat, während diese zusammengestellt und mit glühend eingetriebenen Nietbolzen so miteinander verbunden wurden, daß sie ein Ganzes bildeten, welches sich selbst trägt; außerdem sind Proben des zum Bau der Thürme u. s. w. verwendeten Materials, so wie Photographien desselben in seinen verschiedenen Stadien ausgestellt. — Das Staunen, das uns gewaltigen Naturerscheinungen gegenüber ergreift, hat für den Geist etwas Bedrückendes und Entmuthigendes, weil wir sie weder verstehen noch beherrschen können; vor diesem ähnlichen Werken werden wir zwar auch mit Staunen erfüllt, allein ein wohlthuendes und erhebendes Gefühl mischt sich darein; denn wir kennen die Gesetze, die das Wunderwerk her-

vorgebracht, und fühlen mit Stolz, daß wir die Kräfte, die es schufen, wenn auch in noch so kleinem Maße unser nennen dürfen. Grade hier, wo die verschiedenen Versuche des Gewerbfleißes unsere Betrachtung auf sich gezogen haben, bildet es einen höchst erfreulichen Abschluß zu sehen, welch ein Resultat die vorgeschrittene Technik unserer Zeit zu liefern im Stande ist, und selbst diejenigen, die viele Schäden und Auswüchse unserer Tage dem Vorwiegen dieser Richtung zuschreiben möchten, werden gestehen müssen, daß in solchen Schöpfungen eine Versöhnung für manches Schlimme liegt.

Eindrücke ganz anderer Art empfangen wir, wenn wir uns nun in den andern Theil des Akademiegebäudes begeben, wo die Hochzeitsgeschenke für das prinzliche Paar ausgestellt sind. Haben wir dort die Industrie in ihren einfachsten wie in ihren höchsten Leistungen kennen gelernt, so zeigt uns ein Ueberblick der hier aufgestellten Gegenstände, daß sie hier mehr als die helfende Dienerin der Kunst vertreten ist, die bemüht war, allen Gaben einen sonntäglichen Anstrich zu verleihen. Zunächst tritt uns dies entgegen in dem von der Stadt Berlin dargebrachten Hochzeitsgeschenke, das sowol an positivem Werth — dieser wird auf 80,000 Thlr. angegeben, — als an Kunstwerth alle andern Gaben weit überragt. Es besteht aus einem Tische, worauf eine Vase befindlich, und zwei Kandelabern, sämmtliche Gegenstände aus gediegenem Silber gefertigt. Der Tisch, auf drei Füßen mit Löwenklauen ruhend, (nach Art des antiken Dreifußes) ist 36 Zoll hoch, drei sitzende Figuren, Glaube, Liebe, Hoffnung tragen die runde, 30 Zoll Durchmesser haltende und 4 Zoll starke Platte, auf welche der Grundriß von Berlin gravirt ist, den Rand umgeben Verzierungen in mattem Golde, zwischen denen die au Gold emaillirten Wappen der verschiedenen Stadttheile angebracht sind.

Die Platte des Tisches wird jedoch zum größten Theil verdeckt durch den Untertheil der fast 4 Fuß hohen Vase; der Fuß ist getrieben und enthält zwei Figurengruppen, Kunst und Wissenschaft und Handel und Gewerbe. Den Körper der Vase umgibt ein Relief von mehr als 70 Figuren, welches den Moment des Einzuges darstellt. „Das prinzliche Paar," so sagt der Katalog, „sitzt auf einem Triumphwagen, dessen Rosse von Hymen in die Stadt geleitet werden; jubelnde Einwohner ziehen mit englischen und preußischen Fahnen den Gefeierten entgegen, Jungfrauen bestreuen den Weg mit Blumen, die städtischen Behörden statten ihre Glückwünsche ab. — Das Relief enthält zahlreiche Porträts von Mitgliedern der städtischen Behörden, so wie von industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten." Bei der wirklich nicht zu verkennenden Aehnlichkeit mancher wohlbekannten Gesichter macht das durchweg griechische Costüm einen etwas seltsamen Eindruck, besonders wenn man an den Tag der Einholung und seine Temperatur von 6 Grad unter Null denkt. — Kräftig geschwungene Ranken, auf denen Fi-

guren mit Kranz und Opferschale knieen, bilden die Henkel. Auf dem Deckel steht Berolina mit dem Bären im Wappenschilde, die Schlüssel der Stadt haltend. Die Form der Vase ist nicht glücklich gewählt, sie stimmt in ihrer dickbauchigen Ausladung nicht recht zum antiken Motive des Tischfußes, sondern erinnert vielmehr an die altmodischen Pappourivasen der Roccocozeit; allein die Arbeit selbst ist von großer Schönheit. — Die Kandelaber sind gegen 9 Fuß hoch. Sie bestehen wesentlich aus Säulen, von Blättern und Blüten umrankt, die jede auf 3 löwenköpfigen Füßen ruhen. In der Mitte der Säule dient ein überfallender Blätterrand den Hauptfiguren der Verzierung zur Basis. „Zu diesen hat der Künstler allegorische Darstellungen der beiden jetzt noch enger verbundenen Völkerstämmen gemeinsamen Tugenden und Eigenschaften gewählt, und man sieht an dem einen Kandelaber: Muth, Tapferkeit, Beständigkeit, Besonnenheit, Mäßigung, Friedfertigkeit, an dem andern: Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Kraft, Fleiß, Weisheit und Einigkeit dargestellt.“ (Oder vielmehr man sieht mit gewöhnlichen Augen nur je sechs weibliche Figuren mit verschiedenen unkenntlichen Attributen.)

Der nun folgende obere Theil der Kandelaber soll der Festesfreude Ausdruck geben und zeigt in einer aus Blättern und Ranken zusammengesetzten Umgürtung des Säulenschaftes je drei Figuren musizirender Genien, und — weiter oben — auf den mit Eichenkränzen überwundenen Capitälen je fünf tanzende und Kränze windende Kinder. — Von hier aus entwickelt sich die zwölfarmige Lichtkrone, ebenfalls von Kelchblumen und Knospen gebildet, aus deren Mitte die zu Postamenten übergehende Fortsetzung des Säulenschaftes hervortritt, auf welchen stehend, die mehr als fußhohen, mit ihren Wappen und Emblemen geschmückten Gruppen Britannia und Borussia das Ganze krönen. — Das Modell des Werkes ist vom Professor Aug. Fischer theils persönlich, theils von andern tüchtigen Künstlern nach seinen Entwürfen ausgeführt; das Werk selbst ist aus den Werkstätten der Gebr. Vollgold hervorgegangen. — Der Eindruck des Ganzen ist ein überaus prachtvoller, gediegener, und nur sehr zu bedauern, daß die jetzige Aufstellung an der Wand es unmöglich macht, das Werk von mehr als der Vorderseite zu betrachten.

Unter den übrigen Silbergeschenken, die von Städten und Vereinen reichlich dargebracht worden, befinden sich viele ausgezeichnet schöne Werke, nur verlieren sie alle im Vergleich zu dem eben erwähnten und erscheinen dagegen winzig, während sie allein gesehen gewiß imponiren würden.

So z. B. das Geschenk der Provinz Sachsen. Das in feinem Silber gearbeitete Werk stellt einen Tafelaufsatz dar; bei einer Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß beträgt die Schwere desselben einen Centner. Es ist ein sechseckiger Bau mit Plateau, auf dem sich eine Schale befindet, an der Außenseite des

Unterbaues sind Nischen angebracht, in denen die Gestalten preußischer Helden; diese sind Nachbildungen bekannter Statuen in getriebenem Silber und sind auch einzeln herauszunehmen. Ueber dieser Heldenhalle erheben sich Trophäen, zwischen denen, von Lorbeerkränzen umrahmt, die hervorragendsten Sterne des preußischen Herrscherhauses in Medaillenbildern sich zeigen. Ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen krönt das Ganze. Von sehr schöner Erfindung und Ausführung ist das Geschenk, das die Stände der Altmark darbrachten. Es ist ein in streng mittelalterlichem Stile gehaltener Humpen nebst Credenzteller in Silber, ersterer 18 Zoll hoch und 8 Zoll breit, letzterer 30 Zoll im Durchmesser haltend; beide zeigen in Feldern von ciselirter Arbeit die ältesten und schönsten Gebäude der Altmark, die daran ganz besonders reich ist.

Das Geschenk der Stadt Stettin ist ebenfalls ein Tafelaufsatz von 4 Fuß Höhe, bestehend in zwei doppelten Schalen, die durch einen mit Figuren umgebenen Stamm gehalten und verbunden werden. Eigenthümlich ist auch die Gabe der Stadt Brandenburg; sie besteht aus einer Trinkkanne in mattem Silber, inwendig vergoldet, die im allerentschiedensten Roccocostile gehalten ist, dessen verschnörkelte Linien aber hier mit Geschmack angewandt sind, der Untersatz dieser Kanne, so wie zwei dazu gehörige Becher und die Kanne selbst tragen Ansichten der Stadt Brandenburg.

Ausgezeichnet durch ihren Werth sind ferner die Geschenke der Stadt Potsdam, bestehend in einer silbernen, mit Gold reich emaillirten Vase, einem großen silbernen Schreibzeug in Gestalt des nauener Thores, einem schönen Leuchter, Bivouakscenen darstellend, einem Theeservice mit Ansichten von Potsdam.

Viele Städte, die ihre Gaben noch nicht eingeschickt, sondern erst verheißen haben, lassen sehr Prachtvolles erwarten; so die Stadt Magdeburg ein massiv silbernes Modell des auf ihrem Marktplatze befindlichen Denkmals Otto I., Danzig das Modell einer Galeere, die im 16. Jahrhundert von dieser Stadt gegen Seeräuber ausgerüstet wurde, Köln einen großen silbernen Tafelaufsatz und andres mehr.

Die Stadt Paderborn brachte zwar nur eine Gabe aus Holz, allein wol mag sie sich an Kunstwerth mit den silbernen messen. Es ist ein Tisch in kunstvollster Schnitzerei, der den schönsten Arbeiten dieser Art, die aus dem Mittelalter uns erhalten sind, wol an die Seite gestellt werden mag. In dem untern Theile des sehr großen Tisches soll dargestellt sein, „wie die rohen feindlichen Gewalten, welche die Throne bedrohen und den Frieden untergraben, besiegt und gefesselt sind, während auf verschloßner Burg die Waffen ruhen. Auf der obern Fläche des Tisches erblickt man die Taube mit dem Oelzweig, so wie die Wappen Westphalens und des prinzlichen Paares. In den Seitenwänden des Tisches gruppiren sich die Embleme der Künste und

Wissenschaften, des Ackerbaus u. s. w." — Ein hölzerner geschnitzter Ofenschirm aus dem 16. Jahrhundert, das Geschenk eines Privatmannes, erlaubt einen Vergleich der alten und der neuen Arbeit, den letztere keineswegs zu scheuen hat.

Durch seine Größe ausgezeichnet ist das Geschenk der Stadt Görlitz: eine Fußdecke von 1200 Quadratfuß, die in Görlitz selbst gewirkt wurde, und in der Mitte das Stadtwappen enthält; sie ist dieses kolossalen Umfangs wegen hier an der Decke ausgespannt. Auch Breslau schenkte einen schönen großen Teppich mit eingewirkten Wappen, der eine ganze Seitenwand bedeckt; die gegenüberliegende wird von einem andern Teppich geschmückt, der auch aus Breslau kommt, er wurde dort von 54 Damen eigenhändig gestickt und hat bei einer Breite von 18 Fuß eine Länge von 24 Fuß. Er besteht aus 54 Feldern auf weißem Grunde mit mattgrauer Laubverzierung, deren jedes einen Blumenstrauß in den schönsten Farben prangend enthält, keiner dem andern gleich. Der Totaleindruck ist ein höchst anmuthiger. Solcher Beispiele von angestrengtem Fleiße und aufopfernder Bemühung, um die Gabe für diesen Tag reich zu schmücken, sieht man noch unzählige, wenn man von den reichen prunkenden Gaben der Städte und Vereine sich zu denen der Einzelnen wendet, überall zeigen sich Beweise davon, wie bis in die fernsten Hütten hinein durch das ganze Preußenland ein freudiger warmer Zug alle Herzen durchströmte, und die Hoffnung: nun werde in dem jungen Paare eine neue, eine bessere Zeit ihren Einzug halten, auf tausenderlei Art sich auszudrücken strebte, immer aber, wie es im deutschen Wesen so begründet ist, durch Darbringung irgend einer Gabe. Mehr noch als die unzähligen Adressen, Gedichte, Widmungen und Anreden spricht sich dies Gefühl in der naiven Weise mancher Geschenke aus, wie z. B. in den zwei paar Holzschuhen, die ein Bauer aus Wriezen selbst verfertigte, oder den lithauischen gestrickten Fingerhandschuhen. —

Viele von den eingesandten Albums u. s. w., so z. B. die von Städten des Rheines, aus den hohenzollernschen Landen und andere, sollen Ansichten der Gegenden von den ersten Künstlern enthalten, Compositionen, Randzeichnungen u. s. w., da die hier ausgestellten aber nicht geöffnet werden dürfen, so können wir über die einzelnen Blätter nicht berichten, sondern müssen uns damit begnügen zu erwähnen, daß die über hundert Nummern starke Zahl der Albums, Stiftungsurkunden u. s. w. noch lange nicht die sämmtlichen eingegangnen umfaßt. Die Einbände sind natürlich von den einfachsten bis zu den reichsten stets sehr sinnreich verziert, und einige sind wirklich Meisterwerke der Buchbinderkunst zu nennen, doch ist die Betrachtung derselben nur eine schwache Entschädigung für den Verlust des Inhaltes.

Natürlich ist es, daß der Blick von den reichen Gaben sich nun auch auf

die Empfänger derselben wendet, die durch ihre Stellung der Kenntnißnahme zwar entrückt sind, was aber nur die Neugier anstachelt, den Schleier zu durchdringen, der ihr eigentliches Wesen den Blicken der Welt entzieht. Dem entsprechend wird denn jeder Zug, den man etwa erspähen konnte, eifrig weiter verbreitet, natürlich auch ausgeschmückt und verändert. So cursiren besonders über die englische Prinzessin schon jetzt eine solche Menge kleiner Geschichten, Züge aus ihrem frühern und jetzigen Leben, daß ein speculativer Kopf sie bereits gesammelt und herausgegeben hat. Wie viel nun davon wahr, wie viel gradezu erfunden, ist unmöglich zu ermitteln, immerhin aber ist etwas Charakteristisches selbst in der Art, nach der erfunden wird, und wenn auch die Facta vielleicht nicht immer sich so verhalten, so pflegt doch das, was sie beweisen sollen, nicht gar zu fern von der Wirklichkeit zu sein; einer sehr stolzen Prinzessin z. B. würde man keine Züge von Leutseligkeit nacherzählen. Das Uebereinstimmende dieser Geschichten nun besteht darin, daß sie der jungen Fürstin einen streng einfachen Sinn, Abneigung gegen allen Pomp und die überstrenge Etikette, so wie eine feste Willenskraft zuschreiben. Ihr Aeußeres bestätigt diese Annahmen. Ohne grade schön zu sein hat sie jenen gesunden, angenehmen und frischen Ausdruck, der englischen Mädchengesichtern, auch wenn sie nicht hübsch sind, so viel Reiz verleiht. Das Auge blickt mit ruhigem Verstande drein, während der Mund, der beim Lachen die herrlichen Zähne zeigt, den gesunden Frohsinn der Jugend verräth. Was diese Eigenschaften auf dem Throne für Werth haben, ob sie sich bis dahin so ungebrochen erhalten werden — das muß die Zukunft lehren. Hoffnung und Vertrauen werden dem jungen Paar in einer Ausdehnung und in einem Maße entgegengetragen, wie sie wohl selten noch durch nichts geprüften und bewährten Fürsten dargebracht wurden, und über dem Blick in die — vielleicht noch sehr entfernte — helle Zukunft vergißt man, daß die Gegenwart umwölkter ist als je, und daß die provisorischen Zustände, die nun abermals unabsehbar verlängert sind, Manches schlimm machen, was so leicht nicht wieder gut zu machen sein wird!

Die Folgen des Proceß Bernard.

Man wird dem Schicksal des Kaisers von Frankreich, wie sehr man auch Gegner seiner innern Politik sei, einen gewissen Antheil nicht versagen können. Kühn und gewaltsam und frei von vielen Bedenken, welche den Egoismus der Menschen zügeln, hat er Frankreich unter seinen Willen gezwungen, mit nicht gewöhnlicher Klugheit hat er die Hindernisse überwunden, welche einer festen Allianz mit der ersten Macht der Erde entgegenstanden. Durch Blut, Siege und große Opfer Frankreichs wurde dies Bündniß besiegelt, der Kaiser hatte zahlreiche Gelegenheit, den Regierenden in England zu beweisen, wie furchtbar er als Feind, wie unentbehrlich er als treuer Helfer sei. Es war ihm gelungen sowol durch seine Macht, als durch das Maßvolle seiner Persönlichkeit Achtung, ja nicht geringes Vertrauen bei der königlichen Familie selbst zu erwecken, bei den Führern der Whigs und Tories, man darf sagen bei allen, welche von Angesicht mit ihm zu thun hatten. Sein Wille herrschte souverän in Frankreich, wie kaum der Wille Ludwig XIV. oder des ersten Kaisers. Ein ruchloses Attentat, besonders abscheulich durch die Grausamkeit seiner Ausführung, gewinnt ihm für einige Tage sogar die Theilnahme seiner Gegner. Und doch erfüllt sich, so weit man urtheilen kann, von demselben Tage mit reißender Schnelle der finstere Fluch, welcher auf dem Leben des Kaisers und aller liegt, die ihr egoistisches Wollen rücksichtslos über die sittlichen Gesetze ihrer Zeit und ihres Volkes erheben. Die neuen Voraussetzungen, welche seine Willkür für sein und Frankreichs Leben geschaffen hat, die Situationen, welche er so souverän und rücksichtslos herbeigeführt hat, werden allmälig stärker als sein Herrenwille. Und sein Dämon, der ihn so schnell zu schwindelnder Höhe heraufgeführt hat, beginnt in einem Kampf mit andern dunkeln Mächten seine Kraft zu verlieren. Wer so lebt und herrscht wie der Kaiser, der darf keine Stunde der Schwäche haben. Eine Abspannung der Nerven, eine Täuschung seines scharfen Gesichts, Zufälle gefährlich für jeden, der über Großes zu entscheiden hat, ihm drohen sie mit sicherem Verderben. Der nervöse Schauer, den ihm die fürchterliche Nähe des Todes verursacht hat, nimmt ihm auf Stunden die Freiheit des bedächtigen Abwägens, welche sonst seine Operationen charakterisirt, er taxirt den Werth, welchen das Attentat ihm selbst in den Augen des conservativen Europas gegeben hat, nur ein wenig zu hoch, das Entsetzen seiner Umgebung und der loyale Eifer der zahlreichen Eigennützigen, welche ihr Fahrzeug an das seine gehängt haben, machen nur ein wenig zu starken Eindruck auf ihn, und die Folge solcher vorübergehenden Schwäche ist die Production einer Reihe bedenklicher Maß-

regeln, durch welche die Freiheit des Verkehrs aufs ärgste beschränkt, die Polizeiherrschaft in höchst verletzender Weise vergrößert und Frankreich über Nacht mit einer militärischen Dictatur beschenkt wird, wie sie seit dem Sturz des Römerreiches an der Seine und Rhone nicht bestanden hat. Rathlos, ohne Parteileben und ohne politische Aussicht, wenn auch in stillem Grimm, erträgt Frankreich den neuen Druck. Aber der Kaiser, was hat er dadurch erreicht? Er wollte sich fester stellen, und doch er hat sich vor dem Ausland die Hälfte seiner Kraft, und Frankreich gegenüber jede Hoffnung auf friedliche Succession seines Hauses genommen. Die alte Fiction der Volkswahl kann niemand mehr täuschen, der Kaiser selbst hat der Welt gezeigt, daß er seine Marschälle und Armeen braucht, um Frankreich im Zaum zu halten; fortan kann er keinen großen Krieg mehr führen, der Frankreichs volle Heereskraft in Anspruch nimmt. Er ist dem Auslande um vielleicht 150,000 Krieger weniger furchtbar geworden. Und ferner seinem Heer und Volk hat er fünf militärische Regenten gegeben. Die er jetzt gewählt hat, mögen ihm und seinem Hause treu dienen, aber die französischen Marschallstäbe, die auf Schlachtfeldern gewonnen sind, gehn schnell aus einer Hand in die andere über, und wenn der Kaiser aus diesem Leben scheidet, welche Gewalt will fünf ehrgeizige, herrschlustige, mit beinahe souveräner Gewalt bekleidete Proconsuln einig und devot erhalten, devot für eine Familie, welche unter ihren Augen aus dem Privatleben durch Schwert und Kugel auf den Thron gestiegen ist? So ist jetzt das Reich der Napoleoniden durch seine neuen Barrikaden noch weit haltloser geworden als es vor wenig Monden war.

Und England gegenüber dasselbe Verhängniß! Wie eifrig hat sich der Kaiser um das englische Bündniß bemüht, es war ihm eine Herzensüberzeugung, daß seine Größe und Sicherheit davon abhänge, er hat der Politik des englischen Staates und den Menschen, welche sie vertreten, eine mehrjährige großartige Courtoisie gewidmet, er hat vieles Unangenehme, was ihm von England kam, mit immerwährender Selbstüberwindung ertragen. Da will sein Schicksal, daß die Theilnehmer der letzten Verschwörung ebenso im Schutz englischer Gesetze gegen ihn arbeiten, wie einst er selbst unter dem Schutze derselben Gesetze gegen die Regierung Louis Philipps intriguirt hatte. Vielleicht ist eine Unvollkommenheit in der englischen Gesetzgebung Ursache, wenn England dem schlechtesten politischen Verbrecher des Festlandes denselben Schutz gewährt, wie dem ungefährlichen Flüchtling, und wenn dasselbe einem fremden Souverain schwer, unter Umständen unmöglich macht, die Bestrafung von Verschwörern gegen sein Leben nach englischem Recht durchzusetzen. Sicher ist freilich auch, daß der Kaiser das mehrjährige Bündniß und die Sympathien der gebildeten Classen Englands ein wenig zu hoch anschlug, und die Gefahr, welche ihm durch die Toleranz des englischen Gesetzes drohe, ein wenig zu lebhaft em-

pfand. Doch war er im vollen Rechte, als er bei England Klage erhob über das verbrecherische Treiben der Verschwörer, jeder andere Regent hätte ebenso handeln müssen, kein englischer Staatsmann von Urtheil konnte weder in der Beschwerde noch selbst in der ungeschickten Form, in welcher sie vorgebracht wurde, eine unberechtigte Anmaßung sehen; und sicher war die Empfindung bei den Führern der Whigs wie bei den Tories allgemein, daß ein Act der Gesetzgebung wünschenswerth sei, um den einem werthvollen Verbündeten vielleicht mangelnden gesetzlichen Schutz zu verstärken. So weit stand alles erträglich, da verwirrten wieder scheinbare Kleinigkeiten diese Angelegenheit. Es gehört zum Prinzip des napoleonischen Staates die öffentliche Meinung zu redigiren, und durch die Kunstmittel der Presse auf sie einzuwirken. Hätte Napoleon nur als Kaiser zu England gesprochen, er hätte wahrscheinlich die gewünschte Satisfaction erhalten. Er konnte sich aber nicht versagen, auch mit der freien englischen Presse in einen Kampf zu treten, in dem er als einziger Redacteur und einziger freier Journalist Frankreichs den Kürzern ziehen mußte. Er empfand ein wenig zu stark den kühlen Trotz der Presse John Bulls und machte, um ihr zu imponiren, endlich seine Obersten zu Journalisten. Die loyalen Declamationen der bewaffneten Speichellecker des Kaiserthums beunruhigten in England, das hatte der Kaiser gewollt; aber sie erbitterten noch mehr, und in so fern hatte sich der Kaiser in ihrer Wirkung geirrt. Aber die Unvorsichtigkeit seiner Helfer brachte noch größern Schaden. Der Stolz des englischen Volkes ward tödtlich verletzt, als der französische Polizeiapparat über den Kanal wanderte und fremde Spione in den Straßen Londons, von englischer Polizei unterstützt, umherlungerten. Ein heftiger Widerwille gegen Methode und Regiment des Kaisers ergriff das englische Bürgerthum und eine leidenschaftliche Antipathie erhob sich plötzlich als irrationale Größe, welche aller politischen Berechnung spottete, zwischen seinem ernsthaften Bestreben, mit dem Staate England Freundschaft zu halten und dem entsprechenden Bestreben der englischen Politiker.

Die Freisprechung Bernards durch eine englische Jury ist unter Umständen erfolgt, welche für den Kaiser nicht beleidigender gedacht werden können. Obgleich die Schuld des Gehilfen von Orsini durch die öffentlichen Verhandlungen juristisch so sehr außer Zweifel gesetzt ist, wie irgend eine criminelle Thatsache sein kann, hat doch eine englische Jury den Inculpaten wegen Mängeln im Beweise freigesprochen, nicht aber wegen etwaigen Mängeln in der Gesetzgebung, welche seine Bestrafung unzulässig machten. Und was noch schlimmer ist, die Nachricht von der Freisprechung eines Menschen, den alle Welt für einen verabscheuungswürdigen Verbrecher halten sollte, ist von dem Volke mit einem Jubel aufgenommen worden, wie ihn London nur selten seit jenem Tage gesehen hat, an welchem die englische Kirche durch einen

Wahrspruch der Geschworenen vor den Verfolgungen Jakob II. gesichert wurde. Wie damals flogen Signale längs der Themse von einem Stadttheile zum andern, wie damals begrüßten sich Fremde freudig auf der Straße wie alte Freunde, und es fehlte dies Mal nur das Verbrennen Napoleons im Bilde, statt des Papstes von damals. Uns wird es ziemen, die Freude der Engländer über die Freisprechung Bernards mit demselben Unwillen zu verurtheilen, mit welcher einst die ungeschickten Bemühungen der kaiserlichen Partei, den Staatsstreich zu rechtfertigen, auch in d. Bl. verurtheilt worden sind. Daß eine Jury in politischer Aufregung ein Individuum freispricht, welches durch zweifellose Zeugnisse der Theilnahme an einem Mordversuch überführt ist, das ist an sich schlimm genug; daß aber diese Freisprechung als ein Triumph englischer Unabhängigkeit gefeiert werden konnte, ist noch viel bedenklicher, denn es zeigt die gefährlichste Schwäche des englischen Volkscharakters in unerfreulicher Nacktheit, ihre Leichtigkeit sich zu borniren.

Für den Kaiser aber wird diese starke Strömung des englischen Volkswillens, gleichviel welche sittliche Berechtigung derselbe hat, zur Nemesis, denn es ist seine Schuld, daß eine so plötzliche, unberechenbare Gewalt, wie die öffentliche Meinung in England ist, sich erheben konnte, das theuer erkaufte Bündniß aufzulösen. Sowol er, als jedes englische Cabinet, mag dies Derby, Palmerston oder Russel heißen, wird das Zerrissene zu bessern und den guten Schein zu erhalten suchen, so lange als möglich. Aber man beurtheilt den Kaiser nicht falsch, wenn man annimmt, daß der Tag der Freisprechung Bernards in seinem Innern trotz aller Klugheit und Selbstbeherrschung eine Abneigung gegen England befestigt hat, welche durch seine Umgebung in jeder Weise genährt, durch den Stolz seiner Corpsführer vergrößert, ihn in neue politische Bahnen hineintreibt und unaufhaltsam einer Katastrophe näher führt. Aus dem Gefängnisse des Mörders Orsini haben sich die Fäden gesponnen, welche ihn, so scheint es, unwiderstehlich dem Kampfplatz zuführen, auf dem sein Schicksal entschieden werden soll: Italien. Unter seinen Getreuen läuft eine Phrase des Kaisers um: er werde entweder in den Straßen Londons oder in dem Vatikan sterben. Sie ist wenigstens bedeutsam für seine Ansicht von der Zukunft.

Die Frage, welche den Kaiser jetzt unablässig beschäftigen muß, ist die: wer kann der neue Alliirte Frankreichs sein? Die Antwort versuchen wir im nächsten Heft zu geben. ♀

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Donau und die Freiheit der Flußschiffahrt.

Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschiffahrt und über die Donauacte vom 7. Nov. 1857 von C. F. Wurm. Leipzig, G. Mayer. —

Wir haben hier eine völkerrechtliche Monographie vor uns, welche durch eingehende und feine Behandlung die Interessen der Wissenschaft wie die praktischen Ansprüche des Tages in gleichem Maße fördert. Nicht auf neue Systeme kommt es für das Völkerrecht an, in welchen das Alte in veränderter Form wiederholt wird, sondern auf Austiefung und Aufklärung einzelner wichtiger bestrittner Fragen, und wie ist dies besser zu erreichen als indem man den Maßstab völkerrechtlicher Sätze an Aufgaben legt, mit deren Lösung die Gegenwart beschäftigt ist? Wir sagen indeß noch zu wenig, wenn wir die vorliegende Schrift als eine glückliche Vereinigung der wissenschaftlichen und praktischen Auffassung empfehlen; troß aller ernsten Unparteilichkeit ist sie von einem lebendigen, warmen und doch nüchternen Patriotismus durchdrungen; sie stellt Deutschlands Interessen in den Vordergrund, scheut sich nicht zu zeigen, wie sehr auch auf diesem Felde Sonderinteressen und Verzagtheit das allgemeine Beste beeinträchtigt haben. Diese Wahrnehmungen und die Schlüsse, die aus ihnen folgen, sind nicht erfreulicher Natur, aber sie sind nicht zu vermeiden, denn um bessre Zustände für die Zukunft anzubahnen, muß man über die Gegenwart klar sehen.

Der Anlaß der Schrift ist die von den Donauuferstaaten am 7. Nov. 1857 unterzeichnete Schiffahrtsacte. Herr Wurm hatte im Anfang 1855, als die Freiheit der Donauschiffahrt einen der vier Punkte für die wiener Conferenzen bildete, in einer lichtvollen Auseinandersetzung (Vier Briefe über die freie Donauschiffahrt. Leipzig, G. Mayer. 1855) ausgeführt, wie Rußland in thesi die Freiheit der Donauschiffahrt stets behauptet, in der Wirklichkeit aber sie sehr wirksam gehindert hatte, um seine Häfen des schwarzen Meeres zu heben. Seitdem hat sich die Lage der Sache geändert; bis zum pariser Frieden war Rußland einer der drei Uferstaaten für die untere Donau, seit dem 30. März 1856, wo es die Grenzberichtigung unterzeichnet hat, ist es von dem Strome zurückgetreten, nur Oestreich und die Türkei sind Uferstaaten geblieben. Auf den wiener Conferenzen wurde die Abtretung des Gebietes

an den Donaumündungen nur noch als beste, aber entfernte Möglichkeit genannt, um die Freiheit der Donauschiffahrt zu garantiren, der eigentliche Vorschlag war ein europäisches Syndicat, die Verhandlungen zerschlugen sich, in den Friedenspräliminarien nahm Rußland die Abtretung der Donaumündung an, die Freiheit des Stromes und seiner Mündungen sollte durch europäische Institutionen, in welchen jede der vertragschließenden Mächte gleichmäßig vertreten sein würde, und durch Stationirung leichter Kriegsfahrzeuge an den Mündungen wirksam gemacht werden. Nachdem der pariser Friede diese Concessionen bestätigt, ist Rußland natürlich in weit geringerm Maße an der Donauschiffahrt interessirt, Oestreich, auf diesem Gebiete wie auf andern sein Rival, tritt in den Vordergrund, seine Stellung wird vor allem wichtig. Oestreich hatte ganz besonders von den Hindernissen zu leiden gehabt, welche Rußland durch Quarantäneplackereien und systematische Vernachlässigung der Mündungen der Schiffahrt bereitet hatte, von dem Wiener Cabinet war die Freiheit des Stromes als eine der Friedensbedingungen bezeichnet, sehen wir nun, wie es sich selbst, als Rußland nachgab, dazu stellte. Die Denkschrift, welche der Freiherr v. Prokesch auf den wiener Conferenzen vorlegte (am 21. März 1855), spricht nur von der untern Donau, für dieselbe soll das europäische Syndicat eingesetzt werden, unter dem Namen: Commission für die Schiffahrt der untern Donau, die Zuziehung Baierns, welche Fürst Gortschakoff beantragte, ward von Hr. Prokesch abgelehnt, weil über die Schiffahrt auf dem obern Theile zwischen Oestreich und Baiern besondere Verabredungen beständen. Das wiener Cabinet war hier in seinem Rechte, in der Basis der Unterhandlungen war nur vom untern Laufe des Stromes und seinen Mündungen die Rede. Oestreich betonte also auf den wiener Conferenzen die Beschränkung der europäischen Controle auf die untere Donau, für diese aber wollte es dieselbe, weil sie ihm gegen Rußland nothwendig war. Auf dem pariser Congreß hatte sich die Lage der Sache geändert, Rußland war nicht mehr Uferstaat, Oestreich war der Hauptuferstaat geworden, es hatte also das Interesse, die europäische Betheiligung so sehr als möglich einzuschränken und den Uferstaaten die wichtigste Thätigkeit bei der Regulirung dieser Verhältnisse zuzuweisen. Auf dem pariser Congreß setzte Graf Buol seinen Widerstand gegen jede europäische Einmischung in die Angelegenheiten der obern Donau fort und wollte sogar die Anwendung der wiener Congreßacte nur für die untere Donau ausgesprochen wissen (Sitzungen des 3. und 12. März.) Er muß eingesehen haben, daß sich diese Beschränkung im Princip nicht durchführen lasse, denn am 18. März erklärte er, daß Oestreich der vollen Anwendung der wiener Grundsätze, sowol für die obere als für die untere Donau zustimmen werde, vorausgesetzt, daß diese Maßregel mit den früher von den Uferstaaten bona fide übernommenen Verpflichtungen in Ein-

klang gebracht werde. Oestreich wich hier zurück, aber es gelang ihm nur zu gut, die thatsächliche Einwirkung der allgemeinen europäischen Controle abzuschwächen. Schon auf den wiener Conferenzen war die Idee entwickelt, zwei Commissionen für die Regelung der Donauschiffahrtsverhältnisse einzusetzen, eine europäische, welche die Hinwegräumung der Hindernisse berathen sollte, und eine Commission der Uferstaaten für die Strompolizei; ihre Attribute waren in dem Entwurfe des H. v. Prokesch nicht scharf geschieden, aber die Sanction der Flußschiffahrtsgesetze, welche die Uferstaaten aufstellen würden, war ausdrücklich den vertragschließenden Mächten vorbehalten. Der pariser Congreß begrenzte die Linie für die Thätigkeit der beiden Commissionen schärfer, die europäische hatte sich nur mit Hinwegräumung aller Hemmnisse der Schiffahrt an den Mündungen und den angrenzenden Meeresantheilen zu beschäftigen, die Uferstaaten mit der Stromgesetzgebung für den ganzen Lauf der Donau. Es leuchtet ein, daß namentlich unter den obwaltenden Umständen die Uferstaaten den ungleich wichtigern Theil der Arbeit zu vollführen hatten, und hier wußte Oestreich einen sehr unscheinbaren und unschuldig klingenden Artikel in den Friedensvertrag zu bringen, wobei es mit völligem Stillschweigen übergangen ward, ob das Resultat der Arbeit der Uferstaaten den Congreßmächten zur Genehmigung vorzulegen sei. Es wird nur gesagt, daß die europäische Commission ihre Thätigkeit in zwei Jahren beendet haben wird und die Mächte ihre Auflösung aussprechen werden, worauf die ständige Ufercommission in ihre Vollmachten eintritt. Juristisch sind danach die Donauuferstaaten berechtigt, auf ihre eigne Hand eine Schifffahrtsacte auszuarbeiten und zu unterzeichnen, das haben auch die englischen Kronjuristen, gewiß widerwilligen Herzens, nach dem pariser Vertrage erklären müssen. Es war ohne Zweifel ein großer Fehler der Mächte, diese Fassung des Art. anzunehmen, indeß, wenn man dies vom formell rechtlichen Standpunkte aus auch zugeben muß, eins bleibt doch unzweifelhaft, der pariser Congreß hat in dem Friedensvertrage gewisse Bestimmungen als künftighin maßgebend für die Donauschiffahrtsgesetzgebung aufgestellt, welche von den beiden hauptsächlichsten Uferstaaten, Oestreich und der Türkei, gebilligt und unterzeichnet sind. Diesen Bestimmungen darf die künftige Donauacte doch gewiß nicht widersprechen, und wer soll entscheiden, ob sie es thut oder nicht, wenn nicht der Congreß der Mächte, welcher jene Bestimmungen aufgestellt hat. So sieht man, daß, wenn man die formelle Seite der Frage bei Seite setzt, sich von dem materiellen Gesichtspunkt die Sache fast von selbst entscheidet, wenn nach Art. 19 des Friedensvertrages jede der vertragenden Mächte das Recht hat, jederzeit zwei leichte Fahrzeuge an den Donaumündungen zu halten, um die Ausführung des Reglements, welche nach den obigen Bestimmungen festgesetzt werden, zu sichern, wie viel mehr müssen sie vereint das Recht haben, darauf zu

sehen, daß auch jene Reglements d. h. die Schiffahrtsacte wirklich mit dem vom Friedensvertrag aufgestellten Grundsätzen stimme. Entweder ist die Acte vom 7. Nov. denselben entsprechend, dann wird der Congreß der Mächte sie gewähren lassen, oder nicht, dann wird er über Unzuträglichkeiten oder Zweifel entscheiden. Dieselben Gründe, welche die freie Donauschiffahrt zu einer der Friedensbedingungen gemacht haben, fordern, daß jede Verletzung der mühsam errungenen Grundsätze verhindert werde.

Die zweite und wesentliche Frage, wodurch die erste formelle erst praktisch wird, ist die: entspricht die Acte vom 7. Nov. 1857 den Bestimmungen des pariser Friedens? Schwerlich wird man dies behaupten können. Der Vertrag vom 30. März 1856 erklärt, daß die Grundsätze der wiener Congreßacte über die Ströme, welche verschiedne Staaten trennen oder durchschneiden, künftighin gleichfalls auf die Donau und ihre Mündungen angewendet werden sollen. Es fragt sich nun, was sind die wiener Grundsätze? Jedermann, der mit vorurtheilsfreiem Auge sieht, wird H. Wurm beistimmen müssen, wenn er sagt: „Man hat in ihnen ein Minimum aufstellen wollen von Zugeständnissen der Uferstaaten an die Interessen der Schiffahrt und des Verkehrs auf jenen Strömen, und zwar hat man dies gewollt aus dem europäischen Standpunkt, nicht aus dem der Uferstaaten.“ — Durch den ersten pariser Frieden 30. März 1814 ward Art. 5. die Rheinschifffahrt vollständig frei erklärt und die Anwendung dieses Grundsatzes auf alle die übrigen Flüsse in Aussicht gestellt, welche in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchschneiden. Die Verwirklichung dieses Versprechens sollte auf dem wiener Congresse stattfinden; wir finden in den Art. 108—117 der Congreßacte das Ergebniß der Berathungen niedergelegt. Wirft man einen Blick auf ihre Entstehungsgeschichte, so sieht man zuerst, daß der Gedanke einer europäischen Behandlung der Frage festgehalten ist, es ward zur Berathung eine Commission, bestehend aus einem östreichischen, einem preußischen, einem englischen und einem französischen Congreßgesandten von dem Ausschuß der 8 Mächte eingesetzt, der auch ihre Arbeiten förmlich sanctionirte, Lord Clancarty, der Vertreter eines Landes, das nirgend Uferstaat war, saß in der Commission und befürwortete die liberalste Fassung der Bestimmungen. Eine Vergleichung derselben mit dem Art. 5 des pariser Friedens zeigt zwar eine Abschwächung in manchen Beziehungen, aber es blieb doch noch genug übrig; freilich die Ausführung entscheidet erst über die Brauchbarkeit allgemeiner Grundsätze. Wir können uns nicht versagen, hier einen kleinen Zug einzuschalten, welcher die feine Art der Behandlung des Verfassers zeigt. Indem er den Art. 5 des pariser Friedens mit den entsprechenden der Congreßacte vergleicht, sagt er: „Man erzählt, der verewigte Bürgermeister Smidt sei mit einer und derselben unzerbrochenen Thonpfeife von Paris zum wiener Congreß gereist. Die Mythenbildung bemächtigt sich

solcher Persönlichkeiten sehr rasch. Nun, er war aber ein Mann von seltner Consequenz des Wollens und Vollbringens in kleinen Dingen wie in großen. Sonst aber, wie Vieles ist 1814 auf dem Wege von Paris nach Wien zu Schaden gekommen!"

Wie stellt sich nun die Donauacte von 7. Nov. 1857 zu den Forderungen der wiener Congreßacte und den auf ihr fußenden Art. 15—19 des pariser Friedens von 1856? Wir glauben, sie verstößt dagegen in drei Punkten: 1) durch die Bestimmungen über die Uferschiffahrt; 2) durch die Vorschriften über den Durchfuhrverkehr; 3) durch die vorgeschriebenen Schiffahrtsabgaben. 1) Die wiener Acte sagt, die Schiffahrt auf dem ganzen Laufe der Ströme, von dem Punkte, wo sie schiffbar werden, bis zur Mündung, solle vollkommen frei sein und dürfe für den Handel niemand untersagt werden. Ist es nun dem entsprechend, wenn die Donauacte die Uferschiffahrt, d. h. die Fahrt von einem Punkte des Flusses zum andern, den Fahrzeugen der Uferstaaten vorbehält? Gewiß nicht, und der pariser Friede sagt Art. 16 außerdem noch ausdrücklich, „in diesem Punkte (den Abgaben) wie in allen andern werden die Flaggen aller Nationen auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit behandelt werden." Freilich hat in den Verhandlungen der Commission zu Wien ein Mitglied bemerkt, es könne nicht die Absicht sein, jedem Unterthan eines Nichtuferstaates dasselbe Recht der Schiffahrt wie den Unterthanen der Uferstaaten zu ertheilen, ein Recht, für welches es keine Gegenseitigkeit gebe. Indeß eine solche Aeußerung ist unmaßgeblich und in den Text des Vertrages ist nichts davon gekommen; außerdem war damals die Küstenschiffahrt noch durchweg den Nationalen vorbehalten, während dies jetzt fast durchgängig aufgehoben ist; Länder, wo es noch nicht geschehen ist, lassen sich jedoch in Verträgen immer die Clausel gefallen, daß es nicht als Küstenschiffahrt betrachten werden soll, wenn ein fremdes Schiff successive in verschiedenen Häfen seine Ladung löscht oder einnimmt. Aber auch von dieser Liberalität finden wir in den Art. 5 und 8. der Donauacte keine Spur, und thatsächlich wird dadurch die Lage der Schiffahrt schwieriger als sie es früher war; denn auf der untern Donau gestattete bisher die Türkei ausdrücklich oder stillschweigend die Uferschiffahrt für alle Flaggen. Bei manchen andern Strömen würde der Streit blos principiell sein; wenn auch z. B. auf der Elbe die Uferschiffahrt für alle Nationen frei wäre, so würden doch schwerlich englische oder russische Fahrzeuge sich mit diesem Verkehr befassen. Mit der Donau aber ist es anders. Der Hauptartikel ist für sie Getreide, das von ihrem obern Laufe und den Nebenflüssen in kleinern Fahrzeugen nach dem untern Strome gebracht wird und in Seeschiffen von den Häfen unterhalb Orsowas weiter befördert wird. Da nun Seeschiffe nicht auf der obern Donau fahren können und jene kleinern Fahrzeuge nicht die See halten, so werden offenbar die Rheder, welche Schiffe beider Gattungen be-

sitzen, den Donauhandel am vortheilhaftesten betreiben können. Durch den Vorbehalt der Uferschiffahrt für die Uferstaaten wird es den Fremden unmöglich gemacht, solche Flußfahrzeuge zu besitzen und den Uferstaaten ist ein Monopol gegeben, welches sie auszubeuten nicht ermangeln werden. 2) Der Art. 22 der Donauacte sagt: „Die Schiffsführer haben jene Vorschriften zu befolgen, welche in jedem Ufergebiete zur Sicherung der Einhebung der Zoll- und anderer Staatsgefälle und zur Verhinderung des Schleichhandels bestehen oder bestehen werden, sei es, daß diese Vorschriften aus der innern Gesetzgebung der Uferländer oder aus besondern Conventionen hervorgehen.“ Infolge dieser Vorschrift wird die Durchfuhr jedes Artikels, der durch den Tarif eines oder des andern Uferstaates verboten ist, unmöglich, und doch haben beide europäische Congresse die directe Durchfuhr vom Meer bis zu dem Punkt, wo ein Strom schiffbar wird und umgekehrt für vollständig frei erklärt. 3) Die Uferstaaten haben sich durch die Acte Art. 21 und 36 das Recht vorbehalten, Schiffahrtsabgaben zu erheben, welche sie für etwaige Unkosten der Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit der Donau entschädigen sollen. Dies ist in offenbarem Widerspruch mit dem Art. 15 des pariser Friedens, nach welchem auf der Donau keine Schiffahrtsabgabe erhoben werden soll, außer denen, welche nach Art. 16 die europäische Commission für die Schiffahrt an den Mündungen feststellen wird.

Wir haben hier nur die drei Hauptbedenken gegen die Acte vom 7. Nov. 1857 hervorgehoben; und übergehen die Bestimmung, daß die Uferstaaten sich für künftig vorbehalten, ausführlichere Reglements der Flußpolizei zu entwerfen und daß die Quarantainemaßregeln (wodurch grade früher Rußland den Verkehr hemmte) ebenfalls der Zukunft überlassen bleiben. Wir wollen nur noch auf einen wichtigen Punkt kommen, welchen die Uferstaaten nicht ermangeln werden für sich anzuführen. Ihr beklagt euch, werden sie sagen über jene Vorbehalte und Einschränkungen, sind sie aber nicht gradeso in den Stromacten der Flüsse zu lesen, welche anerkanntermaßen kraft und infolge der wiener Art. 108—117 verhandelt und festgestellt wurden, wie Rhein und Elbe? Sagt nicht die Elbacte von 1821 Art. 1 ausdrücklich, daß die Schiffahrt von einem Uferstaat zum andern den Uferstaaten vorbehalten bleiben soll? und heißt es nicht in der Rheinacte von 1831 Art. 62, daß nur den Schiffern der Uferstaaten ein Patent gegeben werden solle? Ist der Transit auf den beiden Strömen etwa frei? Sind nicht die Flußzölle dort sehr beträchtlich? — Hinc lacrimae, die Antwort ist eben, daß jene Verträge, welche den wiener Artikeln zufolge und gemäß zu Stande gekommen sein sollten, ihnen auf das directeste widersprechen. So weit ist die Achtung für jene Grundsätze bei Seite gestellt, daß auf der letzten Elbschiffahrtsrevisionscommission der mecklenburgische Bevollmächtigte gradezu erklären durfte, nicht nach der

wiener Congreßacte, sondern ausschließlich nach den unter den Uferstaaten aufgerichteten Staatsverträgen sei für die Elbe zu fragen. Es bestreitet nun niemand, daß die Uferstaaten als souveräne Staaten die Möglichkeit hatten, einen Vertrag aus eignem Antriebe zu schließen, die Verträge aber, welche wirklich geschlossen sind und welche doch allein in Betracht kommen, existiren nur kraft der wiener Congreßacte und kann einer der Unterzeichner dieser Acte beweisen, daß sie derselben widersprechende Bestimmungen enthalten, so ist er an solche nicht gebunden und kann dagegen alle Mittel gebrauchen, welche die Verletzung eines Vertrages völkerrechtlich an die Hand gibt. Der nassauische Bevollmächtigte, Hr. Marschall, sagt in einer von H. Wurm citirten Denkschrift vom 23. Febr. 1815 „daß für diesen Fall man keinen andern Gang zu nehmen habe, als den in jedem andern Fall einzuschlagenden, wenn ein Staat die Ausführung bestehender Verträge verweigerte."

Es ist oben ausgeführt, wie für die Flußschiffahrt in Wien wie in Paris der Gedanke einer europäischen Controle festgehalten ist. Daß andere Staaten ihr Recht des Einspruches gegen die die wiener Artikel verletzenden Elb- und Rheinacten nicht geltend gemacht haben, ist eine schlimme Nachlässigkeit, deren Folgen sie durch die neueste Donauacte fühlen, aber ihr Recht ist dadurch nicht aufgehoben. So mögen sie es geltend machen und zeigen, daß es ihnen mit der Freiheit der Flußschiffahrt Ernst ist. Hr. Wurm ist der Ansicht, die nächstens zusammentretende pariser Conferenz solle die wiener Artikel selbst revidiren, wir geben ihm ganz Recht, daß selbst diese Bestimmungen noch nicht die volle Freiheit der Bewegung gewähren, aber wir wollen bescheiden in unsern Wünschen sein, wie es Deutschen geziemt, die so wenig für die Stromschiffahrt gethan. Wir fordern nur, daß die künftige pariser Conferenz die Artikel 109—117 der wiener Acte zu einer Wahrheit mache, nicht blos für die Donau, sondern für alle europäischen Ströme, und daß die ihnen widersprechenden Bestimmungen der speciellen Flußschiffahrtsacten außer Kraft erklärt werden. In Wien ward gesagt, daß bei dem Flußzolltarif der Gesichtspunkt der Ermunterung des Handels und der Erleichterung der Schiffahrt maßgebend sein solle; wenn man denn hört, daß für den Zentner Zink die ganze Fracht von Breslau nach Hamburg 5 Sgr., der Elbzoll aber für die kurze Strecke von Wittenberg bis Hamburg 8¾ Sgr. beträgt, muß man nicht dem Verfasser recht geben, wenn er ruft: „Was ist dergleichen anders, als, wenn man deutsch reden soll, eine himmelschreiende Verletzung europäischer Verträge?" —

Eine neue Revisionscommission ist zum Juni d. J. für die Elbe, „die Niobe der europäischen Ströme" (S. 28.) angekündigt, wir hoffen von ihr, trotz der redlichen Bestrebungen Oestreichs, Preußens, Sachsens und Hamburgs, wenig. Mecklenburgs und Hannovers Finanzinteressen werden gegen

jede wesentliche Erleichterung ihr Veto einlegen, die europäische Behandlung der Frage, die Erklärung der pariser Conferenz, daß die wiener Artikel eine Wahrheit für alle Ströme sein sollen, kann uns unter den obwaltenden Umständen allein aus der Stagnation reißen und die Freiheit der Flußschiffahrt nicht blos für die Donau, sondern für Elbe, Rhein, Po u. s. w. begründen.

Br.

Das englische Gerichtsverfahren und der Bernardsche Proceß.

Am 16. April kommt der Herzog von Malakoff als französischer Gesandter in London an, am 17. wird Simon Bernard von der Anschuldigung einer Beihilfe bei dem am 14. Januar in Paris verübten Attentat freigesprochen, am 18. schreiben officiöse Federn von Paris in alle Welt hinaus, die engen und freundnachbarlichen Gesinnungen der französischen Regierung zur englischen würden durch diesen Zwischenfall nicht gestört. Nur Constitutionnel und Univers machen von dem Rechte eines Bedienten, über die ihrem Herrn widerfahrenen Kränkungen mehr noch zu schimpfen wie dieser, in vollem Maß Gebrauch.

Daß aber Bernard nicht verurtheilt worden, hat auch andere Leute in Erstaunen gesetzt, die sowol, welche nach dem bekannt Gewordenen sich von seiner Schuld überzeugt hielten, als die, welche Bernard gern als Opfer für die Dauer der englisch-französischen Allianz dargebracht gesehen hätten. Wir halten diese letztere Anschauung für mindestens bedenklich; denn für solchen Zweck war das Mittel, die Verurtheilung Bernards, entweder zu groß oder zu klein; zu groß, wenn sie ein Unrecht gegen einen Einzelnen und eine Verletzung der Principien englischer Rechtsprechung in sich schloß, zu klein, weil es mit dieser einzelnen Hingabe doch nicht abgethan war; das Kaiserreich hätte noch mehr solche Beweise der Freundesgesinnung fordern können und müssen. Was aber die Frage von der Schuld Bernards betrifft, so wird man darüber so lange zu keiner festen Meinung kommen können, bis man die Eigenthümlichkeiten des englischen Criminalverfahrens sich vergegenwärtigt hat. Es ist dasselbe nämlich in fast allen wesentlichen Punkten so sehr von den auf dem Continente herrschenden Gewohnheiten abweichend, daß fast nichts als die gleichmäßige Beurtheilung des Angeklagten durch die Geschwornen bleibt, und auch hier noch bestehen sehr wesentliche Unterschiede. Es ist aber jedenfalls der Mühe werth, beide Formen des Criminalverfahrens nebenein-

ander zu stellen, und dürfte der Vergleich auch noch in manchen andern Beziehungen belehrend sein.

Nur der Orientirung halber beginnen wir mit einer kurzen Uebersicht der hauptsächlichen, in dieser Beziehung gleichmäßig auf dem Continente zur Geltung gekommenen Grundsätze. Das Vorverfahren liegt hier in den Händen von rechtsgelehrten Beamten, es ist veranlaßt zunächst durch einen öffentlichen Ankläger oder einen Anklagesenat, und gehandhabt durch einen sogenannten Instructionsrichter, der den Angeklagten und die Zeugen im Geheimen verhört, ihre Aussagen zu Protokoll nimmt und dadurch das Material zur eigentlichen öffentlichen Anklage liefert. Diese umfaßt zunächst den vorhergegangenen Lebenswandel des Angeschuldigten, und sodann eine Zusammenstellung aller gegen denselben in dem einzelnen Falle sprechenden Thatsachen. Auf Grund des Protokolls und der Anklageacte wird der Angeklagte und werden die Zeugen noch einmal in Gegenwart der Jury vom juristischen Präsidenten des Gerichtshofs in Verhör genommen, und hat oft weniger das Gesetz als der regelmäßige Gebrauch dem Letztern die Befugniß verliehen, die schriftlich vorliegenden und die jetzt neuerlich gegebenen Aussagen der Vernommenen wo nöthig gegeneinander zu contrastiren. Ein Mitausfragerecht des Vertheidigers, des Angeklagten oder gar der Geschwornen existirt, wenn überhaupt, doch nur unter sehr beschränkten Voraussetzungen und meist nur durch den Mund des Präsidenten, während dasselbe umgekehrt dem öffentlichen Ankläger rechtlich oder factisch zusteht. Nun erfolgen die Beweisführungen von Vertheidigung und Anklage und das Resumé des Präsidenten, letztere meist aus einer Zusammenfassung des Factischen, wie es bisher sich nach der Meinung des Sprechenden herausgestellt hat, bestehend, und endlich der Wahrspruch der Geschwornen, das Resultat ihrer innern Ueberzeugung (conviction), nicht eines auf concreten Beweismitteln beruhenden Vernunftschlusses. Einstimmigkeit der Geschwornen wird nicht immer gefordert und häufig die zu geringe Majorität derselben bei einem Spruche durch richterliches Erkennen ersetzt oder aufgehoben. Wer französische und deutsche Criminalprocesse namentlich bei Staatsverbrechen gelesen hat, dem wird in den meisten Fällen jener gehässige, inquisitorische oder gar feindselige Ton aufgefallen sein, den man während der Verhandlungen gegen den Angeklagten für erlaubt erachtet, man sucht ihn grade wie im geheimen Verfahren in Widersprüche und Geständnisse zu verwickeln, um ihn womöglich aus seinem eignen Munde zu verurtheilen und fast allenthalben ist ein besonderer Nachtheil damit verbunden, wenn er über alle oder einzelne Fragen die Antwort verweigert. Ueberhaupt läßt sich die continentale Jury vielmehr als der Schlußstein, wie als die Grundlage des Criminalverfahrens ansehen, während das geheime Vorverfahren diese Grundlage bildet, aber fast mit allen Mängeln des frühern geheimen und schriftlichen Criminalverfahrens be-

haftet, mit dem es auch in der langen Dauer der Voruntersuchung und der dabei stattfindenden vollkommenen Isolirung des Untersuchungsgefangenen übereinstimmt.

Wie ganz in allen Beziehungen anders liegt die Sache in England! Auch dem flüchtigsten Zeitungsleser muß der so ungemein rasche Verlauf des Bernardschen Processes trotz der unverkennbaren großen Solennität, mit welcher er gehandhabt wurde, aufgefallen sein. Eine vor einem Polizeirichter öffentlich geführte Voruntersuchung von wenigen Sitzungen genügte, um das allgemeine Material zur Anklage zu liefern; die weitere genauere Begründung derselben und die Herbeischaffung der dazu erforderlichen Beweismittel ward dem überlassen, welchen die Regierung mit der Führung des Processes betraut hatte. Schon von diesem ersten Augenblick desselben an hatte Bernard den freien Zutritt und Beirath seines Vertheidigers, und auch als sein Gesuch wegen Freilassung gegen Caution abgeschlagen war, ward er nicht von der übrigen Welt abgesperrt; denn diese erste Haft bezweckt nach englischem Rechte nur die Sicherung der Persönlichkeit, enthält noch keine Strafe. Wenige Tage nach diesem ersten Verfahren war denn auch der Gerichtshof constituirt, vor dem der Proceß geführt werden sollte, ein außerordentlicher, aber kein Ausnahmetribunal. In England bestehen eigentlich überhaupt keine ständigen Criminalgerichtshöfe, vielmehr werden die Criminalsachen bei den mehremal jährlich stattfindenden Rundreisen der Richter an den obersten Gerichtshöfen des Landes abgemacht, eine Centralisation der Rechtsprechung, die man auf dem Festlande vergebens sucht. Da aber das bei Bernard in Frage stehende Verbrechen nicht in England verübt war, so fehlte auch der englische Jurisdictionsbezirk, woselbst es abgeurtheilt werden konnte, und ward so eine besondere Commission, bestehend aus einer Reihe juristischer und anderer hohen Würdenträger ernannt, nach Anleitung der Parlamentsacte, auf welche hin die Anklage gegen Bernard fußte. Diesem Verfahren selber mußte noch eine andere Entscheidung vorangehen, die nämlich durch die große Jury, bestehend aus 23 Mitgliedern, welche die bisherigen Vorlagen zu prüfen und ihr Urtheil darüber abzugeben hat, ob der wirkliche Proceß geführt werden solle. Sie entspricht etwa dem Anklagesenat im rheinisch-französischen Verfahren, nur daß sie populärer gebildet ist und in einem ganz andern Stadium des Processes, nämlich wie hier unmittelbar vor Berufung der kleinen Jury eintritt. Hiermit schließt denn aber erst die englische Voruntersuchung, die von dem spätern Verfahren so scharf getrennt ist, daß alle bis jetzt gemachten Aussagen für den nunmehrigen Lauf des Processes von gar keiner Bedeutung sind und weder Anklage noch Vertheidigung sich darauf berufen dürfen. Es leuchtet schon daraus hervor, wie die eigentliche, die entscheidende Jury nach eng-

lischem Verfahren nicht blos der Schluß-, sondern der eigentliche Eckstein des ganzen Criminalprocesses ist.

Es ist eine Tradition des deutschen Criminalverfahrens, daß der Criminalproceß sich vom Civilproceß durch die Richtung auf Erforschung der materiellen Wahrheit unterscheide. In einem Rechtsstreite um das Mein und Dein sei es Sache jeder einzelnen Partei, ob sie die Formen und die Normen des Rechts genau beobachten will, da es jedem frei steht, seine Rechtsansprüche nicht minder wegzugeben wie irgend einen Theil seines Vermögens, während man umgekehrt aus rein formellen Gründen weder Verbrechen ungestraft lassen noch den Unschuldigen in Strafe nehmen kann. So richtig nun auch dies Princip des Criminalprocesses ist, so darf es doch nie so weit ausarten, um selbst zu einer neuen Plage zu werden. Das geschieht aber im deutschen Strafverfahren für den Angeklagten durch die oben beschriebenen Einrichtungen der Vor- und der Hauptuntersuchung, und das geschah noch mehr und geschieht noch immer in dem ganz geheimen Verfahren, und grade die Juristen der alten Schule wollen dieses dem Geschworneninstitut darum voranstellen, weil es jene Ermittelung und Bestrafung der begangenen Uebelthat angeblich besser garantire. In England dagegen ist dieses Voranstellen der sogenannten materiellen Wahrheit niemals zu einem eigentlichen Grundsatze erhoben worden, vielmehr hat sie dem ganzen Gang der englischen Entwicklung gemäß vor allem das Streben herausgebildet, den noch nicht verurtheilten Angeschuldigten möglichst vor jedem nicht durch die Noth der Umstände gebotenen Nachtheile zu bewahren. Man hat in England der Criminaljustiz niemals den abstracten Zweck der Verwirklichung des Rechtsstaates und der Criminalstrafe nie den eines Mittels zur Erreichung desselben untergelegt, es war genug, sobald in der Strafe der öffentlichen Sicherheit eine neue Gewähr geboten war. Darum ist denn dort die Privatklage auf Strafe und Entschädigung nicht wie fast auf dem ganzen Continent durch das Klagemonopol des Staats verdrängt worden, und daher denn auch im Criminalverfahren selbst dem Kläger, sei es der Staat oder ein Privatmann, die ganze Last des Beweises über ein begangenes Verbrechen aufgebürdet. Man wird diese Gesichtspunkte festhalten müssen, um die Eigenthümlichkeiten und die Consequenzen des englischen Verfahrens namentlich auch im Bernardschen Fall richtig zu verstehen.

Schon das, was man im deutschen und französischen Verfahren die Anklageacte nennt, liegt in England ganz anders; sie ist hier eine möglichst gedrungene Unterbringung des Thatsächlichen unter die Erfordernisse des Strafgesetzes und zwar nach englischer Art in allen Ausdrücken und Wendungen darauf berechnet, dieses Thatsächliche in jeglichen seiner Nüancirungen scharf zu bezeichnen, gewissermaßen der Beweissatz, den die Anklage sich selber aufstellt, und den sie nachher zur Zufriedenheit der Jury lösen soll. Denn der

englische Criminalproceß verlangt nichts mehr und nichts weniger, als die vollständige Uebereinstimmung des als verübt Behaupteten mit dem als geschehen später Nachgewiesenen. Auf diese Grundlage hin kann denn auch der Jury ein auf Beweisregeln beruhender Spruch zugemuthet werden, enthält ja eben die Anklageacte alle wesentlichen juristischen Bestandtheile der in Frage stehenden verbrecherischen Handlung. Im deutschen und französischen Verfahren dagegen ist die Anklageacte ein weitläufiges Exposé nicht blos über alle Details des behaupteten Verbrechens, sondern auch über die Persönlichkeit des Angeklagten und oft genug untermischt mit gehässigen Angriffen auf denselben. In England ist jenes Zurückgreifen in die Vergangenheit, jenes Durchforschen des Herzens und der Nieren des Angeklagten unbedingt ausgeschlossen, und Richter und Vertheidiger werden unter allen Umständen darauf halten, daß jede Berührung von nicht zur Sache selber gehörenden Thatsachen unterbleibe. So ist in dem Bernardschen Processe über die ganze frühere Geschichte des Angeklagten, seine Stellung in Frankreich und später in der französischen Emigration oder über deren Treiben in England nichts weiter zur Sprache gekommen, als was zur unmittelbaren Constatirung des behaupteten Verbrechens gehörte. Dagegen war der juristische Thatbestand um so schärfer ausgedrückt, Bernard war, wie es in der englischen Rechtssprache heißt, accessory before the fact, Theilnehmer (oder Gehilfe) vor der Ausübung (nämlich des Verbrechens durch andere) gewesen. Damit war dem Ankläger auferlegt zu beweisen 1. die Ausübung des Verbrechens durch andere; 2. die Mitwissenschaft Bernards um dieses Verbrechen; 3. seine thätige Theilnahme an den Vorbereitungen zu jener Ausübung. Und auf diesen Beweis war denn das von der eigentlichen Anklage wohl zu unterscheidende Plaidoyer des Kronadvocaten (attorney general*) gerichtet, indem er der Jury alle ihm relevant erscheinenden Thatsachen vorhielt und dann dieselben durch die von ihm vorgebrachten Actenstücke und Zeugen zu erhärten versuchte, Beweismittel, die sämmtlich vorher schon dem Angeklagten mitgetheilt waren. Auch in diesem Plaidoyer des Kronadvocaten wird man alle jenen allgemeinen Ausfälle auf die Person und die Gesinnungen des Angeklagten vermißt haben.

Einen ganz eigenthümlichen und eben nur dem englischen Verfahren geläufigen Charakter hatte das nun folgende Zeugenverhör. Es mußte vollständig die vom Kronadvocaten behaupteten Thatsachen umfassen, da ja die

---

*) Attorney general wäre allerdings besser durch Staatsanwalt übersetzt, wenn sich daran nicht in Deutschland der Gedanke an bloße criminelle Verfolgungen knüpfte, während doch jener Beamte, der nebst dem ähnlich gestellten solicitor general allemal mit dem Ministerium wechselt, auch in Civilprocessen die Rechte der Krone, unterschieden von den Privatrechten der Königin, vertritt.

Benutzung des in der Voruntersuchung gesammelten Materials vor der Jury ausgeschlossen war. Aus diesem und den andern formellen Gründen konnte denn auch die Leitung des Verhörs durch den Vorsitzenden im Gericht nicht stattfinden, vielmehr war es der Kronadvocat selbst, dem sie zunächst zufiel. Aber nicht unbeschränkt und nicht allein ihm. Der Vertheidiger unterließ keinen Augenblick die strengste Ueberwachung aller Fragen, namentlich solcher, die nicht genau zur Sache zu gehören schienen. Ueber jeden solchen Einspruch entschied dann nach Umständen der Vorsitzende oder das Gericht, so wie diese und nicht minder ein jeder der Geschworenen da, wo ihnen Unklarheiten oder Lücken geblieben waren, mit selbstständigen Fragen hervortreten konnten. Die Controle aller Aussagen hatte dann der Vertheidiger oder der Angeklagte selbst, die nun das sogenannte Kreuzverhör unternahmen d. h. jeden einzelnen Zeugen unmittelbar nach dem ersten Verhör durch Fragen über Specialitäten ins Gedränge zu führen versuchten, wobei es nun wieder Sache des Anklägers ward, gegen Ungehörigkeiten und versuchte Einschüchterungen einzuschreiten. Ein lebendiges Bild der Wirkungen dieses ganzen Systems kann man sich natürlich entweder nur durch den Augenschein oder durch sorgfältiges Studium englischer Gerichtsverhandlungen machen, aber man dürfte doch kaum zweifeln, daß es sowol dem in manchen Theilen Deutschlands noch immer geltenden geheimen Ausfragen des Inquirenten zu Protokoll, als der alleinigen Leitung das Zeugenverhörs durch den Präsidenten in der französischen Jury weit vorzuziehen sei. Namentlich tritt bei ihm die ganze Persönlichkeit des Zeugen und die Kunde seines Wissens in merkwürdiger Vollständigkeit vor das Bewußtsein der Geschwornen. Aber nur die Zeugen selber werden in dieser Weise verhört, nicht der Angeklagte, denn es ist nicht einmal jemand da, der zum Zweck der Erforschung an ihn eine Frage richten könnte, und, was das Wichtigste ist, nach englischen Grundsätzen darf niemand zu einer gerichtlichen Aussage genöthigt werden, die ihn selbst beschädigen könnte, so daß in den meisten Fällen der Vorsitzende des Gerichtshofs an den Angeklagten vor Beginn der Verhandlungen die ausdrückliche Warnung erläßt, nichts zu seinem eigenen Nachtheil auszusagen. Wer das Herumzerren eines Angeklagten vor der französischen Jury erlebt hat, wie er fortwährend vor aller Welt genöthigt wird, sich selbst das Grab zu graben, das ihn aufnehmen will, der wird das Humane jener englischen Vorschrift ganz zu würdigen wissen.

Erst jetzt, nach Vollendung der Anklage und des versuchten Beweises durch Zeugen beginnt die wirkliche Vertheidigung. So wie jene darauf gerichtet war, die Thatsache des verübten Verbrechens Zug für Zug nachzuweisen und zwar durch directe Beweise, nicht durch Protokolle oder sonstwelche ähnliche Actenstücke, so wird es Aufgabe der Vertheidigung sein, entweder

diese Thatsachen als nicht geschehen darzustellen, oder ihnen eine andere Bedeutung nachzuweisen. Es geschieht dies hier gleichfalls erst durch eine Rede des Vertheidigers und dann durch einen Zeugenbeweis, den er selbst leitet und dessen Controle durch das Kreuzverhör nun dem Ankläger zufällt. In dem von uns besprochenen Staatsprocesse hatte die Vertheidigung sich mit der Rede begnügt und auf den Gegenbeweis durch Zeugenaussagen freiwillig verzichtet, um, wie Bernard schließlich selbst sagte, niemanden zu compromittiren, höchstwahrscheinlich solche nicht, die noch der französischen Staatsgewalt erreichbar waren. Die Rede des Vertheidigers Edwin James verfolgte nun zwei Gesichtspunkte, den allgemein politischen, dessen Beziehungen nahe genug lagen, und wobei die Appellation an das englische Nationalgefühl nicht ausbleiben konnte, und den formell juristischen, indem sie die Bernardschen Beziehungen zu Orsini und Genossen als auf einen Insurrectionsversuch in Italien, nicht als auf ein Attentat gegen die Person des französischen Kaisers gerichtet darstellte, damit also zu verstehen gab, daß Orsini entweder den Bernard unter falschem Vorgeben benutzt oder nachträglich seinen Plan verändert habe, und fand sich in den Zeugenaussagen allerdings eine Lücke, insofern nicht nachgewiesen werden konnte, daß die von Bernard nach Brüssel besorgten Materialien dieselben seien, die von Orsini in Paris verwandt waren.

Nachdem nun die Anklage noch einmal die Relevanz der von ihr behaupteten und nachgewiesenen Thatsachen zum Zwecke der Verurtheilung nachzuweisen versucht hatte, begann der Vorsitzende im Gericht, Lord Campbell, nicht sowol ein Resumé, als einen juristischen Leitfaden für die Geschwornen, in welchem er diesen auseinandersetzte, daß sie „schuldig“ zu erkennen hätten, falls sie die zur Sprache gekommenen Thatsachen so, und „nicht schuldig“, falls sie sie in einem andern Lichte betrachteten. Würden sie, so erklärte er u. a. ausdrücklich, glauben, daß Bernard um das beabsichtigte Attentat gewußt und die Vorbereitungen dazu mit getroffen hätte, so wäre er schuldig, hätte es sich dagegen für ihn nur um einen Insurrectionsversuch in Italien gehandelt, so könne die vorliegende Anklage nicht bestehen. Man hat in dieser Wendung des Oberrichters einen politischen Act erkennen wollen, indem er selbst der Jury das Mittel an die Hand gab, wie sie Bernard freisprechen und dadurch ihn und seine Collegen vor einer großen spätern Verlegenheit bewahren konnte; es liegt indeß kein innerer Grund zu einer solchen Annahme vor, um so weniger, da dieses ganze Verfahren durchaus den bei solchen Gelegenheiten beobachteten Gewohnheiten entsprach. Lord Campbell konnte gar nicht umhin, die beiden möglichen Auffassungen grade desjenigen Punktes hervorzuheben, auf den der Vertheidiger einen so großen Werth gelegt hatte, und der obendrein nach englischer Rechtsübung von so großer Bedeutung war; es wäre selbst ein arger juristischer Schnitzer gewesen, hätte er es unterlassen.

Man wird es aus dem Bisherigen ziemlich begreiflich finden, daß die Jury den Angeklagten für „nicht schuldig" erklärt hat; ihr Wahrspruch war durchaus auf der englischen Rechtsübung begründer, der zufolge man einem Angeklagten gern die „Wohlthat des Zweifels" (benefit of doubt) zu gute kommen läßt, ganz im Gegensatz zur deutschen Absolvirung von der Instanz, wo der Zweifel zum Nachtheil des Angeklagten ausgelegt wird. Ob und in wie weit die Geschwornen politische Motive mit auf sich einwirken ließen, kann natürlich nicht beurtheilt werden; während der fünf Tage des Processes waren sie vollständig von der übrigen Welt getrennt, zwar auf Staatskosten verpflegt und gelegentlich spazieren gehend, doch stets unter Aufsicht von Beamten, die nichts Fremdes zuließen; aber immerhin mag die Stimmung, die sie mitbrachten und die Stimmung der Zuhörer, wie sie sich freilich erst nach dem Wahrspruch, aber dann mit so außerordentlicher Entschiedenheit kundgab, ihnen ihr Urtheil erleichtert haben. Es ist von der englischen Presse hervorgehoben worden, daß 12 von beiden Theilen sorgfältig ausgewählte Männer schon in anderthalb Stunden zu der vom englischen Gesetze geforderten Einstimmigkeit gelangt waren.

Allerdings sind die funfzehn Oberrichter des Landes durch den Wahrspruch der Geschwornen aus einer für sie etwas unbehaglichen Lage befreit worden; man verlangte von ihnen nun nicht mehr einen Entscheid über die reservirten Rechtsfragen, namentlich darüber, ob die Parlamentsacte, auf welcher die Anklage basirte, auch die Anwendung auf den vorliegenden Fall zuließ. Es ist in England möglich und auch schon vorgekommen, daß über einen Angeklagten das „Schuldig" gesprochen wird, ohne daß es nachher dem Richter gelang, auch die entsprechende Strafe auffinden und erkennen zu können. Dieser Ausgang wäre bei einem andern Wahrspruch der Geschwornen auch im Bernardschen Processe sehr wohl möglich gewesen, worauf alsdann natürlich das Parlament für eine neue Gesetzgebung in Anspruch genommen worden wäre.

Die politischen Folgen der Freisprechung, wer kann die ermessen? Ist sie eine von den Sünden, die der französische Kaiser nicht vergibt, nur daß ihm jetzt noch die Gelegenheit fehlt, Sühne dafür zu fordern? Oder ist sie ein Zeichen des Umschwungs, der sich in Europa vorbereitet? Wir sind geneigt, den pariser Correspondenten englischer Blätter, nach denen der Ausgang des Bernardschen Processes in Frankreich vielfach eine stille Genugthuung hervorgerufen hat, größern Glauben zu schenken, als der Hinweisung des Constitutionnel auf die allgemeine Erbitterung und Wuth darüber in Frankreich. Und wenn wir die deutsche Presse ansehen, so haben selbst officielle Blätter ihre Verwunderung über jenen Wahrspruch kühl genug, die Kreuzzeitung sogar mit Befriedigung sich darüber geäußert. Der französische Kaiser steht wahrlich nicht auf Rosen!

Schließen können wir indeß nicht, ohne noch einmal Männer der deutschen Theorie und der deutschen Praxis auf die von uns oben geschilderten allgemeinen Grundlagen des englischen Criminalverfahrens aufmerksam zu machen; sie sind nicht, wie die französische Jury und das vor und in Verbindung mit derselben geltende Verfahren das Erzeugniß einer Abstraction und einer auf ihre Rechte stets eifersüchtigen Staatsregierung, sondern die Frucht Jahrhunderte langer Kämpfe und bitterer Erfahrungen erlittenen Unrechts. Aber was noch mehr ist, sie entsprechen durch Raschheit, Sicherheit, innere Zweckmäßigkeit und vor allem durch den Schutz der Person des noch nicht verurtheilten Angeklagten Anforderungen an eine gute Uebung der Justiz, die auch dem deutschen Staatsleben namentlich bei sogenannten Staatsverbrechen immer noch fremd genug sind. Der Ausgang des Bernardschen Processes allerdings wird für manche Theoretiker und für noch mehr Minister das englische Verfahren nicht grade sehr empfehlenswerth erscheinen lassen; es ist dies aber ihre eigne Kurzsichtigkeit, wenn sie vorübergehende Zweckmäßigkeiten höher stellen, als dauernde Errungenschaften des Staatslebens. Leider haben die letzten zehn Jahre auf dem Continent vielfach die Mißgeburt eines nach politischen oder andern Zwecken absichtlich gemodelten Rechtsprechens hervorgerufen — erst die Folgezeit wird lehren, was man damit angerichtet hat! G. Cn.

Johannes von Müller und seine Zeit.

4.

Kaum war Müller in Kassel warm geworden, so fiel ihm ein, daß die genfer Freunde sehnsüchtig auf ihn warteten. Schlieffen verschaffte ihm 26. Nov. 1782 eine Zulage von 100 Thlr., den Rathstitel und eine Bibliothekarstelle, der Verpflichtung Collegien zu lesen wurde er enthoben; aber als Jan. 1783 ein Brief von Tronchin ankam, gerieth er wieder ins Schwanken; er nahm Urlaub und eilte April 1783 nach einem kurzen Besuch bei Bonstetten und seiner Mutter zu Tronchin. Hier ließ er sich — er war bereits 31 Jahr alt — von dem alten Mann zu einem Vertrage verleiten, der ihn noch als ein reines Kind darstellt. Tronchin, schreibt er an seine Mutter 18. Juni, hat mir vorgeschlagen, die letzten Jahre seines Lebens bei ihm zu sein. Hierfür soll ich von jetzt in 6 Jahren oder bei seinem Tod, wenn er früher stirbt (er ist aber 73 Jahre alt), ein jährliches Einkommen von 800

Gulden lebenslänglich beziehn. Am 31. Juni bat er den Landgrafen um seinen Abschied, und erhielt denselben nach einigen Wochen. Im Anfang machten ihn die alten Umgebungen ganz glücklich, doch fühlte er bald das Drückende seiner Lage. Tronchin, alt und verdrießlich, um ihn in beständiger Abhängigkeit zu erhalten, ertheilte ihm sein Almosen — denn etwas Anderes war es nicht — immer nur mit Murren. Mehre Stunden des Tages mußte ihm Müller vorlesen, und da er zugleich in der Stadt sein Collegium wieder vortrug,*) so stockten alle seine Arbeiten und seine Gesundheit wurde immer mehr angegriffen. Endlich hielt er es nicht länger aus, er entwich im October 1784 auf das Gut Bonstettens Valeires, gab die Leibrente auf und arbeitete in strengster Einsamkeit an seiner Schweizergeschichte.**)

„Ich bin in meinem Leben bis dahin meist glücklich gewesen, fast nie aber auf dem Weg, den ich gehen wollte . . . Also wollen wir uns trösten, wenn das nicht geschieht, was wir wünschen . . . Ihr könnt mir glauben, da ich von Kindheit an die Geschichte der Menschen untersucht habe, daß ich

---

*) Auch sein altes Collegium nahm bei seiner neuen Stimmung eine ganz andere Verfassung an. Am 20. Mai 1783 schreibt er an seinen Bruder: „Ich habe bemerkt, wie viel interessanter die Geschichte durch den Gedanken wird: alles ist vor Gott auf einmal; Paulus Aemilius lebt noch, und M. Cicero werden wir noch sehen, denn Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott; nur sendet er jeden zu seiner Zeit, bis das große Drama ausgespielt ist, und alle versammelt werden, um ihr Urtheil zu hören; da es denn sich zeigen wird, wie vollkommen sich alles ineinanderfügte." Das war nun freilich nicht der Plan, nach dem er ursprünglich seine allgemeine Geschichte angelegt hatte. Er mußte sie daher in der ersten Hälfte des Jahres 1784 (das Collegium beendete er Mitte Juli) völlig umschreiben. „Vieles ist mit Feuer, das Meiste mit Nachdruck geschrieben; und wenn Gott will, so werde ich inner 15 oder 20 Jahre etwas daraus machen; ich möchte den Geist jeder Zeit auszeichnen, und aus demselben die Geschichten, aus diesen aber die Veränderungen jenes erklären. Der Finger Gottes würde unglaublich wie sichtbar sein."

**) In diese Zeit fallen folgende Geständnisse. „Das ist an mir ein großer Fehler, daß ich zu geneigt bin, außer mir zu suchen, was in mir ist oder sein soll. Darum scheint mir jede noch nicht versuchte Lage und von denen, die ich schon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, immer der, worin ich mich befinde, vorzuziehen; darum ist nicht leicht ein europäisches Land, wohin zu gehn ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte, darum suchte ich vor vier Jahren das Glück im Norden, und vor zwei Jahren im Süd, und stelle mir seit einiger Zeit kein schöneres Leben vor, als das, welches ich im Norden führen würde, wo ich nicht habe bleiben wollen . . In der That habe ich meine Reisen immer in schlechter Gesellschaft gethan; denn ich habe mich mitgenommen. Der Traum schwindet nun endlich, der Tag bricht an, aber das Licht kommt nie ohne Dämmerung." (An Bonstetten, 17. Jan. 1784.) Sehr richtig weist er dann denselben Charakter bei seinem Freunde nach, er zeigt, wie gut es die Vorsehung mit ihnen gemeint: „Wie kommt es, daß, wenn Gott auf seine Erde schaut, er uns hundertmal seufzen und jammern hört, für einmal danken und uns freuen? Er hat Mitleid mit uns, aber kann er uns glücklich machen, wenn wir uns nie fühlen wollen? Ganz unter uns, damit es ja niemand höre: wir sind ein Paar Personen, mit denen wirklich nichts anzufangen ist!" Daher gehen denn auch die Vorwürfe der Wandelbarkeit fortwährend von einem zum andern, und Müller ruft ganz traurig: „Sei doch einmal zufrieden mit mir, damit ich mit mir selbst minder unzufrieden sei!" —

von der wunderbaren Fügung aller Dinge täglich neue Proben entdeckt habe. Es ist eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Wesen vom Weltall bis auf jeden Staub in Verbindung hält; alles ist verknüpft; hin und wieder finden wir einige Glieder der Kette, aber das Meiste ist in Dunkel gehüllt."

Auf Schlieffens Anregung hatte er die Schweizergeschichte ernstlich wieder vorgenommen; schon am 5. Febr. 1782 konnte er dem Freund einige glänzende Landschaftsbilder aus dem zweiten Theil zuschicken. Schlieffen war unermüdlich, ihn zur Arbeit anzutreiben und ihn durch rege Theilnahme zu ermuntern. Für den Augenblick legte er alle andere Arbeit bei Seite. Auch der erste Theil wurde ganz umgestaltet; nur die Schlachtbilder blieben in der alten Form. Der unglückliche Aufenthalt bei Tronchin hatte diese Arbeiten völlig unterbrochen, desto eifriger gab er sich ihnen in Valeires hin. Von da besuchte er Mai 1785 die helvetische Gesellschaft zu Olten, machte nach einem längern Aufenthalt in Schaffhausen und Zürich mit Bonstetten eine Alpenreise, und siedelte sich im Winter zu Bern an, wo er seine allgemeine Geschichte, diesmal deutsch ausgearbeitet, unter großem Beifall vortrug. Gleichzeitig erfolgte der Druck der Schweizergeschichte in Leipzig; die beiden ersten Bände erschienen 1786, der dritte 1788—1795; der vierte 1805; die erste Abtheilung des fünften 1808: auch diese war nicht einmal bis zu dem Frieden von 1499 fortgeführt, sie brach 1489 ab. Dies war die Ausgabe, welche Müller nicht blos in den Augen der Menge, sondern unter den ersten Geistern unserer Nation den Ruf eines classischen Schriftstellers verschaffte, dessen Erfolg selbst diejenigen zweifelhaft machte, die seine Methode für unrichtig hielten. — Es ging der Schweizergeschichte wie manchem anderen berühmten Buch: obgleich viel genannt, ist sie als Ganzes wenig gelesen worden. Man begnügte sich mit den einzelnen schönen Stellen, namentlich den Schlachtgemälden, denen man fast in allen Blumenlesen deutscher Prosa wieder begegnet. Diese Art des Erfolgs ist charakteristisch für das Buch. Eine gründliche ruhige Untersuchung fesselt den Leser von Anfang bis zum Schluß, welches auch ihr Gegenstand sei, aber von diesem Lessingschen Geist war bei Müller keine Spur, seine Kraft war ausschließlich auf einzelne dramatische Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth lebhaft anregten. Da nun aber nicht jeder Moment der Geschichte dazu geeignet ist, so blieben in seiner idealisirten Chronik große Lücken, matte Darstellungen, die nur ein locales Interesse haben konnten. Und doch war sein Stoff für eine einheitliche Behandlung nicht ungünstig. Es ist für einen Geschichtschreiber kein geringer Gewinn, einem Volk anzugehören, in dem jeder an dem Gemeinwesen lebendigen Antheil nimmt, in dem sich die Sagen von dem Ursprung und der Fortbildung der staatlichen Zustände in ununterbrochener Ueberlieferung erhalten haben, wo jeder Einzelne sich als Erbe des National-

ruhms betrachtet. Aufs eifrigste wurde er in seiner Arbeit von allen Classen des Volks gefördert. Wenn er die Heldenthaten der Eidgenossen feierte, so hatte er das glückliche Gefühl, einen lebendigen Gegenstand zu behandeln, denn wie tief die Schweiz seit drei Jahrhunderten in ihrer Thatkraft gesunken war, das Gedächtniß hatte sie nicht verloren. Um wie viel günstiger war hier der schweizer Geschichtschreiber gestellt, als der deutsche, der es unternahm, das Mittelalter zu beschreiben. Dazu kam die höchst malerische Localität, die den Ereignissen Farbe und Stimmung ungesucht entgegenbrachte. Die ganze Geschichte hat einen einheitlichen Charakter, die Heldenthaten der Schweizer bezogen sich fast durchweg auf die Abwehr fremder Eroberer, die großen Welthändel hatten sie nicht berührt. Eine Kenntniß der europäischen Zustände war wol wichtig, um mit Hilfe der Analogie die eignen Verfassungen besser zu verstehen, im Uebrigen konnte der Geschichtschreiber in seiner Heimath bleiben und dort jene Stetigkeit des Blicks gewinnen, die man auf einem sehr umfangreichen Schauplatz nur zu leicht verliert. Und in dem Local seiner Geschichten war Müller so zu Hause, wie Homer in den Gegenden seiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, über jedes Dorf Rechenschaft zu geben. Auf sein empfängliches Gemüth, welches noch dazu durch Hallers Dichtungen angeregt war, hatten die Alpen einen mächtigen Eindruck gemacht, den er in seiner Geschichte wiederzugeben suchte. In der That sind einzelne von seinen Alpenbildern prachtvoll ausgeführt, es ist indeß die Frage, ob die Virtuosität der historischen Malerei nicht über das Maß der Geschichtschreibung hinausgeht. Jene Gemälde sind Reiseeindrücke; historisch motiviren sie nichts, und wenn die Beschreibung fertig ist, läßt der Geschichtschreiber den Faden fallen. Selbst da, wo die Localität für das Ereigniß maßgebend ist, z. B. bei Schlachten, sieht die Landschaft mehr wie ein Ornament aus. Müller hatte nicht jenen festen Blick, der schnell zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen unterscheidet und nur das erste verfolgt, er brachte den Thatsachen keine bestimmten Fragen und Gesichtspunkte entgegen, sondern ließ sich von ihnen leiten. Seine Gemälde sind zuweilen überladen: er sucht alles, was ihm an Farbe aufstößt, darin anzubringen und vergißt, daß der Maler wählen muß, da zuweilen eine Farbe die andere aufhebt. Seine Aufmerksamkeit ist zu unruhig um an jenem festen Standpunkt zu haften, der allein eine geordnete Gruppirung möglich macht. —

Die kritischen Untersuchungen über das römische Zeitalter sind durch spätere Schriftsteller vielfach überholt; sein Talent ging nicht nach dieser Seite und man wird nicht selten an die fragmentarische Darstellung des cimbrischen Krieges erinnert. Der leitende Gedanke ist der Haß gegen das Weltreich, das alle individuelle Gestaltung zertrümmert. Viel bedeutender sind bereits die Sittenschilderungen aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wobei ihm zu

statten kam, daß er bei den einfachen Verhältnissen der Schweiz, in deren einsamen Thälern die Jahrhunderte wenig Veränderungen hervorgebracht, vieles nach der Natur copiren konnte. Für die werthvollsten Züge seiner Chroniken fand er entsprechende Gegenbilder in seiner nächsten Umgebung. Er hat ein sehr reiches Material aufgespeichert und wo es blos darauf ankommt, die äußern Umrisse zu fixiren, reicht dieses aus, doch merkt man überall mehr den Redner als den Analytiker. Der glänzendste Theil seines Werkes beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte. Er hatte einen frommen historischen Sinn für jede Art der Ueberlieferung, und wenn er sich gegen die zersetzende Kritik ereifert, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, so war das zugleich im Interesse seines Talents. Auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines alten biderben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volkes, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der kalten gelehrten Kritik gelegt hätte. In der That hat er in den rührenden Gemälden jener Heldenkämpfe von Morgarten, Sempach, Granson, St. Jakob u. s. w. eine rhetorische Kraft entwickelt, die uns noch heute ergreift. Freilich gelingt es ihm auch hier mehr das Gemüth zu befriedigen als den Verstand: über manche wichtige Punkte erhält man keine Auskunft, und es sieht wunderlich genug aus, wenn man zuweilen die Hauptsache, auf die es ankommt, in der Note suchen muß. Dagegen sind die rührenden Züge der Helden mit großer Wirkung erzählt, und so wenig man die zusammengepreßte Sprache als Muster empfehlen kann, sie hat zuweilen etwas Hinreißendes. Personen wie Erlach, Rudolph Brun, Hans Waldmann u. a., für deren Porträt er das vollständige Material in seinen Chroniken fand, werden dem Leser vollkommen gegenwärtig, das Mitgefühl wird rege und auch im Ganzen das Urtheil befriedigt. Viel weniger gelingt ihm die Zeichnung solcher Charaktere, die einen weitern Horizont verlangen. Müller hatte den Grundsatz, auch bei der Charakteristik nichts zu construiren, sondern alle einzelnen Züge seiner Quellen aufzunehmen, auch wenn sie sich widersprachen. Dieser Grundsatz, der wie die meisten schriftstellerischen Grundsätze eine Grenze seines Talents ausdrückt, ließ sich wol bei einfachen Naturen und bei einheitlichen Urkunden durchführen, aber nicht bei hochstehenden Menschen, die sehr abweichende Urtheile herausfordern. So ist ihm bei Ludwig 11. trotz seiner Abneigung gegen alle historische Construction begegnet, daß er ihn gegen das Zeugniß aller Quellen als eine Art von Musterkönig darstellt. Hier verräth sich einmal der Schüler Macchiavells um so mehr, da es sich um einen Bundesgenossen der Schweiz handelt. In Quentin Durward ist in dieser Beziehung viel mehr historische Wahrheit, und man lernt aus ihm die beiden Fürsten viel richtiger kennen als aus den betreffenden Capiteln der Schweizergeschichte.

Um einen großen historischen Charakter richtig zu zeichnen, ist Divination, oder wenn man will constructive Kraft nöthig: aus einer bloßen Copie der Quellen geht immer nur ein Mosaikgemälde hervor. Auch derjenige Theil der Geschichte, wo der Verstand ein ernstes Wort mitzusprechen hat, z. B. die Zeit des kostnitzer Concils, hat keinen befriedigenden Abschluß. Zwar ist die Darstellung reich an Ideen, aber diese erscheinen nur wie etwas Zufälliges, als geniale Ahnung, oder auch gradezu als Reminiscenz; sie ergeben sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatsachen. Weil er nicht im Stande ist zu generalisiren, überläßt er sich der Redekunst, der Weissagung, er flickt die Gedankenspähne ein, die er vorher in seinen Excerpten fixirt hat. Dazu kam, daß er noch während der Vorstudien an die Ausarbeitung ging, und daß nicht selten sein Urtheil erst nachträglich berichtigt wurde. In der ersten Ausgabe hat er sich der Anmerkungen enthalten, desto zahlreicher häufen sich diese in der zweiten. Zuweilen steht hinter jedem Wort des Textes eine Zahl, die auf eine Note verweist, und das peinigt bei der Lectüre um so mehr, da man diese Noten nicht umgehn kann. Bei dem zerstückelten Stoff war die chronologische Ordnung nothwendig, aber um so mehr hat man den Eindruck des Unfertigen. Müller empfand seine Mängel sehr wohl, aber er suchte den Grund nur in der unvollkommnen Feile. Er schreibt den 27. Feb. 1788 an Nicolai: „Die Ursache meiner oftmals dunklen Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir, wie Haller, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist aus diesem Grunde nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt, als befeuchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden. Bei uns Deutschen ist, was einer für Publicum und Nachwelt übernimmt, fast immer blos Nebenbeschäftigung in erstohlenen Stunden; die Hauptsache dagegen das, was am vergänglichsten ist und jeder kann — Collegien lesen, Bibliotheken rangiren u. dgl." — Diese Auseinandersetzung beruht auf einer Selbsttäuschung. Sein Stil ist am schönsten in einigen seiner Briefe, wo er sich ganz der ersten Eingebung überläßt, am schlechtesten in seinen Vorreden und kleinen Abhandlungen, die er 10—12 mal durchgearbeitet hat. Durch die Feile schafft man wol einzelne Unebenheiten hinweg, aber den Inhalt muß sie schon vorfinden, wenn man ein organisches Ganze haben will. — Die Fehler der Schweizergeschichte wurden schon in jener Zeit empfunden, sie treten heut noch lebhafter hervor, da man überhaupt aus dem Wust des Erkünstelten und Gemachten wieder nach dem Natürlichen strebt. Aber es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, nur diese Fehler zu sehn. Der Stil ist nicht blos ein äußerer Schmuck, er gibt auch dem Inhalt erst den wahren Charakter und

Müllers Stil, so viel man gegen ihn einwenden kann, hat zuerst dem deutschen Volk das Mittelalter in der Fülle seines Lebens und in seiner lebendigen Farbe aufgeschlossen, namentlich das 14. und 15. Jahrhundert. Man denke daran, daß die Declamationen zu Gunsten des Mittelalters erst um das Jahr 1803 beginnen, und daß diese Rhetorik nicht viel gefruchtet haben würde, wenn man nicht zugleich auf ein für classisch geachtetes Geschichtswerk hätte hinweisen können. Um zu erfahren, wie es im Mittelalter eigentlich aussah, fand man in der Schweizergeschichte doch eine viel reichere Ausbeute als in sämmtlichen Vorlesungen und Gedichten der romantischen Schule. Diese träumerische Märchenwelt hatte keinen historischen Hintergrund, und die frühern deutschen Geschichtschreiber, die alle dem Pragmatismus huldigten, hatten keine Farbe. Aus Müller haben wir für das Mittelalter empfinden gelernt, und wenn sich unsere Forschung seitdem vertieft hat, so ist das kein Grund, gegen ihn undankbar zu sein.

Nachdem Müller auf der Wanderschaft sein Werk vollendet, mußte er daran denken, seinem Leben einen äußern Halt zu geben. Da er das Peinliche seiner Lage zuweilen bitter empfand, obgleich seine Freunde, namentlich Füßli, alles aufboten, sie ihm zu erleichtern, sah er sich unruhig nach allen Seiten um, eine ähnliche Stelle zu finden, wie die er in Kassel so leichtsinnig verscherzt. Endlich bot sich ihm eine bestimmte Aussicht. Diez, der gelehrte Bibliothekar zu Mainz starb in der Mitte des Jahres 1785 und der Physiker Sömmering, mit dem sich Müller in Kassel befreundet hatte und der jetzt am kurfürstlichen Hof zu Mainz großes Ansehn besaß, dachte sofort an Müller. Auch der Minister Freiherr von Benzel-Sternau wurde gewonnen. Am eifrigsten verwandte sich Heyne für ihn (30. October 1785). Den 29. Nov. schreibt Müller an Sömmering: „Wenn je irgend ein Protestant an einem solchen Ort zu stehen verdient, so, dünkt mir, kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit in den Reisen der Päpste die Hierarchie vertheidigt, wol vorzüglichen Anspruch darauf machen. Ich bin gewissermaßen ein Märtyrer derselben, da die allgemeine deutsche Bibliothek für gut befunden, mich einer Verständniß mit den Jesuiten zu insimuliren, die zwar falsch ist, die mir aber wenigstens zu Mainz nichts schaden soll." Nun kam es darauf an, den Kurfürsten, der nicht gern dem Rath eines andern folgte, von selbst auf diese Idee zu bringen und das führte Sömmering mit großem diplomatischen Geschick aus. „Ich bekam," schreibt Müller an Dohm, „am 17. Jan. 1786 einen eigenhändigen Brief des Kurfürsten, er sei geneigt, mir die Stelle aufzutragen, und wünsche, daß ich baldigst nach Mainz komme. Dies versprach ich zu thun. Alle meine Freunde bezeugten hierbei ihr Leid auf eine meinem Herzen äußerst rührende Weise. Als ich aber endlich am vorletzten Tage meines Aufenthalts im Vaterland (20. Jan.) noch einmal über die Krise, worin Eu-

ropa nun ist, eine Vorlesung hielt, welche mein Vaterlandsgefühl gewiß zu der beredtesten gemacht, welche ich in meinem Leben geschrieben, war mir fast unmöglich, den Schluß derselben auszusprechen; die anwesenden Edeln aber ließen theils Thränen fallen, theils begeisterte sie die Darstellung der Möglichkeit, ihrer Voreltern Freiheit und Namen zu erhalten . . . Diese Gesinnungen waren keine vorüberfliegende Hitze: viele, diplomatisch und moralisch die edelsten Jünglinge, haben ihre Väter gebeten, und suchen seit meiner Abreise (21. Jan.) vor meiner gänzlichen Antretung des hiesigen Amtes zu bewirken, daß, da die Langsamkeit republikanischer Formen in diesem Augenblick die Errichtung einer Stelle für mich nicht erlaube, die Geschlechter des alten Adels und andere, welchen die Erhaltung der Verfassung besonders interessant ist, aus den Familienkassen mir ein Jahrgeld setzen, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, nach meiner Neigung die Zeit meines Lebens dem Vaterland einig zu widmen . . . Ich indessen suche das letzte Ja hier zu verspäten, bis ich den Erfolg ihrer Bemühung weiß. ." — Der Entscheid für Mainz (Hofrathstitel, 1800 Gulden Gehalt, 100 Ducaten Reisegeld) kam 12. Fbr. 1786*) einige Stunden eher an, als die berner Post; Müller schlug ein: „Der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten, was er wünschen soll." „Wie ich höre," schreibt Heyne 1. März 1786, „hat das Schicksal für Mainz entschieden. Aber ums Himmels willen, nun es einmal so ist, bleiben Sie standhaft in dem Beruf, den Ihnen der Himmel zugeschickt hat! Sehen Sie nur nicht auf Bern zurück; noch weniger lassen Sie sich in neuere Vorschläge ein; Sie könnten endlich am guten Namen und an Zutrauen verlieren." 8. März: „Fast ist es so gegangen, wie ich es mir vorstellte: beide Berufungen trafen zusammen; aber danken Sie doch Ihrem Schicksal, daß die mainzer früher kam, die doch ungleich solider ist, als die andere. Jetzt sind Sie zwar in einem schwärmerischen Anfalle; ich zweifle, ob Gründe viel auf Sie wirken werden, und ob Sie nicht das Spiel von Kassel und Genf wieder erneuern. Alle die Aussichten in Bern sind schön, glänzend, herzerhebend -- so lange Sie sie träumen; aber das Aufwachen würde wie in Genf sein . . . In der Idee ist Ihre Existenz freilich in Bern herrlich!. Aber Bern müßte in einer andern Welt liegen, wenn sich die Idee realisiren sollte; in unsrer Welt kann nur die Phantasie so etwas erzeugen. — In Mainz stellen Sie sich die Bibliothekeinrichtung zu leicht vor; lassen Sie sich auch nur nicht durch jene Träume verleiten, die Arbeit ohne Neigung zu übernehmen. Sie können als Bibliothekar erstaunend viel wirken.

---

*) Das Datum kommt in seinem Leben so oft vor, daß man bei seiner Neigung zur Zahlenmystik mitunter argwöhnt, er habe dem Kalender nachgeholfen. — Uebrigens dauerten die Unterhandlungen mit Bern noch bis zum Dec. 1787 fort, dazu kamen andere mit Schaffhausen. Der zweite Band seiner Geschichte war dem Kurfürsten, der dritte dem Magistrat von Schaffhausen gewidmet.

. . Verzeihen Sie meiner Ergießung des Herzens gegen den Mann, den ich so liebe und doch bei seinem Wankelmuth auf einem so gefährlichen Wege nach Genf wieder sehe."

Die Abschiedsrede, mit welcher Müller 20. Januar 1786 zu Bern seine Vorlesungen schloß, ist gewissermaßen sein Testament an die Schweiz, die er dauernd nicht wiedersehen sollte. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Uebergangs des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit. Schuldenlasten der Seemächte, vor deren Summe alle patriotischen Staatsrechner der vorigen Jahrhunderte würden zurückgebebt haben, Kriegsheere so groß und so vortrefflich geordnet, als in gar keiner von den Geschichtschreibern aufbehaltenen Periode; solche Bündnisse, wodurch, menschlicherweise zu reden, der allgemeine Frieden oder die fürchterlichste Erschütterung aller Staaten vom Glück und Willen etwa vier sterblicher Menschen abhängt; eine Thätigkeit von Seiten großer Mächte, durch die Auflösung der alten Religion oft wider Gott und alle Rechte ungescheut kühn, und nur durch die Vervollkommnung der politischen Arithmetik eingeschränkt. Bei den Privatpersonen ein auf die Freiheit gestimmter Charakter, von welchem aber noch nicht recht entschieden ist, ob er nach und nach den Despotismus hemmen und mäßigen wird, oder ob er nicht aus Gleichgiltigkeit oder Ueberdruß endlich den Gewalthabern die Willkür alles Politischen überlassen, und sich nur die unedle Befreiung von der Pflicht beschwerlicher Tugenden vorbehalten wird —: solche Züge bezeichnen unsere Zeit; eine Zeit, von der ich nicht weiß, ob im Umfang der Historie irgend eine wichtigere vorkommt." „In solcher herber, unerbittlicher, stolzer Herrschaft, vor der keine urkundlichen Rechte geistlicher und weltlicher Herren, keine althergebrachte Gewohnheiten der Städte und Länder etwas gelten; wo statt einer plötzlichen Ausrottung, wie in alten Zeiten, immer tiefere Erniedrigung freien Männern obschwebt, in Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen Friedens, da Gott und Recht für Worte gehalten werden, in Zeiten, wo man alles besorgen und für nichts erschrecken muß: in diese Zeiten sind wir gekommen." „Die Städte und Länder der 13 mit uns verbundenen Orte schweizerischer Nation ruhen in dem wohlerlangten Erbe ihrer biderben Voreltern, von ihrem großen alten ewigen Bund wie von einer majestätischen Eiche beschattet;" aber auch ihnen naht sich die Gefahr des militärischen Despotismus. „Die Mittel wider einen so schändlichen Untergang sollten vor der Gefahr betrachtet werden, denn in der Noth geschieht alles leidenschaftlich und selten mit Klugheit. Zu leicht wird in langem Frieden das Große in der Politik nach und nach aus den Augen gesetzt; es altern die Grundfesten der Verfassungen; der Väter Weisheit geht aus Mißverstand in Vorurtheile über . . . Es ist über die Kenntniß unserer wahren innern Stärke und der daraus folgenden Verhältnisse zu den aus-

wärtigen Mächten und der jedesmaligen Wendung öffentlicher Geschichte eine Gleichgiltigkeit, worin wir anfangen, es den Türken gleich zu thun." Die Gefahr kann nur durch eines abgewandt werden: „Die Umschmelzung aller ewigen Bünde der 13 uns zugewandten Orte in einen allgemeinen, bestimmtern, und in seinen Artikeln fester vereinigenden Bund, wodurch der Eidgenossenschaft ihr erstes Leben wiedergegeben und besonders dafür gesorgt würde, daß im Land jeder so unabhängig bliebe wie sonst, gegen Ausländer aber alle mit gemeinem Nachdruck agirten."*) „Das ist für unser, durch natürliche Landmarken begrenztes und nur für sich starkes Vaterland ein großer Vortheil: daß alle dergleichen Maßregeln genommen werden können ohne die mindeste Besorgniß auswärtigen Ansehens; denn die Summe unserer ganzen Politik, mit Ehren frei zu leben und zu sterben, dürfen und sollen wir vor ganz Europa laut bekennen."

Gleich bei seiner Ankunft in Mainz wurde Müller in politische Geschäfte verwickelt. Noch in der Schweiz hatte er die Vorbereitungen zum Fürstenbund mit großer Aufmerksamkeit verfolgt: es handelte sich um einen neuen Kampf gegen die östreichische Weltmonarchie. „Ich fühle für die kommenden Zeiten," schreibt er an Gleim 8. Jan. 1786, „für Europa, Ihr und mein Land, was entstehen würde, wenn es der Union mißglückte: ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen. Man verwirrt, verdunkelt der Fürsten und Stände Rechte und Interessen: ich möchte das Gegengift verarbeiten, und für Ihres Friedrich Propositionen durch starke Darstellung, was Deutschland war, ist, werden könnte und bleiben soll, die Gemüther bereiten." Wie wir aus einem Schreiben an Füßli, (20. Aug. 1785) erfahren, stand er in beständiger Correspondenz mit Herzberg; durch diesen war auch die kleine Abhandlung: Zweierlei Freiheit veranlaßt, die Juli 1786 im deutschen Museum erschien: es war darin mehr vom König Antiochus und Macedonien die Rede, als von den deutschen Verhältnissen. Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs (Aug. 1786) betrieb er wieder seine Anstellung in Berlin; er verhieß eine deutsche Reichsgeschichte, durch welche die östreichisch gesinnte von Schmid verdrängt werden sollte. Vorläufig verlangte man aber von ihm etwas über den Fürstenbund zur Ergänzung der Dohmschen Schrift; zu diesem Zweck gab ihm der mainzer Hof, der jetzt ganz in die preußischen Pläne eingegangen war, Urlaub von seinen Geschäften an der Bibliothek. — Die Darstellung des Fürstenbundes

*) Es wird sich zeigen, wie weit M. in den Stunden der Prüfung diesen Grundsätzen treu blieb.

(vollendet 12. Febr. 1787) war zu einem Buch angeschwollen: sie vertiefte sich in die ersten Begriffe der Rechtsphilosophie. Müller beginnt mit der Begriffsbestimmung. Bürgerliche Freiheit ist, wo Gesetze einen jeden Menschen wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut sichern. Die politische Freiheit besteht in dem, daß Fundamentalverordnungen und Friedensverträge einem jeden Staat seine Verfassung und seine Besitzungen gewähren. Aus dieser Begriffsbestimmung ergibt sich ein geschickt geführter Kampf gegen den Absolutismus und die Universalmonarchie. „Ein unbedeutender Philosoph (besonders wenn er schweigt) ist überall frei, die Lazzaroni sind es ebenfalls; wo keine Polizei ist, sind es auch die Bettler. Aber daß er sich der Staatspflichten entäußert, entschuldigt kein Gefühl unbezwingbarer Seelenhoheit, keine Philosophie; blieb Cato gleichgiltig, als die Gesetze fielen? Wir haben einen Glauben, welcher Theilnehmung lehrt; uns ist nichts fremd, was Brüder betrifft, wir sind für sie zu sterben verbunden." Bei den Verbindungen für die allgemeine Freiheit kommt es nicht auf höhere Motive an. Privatinteresse und Nebenumstände haben das Meiste gethan. Aber dadurch ist ein Staatsystem befestigt worden, welches, wenn für die Menschheit nicht das beste, gewiß weit vortheilhafter als das entgegenstehende ist. Das Uebrige wird niemand befremden, welcher gewohnt ist, im Gang der großen Geschäfte den Geist jeder Zeit, und in der Bildung des letzteren die Hand Gottes zu sehen. Uns kann gleichgiltig sein, ob König Wilhelm aus Privathaß, aus Ruhmbegierde oder aus staatskluger Sorge für Europa die Projecte Frankreichs gehemmt: edel genug, wenn er seinen Leidenschaften die gemeinnützigste Richtung gab. So lange Menschen sein werden, läßt sich kaum eine bessere Lage der Geschäfte denken, als worin das öffentliche Gute zugleich der Weg für das Privatglück sei. Staatsverbindungen beruhen weniger auf dem Charakter des Urhebers, als daß wir uns folgende Fragen wohl beantworten: Was ist unser und sein Interesse? sind sie dieselben? hat er den Geist solches zu fühlen und Macht uns zu helfen?" — Interessant ist die Rechtfertigung der deutschen Fürsten, daß sie in ihrem Kampf gegen den Kaiser sich auf Gregor 7. stützten. „Niemand konnte so wie der Papst ihrer Association Consistenz geben. Seine Theologie beurtheile die Kirche, seine Privatabsichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den alldrohenden Despotismus der klügsten, der thätigsten und mächtigsten Kaiser beharrlicher und wirksamer gearbeitet? Unsere Reichsverfassung, die ihre Stärke jetzt in sich selbst, und in welcher Europa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papst schuldig. Weder weltliche noch geistliche Universaldespotie ist gut: vielleicht aber hat diese folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrschaft, welche auf der Meinung beruhet, besteht nur so lang sie erträglich verwaltet wird;

was hat es nicht gekostet, um die Welt von den Cäsaren zu befreien. Als dem Norden der Papst nicht mehr gefiel, so entzog er sich ihm. Wenn die Päpste die Meinungen durch Aberglauben und Barbarei haben fesseln wollen, so haben sie wider sich selbst gearbeitet, als sie die Freiheit emporbrachten, die Mutter aller Geistesentwicklung. In hundert Staaten allen freien Männern und allen ihren Fürsten auf ewig die Augen zuzuhalten, so ein Plan mag entworfen, aber nicht ausgeführt werden." — Darum tritt er auf Seite der Welfen, auf Seite Heinrich des Löwen. „Die Gesetze können sich nicht selber helfen; Glück genug, wenn ein großer Fürst für sie interessirt ist, und wenn mehre Fürsten vom zweiten Rang ihn bei der guten Sache unterstützen." Doch war die Macht der Welfen beim Fall der Hohenstaufen zu gering, um der Anarchie abzuwehren. „Dies wird vermieden, wenn ein Reichsfürst groß genug ist, um wider den größten zu schirmen, und nicht so groß, daß ihm das Reich gleichgiltig sein könne." Mit Begeisterung schildert er die moderne Idee des europäischen Gleichgewichts. „Wie dem gewaltigsten so dem geringsten Staat werden durch die Theilnehmung der zunächst interessirten und ferner der übrigen Staaten seine Rechte gesichert. Verträge soll keiner unter irgend einem Vorwand eigenmächtig verändern. In unbestimmten Fällen wird nach allgemeinem Interesse entschieden. Am aufmerksamsten werden die Schritte des Mächtigsten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; die kleinste Uebertretung von ihm wird allgemeine Sache." — Das europäische Gleichgewicht wird hauptsächlich durch die östreichische Universalmonarchie bedroht. Schon durch Karl 5. Man fand gegen ihn das richtige Mittel der Union; aber diese säumte zu lange. „Die Protestanten waren überzeugt, ihre Sache sei gut, sie sei die Sache Gottes. Man führt eine gute Sache selten so klug und fleißig als eine böse; die menschliche Trägheit überredet uns, was gut ist, gehe von selber: ein Irrthum sowol wider die Schrift als wider die Ordnung der Natur." Denselben Fehler beging die Union gegen Ferdinand 2.; und rücksichtsloser betrat nach ihrem Fall die östreichische Monarchie den Weg des Despotismus. Auch diesmal mußte Frankreich helfen wie gegen Karl 5.; schlimm genug, aber es war nicht zu vermeiden. „Der westphälische Frieden*), den Umständen der Zeit so angemessen, in seinem Geist so umfassend und systematisch, daß er das erste Studium der Staatsmänner sein muß, befestigte die Gesetze der Deutschen und die europäische Freiheit." Der Vollender dieses Staatensystems war Wilhelm von England, der die Uebermacht Ludwigs 14. brach. „Seither wird für das Gleichgewicht so entscheidend am Ganges wie

*) Seinen Urheber Richelieu nennt er einen großen Mann wie der Alten einen.

am Rhein gestritten, und der ist nicht mehr ein vollkommener Staatsmann, dessen Kenntniß und Blick nicht alle Staatenverhältnisse auf dem Erdboden umfaßt." Dieses Staatensystem, „worin die Macht unter mehre Fürstenthümer und Republiken so vertheilt ist, daß kein Staat ungerecht sein dürfe, ist in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage." Es wird wiederum durch Oestreich bedroht. Dieser Gefahr zu begegnen ist vor allem nöthig, den Begriff der Reichsgewalt zu untersuchen. — Müller läßt sich hier, mit einer für jene Zeit auffallenden Consequenz, durch Chemnitz, den berühmten Welfen des dreißigjährigen Krieges bestimmen. „Die Reichsverfassung ist eine große Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechsel der Zeiten, sich zusammen einverstanden auf gemeines Recht und gemeine Hilfe." — Und wenn sie bedroht wird? — „Jede Verfassung, welche eine Erneuerung ihrer Kräfte nöthig hat, findet sie am besten in der Natur ihres Grundsatzes: die Deutschen haben sich in allen Krisen durch Associationen geholfen." — Am größten ist die Gefahr, seit das Haus Lothringen in Oestreich regiert. Ungescheut wird seitdem die Nichtigkeit aller Verträge, die ausschließliche Berechtigung des momentan Zweckmäßigen gepredigt. Zunächst empfinden die geistlichen Fürsten Kaiser Josephs Uebergriffe. Die Entscheidung dieser Fragen liegt in den „Gesetzen der katholischen Kirche, nach welchen jene auf das Ewige und Innere zielende Macht, von der so viele Staaten ihre erste Aufklärung und moralische Bildung haben, in den Bisthümern unabhängig existirt: ewig nach den Katholischen Lehren, und wenn sie umgeändert werden müßte, (setzt doch der Protestant hinzu) gewiß nicht von Einem, sondern durch die Nation, durch Geist und Kraft und nie mit Feuer und Schwert." „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie: sie sei eine leimerne Mauer, sie ists doch gegen Tyrannei. Der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, dieser sich. Man spricht wider den Papst, als ob ein so großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: bis hierher und nicht weiter! . . wider 60,000 ehelose Geistliche, und nicht wider 100,000 ehelose Soldaten." „Ich bin weit entfernt," setzt Müller in der Anm. hinzu, „alles zu vertheidigen, aber das Aergste, das Unverbesserlichste, der Tod alles Guten ist Despotismus, militärische Alleinherrschaft. Ich möchte den großen Geist, welcher die Kirchenreform bewirkte, nicht unterdrücken, aber den unpolitischen Schultheologengeist, in den er ausartet. Ich will keinen Protestanten katholisch machen, aber der Katholische soll dürfen katholisch sein. Ich habe nichts dawider, daß für sein Gewissen einer die Pfaffen und einer die Freigeister fürchtet; ich aber fürchte zwo Millionen geübte Krieger gegen hilflose Rechte." — Alle Stände werden durch

die östreichische Usurpation gleichmäßig bedroht: die Fürsten, die Städte, die Ritter; Müller ruft die Schweizer zu Hilfe, ja im Nothfall die Franzosen; er weist endlich auf den natürlichsten Schutz des Reichs, auf Preußen. „Seither sammelte Friedrich Bürgerkronen als der Wohlthäter seiner Preußen; die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er sehen wollte, mit einem offenen festen Heldenblick, in dem nichts Aengstliches, nichts Unstetes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in seinem großen Geist gemeiniglich mehre Gegenmittel fand, und meist nur die wählte, deren Gebrauch ganz von ihm abhing.“ Die Rolle Preußens ist nicht die Frucht besonderer Tugend, welche, so herrlich sie an dem oder diesem hervorleuchtet, nicht selten mit ihm stirbt. Hierdurch wurden die Reichsfürsten wol der Person eines Königs, nicht aber dem preußischen Staat verbunden. Vielmehr gründet sie sich auf die Lage dieser Monarchie; so lang diese bleibt und ein König sie kennt, so lang müssen die Preußen die Erhaltung des Reichs wollen, das Können hat Friedrich hinterlassen.“ — Schließlich wird die Rechtmäßigkeit und die Unschädlichkeit des Fürstenbundes nachgewiesen: u. a. dadurch, daß unter dem Vortritt von Preußen und Kurmainz Protestanten und Katholiken sich sammeln. Auch hier ist Chemnitz der Gewährsmann: Sileat tandem ac cesset vanus ille religionis praetextus; non enim credimus de religione jam amplius principaliter, sed de regione potius agi. Sive itaque Pontificiae, sive Protestantium religionis es: Germanus certe es, cujus majores mortem potius subire optarunt quam servitutem. Der Fürstenbund wird endlich — wenn er seine Aufgabe löst, als der Stolz der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft bezeichnet.

Die Meinungen über diese Schrift waren natürlich getheilt. Am lebhaftesten sprach sich Spittler dagegen aus, doch bei Hof scheint sie gefallen zu haben; man weihte den Verfasser tiefer in die Geheimnisse der Politik ein und verwandte ihn ausschließlich zu Staatsgeschäften. Umsonst warnte ihn Herder, der Einfluß, den er erlangt zu haben glaubte, schmeichelte ihm zu sehr. Zunächst handelte es sich in Mainz um die Wahl eines Coadjutors, es sollte für Dahlberg gewirkt werden und zu diesem Zweck schrieb Müller im April 1787 die Briefe zweier Domherrn, in denen die Capitel als eine Stütze der aristokratischen Verfassung Deutschlands dargestellt wurden. In demselben Geschäft wurde er im folgenden Monat nach Rom geschickt; er fand, daß der heilige Vater für seinen Segen erstaunlich viel Geld verlange. Im Spätherbst desselben Jahres machte er eine Reise nach Schaffhausen: der Magistrat hatte ihm ein Jahr vorher für die Uebersendung seiner Schweizergeschichte viel Artigkeiten gesagt und man bot ihm eine Stadtschreiberstelle an. In der That wurde er wieder unschlüssig und erwog die Sache lange hin und her;

doch wurde dieser Erwägung ein Ende gemacht, als ihn der Kurfürst 25. April 1788 zum wirklichen geheimen Legationsrath mit einem bedeutenden Gehalt ernannte. Seine Stelle bei der Bibliothek erhielt auf seinen Vorschlag Georg Forster,*) den er schon in Kassel kennen gelernt hatte.**)

Mittlerweile hatte sich im Fürstenbund die Stellung der Betheiligten geändert: Mainz war jetzt der Treiber, und Preußen legte der Entwicklung jedes mögliche Hinderniß in den Weg. Dieser Umschlag gab zu einer der seltsamsten Staatsschriften Veranlassung, welche die deutsche Literatur kennt: Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde, (vollendet 10. Mai 1788), in welcher Müller zeigt, daß er recht klar und vernehmlich sprechen kann, wenn es ihm einmal gelingt, das innere Zagen seines Herzens und die Bedenken seiner Staatsklugheit zu überwinden. Schon in der Einleitung geißelt er mit bitterm Spott die deutsche Gemüthlichkeit, die Neigung sich mit blindem Vertrauen der ersten besten Phrase eines Fürsten hinzugeben. Dann fährt er fort: „Wenn die deutsche Nation zu nichts Besserm dienen soll, als den gegenwärtigen Statum quo der Besitzungen zu erhalten, so ist sie unter den mancherlei politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen wurden, wirklich die uninteressanteste. Sie ist wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick im Statu quo verharren, sondern alles in Leben, ordentlicher Bewegung und Fortschreitung sein soll, um nicht durch Stockung in Verwesung überzugehn. Sie kann keinen vernünftigen Menschen interessiren. Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen; ungewiß unsere Söhne, unsere Ehre, unsere Freiheiten und Rechte, unser Leben einen Tag zu erhalten; die hilflose Beute der Uebermacht, ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren, so gut bei solchen Umständen

*) Heinse war auf seine und Jacobis Verwendung schon 1786 als Vorleser des Kurfürsten in Mainz angestellt.

**) Durch diese Ernennung wurde auch seinen Studien eine andere Richtung gegeben. „Die Geschichte der Schweiz, „schreibt er einige Zeit darauf an seinen Bruder," ist mir nur deswillen sehr lieb, weil ich die besten und merkwürdigsten Sachen erst noch zu sagen, und über die Darstellung viele ganz neue Gedanken habe. Allein auf der andern Seite 1) ist mir die Fortsetzung eines Werkes unangenehm, dessen erste Theile übel gerathen sind. Eile und manche drückende Umstände, unter denen ich sie damals ausarbeiten mußte, haben die Dunkelheiten und Härten des Ausdrucks veranlaßt, welche das Buch unleserlich machen; wenn die Folge schon besser, doch würden die zwei ersten Theile allzeit abschrecken; 2) ist, sintemal die Schweiz nicht das Geringste für mich thun will, noch wol kann, meine unmittelbare Pflicht, mich zum geschickten Diener des mich ernährenden Landes zu qualificiren d. i. sowol die Verfassung und den Zustand des Reichs als die und den des Erzstifts Mainz aufs gründlichste zu studiren und sowol als Geschäftsmann, als wenn es sein muß in anderer Qualität dem Staat und Reich zu nutzen, und vor diesem Publicum in einem vortheilhaften Licht mich zu zeigen."

einer mag — das ist unserer Nation Status quo. Und diese Union wäre da, ihn zu befestigen! Diese weltgepriesene Union reducirte sich also am Ende auf zwei Punkte: zu machen, daß Baiern das Glück habe, statt Josephs 2. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter hindurch über die Form zu deliberiren, einen eingewurzelten Mißbrauch hinwegreißen will, diesen Mißbrauch aufs äußerste zu vertheidigen, damit er doch seine funfzig Jahre noch stehen und wirken möge!" — Auch diesmal bezeichnet Müller die Annäherung der beiden Religionsparteien als nothwendig zum Fortschritt der deutschen Cultur. „Doctor Luthers Werk war nothwendig und gut. Aber es gab, zumal nach dieses großen Mannes Tode, die Erbitterung der beiden Religionsparteien dem deutschen Geist eine schiefe Richtung. Ueber Bestimmung des Unergründlichen wurde das vor den Füßen Liegende vergessen; die Theologen und Jesuiten wußten den vaterländischen Verstand solchermaßen zu verrücken, daß nicht nur aller Fortgang der echten Lebensweisheit und des guten Geschmacks versäumt und hintertrieben, sondern auch ein Fürst mehr und mehr von dem andern, jedermann aber vom Vaterlandsgefühl entfremdet wurde. Endlich seit geläuterte Einsicht in allen drei Reichsreligionen den gleichen Gott gezeigt, über Formen und Formeln gleichgiltiger gemacht, und die äußerliche Einrichtung der Kirche nach gesunden Staatsgrundsätzen geprüft hat, bekümmert sich niemand mehr um jene heillosen Zänkereien. Es ist so weit gekommen, daß Protestanten manchmal finden, auch der Papst könne eine billige Sache haben; und die Katholischen das ungerechte Joch selbst abwerfen; für dessen Allgemeinmachung ihre Väter ehemals stritten." Vom Fürstenbund sei überhaupt nichts zu erwarten, wenn er nicht im ersten Feuer das Nöthige durchführe. „Ich kann nicht begreifen, wie Deutsche Verstand und Muth verloren haben sollten, endlich einmal den Machtsprung zu thun, hinaus über die Jahrhunderte alten Pedanterien, zu ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, einer wohleingerichteten Reichshofrathsvisitation, festen Vorschriften und einem subsidiarischen Gesetzbuch; zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichstagsverfassung, einer guten Reichspolizei, einer angemessenen Defensivanstalt; zu echtem Reichszusammenhange; alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürften: Wir sind eine Nation!" — „Zu einer andern Zeit eine weitere Schilderung des Reichs, was Satyre scheint, ist leider Geschichte." Und doch ist für den Augenblick nicht die geringste Hoffnung, daß von Seiten der verbündeten Höfe etwas geschehe. „Hier stehen meine Gedanken still; ich weiß nichts mehr. Ich sehe ein graues Dunkel, ein Chaos von Widersprüchen vor mir, über welchen ohne Zweifel ein Geist der Weisheit brütet, aus dem

aber eine gewöhnliche Weltklugheit kein Licht hervorzurufen vermag." Sollte auch die neueste Hoffnung verschwinden, „so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet." — Diesmal hatte Müller die strengste Anonymität bewahrt, Jacobi hatte (Mai 1788) die Herausgabe der Schrift vermittelt. Sie verfehlte nicht großes Aufsehn zu machen, war doch an einer Stelle, wenn auch nur abwehrend, von der Möglichkeit die Rede, die Einheit Deutschlands einmal in republikanischen Formen zu suchen. Namentlich war der preußische Hof ungehalten. Er hielt bald den Herzog von Weimar, bald den neuen Coadjutor von Mainz — beide waren mit dem Herzog von Anhalt die eifrigsten Treiber für die Idee des Fürstenbundes — einmal sogar den Reichsfreiherrn von Gemmingen für den Verfasser. Was die höchst merkwürdige plötzliche Umwandlung in Müllers Ansichten betrifft, so spielten wol endliche Motive unbewußt mit. Er hatte die Idee des preußischen Dienstes aufgegeben.*) Die Hauptsache aber war das Vorgefühl des Sturmes, der in Frankreich bald losbrechen sollte und von dem sein empfängliches Gemüth in mächtigen Schwingungen erschüttert wurde.

Als kurmainzischer Abgeordneter sah er im October 1789 Potsdam wieder In einer Schrift, die in derselben Zeit angeblich von der Dalbergschen Partei veröffentlicht und an alle Domcapitel gesandt wurde, stellte man die Forderung, alle Protestanten aus dem Staatsdienst katholischer Fürsten zu entlassen. Die Besorgniß, in welche Müller dadurch versetzt wurde, erwies sich indessen als ungegründet. Der Kurfürst erhielt ihm sein Vertrauen und nahm sich seiner in einer schweren Krankheit, die ihn im April 1789 überfiel und ihn fast ein halbes Jahr hindurch an das Bett fesselte, wie ein Vater an. Auch bei dem Tod seiner Mutter 9. Mai 1790 bewies er ihm eine zärtliche Sorgfalt. Doch wurden ihm die Staatsgeschäfte mehr und mehr zuwider, „erstlich weil alles so schlecht geht, und zweitens weil man zu Besserem keine Zeit übrig behält." Auch den Journalistenarbeiten entfremdete er sich: „Die Journalisten sind Sklaven von Kant und wer nicht jede Definition desselben annimmt ist anathema. Diese Metaphysik ist meine Sache nicht." Vor allem verwirrte ihn der Eindruck der französischen Revolution, über die er seine wechselnden Stimmungen regelmäßig in seinen Briefen aufzeichnete.*)

---

*) Es bleibt noch manches aufzuklären, namentlich die mysteriöse Stelle in den vermischten Briefen No. 103, die offenbar gegen Preußen gerichtet, bei der es aber zweifelhaft ist, wer sie eingegeben hat.

*) An Füßli, 29. Juli 1789: — „Der 14. Juli war der wichtigste Tag seit der Schlacht

In eine Flut von Geschäften stürzte ihn der Tod des Kaiser Joseph und die darauf folgende Kaiserwahl. Die unnützen Formalien, bei denen er als Protestant nicht einmal die erste Stelle bekleiden konnte, verdrossen ihn zwar, indessen fühlte er sich doch nicht wenig geschmeichelt, „an diesem großen

bei Philippi. Es ist ein lange nie gesehenes Schauspiel, Freiheit als Tochter des Lichts, gegründet auf Gesetze, an der Spitze des größten Volks in Europa zu sehn. Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Was hat die englische, die holländische, unsere nicht gekostet! Nun aber nimmt mich doch Wunder, ob die Deutschen sich nicht bald schämen werden, ihrer Solidität, ihres superioren Verstandes sich gegen die frivolen Franzosen zu rühmen? — Im Uebrigen ists äußerst aufmunternd zu sehen, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren gesäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich gesäet; denn, wer sein wartet, derselbe stirbt nicht. Darum frisch zu, auch wir! denn selbst Helvetien wird nicht allezeit schlummern." — An Dohm, 6. Aug.: „Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sei ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und auch manche Oligarchie lernen, daß man es nicht zu weit treiben darf . . . Kanns eine Frage sein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erschlägt, nicht besser sei, als die Luftvergiftung, als Pest?" — An s. Br., 14. Aug.: „Der 14. Juli ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft. Das vorige Säculum ahmte französische Frivolität nach, das künftige wird Muth an ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Sie wird eine Kraft in ihre Charaktere legen, wodurch die politische Macht wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie denn fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyranneien! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, sie seien auch Menschen." — 16. Sept.: „Gut ist immer, daß die Fürsten gewahr werden, sie seien Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt. Nur sollten die Eigenthumsrechte und die Justiz nicht so gar verletzt werden! da sie in Frankreich beide so schrecklich leiden, so wird auch mir bald unglaublich, daß dasselbe Werk bestehen könne. Es ist nicht gleich dem englischen vor hundert Jahren. Verstand präsidirte letzterm; diesem Witz, Systeme, Phraseologie. Hierzu kommt, daß nach der Erfahrung aller Völker kein freies Volk ohne Sitten, noch diese ohne Religion bestehen mögen." — An Jacobi, 9. Oct.: — „Mir gefällt weder die Verschmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und andrer Völker, noch die gewaltthätige Uebertretung der heiligsten Eigenthumsrechte, und die ganze belletristische Phraseologie, die ich oft kaum verstehe." — 8. Febr. 1790: „Der französische Schwindel hat alle Köpfe so verwirrt, daß Geistliche und Edle kaum wünschen dürfen, frei zu werden, aus Furcht, ihr Ruin sei dabei. Es ist zu befürchten, daß die unmäßigen Forderungen der Demagogen den Despotismus befestigen, wo er noch jung ist, und seine Wiederkehr befördern, wo er verbannt schien; ich gestehe, daß ich von der Consistenz dieser überspannten Ideen mir keinen Begriff machen kann." — 10. März 1790: „Viele hoffen oder fürchten, der Fall des Throns werde auch den Altar mit umreißen. Ich gestehe, daß ich dieses nicht eben für das größte Unglück halte: in Christi Religion sind weder Priester noch Altäre . . Indessen wird etwas Aeußerliches immer doch auch sein müssen: Ich glaube dieses, aber etwas Neues; das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen kommen, sonst schlummert alles in Sinnlosigkeit ein." — 14. Jul. 1790: „Heute ist nun das Freiheitsfest. Ich gestehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Bestand haben. Gott scheint mir dieses Werk zu thun; er will einmal eine neue Ordnung der Dinge. Die Reformation von 1517 schien anfangs auch nicht sich behaupten zu können. Der Freiheitssinn ist zu tief und allgemein in die Völker gefahren, und zu offenbar gewinnen sie dabei, um sichs wieder entreißen zu lassen. Partialrevolutionen wird das Werk noch viele leiden, aber der Geist wird wol bleiben."

historischen Ereigniß Theil zu nehmen, und dadurch für seine historischen Studien neue Anschauungen zu gewinnen." In derselben Zeit wurde von ihm ein Urtheil über den verstorbenen Kaiser veröffentlicht, den er so lange bekämpft. „Er war nicht von dem gewöhnlichen Schlag der Regenten. Er suchte das Gute. Unzählige Ketten von Widerständen stellten ihm die Natur des Guten in dem Spiegel des Widerspruchs dar; daher so viele Fehltritte bei der Auswahl der Mittel, daher so viele Retractationen. Hilflos im ewigen Kampfe von Schwierigkeiten, gewöhnte er sich an einen eignen Gang; in der Folge glaubte er, es sei Regentenpflicht, alles durch sich selbst zu thun. Unrücksichtliche Unbiegsamkeit hielt er für Gerechtigkeit; Mißbräuche abstellen für Regentengüte; um den Namen des Großen zu verdienen für das untrüglichste Mittel, Friedrich dem Großen nachzuahmen." Viel bitterer in einem Privatbrief an seinen Bruder. „Das Werk Josephs wird allenthalben vernichtet; er hat nichts gethan, weil er zu viel und auf einmal alles thun wollte. Weil er sah, daß alle Barbaren Rußlands einerlei Gesetz gehorchten, schien es ihm auch thunlich, an der Maas, am Pruth und am Ticino die gleichen zu geben. Er war auch äußerst schlecht bedient, weil niemand vorbereitet war. Hiernächst erdrückte er alles durch die Kraft, durch deren augenblickliche Anspannung er durchzubrechen hoffte. Er hatte ein Gemisch altjesuitischer, voltairischer, preußischer, physiokratischer und wienerisch-akademischer Grundsätze, und keine Kenntniß des Menschen, weil ihm die Geduld fehlte Beobachter zu sein. Gott gebe dem neuen König, die Ordnung herzustellen. Denn obschon viele fürchten, hierdurch würde Oestreich zu mächtig, nichts desto weniger wünsche ich jedem Staat möglichst hohen Flor und gutes Glück. Wider den Mißbrauch wird Gott wissen Mittel herbeizuführen." — Durch den Tod des Kaisers war Müllers Stellung zu Oestreich wesentlich verändert. Was ihn unter Joseph zum Feinde dieses Staats gemacht, die Vertheidigung der Geistlichkeit und das conservative Princip überhaupt, empfahl ihn der neuen Regierung als Bundesgenossen. Sein Ruhm hatte jetzt seine Höhe erreicht und er erschien als eine wünschenswerthe Acquisition. Schon im December 1790 wurde mit ihm unterhandelt, nach Wien zu ziehn, wo er mit dem Titel eines kaiserlichen Raths eine ansehnliche Pension beziehn und so lange ohne öffentliche Geschäfte bleiben sollte, bis sich ein literarischer Platz für ihn finden sollte. Der kaiserliche Abgeordnete verwunderte sich über nichts so sehr, als daß man Müller mit Finanzsachen und Aehnlichem plage, worüber seine Zeit und Geisteskraft unnütz verschwendet werde. Müller fing sofort Feuer, ergriff eine beliebige Gelegenheit, um gegen den Kurfürsten seine Unzufriedenheit auszusprechen und bot, als dieser sich ungnädig äußerte, sofort seine Entlassung. Indeß wünschte man von Wien aus, daß Müller nicht ohne Einwilligung des Kurfürsten seinen

Dienst verlasse. Der Kurfürst ernannte ihn zum wirklichen geheimen Staatsrath und Müller schrieb nach Wien, zu einer andern Zeit hoffe er von seiner Majestät Gnade den in seinem Herzen erwünschten Gebrauch zu machen. Gleichzeitig warb man um ihn für die berliner Akademie und für die Bibliothek in Hannover: beide Höfe suchte er bei guter Disposition für die Zukunft zu erhalten. Der Kaiser erhob ihn bei dieser Gelegenheit in den Adelstand. (Januar 1791).

Währenddem näherte sich immer drohender das Unwetter der französischen Revolution. Die Franzosen wollten augenscheinlich den Krieg, und der Kurfürst von Mainz, der Beschützer der Emigranten, war zunächst bedroht. Müllers Betrachtungen über die Revolution wurden immer ängstlicher, bis endlich die Katastrophe wirklich einbrach. *) — Bald

*) 16. Juli 1791 an seinen Bruder: — „Ich bekenne, daß ich in der französischen Revolution viel Gutes finde: aber erstlich, nachdem ich lang überlegt, wie ich mich benehmen soll, habe ich gefunden, daß ich den Posten behaupten muß, den die Vorsehung mir angewiesen, und welchem zufolge die Abschaffung aller geistlichen und weltlichen Herren, erblichen Adels und herkömmlicher Macht von mir nicht unterstützt werden darf; zweitens finde ich die Franzosen auf einem mir als Privatmann schon äußerst fatalen Weg; abstracte Theorien sind ihnen alles; ich sehe auf das, was war und ist; drittens, hiernächst weiß und sehe ich, daß sie den Namen Jesu Christi als einen Namen Gottes nicht mehr genannt wissen wollen, und ich glaube, daß der Herr, auf eine uns unbegreifliche Art, für uns, Gott ist, und bete ihn an, kann auch nicht glauben, daß sie ohne Gott auslangen werden. Weil ich daher glaube, daß ihre Sache, so wie sie jetzt ist, böse ist, so wünsche ich nicht die Herstellung (†††) des Despotismus, aber eine Verfassung wie jene, unter der Addison, Pope und Newton ohne Spott haben Christen sein dürfen, und welche meine großen Lehrer, Tacitus und Machiavelli, für die beste erklärt haben: eine balancirte, mit einer Mittelmacht. Du aber laß dich nicht hinreißen durch Schein der Lehre und falsches Feuer der Worte." — An Bonstetten, Aug. 1791: „Le nouveau système des Français pouvait être bon au sortir de l'arche de Noë, ou plutôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop grande violence. Eux, à présent, veulent reprendre tout le fil des égaremens, par lesquels ont passé les divers Etats jasqu' à l'èpoque, où ils ont pris unc assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après des combats et des dévastations innombrables, au point où il eût été si aisé de se tenir aujourdhui. Ce que je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable aux sciences morales; toutes celles qui furent employécs pour le soutien et l'explication de la religion, toutes celles qui illustrèrent l'antiquité des loix, toute l'histoire qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse, jadis née dans lescours des rois de France, et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastique sur les gouvernemens, des raisonnemens à priori sur la conduite des états et la minutieuse dissection d'idées impraticables." — An seinen Bruder, 13. Mai 1792: „Es ist kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzusehn, denn sehr viel beruht auf dem Grad moralischer Kraft in den Anhängern der neuen Constituante. Doch scheint mir unmöglich, den seit einem halben Jahrhundert in Europa verbreiteten Geist nun mit Bajonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit." — Sept. 1792: — „Um gewiß zu sein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit, nämlich die Kenntniß des wahren (nicht

nach dem Anfang des Revolutionskrieges, ohngefähr 6 Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Custine, als Müller, dazumal geheimer Staatsrath und Staatsreferendär in gehäuften Geschäften und nicht geringen Sorgen zu Aschaffenburg bei dem Kurfürsten war und eben von dem verewigten Herder einen erfreulichen Besuch hatte, wurde er ganz unerwartet eingeladen, sich nach Wien zu begeben (28. August 1792). Viele Jahre nach diesem ist ihm glaubwürdig erzählt worden, daß ein sehr verehrungswürdiger, redlicher, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann, der Müller schätzte und liebte, dessen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung für die Brauchbarkeit gewisser Anstalten und seine von dem herrschenden Leichtsinn sehr verschiedene Religionsweise für eine Neigung zu einem Schritte gehalten, woran er nicht gedacht, und hierdurch zu diesem Beruf wesentlich beigetragen habe. Damals kannte Müller weder diesen Umstand, noch das bestimmte Vorhaben, und begab sich mit Bewilligung des Kurfürsten als zu einer Berathung über eine politische Maßregel nach Wien. Alda bemerkte er bei der ersten Aufnahme einen gewissen, ihm nicht erklärbaren Mißverstand. Bald zerstreuten ihn größere Dinge, das Mißgeschick der coalisirten Waffen, die Gefahr der Stadt Mainz, die Entfernung des Kurfürsten, Verwirrung, Noth in allen vordern Kreisen; worüber, ohne über seine Sachen Erklärung abzuwarten, er hinauseilte. Er vernahm zu Straubingen die Uebergabe von Mainz, wo alle Früchte seiner Lebensmühe, 20jährige Sammlungen, Briefe und die Acten seiner Geschäftsführung waren. Er wurde doch hineingelassen, er sah den grauenvollen Jammer, sah den Freiheitsrausch, hörte den Trotz und eilte, Zudringlichkeiten sich entreißend, hin, wo im treuen Eichsfelde der Kurfürst weniger seinen Verlust als das Ganze betrauerte. Da wurde gut befunden, daß er noch einmal sich nach Wien begebe. Der Kaiser gab den Wunsch, ihn als Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei anzustellen, dem Kurfürsten und ihm selbst zu erkennen. — Schmerzlicher und länger als zwei Monate war der Kampf. Müller fühlte, was gegen den Kur-

---

durch Furcht erkünstelten) Enthusiasmus der Franzosen für diese Verfassung, einer Monarchie ohne Kopf, oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten, eines Systems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenschaftlicher Menschen. Haben sie hierfür eine Begeisterung, gleich jener der alten Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen werden. Sind hingegen unter ihnen viele nur darum jakobinisch, weil sie die Laterne fürchten, gibt es viele ruhige, vernünftige Menschen, die freien Briten ähnlich zu sein sich zufrieden gäben, dann werden die Jakobiner bezwungen, Frankreich und Europa kommen wieder zur Ordnung und Ruhe . . . Alles ist so einzig in seiner Art, und jedermann, der agirt oder agiren sollte, handelt so wenig seiner Rolle gemäß, daß man nicht weiß, ob die Welt ein großes Bedlam überhaupt werden soll, oder ob die Vorsehung aus so vieler Thorheit und Schwäche ein noch nie gesehenes Meisterwerk hervorzubringen vorhat."

fürsten das Herz, was selbst Klugheit gebot, daß bei jener Nähe des Herrn, und so eines Herrn, sein Verhältniß kaum ein Dienst zu nennen war, daß an Höfen, deren Größe den Fürsten fern hält, bösen Künsten viel möglich ist, was ein offener Mann kaum ahnt. Dann schien aber auch möglich, wie die Sachen damals waren, an einem der ersten, weitestwirkenden Höfe durch das Glück eines Gedanken dem Kurfürsten und auch den schon wankenden Sachen des alten Vaterlandes wesentlicher zu dienen, als in vieljähriger Gegenwart ohne größern Einfluß. Der Kurfürst, in ganz ähnlicher Bewegung, schrieb Müllern so, daß sein edler väterlicher Sinn die Unentschlossenheit nur verlängern mußte (12. Dec. 1792). An dem nämlichen Tage, wo Müller vor sieben Jahren das Schicksal für Mainz entschieden wurde, endigte zuletzt seine größere Verlegenheit ein anderes Schreiben, durch welches der Kurfürst ihn dem Kaiser überließ (12. Febr. 1793). Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen; was geschehen sein würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen.

Diese Erzählung der Selbstbiographie macht einen kleinen Commentar nöthig. Ueber seinen Besuch in Mainz hat er sich in einem Brief an seinen Bruder 9. Nov. 1792 ausführlich ausgesprochen. Er gesteht zu, daß er sich gegen Custine und seine alten mainzer Freunde sehr vorsichtig ausgesprochen, aber die Vorsicht scheint doch nicht in der nöthigen Ausdehnung betrieben worden zu sein, denn Georg Forster sagte gleich darauf in einer Rede, in welcher er die zögernden Mainzer zur Annahme der französischen Verfassung zu bestimmen suchte: „Ich habe Euch treu und redlich meine Gesinnungen gesagt, und ich freue mich hinzusetzen zu können, daß ein Mann, den die mainzer Bürgerschaft immer hoch geachtet hat, ein Staatsbeamter, der unter dem letzten Kurfürsten so viel Gutes gethan und so viel Böses verhindert, als sich unter einem Kurfürsten thun und verhindern läßt, im Herzen ein Freund der Freiheit und Gleichheit — daß Johannes Müller über diese Grundsätze vollkommen einstimmig ist, und Euch, Mitbürger, durch meinen Mund, als sein Abschiedsvermächtniß zurufen läßt — ohne Bedenken mitzuwirken und ohne Zaudern der Freiheit und Gleichheit zu schwören.“ Müller reclamirte dagegen, aber nur schwach und die Bitterkeit, mit der er sich gegen seinen Bruder 7. Dec. 1792 über Forster ausspricht, verräth kein gutes Gewissen. So war nun der Verfasser der Schweizergeschichte und des Fürstenbundes im Dienst desjenigen Hofes, den er bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte.

J. S.

Literatur.

Deutsche Vergangenheit.

Die Männer der Reformation: Porträts, Biographien, Autographen, 1. und 2. Lief. (à 25 Sgr.) (herausg. von L. Bechstein) Bibliog. Institut in Hildburghausen 1857. — Das Werk soll in 12—14 Lieferungen erscheinen, jede soll enthalten 4 Biographien, 3 Bildnisse und 3—4 Facsimiles, Titel und Einleitung mit dem letzten Heft. Die Stiche sind von Carl Barth; der wohlrenommirte Stecher widmete, wie die Ankündigung sagt, seine letzten Lebensjahre dem großen Werke. Veranlaßt wurde dasselbe zunächst durch eine Sammlung von Originalhandzeichnungen Hans Holbeins d. J., welche meist Schweizer Reformatoren umfaßte und von Basel aus in die Hände der Verlagshandlung überging. Die in der Sammlung nicht befindlichen Porträts sind nach Dürer, L. Cranach und A. ergänzt. Wo Porträts ganz fehlten z. B. bei Karlstadt, Amsdorf, sind sorgfältige Facsimiles der Handschrift — meist Briefe — nebst einem nicht unnützen wortgetreuen Letterndruck des Autographs, beigelegt. Die Sammlung soll nicht nur die großen Reformatoren Deutschlands, der Schweiz und Schottlands, sondern auch die hervorragenden ihrer Gegner, die Vorläufer der Reformation in Kirche und Wissenschaft und die namhaftesten Beschützer derselben enthalten. Das ist, wie man sieht, ein umfassender Plan und ein Unternehmen, dem man das Prädicat eines bedeutenden nicht versagen kann. Auch die Realisirung läßt nach den vorliegenden Heften das Beste hoffen. Diese enthalten: Friedrich den Weisen, mit Porträt nach A. Dürer und Facsimile eines Briefes, Calvin, Porträt nach Holbein und Facs., Joh. Eck, Porträt nach L. Cranach und Facs., Nicol. Amsdorf, mit interessantem Facs., Joh. Wiclef, Porträt nach Holbein, Des. Erasmus, Porträt nach Holbein und Facs., Georg Spalatinus, Porträt nach L. Cranach und Facs., Casp. Cruciger, mit Facs. — Die Stiche Carl Barths, welcher mehre Jahre zu Hildburghausen lebte und dessen Verlust wir seit fünf Jahren zu bedauern haben, sind zum Theil vortrefflich, z. B. Friedrich der Weise und Eck. Die Texte von Bechstein, biographische Abrisse, sind zweckmäßig und anspruchslos, wie solcher Sammlung ziemte. Das Unternehmen verdient warme Empfehlung und Förderung; auch deshalb, weil es sich mehrfach ergänzend an Biographien und Charakteristiken von Männern des 16. Jahrh. anschließt. Möge es viele Freunde gewinnen. Die Ausstattung ist gut.

Bezeichnend für die Deutschen ist der Weg, auf welchem das Verständniß unserer Vergangenheit sich verbreitet. Mit dem Cultus der Persönlichkeiten, welche in Kunst und Wissenschaft entscheidende Bedeutung erlangt haben, begann das gemeine Interesse. Zu Goethe, Schiller, Lessing kam für die Protestanten Gustav Adolph, den man wunderlicherweise auch als Beschützer Deutschlands auffaßte; immer häufiger trat das gewaltige Bild Luthers in die Stuben andächtiger Sammler, jetzt kömmt Hutten dazu und andere Männer der großen Reformationszeit. Aus der

neuen Zeit aber für einen großen Theil Deutschlands die preußischen Helden. Die Briefe, Bilder, belehrenden Reliquien aller werden eifrig aufgekauft und theuer bezahlt. Vieles wird dadurch dem Untergange entrissen, allerdings auch manches in Privatsammlungen zersplittert, doch sind die zahlreichen Sammlungen des Materials sowol, als die allgemeine Theilnahme der Verarbeitung durch kundige Hand im Ganzen sehr günstig. So waren die meisten der größeren historischen Werke in den letzten Jahren bei uns biographischer Art. Es ist möglich, daß wir auf eine große Behandlung der gesammten deutschen Geschichte verzichten müssen, bis aus Deutschland selbst etwas Ordentliches geworden ist. Noch fehlt dem Historiker zu sehr die Freude an den unendlichen Einzelheiten einer scheinbar oft resultatlosen Vergangenheit; noch fehlt ihm der Takt und das politische Urtheil im Unterscheiden des Wichtigen und Unwesentlichen. Denn alles, was eine vergangene Zeit gethan und gewollt hat, tritt doch erst dann in das rechte Licht, wenn das Viele, was sie unfertig oder verfehlt hinterlassen hat, durch spätere Entwicklungen verurtheilt oder zu einem tüchtigen Leben gekommen ist. Während nun in unserer Zeit die politische Thätigkeit und geistige Bedeutung der Individuen die eine vorzugsweise begünstigte Seite der Geschichtswissenschaft wird, ist eine andere das Sammlen und Ordnen der massenhaften Quellenschriften einzelner Zeiträume und besonders einzelner Landschaften. Dergleichen Sammlungen, durch historische Vereine oder fürstliche Unterstützungen hervorgerufen, ergänzen jetzt in Deutschland fast überall die dickleibigen Quellenbände des 17. und 18. Jahrhunderts, sie sind einzelnen Bausteinen zu vergleichen, welche eine über den Aufbau ihres politischen Hauses unsichere Gegenwart einem künftigen Geschlecht zur Benutzung, vielleicht auch zur Mißachtung überläßt.

Aber neben diesen Richtungen ist noch eine dritte, besonders erfreuliche erkennbar, die auf das deutsche Volks- und Gemüthsleben der Vergangenheit. An das deutsche Reich, an Barbarossa, Rudolph von Habsburg, das Reichskammergericht, den westphälischen Frieden und den Rheinbund vermag der Deutsche gegenwärtig nur selten mit voller Sympathie zu denken, das deutsche Volk aber hat immer gelebt, gelacht, gelitten und seine Eigenthümlichkeiten in Sitte und Gebräuchen in seiner idealen und praktischen Thätigkeit ausgesprochen. Die deutsche Culturgeschichte, insofern diese zugleich eine Geschichte der deutschen Volksbildung begreift, ist zu lange Zeit von den gelehrten Historikern stiefmütterlich behandelt worden. In Wahrheit ist noch wenig dafür gethan und große Richtungen nationalen Lebens z. B. das Handwerk, die Sitten entbehrten jeder genügenden Beachtung der Geschichtschreiber.

Es ist ein großer Fortschritt, daß dies jetzt besser wird. Zwar sind die ersten Entdecker eines neuen Schachtes nicht immer die glücklichsten Bebauer, und in der Regel braucht eine neue Disciplin längere Zeit, um dem Dilettantismus zu entwachsen, der sie mit mehr gutem Willen als Intelligenz protegirt. So hat auch die deutsche Culturgeschichte sich bis jetzt häufiger ehrliches Wollens, als tüchtiger Behandlung zu erfreuen gehabt. Arbeiten von größerem Umfange sind noch selten und auch die achtungswerthesten derselben, z. B. von Biedermann und Weinhold, haben mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, daß der Mangel an vielseitigen Detailforschungen ein genaues Verständniß selbst dem gewiegten Urtheil zuweilen unmöglich macht. Die

Kritik wird deshalb billig handeln, wenn sie culturgeschichtlichen Werken eine schonende und vorzugsweise wohlwollende Berücksichtigung zu Theil werden läßt. Solche Theilnahme sei auch dem folgenden Buche gern gegönnt:

Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Ein historischer Versuch von Oskar Dolch. Leipzig, Brockhaus 1858. — Das Werk enthält auf 300 Seiten eine wohlgeordnete Zusammenstellung von Notizen und interessanten Einzelheiten, zum Theil aus schwer zugänglichen Quellen, und ist im Ganzen betrachtet eine fleißige Sammlung in sehr lesbarer Zusammenstellung. Vorzugsweise Sitten und Wunderlichkeiten des alten Studentenlebens sind beachtet. Sein Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung wird dadurch beschränkt, daß der Verfasser die älteste Geschichte der Universitäten, besonders die verschiedenen Systeme, in denen dieselben nach italienischem und französischem Muster gegründet wurden, nur wenig besprochen hat. Wenn das schöne Werk von Zarncke dem Verfasser noch nicht zugänglich war, so war doch in älteren z. B. in Raumer schon Vieles zu finden, was einer sorgfältigen Benutzung werth gewesen wäre. Ebendeshalb sind die Mittheilungen über den Organismus der deutschen Universitäten, über Nationen und Bursen nicht genügend, und selbst aus den populären Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts wünscht man zahlreiche Nachträge, wol auch Berichtigungen. Doch gibt das verarbeitete Material immerhin dem Leser ein lebhaftes Bild von dem wunderlichen Treiben auf den alten Universitäten und wir empfinden lebhaft mit dem Verfasser, wenn er in seinem Vorwort anführt, wie schwer es sei, ein Werk aus so wenig verarbeitetem und zuweilen schwer zugänglichem Stoff zu machen.

Das Bild, welches er von dem alten Studententhum gibt, gehört nicht zu den holden aus der deutschen Vergangenheit. Allerdings gilt von dem alten Studentenleben, was schon Robert Mohl erinnert; seine guten Seiten entziehen sich unserer Beobachtung, der stille Fleiß, das opferfreudige Leben für die Wissenschaft, das emsige Ringen mit den größten Entbehrungen, Kämpfe, durch welche Tausende deutscher Jünglinge selbst in der schlechtesten Zeit während dem 30jährigen Kriege zu tüchtigen Männern gemacht wurden. All dieses Löbliche vermögen wir nur aus dem spätern Leben solcher Männer zu abstrahiren. Dagegen drängt sich das Wilde, Rohe, Frevelhafte aus den Universitätsacten, wie aus den zahlreichen Klagen alter Sittenschilderer massenhaft in den Vordergrund. Aber wie vorsichtig man auch abwägen möge, es überwiegt Elend und Schlechtigkeit in diesen Kreisen deutschen Lebens so sehr, daß die Lobredner alter Zeit vielleicht das schwerste Spiel haben würden, wenn sie das Einst und Jetzt der deutschen Universitäten vergleichen wollten. ♀

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Pariser Kunstbericht.

Seitdem die Theilnahme an den öffentlichen Ausstellungen in Frankreich zu einer politischen That gestempelt wurde und den Gradmesser für die imperialistischen Sympathien abgibt, kann man nicht mehr hoffen, sich in denselben ein treues Bild von der gegenwärtigen französischen Kunstbewegung zu erwerben. Zahlreiche Namen glänzen regelmäßig auf den pariser Ausstellungen durch ihre Abwesenheit. Daraus auf die Unthätigkeit der Namensträger zu schließen, wäre voreilig. Man braucht nur die einzelnen Ateliers zu betreten, um sich von der unermüdlichen Wirksamkeit der älteren Künstlergeneration zu überzeugen. Sie meiden aber aus politischen Rücksichten jede Betheiligung an gouvernementalen Schaustellungen, um auch den leisesten Schein, als ob sie mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge einverstanden wären, von sich zu entfernen. An der Spitze dieser Frondeurs steht Ary Scheffer, der treueste und anhänglichste Freund der verbannten Königsfamilie, der schärfste und offenste Gegner des napoleonischen Regiments. Mit unerbittlicher Strenge, die durch ihre Seltenheit doppelte Anerkennung verdient, weist er alle Anerbieten und auch die schmeichelhaftesten Lockungen der Regierung ab, und hält sich in seiner Clause Rue Chaptal, 16 verborgen, was ihn freilich nicht hindert, tagtäglich die Huldigungen der Verehrer seiner Kunst und der Freunde seiner politischen Richtung — und dazu gehört bekanntlich die gesammte geistige Aristokratie Frankreichs — zu empfangen. Namentlich in den letzten Wochen wurde Scheffers Werkstätte von Besuchern aus den feinsten und geistreichsten pariser Kreisen nicht leer. Es galt, den Künstler nach langer, schwerer Krankheit wieder in seinem Heiligthum zu begrüßen und zwei eben vollendete Faustbilder, die letzten, die wir wol von Scheffers müder Hand erwarten können, zu bewundern. Zu bewundern; denn über die Bewunderung hinaus zu einem eingehenden Verständniß und Genuß bringen es auch gebildete Franzosen nur in den seltensten Fällen. Scheffers Motive, wie die dem Faustgedichte überhaupt zu Grunde liegenden Ideen und Stimmungen wurzeln nicht in der nationalen französischen Anschauung; sich in dieselben zu vertiefen, sie zu durchdringen, setzte für die Franzosen eine Selbstverleugnung, eine Elasticität und Schmiegsamkeit der Phantasie voraus, wie sie am wenig-

sten bei den romanischen Völkern heimisch angetroffen wird. Die gebildeten Franzosen respectiren Goethes Faust, erkennen willig die Verdienstlichkeit der Faustbilder an, aber sind ehrlich genug einzugestehen, daß sie sich für das Tudeske derselben nicht erwärmen können. Dies erklärt auch Scheffers eigenthümliche Stellung in der französischen Künstlerwelt. Die Leistungen aller anderen Künstler sind der Gegenstand eines lebhaften Streites geworden, ihre Verdienste haben ein eifriges Für und Wider hervorgerufen. Scheffer allein wurde und wird nicht discutirt, er hat keine heftigen Gegner, keine leidenschaftlichen Feinde zu fürchten, freilich auch keine ausgedehnte Popularität zu hoffen. Sein Ruhm wird als eine äußerlich feststehende Thatsache angenommen, seine jetzt schon traditionell gewordene Künstlergröße ohne weitere Prüfung gutwillig geglaubt. Diese günstige Auffassung seines Wesens hat der Künstler zu nicht geringem Theile der Vorliebe für deutsche, unseren Dichtern entlehnte Motive zu verdanken. Sie sicherte ihm den Respect seiner Landsleute, die unsere Poesie viel zu wenig kennen und viel zu viel von ihrer Tiefe und Gemüthlichkeit gehört haben, als daß sie nicht eine natürliche Scheu empfinden möchten, ihre kritische Lästersucht auf dieses Gebiet zu verpflanzen. Sie ziehen vor, durch eine allerdings kühle Anerkennung sich aus der Schlinge zu ziehen. Dieselbe Vorliebe erwarb aber auch Scheffer die höchste Achtung bei allen deutschen Kunstfreunden. So selten widerfährt uns die Ehre, die Phantasie fremder Künstler zu nähren, so wenig verwöhnt sind wir, deutsche Gedanken und Stimmungen auf fremdem Boden lebendig wirksam zu schauen, daß wir mit unserem Preise wahrhaft verschwenderisch sind, wo wir auf diese Ausnahmsfälle stoßen. Und wenn nun vollends ein fremder Künstler nicht etwa das ein oder das andere Mal zu einem deutschen Motive greift, sondern durch eine große Zahl von Werken sich als ein dauernden Verehrer unserer Poesie kundgibt, Uhland, Bürger, Goethe und vor allem den Goethischen Faust in zahlreichen Bildern reproducirt, wie sollten wir ihn nicht mit gleicher Münze zahlen und dem Manne, der uns so gut versteht und würdigt, nicht mit inniger Verehrung begegnen? Trotzdem, daß Scheffers Werke in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt sind d. h. hier nicht geschaut wurden, so ist doch sein Name diesseits des Rheines populärer als jener der meisten anderen Künstler Frankreichs, und seine artistische Bedeutung für uns über jeden Zweifel erhaben. Die beiden Werke, die wir soeben vollendet auf der Staffelei erblicken: Gretchen am Brunnen, und Faust mit dem Giftbecher, werden gewiß auch ohne daß sie den Rhein überschreiten, des Meisters Popularität vermehren. Was braucht man die Bilder selbst zu sehen, und nach ihrem formellen Werth zu fragen? Bei der löblichen Gewohnheit der deutschen Kunstkenner, Inhalt und Form scharf zu trennen und ausschließlich die Gedankentiefe des ersteren zu erörtern, unbekümmert, ob

dieselbe nicht schon dem an das Kunstwerk herangebrachten Stoffe anklebt, oder ob es wirklich aus den Formen desselben mit schlagender Nothwendigkeit geschaut werde, genügt es zu wissen, daß das Motiv einem großen dichterischen Werke entlehnt sei, um die Ueberzeugung zu wecken, daß auch alle Vorzüge des letzteren der malerischen Reproduction einverleibt wurden. Dies soll nicht gesagt sein, um Scheffers Verdienste vorurtheilsvoll herabzusetzen, sondern nur um zu zeigen, wie sehr die Anerkennung eines Künstlers von äußerlichen, zufälligen Umständen abhängt. Hätte Scheffer mit allem Aufwand an feinsinniger psychologischer Charakteristik und warmer Empfindung ein namenloses Mädchen geschildert, das zum ersten Male von der leisen Ahnung der Schuld beschlichen und aus ihrem seligen, Gott und die Welt vergessenden Liebesgenusse aufgerüttelt wird, so hätte diese ungleich schwierigere Kunstschöpfung gewiß nicht großes Aufsehen erregt, und wäre als sogenanntes Genrebild nur eines flüchtigen Blickes werth befunden wurden. Und doch muß man gestehen, daß es eine größere That ist, in namenlose Figuren, an welche niemand mit dem Vorurtheil, daß sie Großes bedeuten müssen, herantritt, Leben, klare Gedanken und tiefe, unmittelbar ansprechende Empfindungen hineinzuarbeiten, als Gestalten zu reproduciren, welche für die Beschauer sofort einen symbolischen Werth erhalten. Wird durch einige wenige äußerliche Züge in ihm die Erinnerung an einen längst als groß bekannten oder liebgewonnenen Charakter hervorgerufen, so windet er selbstständig den ganzen weiteren Knäuel von Vorstellungen ab, ohne zu fragen oder auch bestimmen zu können, wie viele dieser Vorstellungen das Bild angeregt, oder wie viele er in dasselbe hineingetragen habe. Ein Interdict auf die malerische Verkörperung vom Dichter bereits ausgearbeiteter Gestalten und Situationen zu legen, kann natürlich keinem Unbefangenen in den Sinn kommen. Aber erfreulich ist die täglich mehr überhandnehmende Sitte, bei großen oder kleinen Dichtern die bis in das Einzelste ausgemalten Situationen und Motive zu borgen, keineswegs, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Maler ganz unwillkürlich verleitet wird, statt den Gegenstand innerlich durchzuarbeiten und ausschließlich auf sein Formtalent zu vertrauen, sich mit einer elementaren Ausdrucksweise zu begnügen. Es geht ihm wie dem Beschauer. Der Stoff liegt viel zu fertig und vollendet geformt ihm vor, als daß er nicht unmerklich in eine an diesem Orte ganz und gar verdammenswerthe Symbolik verfiele und mit bloßen Andeutungen und einer rein äußerlichen Charakteristik sich begnügte. Man kann diese Wahrnehmung auch an des gefeierten französischen Meisters letzten Werken machen. Wer den ganzen Vorrath Goethescher Gedanken schon mitbringt, für dessen Auge existiren allerdings die Gestalten als Gretchen und Faust. Wer aber ohne diese vorgefaßte Meinung an die Betrachtung der Bilder schreitet, muß bekennen, daß die

Charakteristik über eine schwankende Allgemeinheit nicht hinausgeht, die Vertiefung des Ausdrucks im hohen Grade ermangelt. Man empfindet diesen Mangel weniger bei dem Faustbilde, da die Scene in der Osternacht überhaupt für die malerische Verkörperuug sich spröde erweist; in der Brunnenscene dagegen, einem an sich nicht undankbaren Motive, können wir unmöglich die bloße Schilderung eines blonden blauäugigen Mädchens als zureichend für Gretchens Charakteristik annehmen, und sind unbefriedigt, wenn wir statt einer lebendigen, unmittelbaren Persönlichkeit nur das abstracte Bild einer deutschen Magd gewahren, Vermehrt wird dieser Eindruck noch durch die alle Reize verschmähende Formen- und Farbenwahl des Künstlers, der unter der Gruppirung nur die einfachste Nebeneinanderstellung versteht und in Bezug auf das Colorit mit Absicht bei elementaren Gegensätzen beharrt. Daß die zahlreichen Verehrer des liebenswürdigen, feingebildeten Meisters für alles hier Gerügte eine vollkommene Rechtfertigung bereit halten, versteht sich von selbst. Sie weisen auf Scheffers Bestreben hin, die Kunst der Herrschaft traditioneller Ideenkreise zu entreißen und ihr neue, selbstständig erfundene poetische Gedanken zuzuführen. Um die Aufmerksamkeit von diesen nicht abzulenken, um unmittelbar daran zu erinnern, daß der geistige Gehalt seiner Bilder das Wesentliche sei, darf er nicht durch glänzende sinnliche Mittel wirken, muß er allen gewöhnlichen Farbeneffecten entsagen. Es läßt sich nicht leugnen, daß A. Scheffer insbesondere auf dem Gebiete der religiösen Malerei eine große Eigenthümlichkeit entwickelt und in vielen Motiven eine überraschende Originalität offenbart. Alles Mythische und Legendarische ist ausgeschossen, die Ideen der Liebe, der Barmherzigkeit, jene der Unsterblichkeit und der Sehnsucht nach einem besseren Leben u. s. w. bilden den Grundton der Schilderung. Begreiflicherweise steht A. Scheffer, der religiöse Werke auf einfacher theistischer Grundlage schafft, bei Freunden einer protestantisch-kirchlichen Kunst in hohem Ansehn und gilt z. B. in zahlreichen englischen Kreisen als der Hauptträger einer unseren Bedürfnissen angemessenen und mit unserer Bildung versöhnten religiösen Kunst. Die Berechtigung eines solchen Strebens muß man zugeben, auch den besten Erfolg ihm wünschen, freilich auf der anderen Seite auch die Frage aufwerfen, ob unsere Zeit darnach angethan ist, durch Originalität im religiösen Kunstkreise sich auszuzeichnen und ob nicht der einseitige Spiritualismus der oben geschilderten Richtung als ein trauriges Zeichen für ihre geringe Lebenskraft angenommen werden muß.

Auch in den übrigen pariser Werkstätten fehlt es nicht an Thätigkeit, doch läßt sich im Ganzen wenig Erfreuliches berichten. Das Erfreulichste ist noch, daß Gudin endlich aufgehört hat, mit angeblich von ihm geschaffenen Werken Handel zu treiben und sich gänzlich dem Börsenspiele zuwendet, das Erfreulichste nach der andern Richtung, daß Hippolyt Flandrin nach längerer

Pause wieder das Gerüste in der Kirche St. Germain des Prés aufschlug, um seine Wandmalereien fortzusetzen. Wir sprechen unsere innerste, durch die vielseitigsten Anschauungen nur noch befestigte Ueberzeugung aus, daß unter allen Zeitgenossen Flandrin in diesem Kunstkreise das Trefflichste geleistet. Wie Overbeck in seinen besten Zeiten, hat es Flandrin verstanden, sich in den Geist und die Ausdrucksweise der naiven Vergangenheit zu versenken, alles kühl Reflectirte und Moderne von der Composition zu entfernen. Er überragt aber den deutschen Meister in technischer Beziehung, er fürchtet sich nicht wie dieser vor der schönen Natur, er sieht nicht an allen kräftigen oder reizenden Formen des leiblichen Daseins den Kainsstempel, er hält nicht den religiösen Ausdruck mit schwächlicher Passivität für gleichbedeutend. Vor allem aber zeichnet ihn das richtige Verständniß der Beziehungen aus, welche zwischen den Wandgemälden und der Architektur walten. Seine Bilder überheben sich nicht, drücken nicht die Architektur herab, geben sich nicht den Schein, als wären sie die Hauptsache, und die architektonische Umgebung nur ihnen zu Liebe vorhanden. Sie sind als einfacher Wandschmuck gedacht, unterordnen sich mit richtigem Maßgefühle der Architektur und beleben und erhöhen eben dadurch die religiöse Stimmung in hohem Grade. Allerdings thut es aber auch Noth, sich an Flandrins Werken zu erholen und in Angesicht derselben den Glauben an die Fortdauer ernster, solider Kunst aufzufrischen. Denn was man sonst in pariser Kirchen unter dem Namen religiöser Wandmalerei zu sehen bekommt, reizt großentheils auch den geduldigsten Sinn. Obenan unter diesen Kunstverderbern ist Couture zu nennen, dessen Talent zu den größten Erwartungen berechtigte und der nach zwei oder drei glücklichen Würfen auf der Höhe der unerträglichsten Manier angekommen ist. Ein Schicksal dem leider heutzutage gar viele Talente verfallen. Couture, auch darin nicht ohne zahlreiche Genossen, sucht sich durch Hofgunst für den Tadel der Kunstfreunde schadlos zu halten und hat an officieller Geltung gewonnen, was er an künstlerischer Bedeutung verloren.

Der gegenwärtigen Regierung gelingt es auf dem Gebiete der Kunst so wenig, wie auf jenem der Wissenschaft, die bedeutenderen Kräfte an sich zu ziehen. Sie muß sich mit Mittelmäßigem begnügen und die Verherrlichung ihrer Thaten, die sie doch verherrlicht sehen will, wahrhaften Pinseln übertragen. Ob sie auch in diesem Fall die Entschuldigung für sich hat, daß eben die tüchtigen Männer eigensinnig grollen und sich zurückziehen, können wir nicht angeben, ebenso wenig, ob politische Mißliebigkeit es verschuldete, daß eine der edelsten Künstlernaturen Frankreichs in unwürdiger Weise zu Grunde ging. Descamps ist krank, ist für die Kunst wahrscheinlich verloren. Die besten Jahre und Kräfte opferte er, um Affen und Türkenbuben zu malen. Das Publicum wollte es so. Nur wenige flüchtige Augenblicke waren ihm ver-

gönnt, seine bewundernswürdigen historischen Entwürfe, seine Cimbernschlacht, seine Samsongeschichte zu skizziren. Sie werden Skizzen bleiben trotz des gerechten Preises, der ihnen auf der allgemeinen pariser Kunstausstellung wurde, denn Descamps ist in der Zwischenzeit alt geworden, in seiner Kraft gebrochen, in seiner Energie erlahmt. Mit dem vielleicht nach tragischern Schicksale eines andern Künstlers sind wir zufällig in diesen Tagen bekannt geworden. Am Anfange der Restaurationsperiode stellte ein junger Mann ein Bild aus, dessen Gegenstand — ein Jahrmarkt in einer kleinen französischen Stadt — gleichgiltig ließ, dessen Behandluug vollkommen von der Tagesmode abwich, in allem und jedem dem herrschenden Classicismus widersprach. Sein Werk wurde mit Verachtung aufgenommen. Er versuchte es noch das eine und das andere Mal und erfuhr das gleiche Schicksal. Kein Mensch wollte an seine Befähigung glauben, er selbst verzweifelte, warf Pinsel und Palette fort und vergrub sich als Schreiber in eine Ministerialkanzlei, wo er noch jetzt als betagter, mürrischer Greis hausen soll. Sein Namen wie sein Bild blieben vergessen. Das letztere, der Jahrmarkt, tauchte erst im vorigen Jahre bei einem Trödler wieder auf. Künstler und Kunstfreunde, die es sahen, konnten nicht begreifen, woher das Bild komme. Es zeigte einen durchaus gereiften Mann, es war des größten, jetzt lebenden Malers werth, und doch war niemand im Stande, den Meister anzugeben. Die Jahrmarktscene ist mit einem sprudelnden Humor skizzirt, das geschmacklose Costüm mit merkwürdigem Geschicke verwendet, die Schilderung so frisch und reich und die Zeichnung tadellos, die Gruppirung frei und lebendig und vor allem das Colorit so vortrefflich behandelt, daß, wenn Teniers heute zur Erde niederstiege, er es nicht besser, nicht anders machen könnte. Das Bild wurde um einen hohen Preis von Herr Papeleu erstanden, in dessen kleiner, aber gewählter Sammlung auf dem Quai des Augustins es jedermann besichtigen kann. Von trefflichen Descamps, Corots, Diajs, Troyons, Rousseaus umgeben, schlägt es alle und würde selbst vor alten Holländern nicht weichen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Name und das Schicksal des Künstlers bekannt. Dem Mann ist nicht zu helfen, am wenigsten der Versuch zu rathen, ihn der Künstlerlaufbahn wieder zuführen zu wollen. Er haßt alles was Kunst oder Künstler heißt. Aber sein Name soll nicht vergessen werden. Er heißt Garbet. Es ist das erstemal, daß dieser Name gedruckt wird. Französische Journale haben bis jetzt von dem merkwürdigen Funde geschwiegen. Aber es ist gewiß nicht das letzte Mal. Das Bild gehört in die Louvresammlung und ist es einmal dahin gekommen, so wird der Name gewiß bald allen Kunstgebildeten geläufig werden. Der Mann würde brummen, wenn er es hörte, dennoch rufen wir aus vollem Herzen: es lebe Garbet! A. Sp.

Berlin und Breslau vom militärischen Standpunkt.

Die Karte zeigt jedem, daß Preußen ringsum von drei mächtigen Reichen, und von dem theilweis unsichern Mitteldeutschland, und auf der vierten Seite von der Nord- und Ostsee umgeben ist. Von Berlin aus erstreckt sich die Osthälfte über die Weichsel, von da mit abnehmender Breite, bis zum Niemen auf 90 Meilen; die Westhälfte, ohngefähr ebenso lang bis zur Saar und Mosel, aber getrennt durch Mitteldeutschland, und durchschnitten von der Elbe, Weser und dem Rhein. Die Mitte aber zwischen Oder und Elbe hat nur eine Ausdehnung von etwa 30 Meilen, bei einer viel geringern Tiefe (wie solche früher zwischen Sachsen und Mecklenburg war).

Seit dem Befreiungskrieg ist Weniges und Ungleiches zur Verstärkung dieser gedehnten Lage geschehen; und dies besonders nur für die Westhälfte, weil der Zustand Frankreichs (dem man zugedrückt worden war), lange ganz unsicher erschien, und man den andern auf Seiten nur Bundesgenossen sah.

Auch gegen Oestreich geschah nichts, obgleich dasselbe bald nach dem Feldzug 1778 Theresien- und Josephstadt erbaut, und seine Gesinnung gegen Preußen stets, besonders in dem Winter von 1814 und 1815 offenbart hatte. Weil Friedrich der Große keine Vorkehrungen hier getroffen hatte, erschienen sie nicht nöthig. — Aber die Umstände ändern sich; und schon der siebenjährige Krieg hatte bewiesen, daß in der Politik alles möglich sei.

Dem in der Mitte liegenden, dabei so weit gedehnten Staat liegt es vor allem ob, diese zu sichern, weil sonst die Anstalten in den Flügeln (Provinzen) wenig helfen. Sie muß unerschütterlich sein, damit die nach diesen und nach den Bundesgenossen gehende und von da erwartete Hilfe nicht zu spät komme, und die der letztern gar ausbleibe. Erwägt man, was der einzelne der verschiedenen Nachbarstaaten unternehmen könne, so ergibt sich das am leichtesten, worauf sie mehr und weniger vereinigt ausgehn werden. Nach einem langen Frieden zumal muß das Immobile die ersten Schritte des mobilen Elements erleichtern.

Diese Gefahr vergrößert sich, seitdem diese Nachbarn stärker geworden, näher gekommen und auch durch Napoleon belehrt worden sind, nicht mehr auf den langsamen Frontalangriff, sondern durch den raschen Flankenangriff gleich auf das Herz des Gegners zu dringen.*)

*) Napoleon dirigirte 1800 seine Reserven nicht gegen die Fronte, sondern die Flanken in den Rücken der östreichischen Armee — ebenso 1805 von der Meerküste aus nicht über Straßburg, sondern den nächsten Weg auf Ulm. So auch verfuhr er 1806 über Hof dringend gegen die preußische Armee. Es ist die Richtung des sich überlegen fühlenden Eroberers, der

Rußland, ehemals hinter Polen liegend, ist jetzt, Ostpreußen umgehend, Preußen von Oestreich trennend, mit mobiler und immobiler Kriegsmacht bis auf 60 Meilen von Berlin vorgerückt. Von Warschau aus bedroht es alle Richtungen. Es kann durch Ostpreußen bis zu dessen Seeplätzen dringen, um diese anzugreifen, bevor dort noch die Hilfe von England und Schweden, oft durch den Winter aufgehalten, eintreffen kann. Es kann aber auch bei entschiedener Ueberlegenheit (zumal durch Oestreich unterstützt), da jetzt der gerade Weg über Posen gesperrt ist, sich gleich auf Breslau dirigiren, um von hier, wo es alle Mittel findet, weiter gegen Berlin vorzudringen.

Dagegen kann Preußen defensiv wirken durch das der Seehilfe geöffnete Königsberg mit Pillau, Danzig mit Weichselmünde und Marienburg und offensiv von Thorn (dem letzten großen Drehpunkt der Weichsel), aus, wenn es zeitig dort eine starke Armee sammelt, große Magazine und verschanzte Lager auf beiden Seiten der Weichsel bereit hat — und wenn es über Breslau nicht umgangen werden kann. Breslau muß also befestigt werden; und wird dieses durch die dort vorhandenen großen Kräfte und Mittel, so wie durch die Beschaffenheit der Oderärme gleich sehr begünstigt.*) Von Breslau kann die Festungslinie auf Neiße und Glatz zurückgebogen werden.

Oestreich hat von der Grenze des vorspringenden Böhmens noch etwa 30 Meilen bis Berlin, dabei einen fast sichern Vorsprung bis Dresden und zur Elbe; immer seine Hauptprovinzen mit gesicherter Verbindung und Ernährung grade hinter sich; und ist in unmittelbarer Berührung mit den zwei bedeutendsten Staaten von Mitteldeutschland. So wird es auf baldige entscheidende Schlacht und auf Berlin dringen, und nur warten, wenn noch weitere Kräfte (Russen und Oestreicher) von Breslau her im Anzuge sind. Die so wichtige gegenseitige Beziehung von Breslau, Dresden und Berlin geht daraus klar hervor; ebenso die von Breslau und Krakau, wenn Preußen und Oestreich gegen Rußland alliirt sind. Frankreich ist zwar vom Rhein aus noch an 90 Meilen von Berlin entfernt, aber es kann doch durch seine grade auf Straßburg und Mannheim zulaufenden Eisenbahnen, bald

---

mit Hilfe der Initiative und Ueberraschung auch den wahrscheinlich größern Widerstand im feindlichen Innern überwinden und entscheiden will, bevor sich andere Staaten einmischen. Dadurch wird die Kriegführung auf einfaches Schlagen zurückgeführt. Auch stand Napoleon schon meistens seitwärts von dem Staat, den er bekriegen wollte.

*) Ein großes Unglück war es für Friedrich im siebenjährigen Krieg, daß Breslau so früh verloren wurde. Ward 1813 früh an einem dortigen verschanzten Lager hinter der Lohe gearbeitet, so konnte es die retirirende alliirte Armee aufnehmen, und die Verbindung mit Oestreich erhalten. Der Seitenrückzug nach Schweidnitz war ein unsicheres Mittel dazu, dem der Waffenstillstand glücklich nachhalf. Im Lauf des Feldzugs würden Breslau und Berlin befestigt der Nord- und schlesischen Armee als sichere Waffen- und Rückzugsplätze sehr nützlich gewesen sein.

eine große Macht nach dem Main führen, um von da diese nach Umständen auch nach der Elbe oder gegen den Zwischenraum zwischen Elbe und Rhein zu dirigiren.*)

Wenn nun schon gegen Oestreich allein die Nothwendigkeit hervorgeht, vor allem das Centrum zu sichern, so noch weit mehr für die Fälle, wo dasselbe mit einer oder beiden andern Mächten verbunden ist; denn alsdann wird diese entweder den Angriff Oestreichs auf das Centrum verstärken, oder die Kräfte Preußens in den Provinzen fest- und von der Verstärkung ihres Centrums abhalten.

Diese Mitte nun zwischen Elbe und Oder wird durch die Straße, welche beide Staatshälften verbindet, von Frankfurt und Küstrin aus über Berlin, Brandenburg nach Magdeburg durchzogen, und diese Straße von Fürstenwalde bis Berlin durch die sumpfige Spree gedeckt. Der dadurch entstehende starke Abschnitt ist durch die Kanäle von Mühlrose nach der Oder, und von Brandenburg nach der Elbe verlängert, und durch die Proviantirung dieses wenig fruchtbaren Zwischenraums sehr erleichtert; dem Feind aber ist die Bewegung in diesem anscheinend ganz flachen Land durch die sumpfigen Thäler und Niederungen erschwert. Bei einer Breite von 30 Meilen kann es nicht von der Elbe oder Oder her mit Hilfe der dortigen Festungen vertheidigt werden; diese begünstigt im Gegentheil den schnell vordringenden Feind, um die später von beiden Flüssen oder von rückwärts her eintreffenden selbst überlegenen preußischen Kräfte zu bekämpfen. Es ist also nothwendig, die Mittellinie dieses Landtheils als den Rückgrat des Staatskörpers auf das äußerste und letzte zu vertheidigen.

Berlin liegt nun in der Mitte dieser Breite und dieses starken Abschnitts. Von da kann man in möglichster Stärke den Feind in jeder Richtung bekämpfen (was noch durch die Befestigung des Kreuzpunktes Luckau begünstigt werden würde) und dahin sich nöthigenfalls zurückziehen um weiteres Vordringen zu verhindern.

Berlin ist also der klar gebotene Punkt; und je weiter dessen Befestigung vorgreift, desto schwerer wird es dem Feinde, die von Fürstenwalde abwärts sumpfige Spree zu passiren, und Berlin auf beiden Ufern einzuschließen; auch erhalten alsdann die Flankenangriffe der Festungen an beiden Flüssen größere Wichtigkeit; ein näherer Umkreis an etwa 40 Meilen von Magdeburg über Wittenberg, Torgau, Luckau nach Frankfurt und Küstrin entsteht, um mit dem Centrum Berlin nach allen Seiten das gleichzeitige Vordringen dahin zu ver-

*) Aehnliches wurde im Winter von 1814 auf 1815 in Wien vorbereitet. Seitdem Kassel nicht mehr existirt, — wie im siebenjährigen Krieg der Fall war — wächst die Wichtigkeit von Erfurt. Es sollte ein verschanztes Lager haben, wodurch man den Festungen am schnellsten einem größeren Wirkungskreis geben kann.

hindern. Das alles fällt weg, wenn man sich auf das zurückliegende Spandau, und hinter die Havel zieht.

Spandau kann nur einige Militäretablissements aufnehmen, und das Heer wäre nicht nur von der Oder, sondern auch von der Verbindung von Torgau und Wittenberg abgeschnitten, selbst in der mit Magdeburg bedroht, da die Paßgegenden der Havel das Umschließen bei Potsdam und Brandenburg so sehr begünstigen. — Berlin selbst aber ist seit dem siebenjährigen Krieg wol sechsfach an Bevölkerung und Gütern gewachsen; nicht nur die königliche Macht und Pracht hat sich dort und Umgegend großartig entfaltet, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Industrie, Gewerbe, kurz das Capital. Der Glaspalast der Nation, die mit Berlins Aufgeben auch den Glauben an sich, den Willen und die Mittel zum fernern Krieg verlieren würde.

Aber, sagt man, die Ausdehnung und die Kosten werden ungemessen sein — da die Forts der Mitte bis auf die Höhen des Randes der dort sehr breiten Spreeniederung, die der Flügel aber möglichst weit in der Länge vorgerückt werden müssen, um gegen das Bombardement zu sichern — und deshalb der Umfang vielleicht 3 Meilen betragen. Aber die Kosten sind doch jedenfalls geringer als die zu befürchtende Kriegscontribution. Sie lassen sich auch vertheilen und werden weniger fühlbar, wenn man sich nur baldigst entschließt, mit ein Drittel der etwa nöthigen 30 Forts an den Hauptstellen vorzugehen. Der Rest kann dann dort, wie bei Sebastopol, bei dem noch größern Ueberfluß an mobilen Kräften — an Soldaten und Arbeiterbataillons — an Geschütz, Ammunition, Baumaterial u. s. w. sicher und bald nachgeholt werden. Nur für die Ernährung ist zeitig zu sorgen. Größeres geschah 1813.*)

Ueber die Nothwendigkeit der Befestigung ist man zwar durch das Verfahren von Oestreich 1830 — (dem vom siebenjährigen Krieg ganz unähnlich) aufgeklärt, andererseits aber haben sich auch die Ansprüche an die Finanzen des Staats von allen Seiten so gesteigert, daß man die so lange verschobene Sache noch länger verschieben oder auf ein Ungenügendes reduciren möchte.**)

*) Haben doch die Franzosen bei so viel geringerer Aufforderung von Außen eine doppelte Befestigung von Paris, deren äußere Linie an 8 Meilen beträgt — mit einer Ernährung von fast einer Million, also dem Doppelten von Berlin, unternommen, und diese gleich auf das sorgfältigste erwogen.

**) Unter den Gegnern einer Befestigung von Berlin sind auch manche wohlgesinnte, gutmüthige aber verweichlichte Leute, die statt die Künste durch die Wehrkraft zu schützen, solche lieber weit voneinander trennen möchten, damit das zarte Walten und Schaffen der Kunst und des Wissens nicht durch den Waffenlärm gestört werde. — Sie gleichen einigen Franzosenfreunden, die 1816 gegen die Befestigung des Petersbergs bei Koblenz waren, weil dadurch das Monument von Marceau gefährdet werden würde — oder den Priestern und Theilfürsten, die zur Unterwerfung an die Mongolen riethen, um Christenblut gegen die Heiden

Wird doch auch Wien, sagt man, jetzt durch Rasirung der Wälle zwischen Stadt und Vorstadt geöffnet — aber es ist unwahrscheinlich, daß Oestreich nach der Erfahrung aus dem Türkenkriege, nach der Lehre von Napoleon von 1805 u. 9, dabei nicht im Sinne habe, eine bessere Befestigung vor die Vorstädte selbst zu legen, wozu jetzt schon die Hauptpunkte wahrscheinlich vorbereitet werden. Wiens Lage endlich tief und mitten im Lande ist von der Berlins ganz verschieden. —

Was sagt hierüber die Erfahrung aus dem siebenjährigen Kriege?

In diesem drangen die feindlichen Armeen von vier Seiten nach dem Herzen von Preußen vor, um womöglich dasselbe zu theilen, denn in der Politik ist alles möglich.

König Friedrich wurde, nachdem er mit Heldensinn bestrebt gewesen, seine zahlreichen Feinde weiter vorwärts abzuhalten, doch immer der Hauptstadt näher zugedrängt; aber bis zum letzten Augenblick entschlossen, mit den Waffen in der Hand für sein Preußen unterzugehn: wie ganz anders würde ein befestigtes Berlin seine Lage gestaltet, wie viel blutige Opfer erspart haben. Eine summarische Erzählung reicht hin, dies darzuthun. — 1756 kam Friedrich dem Feinde durch rasche Eroberung von Sachsen zuvor.

1757 versuchte er dasselbe in Böhmen. Nach dem Tage von Kollin konnte er, von dem zaghaften Feinde schwach verfolgt und nicht festgehalten, die vorgedrungenen Franzosen weit zurückwerfen, und dann noch das unterdessen verlorene Schlesien wieder erobern. 1758 scheiterte er in dem mit ganz unzureichenden Mitteln versuchten Unternehmen, durch Eroberung von Olmütz Oestreich von der Allianz zu trennen, vermochte aber doch von Landshut aus, wohin er sich von Olmütz gezogen, den Russen entgegenzugehn, und sie durch den theuer erkauften Sieg bei Zorndorf zum Rückzuge nach Polen zu vermögen. Gegen Daun aber, der ihm gefolgt war, erlitt er aus Mißachtung die Niederlage bei Hochkirch. Ostpreußen gab er Preis (welches gleich huldigen mußte), um mit dem von dort abgerufenen Corps die Schweden aus Pommern bis Stralsund zurückzuwerfen. Schon 1759 war er mit seinem so geschwächten Heere überall auf der Defensive. Zwar kamen nun die Franzosen gegen den Herzog von Braunschweig nur bis zur Weser; desto gefährlicher aber wurden die Russen an der Oder, wohin sich auch ein Theil der Oestreicher wandte. Friedrich selbst eilte dahin, während sein Bruder Heinrich mit dem kleineren Theile Sachsen vertheidigte. Friedrich bei Züllichau und Frankfurt geschlagen, wo er die Russen angegriffen, zog sich hinter die Oder, wo er bei Fürstenwalde die letzte Schlacht zum Schutz Berlins gegen die vereinigten Feinde annehmen wollte; — aber die Russen blieben hinter der Oder und Daun in der Lausitz

zu schonen. — 1812 war man in Moskau anderer Ansicht. — Immer wird das Hintenansetzen der Kraft bestraft.

zog sich, durch Prinz Heinrichs Bedrohung seiner Verbindung veranlaßt, zurück. In dem entblößten Sachsen fiel indeß Dresden in die Hände der Reichsarmee.

Daun gewann hierdurch festen Fuß, Friedrich aber verfiel in die Ausdehnung von der Elbe bis zur Oder, so nachtheilig dem Heere, das nun rastlos hin und her eilen, sofort angreifen und viel detaschiren mußte. — Berlin selbst ward dabei bloßgestellt.

Friedrich verlor 1759 bei Maxen das detaschirte Finkesche Corps, so wie 1760 das Fouquetsche bei Landshut; auch Glatz fiel, doch gelang es ihm durch den Sieg bei Liegnitz die Vereinigung der Russen und Oestreicher zu hindern. Die Russen gingen wieder hinter die Oder und Daun verblieb im Gebirge hinter Schweidnitz.

Berlin aber wurde durch ein starkes Corps Russen und Oestreicher mit 3 Millionen Thaler gebrandschatzt und alles Kriegsmaterial zerstört (schon einmal war dies früher durch ein Streifcorps geschehen). Es wurde vom Feind schnell verlassen, als Friedrich aus Schlesien zurückeilte und sich nun über Dessau nach Torgau wandte, von wo er nach blutiger Schlacht Daun bis Dresden zurücktrieb.

1761 steigerte sich Friedrichs Bedrängniß; er war wieder nach Schlesien geeilt, um die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern zu hindern; es war indeß zu spät, und er konnte nur im buntzelwitzer Lager, gestützt auf Schweidnitz, beiden die Stirn bieten, bis der Hunger die Russen hinter die Oder nöthigte, und Daun sich nach dem Gebirge zog.

Friedrich aber verlor bei einer weit umgreifenden Bewegung gegen diesen Schweidnitz, das mit Sturm genommen wurde. Kolberg mußte sich an die nachrückende zweite russische Armee ergeben, da es seine Vorräthe mit dem ihm zu Hilfe geschickten Corps hatte theilen müssen. Friedrich sah nun dem Aeußersten für 1762 entgegen, als ihn der Tod der Kaiserin Elisabeth am 5. Januar von den Russen befreite (indeß hatte auch Friedrich nach dem Tode Georgs 2. den Beistand Englands verloren). Das Glück hilft denen, die selbst das Mögliche thun.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß die mobilen Kräfte im steten Abarbeiten sich bald aufreiben mußten, weil das Kriegstheater zu ihrer Unterstützung nicht genügend vorbereitet war. Allerdings konnte man auch ein solches Andringen von allen Seiten nicht vorhersehn; es fehlten Zeit und Mittel, und manche wichtige Punkte, wie Torgau, Wittenberg, Stralsund, Luckau, waren in fremden Händen. Die vorhandenen Festungen aber waren meist abgelegen, zu klein und schwach und nicht gehörig verproviantirt.

So fielen Dresden, Breslau, Schweidnitz, Glatz, Neiße, Kolberg, Kassel so schnell, daß sie dem Heere mehr schadeten als nützten. Die mobilen Kräfte

mußten also eigentlich alles thun — nur war dies kein freiwillig gewähltes, sondern ein durch die Ungunst der Verhältnisse aufgezwungenes System, zu dessen endlich glücklicher Durchführung es eines Friedrichs bedurfte. *)

Die Lage Italiens.

Das Attentat auf den Kaiser hat die Folge gehabt, die Thätigkeit der französischen Politik in dem Vaterlande der Verschwörer zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. Es ist möglich, daß der Brief, welchen Orsini aus dem Kerker an den Mann schrieb, den er kurz vorher hatte tödten wollen, dem Kaiser zunächst kein andres Gefühl eingeflößt hat, als das der Verachtung. Jedenfalls war Napoleon III. vorzugsweise geeignet, das Hohle der Phrasen und das Lächerliche der Wärme zu empfinden, womit der Mörder ihn zur Rettung Italiens aufrief, ihn, der wenige Tage vorher als unleidliches Scheusal von der Erde hatte vertilgt werden sollen. Doch es war ein Romane, der den Brief schrieb, und ein Romane, der ihn benutzte. Unter den Deutschen, wo Mord aus politischem Haß kaum einmal einem Regenten nahe getreten ist, wäre ein Brief Orsinis schwer möglich. Kein Sand würde sich entschlossen haben, seinem nur verwundeten Kotzebue wohlwollende politische Lehren zu geben. Hätte aber irgend ein Individuum in solcher Lage dergleichen gethan, die Deutschen würden bei ihrem vorzugsweise lebhaften Gefühl für Charakter sich über das Unlogische solches Beginnens geärgert haben. Orsini mit seinem Rathgeber freilich kümmerte sich weniger um die Empfindungen, welche der Brief dem Kaiser selbst machen werde, er hoffte, daß die tönenden Worte doch in irgend einer Weise publicirt werden und die Italiener aufregen würden. Der Kaiser aber, wie er auch selbst die Phrasen des Briefes ansah, gewann allmälig die Ansicht, daß die Zeilen Orsinis ein gutes Agitationsmittel seien, um sich den Italienern zu

*) Die Fortification wird wahrscheinlich in der Zukunft kräftiger in die Kriegführung eingreifen. Vauban gab der alten Schule die Regeln zum Angriff und Vertheidigung bei sehr ungleichen Kräften. Der Kampf um Sebastopol mit besseren Feuerwaffen und größerem Activement geführt, zeigt der neuen Schule die Mittel, um entscheidende Punkte von wichtiger strategisch-taktischer Lage und versehen mit schnell zur Wehr geeigneten mobilen und immobilen Kräften auch in kurzer Zeit gegen jeden Angriff als verschanzte Lager in den Stand zu setzen. Dresden und Leipzig würden dann 1813 von weit größerer Bedeutung gewesen sein, der Feldzug selbst einen andern Ausgang genommen haben. Nur die Schwierigkeit der Proviantirung ist bei Plätzen erheblich, die nicht an der See, an großen Flüssen oder in unfruchtbarer Gegend liegen.

empfehlen, dem conservativen Europa zu imponiren, und Frankreichs Freundschaft den Regierungen als nützlich und unentbehrlich zu zeigen. So spielten beide Parteien miteinander, aber unleugbar war bei diesem Spiel der sterbende Bravo im Vortheil. Er schied von der Bühne mit einem dramatischen Effect, der sich wirksam genug zeigte, um seine Gestalt für hunderttausend arme Seelen mit einem Lichtschein zu umgeben; der Kaiser aber that durch seine Publication des Briefes den ersten Schritt auf einer Bahn, deren Ende mit jäher Steile in einen Abgrund führt. Jetzt gebraucht er die Gelüste der Italiener noch als ein harmloses Schreckbild für das mißtrauische Europa. Aber der Brief, durch dessen Abdruck der Moniteur seinem Kaiser einen Mörder wie einen loyalen politischen Gegner gegenübergestellt hat, gleicht dem Scheine, welchen einst Antonio dem Shylok ausstellte, aus dem schlechten Scherz wurde bittrer Ernst. Auch der Kaiser möge sich hüten mit seinem Scheine.

Wer heut über die Lage Italiens zu sprechen unternimmt, ist genöthigt, dem Leser dadurch unbehaglich zu werden, daß er seinen Standpunkt zur Frage auseinandersetzt. Auch die folgenden Zeilen suchen nur die Beistimmung derer, welche Sardinien als den natürlichen Verbündeten Preußens betrachten, welche den Italienern eine staatliche Concentration schon deshalb wünschen müssen, weil wir Deutsche durch unsre eigenen Verhältnisse mit bittrem Leid erfahren haben, wie viel Unglück, Demüthigung und Schande aus dem Mangel an politischer Einheit entsteht, und welche eine Einheit Italiens unter dem Banner Sardiniens hoffen, weil ihnen die bisherige Thätigkeit der italienischen Republikaner die Ueberzeugung gegeben hat, daß die Moral, die Bildung und die Interessen der Italiener vorläufig noch eine viel gesündere Entwicklung beim Königthum zu hoffen haben, als unter der Despotie conspirirender Demokraten. Aber wie groß unsre Sympathien für eine nationale Entfaltung italienischer Kraft auch sein mögen, sie sind nicht ohne egoistische Hintergedanken. Wir dürfen keine gedeihliche Entwicklung italienischer Verhältnisse wünschen, welche die Verbesserung unsrer eignen politischen Lage hindert. Es ist wahr, die deutsche und die italienische Einheit haben denselben Gegner: die traditionelle Hauspolitik Oestreichs; aber eben deshalb sind Verhältnisse denkbar, in denen uns Deutschen willkommen sein muß, den einen Fuß unsres alten Vetters und Gegners auf dem unsichern Sumpfgrund der italienischen Ebene zu sehen, wie den andern an der gefahrvollen Küste des russischen Pontus.

Der Brief Orsinis vermag in Italien wieder eine der kleinen Bewegungen anzuschüren, welche dies unglückliche Land fast periodisch durchzucken, wie die Erdbeben, und es wäre von der nächsten Zukunft wenig Andres zu besorgen, als eine neue Entfaltung östreichischer Truppenmacht, das Fallen

östreichischer Papiere um wenige Procente, eine Vermehrung von Oestreichs jährlichem Deficit und zuletzt das traurige Ende: Kriegsgerichte, Fusiladen. Aber die Gegenwart wird dadurch bedenklicher, daß auch der Zündstoff zwischen den einzelnen Staaten Italiens sich wieder in Massen angehäuft hat, und daß andre Mißstände, wie alt sie sein mögen, in ihrer Unerträglichkeit immer allgemeiner gefühlt werden.

Die Händel zwischen Sardinien und Neapel in der Cagliariangelegenheit sind bekannt. Mit Recht ist die sardinische Regierung verletzt über die Ungeheuerlichkeiten der englischen Diplomatie. Der Scandal Erskine und noch mehr die Schwäche der englischen Ministerien, welche in der That nicht die Vertreter, sondern die Diener der öffentlichen Meinung und zuweilen der Zeitungspresse geworden sind, wird dem Staate Sardinien voraussichtlich in der nächsten Zukunft eine zuverlässige und warme Unterstützung durch England entziehen. Bei seiner gespannten Stellung zu Oestreich und den großen Aufgaben, welche ihm seine Stellung zu Italien nahegelegt hat, kann aber Sardinien mächtige Bundesgenossenschaften gar nicht entbehren. Um sie zu erwerben, hat es das Blut seiner Soldaten in der Krim für eine fremde Sache vergossen. Jetzt grade, wo der englische Egoismus in Turin kraftlos und perfid erschien, war der Regierung Gelegenheit gegeben, den Herrscher Frankreichs zuvorkommend durch ein Gesetz zu verbinden, welches zum Schutz seiner Person gegeben wird. Die officiellen Beziehungen zu Frankreich sind vorzugsweise warm.

Aber trotzdem wird in Sardinien keinen Augenblick vergessen, daß England im Grunde der einzige zuverlässige Alliirte und Frankreich ein versteckter Gegner ist, daß der Kaiser eine Vergrößerung des französischen Gebietes leidenschaftlich wünscht, und daß diese Vergrößerung doch nur in Savoyen bestehen kann; und diese Landschaft, wie hinderlich sie auch den modernen Reformen Sardiniens ist, darf die Regierung zu Turin auch gegen werthvollere Entschädigungen nicht vertauschen. Denn abgesehen von den Traditionen der regierenden Familie, welche an dem alten Herzogthum hängen, würde Sardinien seine ganze italienische Zukunft verspielen, wenn es gleich im Anfang eine italienische Landschaft einsetzen wollte. So ist vorauszusehen, daß trotz aller diplomatischen Verstimmungen das Cabinet Cavour und jedes folgende seinen besten Stützpunkt in London und nicht in Paris suchen wird. Der zweite wird einst Preußen sein müssen.

In dem östreichischen Italien darf man die letzten wohlmeinenden Versuche Oestreichs, durch einen Prinzen des kaiserlichen Hauses Versöhnung und eine neue Zeit heraufzuführen, als gescheitert betrachten. Der passive Widerstand der Lombarden hat nichts an seiner Zähigkeit verloren. Der Brief Orsinis hat grade dort eine stille Aufregung hervorgebracht, und wenn die

gewöhnlichen durch die Erfahrung der letzten zehn Jahre bekannten Symptome nicht trügen, so zieht sich auch dort so sicher ein neues Unwetter zusammen, wie nach einem schwülen Tage die Wolken am Himmel sich zusammenballen. Die Landschaften aber, in denen sich das Wetter zu entladen droht, sind Neapel und der Kirchenstaat. Die Unpopularität der neapolitanischen Regierung beruht zum größten Theile auf der Schlechtigkeit ihres Beamtenstandes und dem dadurch verewigten Mißregiment. Daß Administration, Justiz und Volksunterricht jämmerlich darniederliegen, ist allgemeine und alte Klage. Die Regierung aber hat nicht die Kraft, hundertjährige Versunkenheit zu bessern, ja sie kann nicht einmal den Versuch machen, diesem innern Verfall gründlich entgegenzuarbeiten. Denn das erste und einzige Mittel wäre eine bessere Bildung der Beamten und der Regierten, und jeder Unterricht, alles Wissen ist in Neapel ein Gehilfe feindlicher Mächte. Je geläufiger die Neapolitaner lesen und schreiben lernen, desto zahlreicher werden die Anhänger des italienischen Einheitsstaats und die Schreier nach einer Republik. Mit Grund haben die Minister in Neapel die Ansicht, daß Dorfschulen den Neapolitaner nur zum Verschwörer machen würden und zum schlechten Christen, d. h. zu einem Manne, der die zahlreiche und unwissende Geistlichkeit, immer noch die treueste Stütze der Regierung, verachtet.

Am traurigsten aber und am verhängnißvollsten auch für uns ist die Lage des Kirchenstaats. Daß die ländliche Production nicht zunimmt, sondern jährlich abnimmt, daß die Bevölkerung der Provinzialstädte verkommen und gedrückt ist, daß die äußern Machtverhältnisse des Staates immer kläglicher werden, daß die Administration durch Geistliche noch schlechtere Resultate gibt, als die der neapolitanischen Beamten, daß das Land nur durch fremde Truppen im Gehorsam zu halten ist, — das alles würde den Marasmus des Greisenalters, welchem der Kirchenstaat verfällt, noch nicht so fortgeschritten zeigen, als ein anderes, fast das letzte Symptom des Verfalls: die Abnahme der Intelligenz selbst unter der regierenden geistlichen Aristokratie. Das Leben eines durch Aristokraten regierten Staates kann lange siechen und die Oligarchen können politischen Einfluß und Geltung durch ihre Persönlichkeit immer noch erhalten. So war es im vorigen Jahrhundert in Venedig, so in den aristokratischen Republiken der Schweiz. Jetzt aber scheint für Rom der Zeitpunkt eingetreten, wo seine regierende Aristokratie nicht mehr versteht, ihren Kampf mit feindlicher Bildung und mit feindlichen politischen Interessen zu übersehen. Seit dem Tode Majos ist unter den Cardinälen keiner, dem mit nur erträglichem Anstand die Leitung der berühmten Bibliothek des Vaticans übergeben werden kann, und doch würden von ihm keine größeren Kenntnisse verlangt werden, als der Ordinarius einer der obern Gymnasialclassen auf einem deutschen Gymnasium haben soll. Den Ruhm diploma-

tischer Gewandtheit, welcher sich auf feine Beurtheilung der Personen und genaue Kenntniß fremder Zustände gründet, haben die Führer des Cardinalcollegiums schon längst verloren, und es ist den erfahrensten von ihnen wenig mehr geblieben, als die äußere Form und Ansprüche. Die Berichte, welche sie aus der Fremde erhalten, müssen nur geringen politischen Werth haben, es wäre sonst unmöglich, daß man in Rom sich den unglaublichsten Täuschungen über die Stellung der ketzerischen Nationen zum Vatican hingeben könnte. Da nun die Cardinäle als Militärs unverwendbar und als Beamte selbst nach italienischen Begriffen bis zur untersten Stufe der Unbrauchbarkeit gekommen sind, so darf man wol fragen, was ihnen noch geblieben ist. Doch die Hauptsache, die Kirche.

Weil gegenwärtig eine große Schwäche, nicht des Protestantismus, wol aber seiner Kirche, diese fast überall auf die Defensive gestellt hat, so erscheinen dem Protestanten die Operationen der katholischen Hierarchie zur Vergrößerung ihres Einflusses häufig als planvoll, großartig und bedrohlich. Bei schärferer Betrachtung wird er ganz ähnliche Halbheit, Unsicherheit und Kraftlosigkeit finden, wie er an der eignen Kirche beklagt. Schicksale, Leiden und Freuden beider Kirchen sind im letzten Grunde seit drei Jahrhunderten gemeinsam, wie ungern dies auch der religiöse Eifer auf beiden Seiten zugeben wird. Beide können ihre volle Bedeutung für die Christenheit nur durch Reformen von Grund aus erhalten, und diese Reformen an Haupt und Gliedern werden den protestantischen Gemeinden leichter werden, als der alten ehrwürdigen Gemeinschaft, welche seit dem tridentinischen Concilium so stillgestanden hat, daß sie in der Lage ist, fast alles, was das Menschengeschlecht seitdem gedacht, gefunden und geschaffen hat, zu negiren. So wenig man bezweifeln darf, daß das Große und Ewige in beiden Kirchen, die gottgläubige Gemeinde der Christen, aus der gegenwärtigen Zerfahrenheit siegreich hervorgehen wird, so wenig darf man sich darüber täuschen, daß beide Kirchen Vieles von ihren alten Formen und Dogmen der Herrin des modernen Lebens, der Wissenschaft, werden opfern müssen. Ueber die Stellung der Hierarchie zur Gegenwart geben einzelne Operationen der Kirche überraschenden Aufschluß. Es ist bekannt, daß man zu Rom lange Zeit geschwankt hat, ob es an der Zeit sei, das von einer Partei eifrig geforderte Dogma de immaculata conceptione B. V. zu proclamiren; der verstorbene Cardinal Diepenbrock war z. B. Einer von denen, welche besorgt abriethen, weil Lärm, Scandal und der heftigste Angriff der Weltlichen zu befürchten wären. Das neue Mysterium wurde doch demselben Jahrhundert octroyirt, in welchem die Naturwissenschaften ihre glänzendsten Triumphe feiern, und siehe, es blieb still; ein kaum hörbares Murmeln innerhalb der Kirche, ein Achselzucken außerhalb, und die große Frage war erledigt. In Rom feiert man diese gehorsame Ergebenheit der Christen, namentlich der

Deutschen, als einen der größten Siege, welche vom Vatican je erfochten worden sind. Wir sind in der Lage, aus derselben Thatsache ganz entgegengesetzte Schlüsse zu ziehen. Man wird sagen dürfen, daß die katholische Kirche, — wohlverstanden, nicht die Totalität der katholischen Christen, sondern die Hierarchie in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit — nur noch einen so geringen Antheil an dem geistigen Leben der Völker hat, daß große innere Kämpfe in ihr überhaupt nicht mehr vorkommen. Sie erfüllt ihre heilige Pflicht, das Gemüthsleben von Millionen einfältiger und treuherziger Christenseelen zu regeln, wenn auch nicht mit alter Kraft, doch mit neuem Eifer. Aber jeder Katholik, der irgend welchen innern Antheil an Wissen und Bildung der Gegenwart erhält, wird dadurch seiner Kirche entfremdet. Nicht selten gewinnt er nach innern Kämpfen ein neues reflectirtes Interesse an dem kirchlichen Leben, ein Interesse, das sich noch jetzt zuweilen bis zu Schwärmerei und Fanatismus ausdehnt, aber sein Glaube, wie fromm er sich denselben auch zugerichtet hat, ist nicht mehr die reine Gläubigkeit des naiven Bewußtseins; sondern versetzt, im günstigsten Fall mit viel Resignation, in der Regel mit arger latenter Ketzerei. Seine innern Kämpfe kämpft er nicht mehr auf dem Boden der Kirche aus, sondern in dem Tempel irgend einer Wissenschaft, selbst in dem Fall, daß er sich wieder zur Kirche zurückwendet. Zur Zeit des heiligen Augustin, des großen Gregor und Innocenz war innerhalb der Kirche der ganze geistige Kampf der Nationen. Dann kam eine Zeit, wo die Kirche als strenge Herrin das geistige Leben ihrer Völker behütete, jetzt ist die Zeit gekommen, wo sie es nicht mehr versteht.

Doch sie herrscht souverain in ihrem Kreise. Die alten ehrlichen Forderungen der Geistlichen und Laien um allgemeine Concilien, Wiedereinführung der Priesterehe u. s. w. sind verstummt. Eine Opposition, wie sie noch in den zwanziger Jahren deutsche Priester und Bischöfe wagten, findet jetzt keine Duldung mehr. Die Aristokratie einiger Erzbischöfe, welche das kirchliche Leben der katholischen Staaten überwachen, und einige Capacitäten im Cardinalcollegium, welche zu Rom die alten Traditionen der geistlichen Regierung aufrecht erhalten, sie sind die Herrscher der katholischen Kirche. Dem Fremden erscheint sie als eine streng geschlossene Monarchie, in der That ist ihr System eine Oligarchie der geistlichen Aristokraten, in welcher der Papst kaum die Bedeutung eines venetianischen Dogen hat. Aber sie wurzelt doch noch so sehr in dem römischen Boden, daß die politische Unabhängigkeit der Stadt und ihrer Umgebung d. h. ein Terrain, auf welchem der Einfluß der größten katholischen Mächte, Oestreichs und Frankreichs, einander die Wage halten können, die erste Bedingung ihres Bestehens ist. Die Solidarität der größten Interessen wird von der Kirche wie von den weltlichen Regierungen trotz gelegentlicher Differenzen warm anerkannt. Für Oestreich sowol als für Frank-

reich ist es unerträglich, die Quelle der christlichen Macht, Rom, in fremden Händen zu sehen. Ein Kaiser von Frankreich, der durch seinen landesherrlichen Einfluß das Cardinalcollegium beherrscht, den Papst wählen läßt, den die Vorstände aller geistlichen Orden als ihren Landesherrn zu betrachten sich gewöhnt haben, ein solcher Souverain Roms würde Oestreich so gefahrvoll und unleidlich sein, daß das Haus Lothringen alles daran setzen müßte, das Unheil zu verhindern. Wenn aber Frankreich doch Sieger bliebe, so müßte Oestreich mit all seinen Traditionen brechen und das geistliche Regiment seiner Unterthanen dadurch von der französischen Herrschaft emancipiren, daß es das kirchliche Leben seines Volkes von Rom zu entfernen suchte. Das Resultat solcher Schritte wäre eine deutsche katholische Kirche. Und auf der andern Seite, wenn es Oestreich gelingt, den französischen Einfluß in Italien zu brechen, und, gleichviel unter welchem Titel, in Rom zu herrschen, so wird der Regent Frankreichs nichts anders thun können, als die Anfänge der Selbstständigkeit, welche in der gallicanischen Kirche bereits vorhanden sind, so weit auszubilden, daß eine französische katholische Kirche sich thatsächlich von Rom emancipirt. In diesem Falle wird Oestreich die große katholische Macht Europas, sein Ansehn bei der gläubigen Christenheit wird noch größer, die uralten Ideale des römischen Kaiserreichs erfüllen sich zur elften Stunde, Italien wird östreichisch und der Romanismus wird stark in den deutschen Landen. Das wäre ein großer Sieg, freilich ein Sieg kurz vor dem Ende.

Wer diesen Schlüssen beistimmt, der wird auch zugeben, daß der gegenwärtige stille Kampf zwischen Frankreich und Oestreich in Italien über kurz oder lang ein solches Ende herbeiführen muß. Zwar hat weder Frankreich noch Oestreich das Interesse, eine Entscheidung hervorzurufen, im Gegentheil liegt es beiden Staaten aufrichtig am Herzen, den gegenwärtigen Zustand zu conserviren. Beide dulden im Kirchenstaat die fremden Besatzungen, und zwischen beiden lavirt das Cardinalcollegium, nach Art der Schwachen bemüht, das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien so viel möglich zu erhalten. Aber die Grundlagen dieses Verhältnisses sind so unnatürlich, daß eine ernsthafte Störung auf die Länge unvermeidlich wird. Zwar einen Aufstand italienischer Republikaner könnten beide Mächte vereint mit leichter Mühe zurückhalten, und wäre die Politik des Kaisers Napoleon noch so besonnen, als zur Zeit des orientalischen Krieges, so möchte eine Aenderung in der unglücklichsten Lage Italiens auf lange hin unwahrscheinlich sein. Aber ein abenteuerlicher Zug in dem Wesen der französischen Politik, welcher in den letzten Monaten stärker hervorgetreten ist, macht gegenwärtig alles unsicher.

So stehen den kleinen Staaten Italiens und Neapel, welche sich mühsam in

defensiver Stellung erhalten, drei Mächte mit aggressiven Tendenzen gegenüber, eine italienische, Sardinien, außerdem Oestreich und Frankreich, diese drei untereinander in offener oder verdeckter Spannung und jede von ihnen im Kampfe mit einer weitverzweigten, lästigen, gewissenlosen, nimmer ruhenden Demagogie. Selten hat es eine schwierigere Lage für die Einheitsbestrebungen einer Nation gegeben.

Und doch gibt es einen Zwang der Thatsachen, welcher auch hier zu einer gesunden Entwickelung führen kann. Wenn Sardinien in gutem Vernehmen mit England und mit einem zukünftigen Preußen im Stande ist, auf dem Wege innerer Reform und einer friedlichen Entwickelung beharrlich vorwärts zu gehen, so wird das kräftige Leben dieses Staates auf die übrigen Landschaften der Halbinsel einen immer größern Einfluß ausüben; die übrigen Regierungen werden gezwungen sich diesem Einfluß unterwerfen oder ihm als Opfer fallen, und es mag Sardinien möglich sein, in solcher Zukunft den Kampf mit einem seiner großen Mitbewerber unter guten Aspecten zu wagen. Man glaubt in Sardinien, daß dieser Gegner Oestreich sein werde, und denkt diesen entscheidenden Kampf in einer Zeit, in welcher Frankreich keine aggressiven Tendenzen haben wird. Ob diese Rechnung, wie auch wir wünschen müssen, einen guten Abschluß finden werde, das hängt davon ab, ob das Haus Savoyen seiner Politik treu bleiben und ob es bis dahin eine Reihe von Männern finden wird, welche unter schwierigen Verhältnissen die Begeisterung und Kraft von Reformatoren haben. Denn darin liegt der größte Unterschied zwischen den italienischen und den deutschen Einheitsbestrebungen, daß in Italien die nächsten Fortschritte noch durch Einzelne geschehen müssen, welche das Volk zu ihren Ideen heraufheben, während in Deutschland nicht mehr die Regenten und nicht einzelne kluge Führer, sondern ein kräftig und consequent in dem gesetzlich gebahnten Wege ausgesprochener Wille des Volkes die Hauptsache thun muß.

Die Eroberungsgedanken Frankreichs haben keine Aussicht, sich durch Allianzen mit einer im Staatsleben anerkannten Macht zu realisiren. Unter den legalen Mächten Europas findet Frankreich keinen neuen Alliirten; es bleibt ihm nur Eins, geheime oder offene Unterstützung der italienischen Demagogie. Wer vor einem Jahre in kaiserlicher Luft von einem solchen Plane gemurmelt hätte, der würde durch die größte Verachtung gestraft worden sein; wer unmittelbar nach dem Attentat ihn empfohlen hätte, wäre sicher der neu organisirten Polizei verfallen, aber die Ansichten wechseln jetzt dort schnell. Noch steht die Möglichkeit eines solchen Ereignisses wie eine entfernte kleine Wolke kaum sichtbar an dem Himmel Frankreichs. Aber die isolirte Lage, in welche der Staat allmälig getrieben wird, und die Verminderung der Achtung, welche in Europa merkbar wird, seitdem das kaiserliche Heer zur Besetzung des eigenen

Landes nothwendig erscheint, machen die gewaltsamsten Entschlüsse nicht mehr unwahrscheinlich.

Die Aussichten, welche Oestreich in Italien hat, verlangen eine ausführlichere Besprechung, als hier gegeben werden kann. Die ungünstige Lage des Kaiserstaates ist, daß er nach allen Seiten hin Ansprüche erhebt. Die Herrschaft über Italien, die Herrschaft über Deutschland, die Herrschaft über die Donauländer! Das sind der Wünsche zu viele. Sie nehmen Oestreich die Möglichkeit, feste Alliirte zu finden, und setzen diese Macht der Gefahr aus, nichts von allem zu erhalten.

Und deshalb sei zum Schluß wiederholt, daß wir die Vereinigung der italienischen Staaten zu einer Einheit lebhaft wünschen, — aber erst nachdem wir zu politischer Einheit gekommen sind. ♀

Johannes von Müller und seine Zeit.

5.

Wien, 1792—1803.

Nachdem Müller am 12. Febr. 1793 vom Kurfürsten seine Entlassung erhalten, wurde er als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei vereidigt. „Ich bin mir bewußt, auch hierher ohne das mindeste Zuthun von meiner Seite unter den sonderbarsten Umständen gekommen zu sein, und noch ist nicht erschienen, was wir sein werden; ich erlaube mir aber auch nicht leicht einige Selbsteinwirkung in die Leitung meiner Schicksale." Das östreichische Volk schien ihm vortrefflich, der Hof von den besten Absichten erfüllt. Bei seiner guten Einnahme verschmerzte er leicht, daß ihn Tronchin, der damals starb, enterbte. Auf der Hofkanzlei, seinem täglichen Aufenthalt, hatte er wenig zu thun und stürzte sich sofort in seine historischen Arbeiten, mit einer Ausdauer, gegen die seine frühere Thätigkeit nur ein schwaches Vorspiel war. Wie er es schon mit den Schriftstellern des Alterthums gehalten, excerpirte er alle Thatsachen und Beobachtungen, die er in seinen Quellen vorfand, in 30 Folianten, welche die verschiedenen Register seiner allgemeinen Weltgeschichte vorstellten, so daß jede Thatsache sofort ihren richtigen Platz fand. Diesmal waren es namentlich die Byzantiner und die arabischen Schriftsteller, die er studirte, letztere mit Beihilfe des jungen Hammer, mit dem ihn bald eine zärtliche Freundschaft verband. Ursprünglich waren alle diese Excerpte bestimmt, in jene allgemeine Geschichte aufgenommen

zu werden, deren erster Entwurf sich aus dem Jahre 1779 herschreibt. Doch sah er bald ein, daß ein Werk von solchem Umfang formlos sein würde und indem er sich vorbehielt, seine Excerpte in irgend einer Art als Belege folgen zu lassen, entschloß er sich auf das dringende Bitten seines Bruders und seiner Freunde Herder*) und Jacobi, die äußerst abgekürzte Handschrift seiner Vorlesungen 1795—1797 ganz umgearbeitet ins Reine zu schreiben. Diese Handschrift, an der er fortwährend feilte, ist die Grundlage der 24 Bücher allgemeiner Geschichte, deren Herausgabe sich bis nach seinem Tod 1810 verzögerte. Eine eigentliche Universalgeschichte ist es nun freilich nicht. Das Register ist zwar vollständig, aber da Müller streng darauf hielt, nur aus den Quellen zu excerpiren und bei der Anlage seines Werks erst im Anfang seiner Excerpte stand, so ist das Einzelne sehr ungleich ausgeführt. Neben ganz allgemeinen oberflächlichen Bemerkungen finden sich ausführliche Darstellungen anekdotischer Züge, wie ihn grade eine bestimmte Quelle anzog. Es ist eine Mosaikarbeit, aber von genialen Ideen durchflochten, und nicht blos durch die Weite der Perspectiven, sondern zuweilen durch einen überraschend tiefen Einblick ausgezeichnet. Mit besonderer Sorgfalt ist die geographische Grundlage der einzelnen Culturperioden und die militärische Entwicklung behandelt. Was die Verfassungsgeschichte betrifft, so ist er zu wenig systematisch und in der eigentlichen Kritik zu wenig geübt, um über das, was er in seinen Quellen findet, hinauszugehen. Seinen leitenden Grundsatz spricht er im Folgenden aus. Die beste Regierungsform ist die, welche die Schnellkraft der Monarchie, die reife Klugheit eines Senats und den begeisternden Nachdruck der Demokratie vereinbart. Aber selten gestatten die Umstände, selten gibt der Scharfsinn der Gesetzgeber einem Lande dieses Glück; und nicht leicht gestatten ihm Gewalt und List eine lange Dauer. Sparta, Rom, einige neuere Republiken, England zumal haben dies Ideal politischer Vollkommenheit mehr oder weniger zu erreichen gesucht; größer war aber immer die Zahl

*) Herder schreibt darüber, 12. Mai 1796: „Sie sehen selbst, wie schöngeisterisch, flach und prahlend jetzt die Art allgemeiner Staaten- und Völkergeschichte wird, da auf der andern Seite die leidige Metaphysik alles zu verschlingen strebt, daß also der gesunde, lebendige, geistvolle Körper Ihrer Geschichte unserer Zeit sehr Noth thut. Ziehen Sie ja die Hand nicht zurück vom Pfluge; er schneidet tief, und hinter ihm geht ein reicher Sämann der Zeiten." Müller selbst, 8. Oct.: „Meine Ueberzeugungen über viele Dinge sind seitdem fester und höher, auch meine Grundsätze über verschiedene Punkte der Sittlichkeit strenger geworden: daher mir oft scheint nicht genug θειον darin zu sein, und vieles einigen Anstrich von Leichtsinn in Ansehung mannigfaltigen Sinnengenusses zu tragen." „Alles wird so ganz anders, daß der Schriftsteller noch gar nicht vermag, sich den Augenpunkt zu fixiren, und wie kann man treffen, wenn nicht möglich ist zu visiren!" Später: „Die Universalhistorie sollte ein Buch werden, das ich denen, die die christliche Religion nicht kennen, nicht ungenießbar machen möchte; ihr eigentlicher Zweck soll doch Christi seiner — Humanität, und der Inductionsbeweis des Zusammenhangs der Weltgeschichte unter sich und mit einem Plan des Welturhebers sein. Das ist sie noch nicht, soll es aber werden." (11. Jan. 1800)

der einfachen Formen, und länger ihre Dauer. Aber keine Verfassung widersteht auf die Länge den schlimmen Leidenschaften; jede trägt den Keim des Verderbens in sich. Nach diesem scheint fast verwunderlich, wie die Formen der menschlichen Gesellschaft unter so vielfältiger Verderbniß doch noch bestehen. Allein die meisten Menschen haben weder für das Gute noch für das Böse eine feste Entschlossenheit. Wenige sind, die nur Eins, und dieses Eine aus allen Kräften wollen; und noch dazu müssen auch diese, um die Macht an sich zu reißen, durch Umstände begünstigt werden. Glücklicherweise haben auch unvollkommene Regierungen immer eine gewisse Richtung zur Ordnung; ihre Stifter haben sie mit einer Menge Formen umgeben, die dem Gang der Geschäfte eine gewisse Regelmäßigkeit geben, wofür die Menge eine Art Ehrfurcht bekömmt. Je mehr Formen, desto weniger Erschütterungen. — In der Urgeschichte der Menschheit findet man Anklänge an Herder, doch nicht so viel als man nach der großen Verehrung Müllers vor dem Verfasser der Ideen erwarten sollte. Er berührt die großen Probleme nur äußerlich, erledigt wird nicht die einfachste Frage.*) Das Interessante sind die aus den alten Geographen entnommenen Notizen. Auch aus der griechischen Geschichte ist ihm nicht gelungen ein Ganzes zu machen. Von der Begeisterung, die grade damals bei unsern Dichtern und Aesthetikern lebte, findet sich keine Spur. Die treffendste Bemerkung ist folgende: „Wenn der Mensch sich vom Vieh durch die Sprache unterscheidet, wie edel die Nation, welche eine schönere Sprache als alle andern hatte!" — Vortrefflich, wenn auch nur kurz, ist der Uebergang der griechischen Cultur in den Militärstaat charakterisirt. „Es erscheinen um diese Zeit und später blos kriegerische Talente, wodurch gemeine Soldaten, vermittelst Bravheit und Verschwendungen, Herrn der Völker wurden, welche die Unkosten tragen mußten. Der Mensch kömmt nicht mehr vor; nur Truppen, um so sieghafter, je mehr sie Maschine sind. Die

*) Seine Bemerkungen über Homer mögen hier eine Stelle finden, weil sie verrathen, wie wenig ausgebildet sein Sinn für Poesie war. „Sie sind unter allen Gedichten, auch meinem Gefühl nach, das Herrlichste; der Redner, Geschichtschreiber und Mensch lernen gleich viel daraus. Ein großer Sinn athmet überall; bald sieht man die verderblichen Folgen der Gewaltthätigkeit und Unordnung, bald die Macht der Mäßigung und Vernunft; Gehorsam und Freiheit, Heldenmuth und Kriegszucht werden empfohlen. Die Menschen erscheinen wie sie sind. Alles ist in Handlung, nichts müßig. Wir werden hingerissen, wir werden ohne es zu bemerken belehrt. Dadurch wurde Homerus das Muster des Thucydides, der Lieblingsschriftsteller der größten und edelsten Menschen und einer der besten Lehrer der Lebensweisheit." Ueber diesen nüchternen Pragmatismus war freilich die damalige Aesthetik weit hinaus, und dabei ist selbst in diesen dürftigen Bemerkungen viel Reminiscenz. Im folgenden Buch setzt Müller hinzu: „Es ist der schönste Lorbeer Homers, daß er den Sänger des Aeneas erweckt, welcher ihm oft gleich war, und nur da über ihn war, wo die Philosophie des gebildeteren Jahrhunderts, worin Virgilius lebte, einen Unterschied machte." So unsicher und gehaltlos sind seine Urtheile über poetische Werke durchweg.

griechischen Demokratien hatten keine planmäßige Organisirung, das Volk keine Maximen, wodurch es vermocht hätte, wieder empor zu kommen; diese Nation war an Ideen zu reich, um systematisch zu handeln." — In der Auffassung der römischen Geschichte unterscheidet sich Müller sehr vortheilhaft von Herder. Er sieht in dem mächtigen Kriegerstaat nicht blos die eiserne Abstraction, nicht blos die Zertrümmerung aller natürlichen Zustände, sondern die große sittliche Kraft, welche der Taktik einen wirklichen Inhalt gab. Seine Führer sind Plutarch und Machiavell. Aus dem ersteren bringt er die Bilder und Anschauungen mit, Machiavells Discorsi geben ihm die leitenden Gedanken. Auf kritische Untersuchungen der Verfassung läßt er sich gar nicht oder so oberflächlich ein, daß man diese kurzen Bemerkungen gern entbehren würde. Das Interesse beginnt hauptsächlich bei der Darstellung des Verfalls. So sagt er von Cato: „Nie war ein dem Ideal der Tugend mehr ähnlicher Mann, der das Gute nur darum wirkte, weil anders zu handeln nicht in seiner Seele war. So viele Mühe seine Feinde sich gaben ihn herabzuwürdigen, dennoch blieb sein Name gleichbedeutend mit der Rechtschaffenheit selbst. Einen Fehler hatte Cato (und niemand als er), daß er der herrschenden Verderbniß auf gar keine Weise sich fügen und lieber etwas Gutes unterlassen, als auf eine nicht ganz gesetzmäßige Art handeln wollte. Mit mehr Nachgiebigkeit wäre er seinem Vaterland nützlicher gewesen, aber ein Cato würde der Geschichte der Menschheit fehlen."*) Ein sehr nahe liegender Vergleich drängt sich dem Leser auf, wenn Müller von Cicero spricht. Wenn der Vater der Musen Latiums, von dem Cäsar, einst sein Feind, so wahrhaft urtheilte, sein Lorbeer sei um so herrlicher als der militärische, um so mehr es heißen will, die Grenzen des menschlichen Geistes als die eines vergänglichen Reichs erweitert zu haben, wenn Cicero nach der Befreiung Roms von Catilina in weiser Einsamkeit mit Atticus den Wissenschaften gelebt hätte, so würde mancher schwache Zug seiner schönen Seele nicht erschienen sein. Er fühlte nicht, daß er politischen Einfluß nicht nöthig hatte, um in den Jahrhunderten zu glänzen; und er schmeichelte sich vergeblich, daß Tugend und Geist ihm diesen Einfluß versichern könnten. Bei dem fürchterlichen Umsturz der weltbeherrschenden Republik, unter Waffen, Aufruhr, Verbrechen fand M. Tullius sich einzeln

*) Diese Auffassung ist viel reifer, als was Müller 1776 über Cato bemerkt: „Als wenn die Abänderung der Grundsätze oder derselben Modification nicht die erste Tugend wäre! Es ist zur Erhaltung der Staaten die Ahndung der Unbeugsamkeit nöthig." Noch eine geistvoll erzählte Anekdote aus der Zeit des Verfalls: „Scipio entfloh zu Schiff: da es erreicht und nach ihm gefragt wurde, sprach er: Scipio ist hier und es geht ihm wohl. Unter diesen Worten tödtete er sich. Er war sonst kein großer Mann, aber Römer hatten ein Gefühl, das sie am Ende über alles erhob."

mit seinem Genie, seiner zu allem Guten geneigten Seele und seiner in der Ausübung mittelmäßigen Menschenkenntniß; daher er sich bald an den, bald an diesen hielt, die Republik aber nicht lange überlebte; nach dem Urtheil Augusts, der ihn verrieth, ein großer Mann und welcher es mit Rom gut meinte." — Sehr auffallend ist, daß Müller den folgenden Gedanken aus den Notizbüchern von 1774 — 1776 in seiner allgemeinen Geschichte keinen Raum gegeben hat. „Wer Cäsars Alleinherrschaft mit der damaligen Corruption der Republik entschuldigt, sehe die Folgen einer Revolution als einen Beweis an, daß er entweder die Schädlichkeit des Despotismus nicht gekannt, oder für das gemeine Beste niemals gesorgt habe." Daß Tacitus Schüler für das Schreckensregiment der Cäsaren die angemessenen Farben findet, läßt sich erwarten; dankenswerther ist, daß ihn auch der Glanz der Antonine nicht blendet. Unter diesen guten Fürsten, sagt er, scheint die alte Kraft abgenommen zu haben, welche in Zeiten großer Nöthe und Bewegung reift. Der Mangel war unmerklich, so lange das Reich unter solchen Herrn großer Männer wenig bedurfte, nach ihnen fand es sich hilflos. Man wäre versucht, zu glauben, daß das stoische Stillschweigen der Leidenschaften wol der Vernunft gebührende Oberhand ließ, daß aber zur Bildung eines nachdrucksvollen und gleichwol unter die sonderbare Verfassung biegsamen Charakters mehr Genie erfordert wurde, als das Antheil ruhiger Seelen ist. Es war ein fast übermenschliches Werk, dem Römersinn ein ganz neues Gepräge und allen Völkern Roms jener zu Erhaltung ihres gemeinen Wesens nöthigen einen Charakter zu ertheilen. Daher fanden die Barbaren nur Sittenlosigkeit auf der einen, wehrlose Rechtschaffenheit auf der andern Seite. Die Stoiker hätten selbst besser gethan, die Leidenschaften leiten als sie tilgen zu wollen; Stagnation ist der Tod, und eben daß der kolossalische Körper des römischen Reichs keine Seele mehr hatte, war der Grund seiner Auflösung. Indem die stoische Moral Vorschriften gab, die den meisten Menschen zu hoch sind, veranlaßte sie einerseits viele Heuchelei, andererseits, daß mancher an der Möglichkeit einer solche Reinheit erfordernden Tugend ganz verzweifelte. Diese Weisen waren etwas zu kalt und metaphysisch, sie verbreiteten mehr helles Licht, als ein die Keime des Lasters verzehrendes Feuer. — Die damaligen Schriftsteller erheben sich nicht mehr zu der Größe der Alten; der Schwung der Stoiker scheint nicht so natürlich. Man bemerkt den Unterschied von Früchten, welche ein vortrefflicher Boden in der Fülle ihrer Schönheit und Kraft erzeugt und solchen, die aus Treibhäusern kommen. Man irre sich nicht über den guten und verständigen Plutarch; er war sehr würdig, einen Trajan zum Schüler gehabt zu haben, aber die in seinen Schriften lebende Größe hat er von seinen Helden, vom Alterthum, worüber er sammelte. Der vornehmste Originalschriftsteller dieser Zeiten ist

Lucian, der Spötter menschlicher Thorheit, wo immer, in Tempeln, in Schulen bei Gelehrten, bei Großen, er sie fand. Keiner der Alten verstand, wie er, in allem das Lächerliche, das Unschickliche aufzufinden und mit reizender Einfalt so darzustellen, daß man eine Vertheidigung dawider nicht lesen möchte. Hier wendet sich Müller zu dem Punkt, den er bis dahin ungeachtet gelassen, zur Religion. „Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, welcher vermeinte Elemente auflöst, welcher die Kenntniß der ganzen Vergangenheit umfaßt, die Meinungen und Schicksale von Millionen entscheidet und weit in die Zukunft wirkt, wo kömmt er her? wo geht er hin? Man hat dem Himmel den Blitz entwendet, Erdreich über die Meere erobert, Kometenbahnen berechnet, hohe Regionen der Lüfte durchdrungen; und wer sind wir? woher? wohin unser Ziel? Hierüber verstummen unsere Sinne. Formeln von Abstractionen sind besser oder unvollkommener gedacht, gesagt, verglichen worden, und nichts scheint gewisser, als Ungewißheit." — Zur Beantwortung dieser Frage wendet sich der Geschichtschreiber an die heiligen Ueberlieferungen der verschiedenen Völker. Man kann nicht sagen, daß er tief eingeht. Selbst bei den Griechen findet er im Grund nur den Begriff der Vielgötterei zu erläutern. „Voll von der unwiderstehbaren Gewalt, übrigens ohne Zuversicht, wandte sich der Sterbliche auf alle Seiten, und erfand, was Erhabenes und Abgeschmacktes ersonnen werden mag, um die Aufmerksamkeit der Götter auf seine Gebete zu lenken. — In Zeiten dieser kindischen Verirrungen entwickelte sich eine im Ganzen unübertroffene, sehr selten erreichte Humanität; weil große Seelen sich nicht sowol nach Vernunftschlüssen bilden, als aus der Anschauung, aus dem theilnehmenden Gefühle entwickeln, welches durch viele Umstände zur selbigen Zeit größer war. Die Kraft der Charaktere nahm ab, als die Begriffe geläuterter wurden. Der delphische Gott, welcher dem Themistokles und Lykurg in schlechten Versen, aber nach ihrer Weisheit geantwortet, gab nach Alexander prosaische Sprüche, und verstummte um die Epoche der völlig fallenden Freiheit. In der That wurde er seltener gefragt; wie konnte er viel wissen? Als die Geschäfte nicht mehr von Gemeinden und Obrigkeiten abhingen, wie vermochte Apollo das Geheimniß der Cabinete vorzusehn? Auch würde Stillschweigen ihm auferlegt worden sein. Da wurde die alte Religion mehr und mehr der Gegenstand philosophischer Zweifel und leichtsinnigen Spottes; bald wurde sie unzureichend, auch dem gemeinen Mann Schrecken oder Trost mit voriger Majestät zu ertheilen. In der That wurden durch Veränderungen der Sprachen, Zeiten und Sitten die uralten Symbole verdunkelt, Bilder und Sachen verwechselt. Die Philosophen waren vom Alterthum und Morgenlande nicht hinlänglich unterrichtet, um die Natur der Mythologie zu beurtheilen. Die Unwissenheit ist absprechend; der verstandvolle Stoiker, der lebhafte, witzige Schüler Epikurs, der scharfsinnige Akademiker erblickten nur

Thorheit in dem Volksglauben, nur Fabeln im Hesiodus. — Die Naturkenner traten ihnen bei. So mangelhaft ihre Wissenschaft war, so schnell schlossen sie aus wahrer oder vermeinter Entdeckung der Ursachen einiger für übernatürlich gehaltenen Dinge, daß wol alles nur Wirkung eines Zusammenflusses von zufälligen Ursachen sei. Sie stiegen nicht höher; nicht bis die Kette von tausend Ursachen an die Handlung der ersten am Throne des Zeus sich anschließt. Einige Formeln gaben dem Witz Triumph über das Gefühl, selbst über gesunde Vernunft. Stolz behaupteten sie, daß alles Bekannte oder Verborgene Ursachen, das System aller Ursachen aber allein keine habe; sie gefielen sich in der um den Menschen und um die Welt verbreiteten Finsterniß, mehr als in Erfindung neuer tugendreichen Aussichten. — Das Greuelleben in der römischen Kaiserzeit erfüllte rechtschaffene Männer mit entschuldigungswürdigen Zweifeln und unwilliger Verachtung. Die größten Geister generalisirten den Glauben: Das Weltall ist dem Plinius Gott, Gott alles, von Ewigkeit her, in allem, über alles; und vergeblich ihn zu erforschen; er erfüllt alles, alle Sinne, die Seele, den Geist. So dachten alle, die lieber sich den Zeiten fügen, als wider sie kämpfen wollten. So wurden die menschlichen Dinge den Stoikern gleichgiltig, weil sie nichts fürchteten und nichts leidenschaftlich wünschten; den Epikureern, weil sie sie gering schätzten, die Lebensmühe mit Mitleiden sahen und möglichst wenig von derselben übernahmen. So litt auf beiden Seiten die Kraft, und das gemeine Wohl wurde von beiden ohne gehörigen Eifer betrieben. Das Volk, von den alten Göttern abgewandt, für die hohen Tugenden der Stoa zu natürlich, nicht fein genug für Epikur, war trostlos, und sah sich nach fremden Göttern um. Die Aegypter brachten den Serapis; durch das ganze Reich verbreiteten sich Priester der Isis. Das Riesenmäßige, das Wundervolle ihrer alten Geheimnisse, ihres Landes, ihres Geschmacks, setzte den vornehmen und gemeinen Pöbel in Erstaunen; man glaubte ihnen; es war angenommen, daß man nicht fordern dürfe sie zu begreifen. In den irreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten, Die sittenlosen Römer waren die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch der Seele läßt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt. Bei dieser Stimmung der Gemüther, da die Welt ohne Götter war, trug sich zu, daß einige gemeine, unaufgeklärte, nicht eben heldenmüthige Männer von dem verachtetsten Volk im römischen Reich eine Religion gründeten, welcher alle vorigen Ideen, Vorurtheile und Gesetze weichen mußten.

Ganz wie der spätere Hegel und logisch vollkommen richtig führt Müller erst hier die religiöse Entwicklung der Juden ein. Man sieht überhaupt aus dieser Auseinandersetzung, daß auch ohne Metaphysik eine glückliche Divination und eine allseitige Einsicht den wahren Zusammenhang der geistigen Bewegung

trifft. — Das Colorit der folgenden Erzählung ist vortrefflich. Man fühlt sich in die orientalische Natur versetzt und versteht die Einwirkungen derselben auf ein empfängliches, der Inspiration fähiges Gemüth. Weniger glücklich ist Müller, wo es gilt die Seele großer Männer zu analysiren. Er behandelt Moses ganz wie Schiller, und sein Werk wie einen künstlich angelegten Plan. Fast naiv klingt folgendes Lob. In zwei Dingen bewies er eine außerordentliche Geistesgröße: daß er die Hauptsache von weniger wesentlichen Dingen, die so oder anders sein können, unabhängig machte, und daß er nicht auf die Ewigkeit seiner gottesdienstlichen Anstalten zählte, sondern seinem Volk voraussagte, es werde wol einst ein eben solcher Prophet kommen, wie er selbst; den soll Israel allerdings hören. — Uebrigens ist über die weitern biblischen Bücher und über die Einwirkung der Verbannung auf das Volk viel Sinniges gesagt. Natürlich muß auch hier die philosophische Ausschmückung das ursprünglich reine System verunstalten, allein die Summe der hebräischen Literatur, wie sie in der Sammlung enthalten ist, welche man das alte Testament nennet, bleibt eine mannigfaltig lehrreiche und höchst wichtige Darstellung, wie der Glaube der frühsten Welt (von einem einigen Gott, von dem Verhältnisse, worin wir zu ihm stehn, und von einer unsichtbaren Welt) unter den Juden bald so, bald anders erhalten worden, bis er bei neuen Revolutionen unter allen Völkern erneuert und befestigt wurde. — Je geneigter die Zeiten schienen, manches lästig, vieles gleichgiltig zu finden, und je mehr die von Moses vorhergesehene Epoche sich näherte, wo ein anderer Prophet, wie er, eine neue Form einführen oder den Kern des Glaubens ohne fernere Hülle zu allgemeinem Genuß bereiten werde, desto ängstlicher suchten die Pharisäer dem Zeitalter entgegenzuarbeiten. Alles erwarteten sie von Ueberspannung des nicht mehr Haltbaren; durch verhundertfachtes Joch vermeinten sie den Geist zu beugen, daß er sich gar nicht erheben könne. — Bei dieser Stimmung der Gemüther, bei diesem Wanken aller alten Religionen wurde Jesus geboren. Seine Lehre war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer eingegrabene: daß Er sei, und alles dergestalt regiere, daß niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreit werde. Den wichtigen Punkt fügte Jesus hinzu: daß jene, der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Alterthums lange nachgesehene Priestergebräuche, deren Unwerth schon David und Jesaias gefühlt, nun aufzuhören, und auf keinem andern Wege, als dem der Humanität, welche er lehre und übe, das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei. Er führte weder eine Priesterschaft, noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eignes Angedenken mit dem Genuß der unentbehrlichsten Lebensmittel. Nur die allerältesten Wahrheiten, deren Idee, da unsere Organisation ihre Ergründung nicht so, wie der sinnlichen Dinge gestattet, allerdings Gott seinem Geschöpf

eingepflanzt haben mochte, erneuerte und reinigte er so, wie jenes von Zeit zu Zeit nothwendig ist, und durch die Vorsehung hin und wieder veranstaltet wird, letzteres aber nie von irgend einem Menschen auf eine so allgemein anwendbare Weise und mit so ungemischter Vollkommenheit geschehn ist. Je mehr die echte Gestalt seines Werks, von Entstellungen unglücklicher Zeiten geläutert, erscheint, um so mehr dringt die Blüte seiner Humanität in die Grundfesten der Gesellschaft; viele, die seine Feinde zu sein glaubten, haben auf seinen Plan gearbeitet; und nachdem wie der Stifter, so die Lehren durch die Priesterschaft lang äußerst gelitten und mißhandelt worden, scheint jede Entwicklung des Sinns für das Gute und Schöne, und jeder große Fortschritt in der Philosophie neue Gefühle und Aufschlüsse über den Gesichtspunkt und Werth seines Werkes zu geben. — Anstatt viel zu fragen, war Jesus gewesen, war die größere Angelegenheit der ersten Christen, was zu thun sei, um das Glück in jener Welt gewiß zu finden, welches im römischen Reich nie seltener war, als eben in dem ersten, dritten und den spätern Jahrhunderten. Die meisten waren unwissend, leichtgläubig, wenn eine Sache erbaulich war, meist sehr schlechte Scribenten: edel aber ihre Moral; von der Zukunft unterstützt nahmen sie den höchsten Schwung.*) — Der Verfall der alten Religionen und Sitten, die Begeisterung für die erhabene neue Verkündigung, und auch das trug zu der schnellen Ausbreitung bei, daß die Grundlehren des Christenthums eine Art Appellation an den gemeinen Menschensinn waren, der schlafende Gefühle zum Leben, mangelhafte und entstellte Begriffe zur Vollkommenheit rief, indeß in ihm vieles war, das eine den Wünschen und Meinungen des Zeitalters nicht ungünstige Deutung zuließ. — Nicht lange darauf aber entstanden nichtswürdige Streitfragen über das Verhältniß Jesu zum ewigen Vater, wovor er selber gewarnt hatte. Aus diesen bildete sich ein sogenanntes System, nämlich eine Reihe nebeneinander

*) „Die Benutzung der Kirchenväter für die Geschichte," heißt es an einem andern Ort, „ist eine nicht leichte Sache. Salbung, Moral, zärtliche Verehrung des Religionsstifters haben sie, aber viele ihrer Schriften tragen unrechte Namen; in andere hat heilige Einfalt Märchen aufgenommen: hin und wieder erlaubten sich die guten Väter einen frommen Betrug. Die schlechte Schreibart der meisten, ihre Mißbegriffe, die Schwächen einiger machen dem Christenthum Ehre: diese guten Männer haben einen so reinen, hohen Lehrbegriff nicht erdacht; nicht sie haben über die griechische und römische Religion gesiegt." — Später, 22. Jan. 1800: „Origenes contra Celsum ist vollendet. Ihn werde ich reden lassen, wo ich in der Universalhistorie den Apologeten der homerischen Götter aufzuführen haben werde. Eins, was mir oft Räthsel war, wie die besten Kaiser haben Verfolger der Christen sein können, verstehe ich nun recht gut: ich würde es wol auch gewesen sein. Denn ich sehe, daß man von Ergreifung der Massen für das gemeine Wesen, daß man selbst von Civilisation gar nichts hören wolle, überhaupt kommt doch auch gar kein Wort von einiger Theilnahme am Schicksal dieser Welt vor. Das qualificirte nun freilich besser zu Bürgern einer andern. Was für Folgen müßte diese Denkungsart, je allgemeiner sie würde, haben? Ich merke wohl, wozu die Vorsehung dieses benutzte, aber daß ein Regent es mißbilligen mußte, ist natürlich."

stehender Sätze und Bestimmungen, deren Grundveste Mißverstand war; wodurch der Glaube, der durch die leitende Vorsehung für zwei oder drei wichtige Sätze von Zeit zu Zeit erneuert worden, an eine unendliche Menge Observanzen und Subtilitäten gefordert und ein Joch wurde, das in Verbindung mit der politischen Lage des Reichs und mit dem Verfall der Literatur nicht wenig zu Erniedrigung des Geistes und Herbeiführung langer Barbarei wirkte. So wurde das Werk Jesu durch die Menschen verdorben. Jedoch wie keine Weltbegebenheit ohne zweckmäßiges Verhältniß zum Ganzen bleibt, so trug sich zu, daß ohne Wissen der Urheber auch die Hierarchie eine Zeitlang zum öffentlichen Besten wirkte. Als die wilden Krieger aus Norden das unaufhaltbar fallende Reich zerstörten, würde Europa geworden sein, was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht jene ein in voller Kraft aufsprossender Größe stehendes, durch Heiligkeit imponirendes Corps im römischen Reich angetroffen hätten, welches auf ihre rohen Geister freilich nicht mit Liebeslehren und feiner Humanität wirken konnte, aber mit der Zuchtruthe des Kirchenbanns, dem Teufel und seinen Engeln, den Schrecknissen des höllischen Feuers unsere erschrockenen Väter im Zaum zu halten wußte. Hierdurch gelehriger, wurden sie reinerm Licht, wozu die Geistlichkeit aus dem Alterthum den Zunder hinübergerettet hatte, zuletzt empfänglich; durch eine Form von Religion fähig, nach und nach die Religion selber zu erkennen, und mittelst dieser Erziehung endlich den Alten gleich zu werden, ja in vielem sich über sie empor zu schwingen.*) Der Mensch im Ganzen ist Werkzeug der unsichtbaren Hand.

Man sieht, daß die mystische Periode vorüber war. Lavater wurde wieder durch Herder verdrängt, die specielle christliche Offenbarung durch eine fortgesetzte Weltoffenbarung. „Mein Gesichtspunkt wird immer umfassender, vereinender und ich überzeuge mich, daß Gott keinem einzigen Volk sich unbezeugt gelassen, sondern jedem gegeben, was (nach seiner Art) für sein Heil nothwendig ist.“ (16. Dec. 1795) „Windig sieht es freilich aus mit dem alten Körper, den man Dogmatik nennt; die Seele aber, die Religion wird, wenn jener fällt, sich freier und schöner emporschwingen; das däucht mir so. Die christliche Religion ist so erstaunlich einfach, daß man sie an sich fast gar nicht

*) Die Culturzustände der Provinzen, als das römische Reich allmälig zerfiel und die Sitten der angrenzenden barbarischen Völker sind zwar nicht in systematischer Vollständigkeit, aber mit einer Farbe dargestellt, die sich dem Gedächtniß einprägt. Hier thut die Mosaikarbeit weniger Schaden, es genügt, einzelne Momente streng nach den Quellen zu porträtiren, um ein überraschendes Schlaglicht auf die allgemeine Cultur zu werfen. Die Phantasie setzt sich aus einzelnen bestimmt ausgemalten Zügen viel eher ein Bild zusammen, als aus einem System allgemeiner Reflexion. Selbst die verschiedenen Stämme der Deutschen gewinnen eine kenntliche Physiognomie.

packen kann; sie wird alles überleben, weil sie mehr oder weniger in allem Guten und alles Gute in ihr ist. Eine Hierarchie kennt sie bekanntlich gar nicht. Sie ist fast mehr negativ als positiv. So wenig ich das unverschämte Benehmen mit ihren heiligen Urkunden billige, so gewiß ist anderseits, daß eine Läuterung nothwendig war. Zu vieles, was selbst Apostel nur auf einzelne Fälle sagten, ist, noch dazu mit Uebertreibung und übel verstanden, allen Zeiten und Nationen vorgeschrieben worden. Mit einem Wort, wenn ich die fürchterliche Zeit von 400—1400 bedenke, und wie sie doch zum Besten der Welt und eben auch zur bessern Entwicklung dieser Religion dienen mußte, so verzweifle ich an nichts. Das Christenthum, wie es 326, 381, 431, 451, 453 geworden, war dem Orient unbrauchbarer als der Islam, welcher ungemein viel Vortreffliches hat, und billig herrscht, bis in dem denkenden Europa das zur wahren Reife gediehen, was denselben und die vorigen elenden Sachen einst miteinander verdrängen, oder eben auch läutern wird. Lassen wir das Menschengeschlecht seinen Weg, den Gott es führt, nur vorangehen; das Ende wird das Werk krönen."*) — Sein Synkretismus wurde hauptsächlich durch das Studium der orientalischen Literatur genährt. „Die Lectüre des Koran, schreibt er 10. Apr. 1793, war mir wichtig. Der Koran hat von Gott, von der Vorsehung, der Zukunft und den Belohnungen und Strafen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, besonders aber den Begriffen und Bedürfnissen seiner Nation Angemessenes, redet von Moses und Christus so, daß er nicht von dem bessern Lichte, wenn jenen Völkern ihre Zeit kömmt, entfernt, ist mir in mancher Rücksicht weit lieber als die Schultheologie, welche damals die griechische Kirche schon so sehr verunstaltete und hob mir den oft drückenden Zweifel, wie Gott habe können den Orient diesem Glauben überlassen; dieser Glaube ist für ihn gemacht, enthält die Hauptpunkte, wodurch der Mensch Gott gefällt, und war vielleicht das einzige Mittel, wodurch die Wiederkehr des Polytheismus in jenen Ländern verhindert werden konnte; denn in der griechischen Kirche war zu dem letzteren schon viel Same gestreut." Den Einfluß der Araber auf die wiederauflebenden Wissenschaften findet er eher nachtheilig. Die Araber brachten unsern Vätern

*) Doch schreibt er (28. Aug. 1800): „Daß man vom Christenthum kaum mehr reden darf, ist schrecklich wahr. Ich las neulich einem mein Capitel vom Religionszustand im 15. J. Um nur Facta reden zu lassen, und jedem genießbar zu sein, hatte ich unparteiisch erzählt, gemäßigt, selbst Mirakel, in der Hoffnung, man werde mich doch verstehn; aber es kam ein Vorwurf, und eine dringende Bitte, es ja nicht so fortzuschicken, sondern etwas beizufügen, woraus man meine tiefe Verachtung dieses ganzen christlichen Wesens erkenne. Ich habe gleichwol nichts geändert, weil selbst der Umstand mich abhielt, dem respectabelsten Theil des menschlichen Geschlechts aus Compliment für den Modegötzen eine erlogene Impertinenz zu sagen . . . Vermuthlich muß es so sein, auf daß die Religion, wie sie sein soll, ganz Herzenssache werde, und durch Concentration neue Schnellkraft bekomme."

Autoren, die weder sie noch diese verstanden. Die Gelehrsamkeit wurde ein Wortprunk. Das Anstaunen des Aristoteles war ein Joch mehr für den durch Mißverstand der Bibel gebeugten Geist. — Kühner Glaube gründete das Reich der Araber; väterliche Herrschaft war seine Form; sein und des Volks Charakter machte es glücklich und groß. Soll ich die einfachen Sitten Karls des Großen und die Pracht des Fürsten von tausend und einer Nacht, die Festigkeit der fränkischen Krieger und das Feuer der Araber, unser langsames Hervorschreiten aus der Barbarei, und die plötzliche Erscheinung eines Glaubens, eines Weltreichs, einer neuen Cultur bei den Arabern vergleichen! Es wäre die Parallele des Verstandes mit dem Gefühl und der Einbildung; und man sähe hier den Schwung von Menschen, die eine Vorstellung über die scheinbare Grenze der Möglichkeit erhöhet, eben dieses Feuer sich nach und nach mindern, von Zeit zu Zeit neu emporleuchten, endlich in alte Trägheit verloren, dort langsamere Entwicklung der Vernunft, standhaft in ihrer Thätigkeit, hunderterlei Irrthümer und Leidenschaften versuchen, sich nach und nach stärken, zuletzt eine Lichtmasse bilden, welche zugleich die Kraft großer Dinge und kalte Berechnung des Thunlichen zuläßt. — In der Darstellung des spätern Mittelalters schreibt Müller lange Stellen aus, die gegen die trockene Kürze des Uebrigen wunderlich abstechen. Wie in den Reisen der Päpste hebt er den günstigen Einfluß der Hierarchie auf den Fortgang der Cultur mit bedeutenden Strichen hervor, und bewundert namentlich das Werk Gregor 7., in dem er freilich nach seiner Weise, wie bei Moses, Christus und Mahomed zu sehr den Plan, zu wenig den genialen Instinct hervortreten läßt. Die Charakteristik der Weltlage am Schluß des 13. Jahrhunderts ist wieder vortrefflich. — Die Morgenländer blieben sich gleich; man sah Dynastien sich so schnell wie jene des Nebukadnezar oder Cyrus bilden, und ebenso leicht sich schwächen, auflösen, zerfallen. Mongolen überschwemmten, unwiderstehlich wie zu Cyaxares Zeiten, Süd- und Vorderasien; ebenso schnell verschwanden sie, weil die Horde durch Verbreitung ihre Kraft verlor. In den Abendländern zeigte sich nach langen stürmischen Bewegungen des Nordens und nach der vorübergehenden Macht, welche Karl dem Großen persönliche Eigenschaften gegeben, wie nach und nach ein Volk die Gewalt des andern beschränkte und sie einander nöthigten, durch Landbau und Handel zu suchen, was ihre Väter dem Schwert schuldig waren. Hieraus entstand nicht allein Civilisation, sondern auch bei den durch unsere Väter in Banden der Leibeigenschaft gehaltenen Menschen Selbstgefühl und Muth für Freiheit; es erhoben sich einige zur Betrachtung der Natur, Prüfung des Glaubens und Auseinandersetzung der Menschenrechte. — Vom Ost, wo man wärmer fühlt und die Einbildung sich höher schwingt, waren alle Religionsformen gekommen; diese anschaulichen, sinnlichen Vorstellungen erhielten im Abendland eine speculative Gestalt. Im

Orient waren Gesetzgeber und Helden durch sie begünstigt worden. Bei uns wirkten sie auf Cultur und Ordnung. In Europa war mehr Kunst und Beharrlichkeit in Planen; im Orient eine augenblicklich alles umwerfende Kraft. Dadurch blieb dauerhafte Oberhand aus; und je gesitteter und aufgeklärter ein europäisches, um so mächtiger wurde es.

Die Unruhen, welche gegen das Ende des Mittelalters in dem Mutterlande der Cultur in Italien ausbrachen, irren ihn nicht. Aus dem Schoße dieser Unruhen brach das Licht der Wissenschaft hervor, und erhoben sich Tugenden wie bei den alten Griechen und Römern. Gleich wie das Leben der Natur durch Wirkung und Gegenwirkung entgegenarbeitender Kräfte besteht, gleich wie die Religion die ewige Ruhe nicht hier gibt, sondern zu Kämpfen des Lebens stärkt, so bedarf der menschliche Geist großer Durchschütterungen, um zurückgekehrt in sich die von Gott in uns gelegte Kraft aufzurufen, daß sie sich entwickele und erhebe. — Es ist begreiflich, daß in der Periode, mit welcher die Schweizergeschichte beginnt, die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers hauptsächlich auf die damit zusammenhängenden Länder gerichtet ist. Zwar verliert er keinen Augenblick irgend einen Punkt des Universums aus den Augen, aber er berichtet von den entlegenen Gegenden doch nur, wie man Nachrichten aus der Fremde empfängt. Im Burgundischen dagegen, in Savoyen, in Oberitalien, im südlichen Deutschland, in Oestreich ist er zu Hause. Hier fehlt es auch an ganz localen Notizen nicht. Während er für die Entwicklung der britischen Staatsverfassung von Jugend auf die größte Vorliebe gehegt, behandelt er sie hier doch nur summarisch, desto ausführlicher die venetianische, deren Lichtseiten sich ihm diesmal sehr lebhaft aufdrängen. Im Ganzen erlahmt das Interesse bis zur Periode der Reformation. — Als Spanien, Neapolis, Sicilien, Oestreich, Burgund, die Krone des deutschen Reichs, Mexiko und Peru und bald auch Böhmen und Ungarn im Hause Habsburg vereinigt worden waren, retteten zwei Männer die sogenannte europäische Freiheit. Man versteht unter dieser Freiheit die Coexistenz mehrer Staaten, deren jeder seine eignen Gesetze und Sitten haben, und denjenigen, welche das Schicksal unter einer Regierung verfolgt, eine sichere Freistätte unter vielen andern öffne. Dadurch geschieht, daß die Fürsten nicht gar so viel wagen, als sie könnten, und nicht ganz so wie die asiatischen Despoten der Sorglosigkeit sich überlassen dürfen, sondern die Wirkung und Gegenwirkung von mancherlei Interessen in Europa ein gewisses Leben unterhält. — Diese beiden Männer waren der König von Frankreich und Luther; eine Zusammenstellung, die für Müller charakteristisch ist. In derselben Zeit, wo ziemlich allgemein die Ueberzeugung sich verbreitete, daß die Glaubenstrennung für Deutschland ein Unglück gewesen sei, erklärt sie Müller für eine Förderung der deutschen Freiheit. Man sieht, wie ihm die Gedanken und die Verbindungen derselben

aus einzelnen abgerissenen Notizen hervorgehen; man sieht es um so mehr, da er sich hier zum erstenmal in der Universalgeschichte bemüht, auch die Personen zu charakterisiren. Selbst die Sprache hat etwas Embryonisches; aber das Material für die Porträts ist vortrefflich, und wenn man die Darstellung von Karl 5. Luther, Philipp 2., den Jesuiten u. s. w. mit den viel feiner ausgeführten Bildern Rankes vergleicht, so entdeckt man eine auffallende Verwandtschaft Ranke hat es viel geschickter verstanden, die Spuren seiner Farbenmischung zu verwischen, während Müller offen die Palette vorweist. Rankes Hauptquelle, die venetianischen Gesandtschaftsberichte, waren auch Müllers Lieblingslectüre und das Urtheil ist bei beiden Schriftstellern von einer staunenswerthen Objectivität. Doch bleibt Müller im Wesentlichen seinem Princip getreu und verräth bei seiner Würdigung Luthers, wie die Mystik ihn nur oberflächlich berührt hat. Luther wurde, wie es in Revolutionen leicht geschieht, hauptsächlich durch Widerspruch und Widerstand viel weiter gebracht, als er anfangs gehen wollte und seine Sache wurde unüberwindlich, so bald sie Sache der Nation wurde. Im Uebrigen war sein Werk, wie alle gute Religionsstiftungen, eigentlich negativ; er lehrte nichts Neues (was kann der Mensch von übersinnlichen Dingen mehr wissen, als in seinen Ueberlieferungen, Wünschen und Gefühlen von jeher war?), hingegen zerstörte er ein großes Theil der fremden Bekleidung, womit in finstern Zeiten die Wahrheit verhüllt, und wirklich fast unsichtbar gemacht worden. Was er stehen ließ (weil die ungeübten Blicke für den vollen Glanz zu schwach waren), das gab er den Zeiten einer spätern Reife hin. — Die Ironie, mit welcher der Anhänger des Humanitätsprincips*) sich über die theologischen Streitfragen ausspricht, gleichviel in welcher Partei sie vorfallen, hat mitunter etwas sehr Liebenswürdiges. Zuletzt empfängt man aber doch nur ein Bild vollständiger Verwirrung. — Die durch Perus Goldgruben bewirkte Revolution im Handel und in den Machtverhältnissen war im Gang, doch unentwickelt. Der menschliche Geist, kühner, heller als vormals, aber mit Streitfragen, die sich nicht ausmachen lassen, zu viel beschäftigt, war in Bewegung. Große Veränderungen hatte das Jahrhundert seit Ludwig 11. gesehen; allgemeinere ließen sich erwarten, nichts war in rechter Haltung; die großen Mächte waren durch die Masse ihrer Staaten schreckbarer, als geschickt, sie zu beleben, sie zu leiten und sich ihrer zu bedienen. — Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit verfolgt er von da an die Fortschritte der Kriegs- und Finanzwissenschaft, die beiden wichtigsten Hebel des modernen Absolutismus. Mit Grauen sieht er die immerwachsende

*) Erasmus Schreiben an den basler Rath nennt er (25. März 1800) „ein wahres Meisterstück der Klugheit eines Mannes, der, ohne etwas der Wahrheit zu vergeben, sich außer den Revolutionshändeln halten wollte, für die er sich nicht gemacht fühlte. Es sollte unser einem allezeit vor Augen sein.“

Macht der Fürsten, ihre Rechtsansprüche und ihre idealen Motive behandelt er mit gebührendem Spott. Auch im Sturz der Jesuiten sieht er nur einen neuen Sieg der rohen weltlichen Gewalt über die geistigen Interessen. Endlich am 26. September des 1772sten Jahrs, in dem 1296sten, seit nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums ein System zusammen existirender Staaten sich in Europa zu bilden begann, wurde den Grundsätzen und Verträgen, auf welche ihr Dasein und ihr Gleichgewicht nach und nach gegründet worden, der erste Hauptstoß beigebracht." Es war die Theilung Polens, deren Geschichte er mit den Worten schließt „Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen." Kann man sich eine treffendere Satire vorstellen, als die Geschichte der Revolution, welche Gustav 3. in Schweden durchsetzt. „Der Reichstag wurde versammelt; die Garnison und Garde umgaben das Haus; der König im Ornat und der Krone, mit Gustav Adolphs silbernem Hammer in seiner Hand, erschien, trat auf und redete: von der Gefahr der Parteiungen, von der Tyrannei der Aristokraten, von dem Fluch, den sie auf das Land bringe (man erkenne ihn in der Theurung des Brotes), von alten Rettern der Nation und wie er ihr zweiter Gustav Wasa sein wolle; er gedenke nach Gesetzen zu regieren, er hasse die Willkür. Die neuen Gesetze wurden verlesen: der Senat solle künftig von dem König ernannt, von dem König der Reichstag berufen und aufgelöst werden; der König soll die Macht haben, altbewilligte Auflagen ferners zu erheben, im Nothfall neue zu bestimmen. Alle Macht, sowol zu Wasser als zu Lande, Krieg, Friede und Tractaten hängen von dem König ab: von ihm werden alle Aemter und Würden vergeben." — So hat überall der Absolutismus gesiegt. Wir sahen in den polnischen Händeln, was der militärische Despotismus gegen die heiligsten Rechte der Nation vermag, in dem türkischen Kriege, wie sehr selbst brave Milizen disciplinirten Heeren nachstehn und in der Sache der baierischen Erbfolge, daß die Sicherheit mittelmäßiger Staaten in der That von dem Umstande abhängt: ob die größern sich vereinigen können oder nicht; sich dieselben zuzueignen. Die Betrachtung dieser für die Menschheit mißtröstlichen Lage der öffentlichen Moralität und Machtverhältniß leitet auf den Gedanken der Hoffnungen, welche die neue Welt vielen darzubieten scheint. Die Leidenschaften sind so alt als das menschliche Herz und Ungerechtigkeit war mit der Uebermacht auch vor Zeiten verbunden; aber die neue Organisirung des Systems der militärischen Mächte erregt für alle nicht durch sich gewaltige Staaten die gedoppelte Apprehension, daß zwei oder drei durch scheinbaren Vortheil gegen sie vereinigt in kurzem allen nacheinander ihren Willen zum Gesetz machen dürften, oder daß die Heere, unwillig um geringen Sold Werkzeuge der Willkür zu sein, Forderungen erregen möchten, welche entweder neue Lasten der Völker, oder die Auflösung der Ordnung herbeiführen dürften. Solche

Krisen der Menschheit haben manchmal die unerwartetste Wendung bekommen; unvermuthete Dinge können die Waffen, welche man fürchtet, in ihrer Wirkung aufhalten, ja wider die wenden, welche sie führen. Was anders sind die, welche alles zu bewegen glauben, als Räder, die nicht allein dahin gehen, wohin sie wollen, sondern geführt von dem unerforschlichen Geist? Auch wir wollen über das nicht zu Aendernde getrost sein."

Mit dieser trüben Aussicht, die schneller als Müller glaubte sich in eine schreckliche Gewißheit verwandelte, schließt das Buch, das unfertig in seinen Vorarbeiten, höchst mangelhaft in seiner Composition und nicht ohne innere Widersprüche in Bezug auf die ideale Auffassung, dennoch einen weit tiefern Einblick in den Organismus der Geschichte eröffnet als die zahlreichen Versuche in der Geschichtsphilosophie, die damals auftauchten; ein Buch, das noch heut ein ernstes Studium verdient.

Granius Licinianus.

Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis nunc primum edidit Karolus Aug. Frid. Pertz. Berolini. 1857. gr. 4. — Auch die Philologie erfährt, was überall von verlorenen Dingen gilt. Wo sie durch Jahrhunderte mit rastloser Aufmerksamkeit suchte, hat sie nichts gefunden, nicht die verlorenen Bücher des Sallust, Livius, Tacitus; wo sie dagegen nichts erwartete, warf ihr ein günstiger Gott zuweilen werthvolle Geschenke zu. So jetzt einen römischen Geschichtschreiber, dessen Namen man kaum gekannt hatte.

Als Georg Heinrich Pertz mit seinem Sohne Karl im Jahre 1853 für seine Monumenta Germaniae Handschriften des britischen Museums durchsah, zeigte ihm Dr. Paul Böttícher, der eben dort syrische Manuscripte benutzte, einen Codex aus dem 11. Jahrhundert, welcher unter seiner Schrift Spuren einer ältern ausgekratzten zeigte. Einzelne Namen, das angenehme Wort capitolium konnten entziffert werden, es war etwas von Sulla und einem Priesterthum des Mars zu erkennen. Zugleich ergab sich, daß der Codex nicht zwei-, sondern dreimal beschrieben war, und daß unter dem obern Texte zwei andere weggeschabte, aus verschiedenen Zeiten in tausendjährigem Schlummer lagen.

Diese Entdeckung veranlaßte den ältern Pertz im Jahre 1855, den jüngern im Jahr 1856, den Codex genauer zu untersuchen, und durch chemische Reagentien so viel als möglich die Spuren der ältesten Schrift wieder zu erwecken; der Sohn vollendete endlich die mühevolle Arbeit. Das vorliegende Buch enthält die Resultate, große Fragmente eines römischen Geschichtschreibers, der älter als Livius ist.

Das britische Museum erwarb die Handschrift vor zwölf Jahren aus einem Kloster der lybischen Wüste mit etwa fünfhundert andern Manuscripten; die Hdsch. enthielt von einer Hand des 11. Jahrhundert Homilien des heiligen Chrysostomus in sy-

rischer Schrift. Darunter lag zunächst ausgekratzt der Text eines lateinischen Grammatikers, mit Cursivbuchstaben geschrieben; unter dem Grammatiker stehen die Fragmente des Granius Licinianus in Majuskelschrift. Bei dem Befeuchten mit chemischen Reagentien trat zuerst die älteste Schrift hervor, erst später der Grammatiker, und dieser Umstand machte möglich, Mehres zu erkennen, was sonst in dem Wirrwarr der verschiedenen übereinander liegenden Schriftzüge undeutbar gewesen wäre.

Denn es war kein Lesen, sondern fast ein Errathen, nur bei hellem Lichte möglich. Die einzelnen Seiten erwiesen sich ungleich erhalten, bei manchen war noch fast der ganze Text zu entziffern, bei andern nur wenige Buchstaben. Es zeigte sich, daß die (13) zwölf Blätter des syrischen Codex lange nicht den ganzen Text des alten Historikers enthalten, daß die erhaltenen Blätter nicht in der ursprünglichen Reihenfolge zusammengelegt und überschrieben waren. Es war nicht der kleinste Theil der großen Aufgabe, den Text der durcheinandergeworfenen Blätter zu ordnen.

Der römische Geschichtschreiber selbst schrieb, wie sich aus einer Stelle des Textes schließen läßt, sein Geschichtswerk nach dem Jahre 40 v. Chr., denn er tadelt Stil und Schreibweise des Sallust. Er selbst scheint zu der zahlreichen Classe der ältern römischen Historiker zu gehören, welche in Chronikform ohne vielen Schmuck der Rede die Begebenheiten zuweilen mit steriler Kürze aufgezählt haben, wie in noch früherer Zeit die officiellen Annalen allein thaten. Die lebendige, geistvolle und kunstvoll angeordnete Darstellung des Sallust und die Fülle und der rhetorische Glanz des Livius verdrängten auch die gebildetsten der früheren Annalisten schnell aus der öffentlichen Gunst. Aus den Fragmenten ist der Titel des Werkes nicht zu ersehen. Daß es eine nach Zeitfolge der Begebenheiten geordnete Geschichte des römischen Staats war, ist leicht aus den Fragmenten zu erkennen. Ebenso darf man schließen, daß das Werk Licinians mit der frühesten Zeit der Stadt anfängt, daß es bis zum Tode Cäsars, vielleicht bis zur Schlacht bei Actium ging und im Ganzen etwa 40 Bücher enthielt. Die erhaltenen Bruchstücke sind aus der zweiten und dritten Decade des Werkes. Der Verfasser war ein gebildeter Römer, er verstand Griechisch, und hatte viele seiner Vorgänger gelesen. Ob er selbst eine politische Rolle gespielt hat, kann bezweifelt werden, denn er hält es für die höchste Aufgabe des Historikers, die Thatsachen ohne Parteinahme zu berichten, er tadelt den Sallust mit scharfen Worten, weil dieser seine Zeit verurtheile, die Thaten der Einzelnen angreife und Beschuldigungen auf sie häufe. Und in der That scheint Licinian selbst wenigstens bei der Erzählung des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla so unbefangen zu sein, daß nicht zu erkennen ist, welcher der großen Parteien er angehört. Wir theilen nicht die Meinung des Herausgebers, daß eine solche innere Freiheit gegenüber den größten Kämpfen, welche eine leidenschaftlich bewegte Zeit durchwühlen, die höchste Aufgabe des Historikers ist, und wir denken nicht, daß Sallust und Tacitus Tadel verdienen, weil sie diese Freiheit nicht überall zu bewahren wußten. Es ist wahr, wer einen großen politischen Kampf als ein Kampfgenosse schildert, der wird in großer Gefahr sein, Einzelnen Unrecht zu thun; wer aber einem solchen Kampfe seiner Nation als unbefangener Weiser zusieht, der wird, sobald er die Geschichte desselben schreibt, in der dringenden Gefahr sein, die Hauptsachen verkehrt darzustellen, oft sogar die nackten Thatsachen falsch zu berichten. Es war daher nicht nur Mode, sondern eine sehr berechtigte ethische Forderung späterer

Bildung, wenn sie solche Historiker, welche mehr von ihrem Gemüth gaben, als wol Licinianus that, diesem vorzog. Das verringert nicht die große Wichtigkeit, welche die Entdeckung dieser Fragmente für uns hat, und wir sind dem Zufall sehr verpflichtet, welcher irgendwo, vielleicht in dem römischen Aegypten, einen Schreiber veranlaßte, den alten Historiker noch einmal abzuschreiben, dem Zufall, der wieder später so günstig waltete, daß ein anderer Abschreiber zum Text irgend eines Grammatikers Pergament brauchte und dazu den Text des Granius schlecht abkratzte, und wieder dem Zufall, der endlich dasselbe Pergament dadurch vor dem völligen Verderben rettete, daß er etwa bei Beginn der Kreuzzüge einem Mönche eingab, das alte Material durch einen dritten heiligen Text zu conserviren.

Die Arbeit der beiden Pertz aber darf wol ein ungewöhnliches Werk diplomatischen Fleißes genannt werden, und wir wüßten mit der Mühe solcher Entzifferung nichts zu vergleichen, was von Philologen bis jetzt bei größern Palimpsesten gethan worden ist. Weder die Arbeiten von Majo und Castiglione an den Ulfilasfragmenten der Ambrosiana, noch Fridegar Mones veronesische Fragmente des Plinius boten auch nur annähernd gleiche Schwierigkeiten. Wenn es einen Fall gibt, in welchem man einem deutschen Gelehrten auch eine Frucht von seiner Arbeit wünschen darf und das Behagen, welches durch eine freudige Anerkennung seiner Thätigkeit hervorgebracht wird, war es diese Gelegenheit. Und das Verdienst des Herausgebers wird dadurch nicht aufgehoben, daß seine Kritik des arg verstümmelten Textes zu wünschen übrig läßt. Ein Auge, welches sich Jahre lang mit dem Chaos von fast unlesbaren Zügen ermüdet hat, und ein Urtheil, das durch die lange fast mechanische Beschäftigung mit dem Detail der Buchstaben Frische und Unbefangenheit verloren hat, waren sicher nicht immer geeignet, die glücklichsten und kühnsten Conjecturen zu wagen. In der That ist der kritische Werth der Arbeit nicht so groß, als zu wünschen wäre. Auch ist der Zustand des Textes von der Art, daß noch Jahrhunderte lang unsere Philologen hinreichende Gelegenheit haben werden, Geist und Combinationsgabe zu zeigen.

Schon beginnt diese Arbeit. Unter dem Titel: Grani Liciniani quae supersunt emendatiora edidit philologorum Bonnensium heptas (Leipzig, Teubner 1858). — ist bereits eine neue Ausgabe erschienen, welche hier erwähnt wird, weil sie ein Beispiel sowol von guten als bedenklichen Eigenschaften deutscher Philologen ist. Sie enthält zunächst eine Kritik der Resultate, welche Karl Pertz gewonnen. Das Alter der ältesten Schrift des Palimpsest, welche Pertz in das 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus versetzt hatte, wird angefochten, die Reihenfolge, welche der erste Herausgeber den Pergamentblättern gegeben hatte, wird als unrichtig nachgewiesen u. s. w. und eine nicht geringe Anzahl von Stellen, an denen Pertz falsch gelesen, oder unrichtig conjicirt hatte, sind, wie uns scheint, oft sehr scharfsinnig und glücklich, verbessert. Unleugbar sind die meisten der Ausstellungen wohlbegründet, und wir würden dem Wissen der Herausgeber zu großem Danke verpflichtet sein, wenn sie, der Vorrede nach Schüler Ritschls in Bonn, nicht zweierlei gethan hätten, was eine öffentliche Rüge verdient. Zunächst ist der gehässige und verächtliche Ton, mit welchem sie in der Vorrede von der Arbeit des ersten Herausgebers sprechen, durchaus nicht löblich, um so weniger, da sie ihrerseits keine unbedeutende Selbstgefälligkeit verrathen. Denn wie ironisch sie auf die Thätigkeit des Herrn Pertz herabsehen, das Publicum

wird zunächst daran denken, daß sie auf seinen Schultern stehen. Wol war es für ihn mehr ein glücklicher Zufall, als ein Verdienst, daß er zuerst über den unbekannten Codex kam, aber es ist dies ein Glücksfall, der ihm mit Recht zu Gute kommt, wie es auch jedem der Angreifer hoch angerechnet werden würde, wenn sie ein verlorenes Stück von Aeschylus oder den Varro in dem staubigen Winkel einer Bibliothek auffänden. Und sie haben nicht einmal den durch Herrn Pertz abgeschriebenen Codex von neuem verglichen, sondern sie haben nach seiner gedruckten Ausgabe, und nachdem er mit seinem Vater monatelang durch mühevolle Thätigkeit ihnen vorgearbeitet hatte, die eigene Superiorität bequem in ihrer Arbeitsstube empfinden können. Es gibt eine Courtoisie des Herzens, welche einen gebildeten Mann grade bei solcher Gelegenheit bestimmen wird, seine gerechtesten Ausstellungen in artiger und anerkennender Weise zu machen.

Schlimmer aber ist ein zweiter Umstand. Sie haben, wie sehr sie in der Einleitung den ersten Herausgeber angreifen, es doch nicht verschmäht, den in Capitälchen gesetzten Text, wie ihn Pertz aus der Handschrift herausgelesen, so wie seine, Mommsens und Bernays Anmerkungen mit abdrucken zu lassen. Das scheint uns ein Unrecht zu sein, welches sie dem Verleger der ersten Ausgabe zufügen. Leider haben mehre unserer bedeutendsten Philologen in Fragen des literarischen Eigenthums ein weites Gewissen. Die Beispiele sind nicht selten, daß sie eine neue Textrevision irgend eines Autors einem Verleger verkaufen, sich Honorar dafür zahlen lassen, und die kostspielige Ausgabe in kürzester Zeit dadurch werthlos machen, daß sie denselben Autor vielleicht mit einigen kleinen Textänderungen einem anderen Verleger zu billigerer Ausgabe verhandeln. Daß ein solches und ähnliches Verfahren nicht nur in kaufmännischer Beziehung unehrenhaft, sondern auch für die Wissenschaft schädlich ist, liegt auf der Hand. Wir sind dadurch so weit gekommen, daß größere kritische Ausgaben eines Classikers ein mißliches und in vielen Fällen unausführbares Unternehmen geworden sind, und daß die kleinen Schulausgaben, welche in Sammlungen erscheinen und durch die ungemeine Billigkeit ihres Preises einen großen Absatz gesichert haben, jetzt schon vorzugsweise das kritische Talent unserer Philologen in Anspruch nehmen. Daß es wünschenswerth ist, gewonnene wissenschaftliche Resultate schnell in weiten Kreisen zu verbreiten, versteht sich von selbst; aber ebenso sehr, daß dies mit Schonung der Eigenthumsrechte, welche Einzelne erworben haben, bewirkt werden muß.

Es scheint uns aber unzweifelhaft, daß der erste Herausgeber, welcher einen Autor mit Mühe und Opfern aus einem unbekannten Manuscript hervorgeholt hat, das literarische Eigenthumsrecht an dem Werke, welches er herausgibt, so gut beanspruchen darf, als ein Anderer, der eine Abhandlung über den Curculio, oder über das Relief eines Sarkophags dem Buchhandel übergeben hat. Wer nach ihm den Text herausgeben will, möge sich die Mühe geben, die Arbeit des Vorgängers mit der Handschrift zu collationiren d. h. die Quelle selbst zu benutzen, oder, falls er das nicht kann, mit den Eigenthümern der ersten Ausgabe ein Abkommen zu treffen. Die literarische Situation der sieben Herausgeber zu Bonn wird dadurch nicht besser, daß sie mit ihrer anspruchsvollen Verurtheilung einer fremden Arbeit noch eine Benutzung derselben verbunden haben, deren gesetzliche Berechtigung stark bezweifelt werden kann.

Literatur.

Geschichte der Architectur von Dr. Wilhelm Lübke, Lehrer an der k. Bauakademie zu Berlin. Zweite, stark vermehrte Auflage, mit über 400 Holzschnittillustrationen. Köln, Seemann. — Von diesem ausgezeichneten Werk, auf das wir nach der Vollendung desselben noch einmal zurückkommen, liegen uns vier Lieferungen vor; die erste Ausgabe ist um mehr als 100 Seiten vermehrt, die Bereicherung liegt hauptsächlich in den sehr zweckmäßig ausgewählten, trefflich ausgeführten Holzschnitten. Der Preis der Lieferungen beträgt 24 Sgr., in 5—6 Lieferungen ist das Ganze vollendet. — Daran schließt sich die Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters von Dr. W. Lübke; vierte Auflage, mit 80 in den Text gedruckten Holzschnitten (Leipzig, Graul) Preis 20 Sgr. —

Shakspeares Werke. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Elberfeld, Friderichs. — Vom vierten Band dieser besten unter den deutschen Shakspeare-Ausgaben sind die drei ersten Lieferungen erschienen, welche die drei Theile Heinrichs 6. enthalten. Der Preis jedes Stücks ist 16 Sgr., des Bandes also 2 Thlr. 20 Sgr. —

Die Redaction ist veranlaßt worden, folgende **Bekanntmachung** zu veröffentlichen:

Nachdem Herr Dr. phil. Julius Hermann Moritz Busch in Reudnitz, wegen des von ihm verfaßten, in der Zeitschrift „die Grenzboten" XIV. Jahrgang, 2. Semester No. 45. S. 222 f. abgedruckten Aufsatzes und namentlich wegen der Stelle von den Worten: „Geschichten von der Kopenhagener Dame" u. s. w. bis: „mit dem Titel eines Kammerraths belohnt" in Folge der auf Denunciation des Königlich dänischen Herrn wirklichen Kammerraths Emil Jacob Jonas in Kopenhagen von dem vormaligen Königl. Kreisamte Leipzig eingeleiteten, von dem unterzeichneten Königlichen Gerichtsamte fortgesetzten Untersuchung wegen der in dem incriminirten Aufsatze enthaltenen Verleumdung und Beleidigung rechtskräftig zu vierwöchigem Gefängniß verurtheilt, diese Strafe aber durch Allerhöchste Gnade in eine Geldstrafe von Zwanzig Thalern verwandelt worden ist, wird dies auf Antrag des genannten Herrn Denuncianten hierdurch, dem bezüglichen Erkenntnisse gemäß, veröffentlicht.

Leipzig, am 16. April 1858. Königliches Gerichtsamt I.

Schultz, Assessor.

Dies Erkenntniß gegen Hrn. Dr. Busch, Verfasser der „Schleswig-Holsteinischen Briefe", gegenwärtig Redacteur d. Bl., wurde dadurch hervorgerufen, daß von den Berichterstattern der durch Herrn Dr. Busch an Ort und Stelle gesammelten Mittheilungen zwei Personen des Namens Jonas verwechselt worden sind.

Die Herausgeber.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Die preußischen Justizreformen seit 1848.

1.

Zehn Jahre sind grade verflossen, seit eine folgenreiche Bewegung durch Europa zog, die acht Tage vor ihrem Ausbruch von niemand geahnt worden war. Nicht nur die Länder, welche bisher das Privilegium gehabt, Revolutionen zu machen, auch die Staaten des deutschen Bundes, darunter zwei Mitglieder der heiligen Alliance wurden ergriffen, die Straßen ihrer Hauptstädte sahen Scenen, wie nur Paris oder Madrid sie erlebt, und ringsherum in den Provinzen fanden Ausbrüche statt, welche die vulkanische Natur des Bodens ahnen ließen, auf dem man bisher mit dem Gefühl vollkommenster Sicherheit gelebt hatte.

Das Merkwürdigste war, wie schnell und widerstandslos selbst Einrichtungen beseitigt waren, auf deren gründliche Festigkeit jeder geschworen hätte, und wie mit einem Zauberschlage Wünsche und Ansichten nicht nur in aller Munde waren, sondern auch verwirklicht wurden, deren Ausführung bis dahin nur der Sehnsucht weniger als Ideal fernster Zukunft geleuchtet hatte, deren bloße Aeußerung schon gefahrvoll gewesen war. Wer am wenigsten wußte, um was es sich handle, ging der neuen Aera mit dem wärmsten Herzen und den sanguinischsten Hoffnungen entgegen. Man konnte wol auf die Deutschen anwenden, was ein geistvoller Engländer einst von den Erwartungen seiner Landsleute bei Durchführung der Reformbill gesagt hatte: jedes Mädchen war überzeugt, daß sie nun einen Mann bekäme, jeder Tagelöhner, daß halbe Arbeit jetzt den doppelten Lohn brächte, und die Schulbuben glaubten, daß der erste Paragraph des neuen Staatsgrundgesetzes die lateinischen Verba und ihr Gedächtniß für immer von den lästigen Gerundiis und Supinis befreien müßte. Diejenigen, welche dem unklaren Drange der Zeit mit bewußtem Wollen gegenüberstanden, hatten ihre Kräfte schnell zwei bestimmten Zielen zugewandt: es galt, den Bürgern der einzelnen Staaten eine rege Betheiligung am öffentlichen Leben zu ermöglichen, und diesem selbst die entsprechenden Formen zu geben; es galt, den Bau der deutschen Einheit zu vollenden, welcher seit Jahrhunderten als eine unfertige Ruine dastand, wie Deutschlands größter Dom.

Es ist bekannt genug, wie wenige von den Entwürfen, welche der Ver-

wirklichung jener Zwecke bestimmt waren, ausgeführt worden, wie viele von diesen wenigen wieder nach einem kurzen und verkümmerten Dasein beseitigt sind. Was trotzdem Großes und Bleibendes, was Gemeines und Vergängliches in dem Streben jener Zeit lag, das nach vollem Umfang zu würdigen, muß späteren Tagen überlassen bleiben, in denen man den Sachen und Personen ferner und doch mit gründlicherer Kenntniß der Verhältnisse und Motive gegenüberstehen wird. Aber auch heute schon, glauben wir, wird das Urtheil über das, was wir dem Jahre 48 im Allgemeinen zu danken haben, ein gerechtes sein können, und kein gewissenhafter Mann, er mag gehören zu welcher Partei er wolle, wird unterschiedslos alle damaligen Bestrebungen rechtfertigen, keiner die ganze Bewegung für einen bloßen wüsten Traum erklären wollen, oder darüber streiten, ob sie den Namen einer Revolution oder Rebellion verdiene. Was damals geschaffen und vorbereitet worden ist, nimmt noch einen hinlänglichen Raum ein, um jeder Fortleugnung zu spotten. Auf dem Gebiet der Einheitsbestrebungen, wo ein Erfolg am wenigsten in die Augen fällt, meinen wir ihn doch sehr bestimmt in den Resultaten wiederzuerkennen, welche die jüngsten Jahre in der Ausgleichung wirthschaftlicher Unterschiede zwischen den deutschen Ländern gebracht haben. Und in unsern staatsrechtlichen Zuständen, in unserm Handel, unsrer Industrie, in dem gesammten geistigen Leben, namentlich in Tagespresse und neuer historischer Literatur merkt auch ein Blinder, daß das Jahr 48 einen folgenschweren Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Volks bildet. Gibt es doch schon in dem individuellen Leben keinen Ersatz für den Mangel eines regen Verkehrs und Austausches von Gesinnungen und Ansichten! Ein Staat vollends ist zum politischen Tode verdammt, wenn er die schaffenden Mächte des öffentlichen Lebens nicht in der rechten Zeit zu befreien versteht. Diese Befreiung aber danken wir jener Bewegung, und was sie in dieser Hinsicht geschaffen hat, mag es sonst so sehr den Stempel des Uebereilten und Unreifen tragen, wird dauern und Früchte bringen.

Zu den bedeutendsten Einrichtungen mit dieser Tendenz gehören wol die Justizreformen, welche in fast allen deutschen Staaten seit 1849 das geheime schriftliche Verfahren in ein öffentliches und mündliches verwandelt und die schweigende Göttin der Gerechtigkeit hinter verschlossenen Thüren und Actenbergen hervor auf den Markt des Lebens geführt haben. Preußen that hierin durch die Verordnungen vom 2. und 3. Jan. 1849 den ersten Schritt. Mit Ausnahme der beim Alten gebliebenen Hansestädte, Braunschweigs, das sich an England, Sachsens und Altenburgs, die sich an Oestreich anschlossen, folgte das übrige Deutschland dann in den nächsten Jahren mehr oder weniger genau dem Beispiel Preußens, so daß wir in seinen Justizreformen zugleich einen allgemein deutschen Typus vor uns haben.

Der Gedanke, das Justizwesen zu verbessern, war in Preußen nicht neu. Seit die Rheinprovinz mit ihrem eleganten und durch die Geschwornengerichte zugleich als liberal beliebten Verfahren dem preußischen Staat als neues Ferment zugefügt war, hatten sich sehr lebhafte Stimmen gegen den bisherigen preußischen Criminal- und Civilproceß erhoben und die Blicke immer bestimmter nach jenem Vorbilde richten lassen. Für den Civilproceß war die allgemeine Gerichtsordnung denn auch im Wesentlichen durch die Verordnungen vom 1. Juni 1833 und 21. Juli 1846 beseitigt, und an ihre Stelle ein abgekürztes, der Hauptsache nach mündliches Verfahren gesetzt worden, das die Parteien und ihre Sachwalter wieder zu Herren des Proceßganges machte. Viel schwieriger aber schien die Reform des Criminalprocesses werden zu sollen, der eine vollkommene Umgestaltung der ganzen Gerichtsverfassung, namentlich Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes und der Patrimonialgerichtsbarkeit vorhergehen mußte. Auch hier war bereits eine Bresche in den alten Zustand gemacht. Auf Veranlassung des großen Polenprocesses von 1846, an dessen Bewältigung auf dem gewöhnlichen schriftlichen Wege man verzweifelte, war bei dem Kammergericht zu Berlin das mündliche Verfahren mit Staatsanwaltschaft und Vertheidigung eingeführt worden, so daß auch hier der schaffende Geist am Webstuhl der Zeit mächtig vorgearbeitet hatte und den Verordnungen von 1849 nur die letzte Consequenz einer völlig fertigen Entwicklung zu ziehen blieb. Vergeblich suchte man noch das gemüthlich-patriarchalische Verhältniß des Patrimonialherrn und seines Justiziars zu den Gerichtsinsassen, die Ersparnisse von Zeit, Kosten und Weitläufigkeit und Entschädigungsansprüche der Gerichtsherrn als Abwehr zu benutzen — die neue Zeit brauchte endlich ihr gutes Recht, und so sind eximirter Gerichtsstand und Patrimonialgerichtsbarkeit mit unbedeutenden Ausnahmen, die entweder nicht der Rede werth sind oder in ein anderes Capitel gehören, so radical in Preußen vertilgt, daß sie in wenigen Jahren ganz aus der Erinnerung geschwunden sein werden. Und doch waren sie so merkwürdige, in einer fernen Vergangenheit wurzelnde Institute, und haben, obwol nur Phantome, den realen Gewalten der neuen Zeit einen so hartnäckigen, zähen Widerstand entgegengesetzt, daß wir füglich einen Blick auf sie werfen können.

Die Gerichtsbarkeit im Staat ruht naturgemäß in den Händen des Staatsoberhaupts, das sie wol der Ausübung nach an andre übertragen, niemals aber aufhören kann, alleinige oberste Quelle alles Rechts zu sein. So war es ursprünglich auch in Deutschland. Der Kaiser war oberster Gerichtsherr, und als seine Stellvertreter übten der Pfalzgraf, die Grafen und die Centenare mit Zuziehung von Gemeideschöffen die Rechtsprechung. Schon früh kommt es vor, daß die Gebiete vornehmer Grundbesitzer, namentlich geistlicher Herrn, deren gebildeter und milder Leitung die Kaiser gern freien

Spielraum ließen, von der Einmischung der kaiserlichen Richter frei wurden (immunes ab introitu iudicum). Mit dem Sinken der kaiserlichen Macht finden wir dann aber allgemein die bei keinem andern als den germanischen Völkern vorkommende Erscheinung, daß die großen kaiserlichen Beamten ihr Amt in ein eignes Recht verwandeln und wie Privateigenthum verkaufen, vertheilen, vererben. Damit kommt auch die Gerichtsherrlichkeit in die Hände der nunmehrigen Fürsten, neben denen die kaiserlichen Gerichte anfangs eine concurrirende, dann eine subsidiäre Befugniß, ähnlich dem heutigen Instanzenzug behalten, bis auch diese den mächtigeren Fürsten gegenüber aufhört. Diese aber schienen ihre Macht nur errungen zu haben, um sie wieder an den ersten besten Unterthan, der Ehrgeiz und Geld hatte, zu verschleudern, und es ist nicht abzusehen, wie weit die Zerstücklung des deutschen Reichs durchgeführt worden wäre, hätte nicht das Bedürfniß größerer Staatenbildungen und der Genius einiger kräftigen Regentenhäuser dem Unheil der Kleinstaaterei endlich Schranken gesetzt. Am leichtsinnigsten war die Gerichtsherrlichkeit mit den daran hängenden Einkünften an Private durch Kauf, Verpfändung oder Verleihung überlassen worden, so daß die Städte, Rittergüter, Klöster und sonstigen geistlichen Corporationen fast sämmtlich eigne Gerichtsbarkeit hatten, in der Regel freilich nur die niedere, bisweilen auch die wichtigern Civilsachen, während schwerere Criminalfälle, der sogenannte Blutbann, immer bei den landesherrlichen Gerichten verblieb. Seitdem durch Eindringen des römischen Rechts und des kanonischen Processes die Schöffen fortgefallen und die Gerichtsherrn selbst ebenso wenig im Stande waren, Recht zu sprechen, beschränkte sich ihre Befugniß dann darauf, einen gelehrten Richter anzustellen und zu besolden, die Gerichtseinkünfte zu ziehen und davon außer der Besoldung auch die Kosten der Localitäten und sonstigen Utensilien zu tragen. Nachdem der Staat die Bedingungen für Proceßleitung, Anstellbarkeit und Absetzbarkeit der Patrimonialrichter mit denen für die königlichen Richter auf gleichen Fuß gebracht hatte und ein sehr weit gehendes Aufsichtsrecht über sie übte, war das ganze Institut zu einem bloßen Patronat geworden, das manche Einrichtungen erforderte, die wenn auch so erbärmlich wie die patrimonialen Sitzungs- und Gefängnißlocalitäten oder Depositalanstalten in der Regel waren, immer gemacht sein wollten; zu einem Patronat, das wenig Einfluß, noch weniger Revenuen brachte, aber dem Selbstgefühl des Gerichtsherrn nicht wenig schmeichelte, und alles in allem eine sehr überflüssige, unzeitgemäße Erscheinung in unserm Staatsleben war.

In denselben eigenthümlichen Verhältnissen hatte der eximirte Gerichtsstand seinen Grund. Wer mit einem Gerichtsherrn in Streit gerieth, konnte natürlich nicht von dessen eignem Gericht sein Recht nehmen. Daher war das competente Forum der Landesherrn bei den kaiserlichen, das Forum der

landsässigen Gerichtsherrn bei den landesherrlichen Gerichten. Ebenso natürlich war es, daß die Fürsten ihren Staatsdienern und Offizieren nicht vor Unterthanen, sondern vor ihren eignen Gerichten Recht sprechen ließen. Nachdem aber das Recht, wonach gesprochen wurde, materiell und formell ein gemeines Landesrecht geworden war, nachdem die Patrimonialrichter nicht nur alle Bedingungen der königlichen Richter erfüllen mußten, sondern wie in Preußen seit 1808 sämmtliche städtische Gerichte aus patrimonialen zu königlichen geworden waren, über denen die alten Oberlandesgerichte standen, gab es keinen zureichenden Grund mehr, die Beamten, Offiziere und Rittergutsbesitzer in der bisherigen Weise zu eximiren, dadurch die Rechtsgleichheit zu stören und die Verfolgung von Ansprüchen gegen eximirte Personen durch die oft 20 bis 30 Meilen betragende Entfernung der Obergerichte erheblich zu erschweren.

So lange diese Hindernisse bestanden, war an eine durchgreifende Verbesserung des Gerichtswesens nicht zu denken, denn diese setzte zunächst voraus, daß alle Kreisinsassen vor dasselbe Gericht gestellt werden können, und daß dieses Gericht dann durch eine collegialische Besetzung, welche gewissermaßen das altdeutsche Schöffenthum ersetzte, die Garantie für eine gründliche und solide Rechtsübung biete, welche Einzelrichter aus persönlichen und sachlichen Gründen viel weniger gewähren. Vor 1849 aber waren von 500 königlichen Untergerichten etwa ein Drittheil, von 6500 Patrimonialgerichten nur 14 collegialisch besetzt. Seit der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, des eximirten Gerichtsstandes und andrer weniger hinderlicher Einrichtungen, wie der Berggerichte und geistlichen Gerichte, sind die Grundzüge der preußischen Gerichtsverfassung folgende:

Auf einen Bezirk von 40,000 bis 70,000 Einwohner kommt ein Untergericht, das mindestens mit sechs, ausnahmsweise mit fünf Richtern einschließlich des Vorsitzenden besetzt sein und in der Kreisstadt, wenn 2 landräthliche Kreise zu einem Gerichtsbezirk vereinigt sind in der am günstigsten gelegnen seinen Sitz haben soll. In den Städten mit mehr als 50,000 Einwohnern wurden daneben die Stadtgerichte beibehalten, so daß wir 238 Kreisgerichte und 5 Stadtgerichte zählen, außer denen dann, wo das Bedürfniß es erfordert, noch Einzelrichter und ständige Deputationen an größern oder entlegnen Orten innerhalb des Kreises eingerichtet sind. Jedes dieser Gerichte zerfällt in 2 Abtheilungen; die erste für die streitige Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, einschließlich der Credit- und Subhastationssachen; die zweite für alle übrigen Geschäfte, namentlich also für Vormundschafts- und Hypothekenwesen. Für Voruntersuchungen, Uebertretungen, Injurien, und die sogenannten Bagatellsachen d. h. Civilprocesse, deren Object nicht über 50 Thlr. Werth hat, fungiren Einzelrichter, alle übrigen Gegenstände der streitigen

Civil- und Criminalgerichtsbarkeit kommen vor Collegien, die bei den Untergerichten in der Regel aus drei Richtern, und nur bei den Assisen, welche häufig für mehr als einen Kreis competent sind, aus fünf Richtern bestehen. Ueber diesen Untergerichten stehen 21 Obergerichte, welche die Appellations- und Recursinstanz und die vorgesetzte Aufsichtsbehörde für die Kreis- und Stadtgerichte ihres Sprengels bilden und für Lehns- und Fideicommißsachen die erste Instanz sind. Den Schlußstein dieses Rechtsgebäudes und seit dem 3. Januar 1852, wo der rheinische Cassationshof damit vereinigt wurde, die letzte Instanz für die gesammte Monarchie bildet das Obertribunal, durch welches nun die nach französischem Muster organisirte Gerichtsverfassung der Rheinprovinz mit der des übrigen Theils der Monarchie zusammenhängt.

Das französische System war zwar bei der Reform des preußischen zum Theil als Vorbild benutzt worden, hat aber doch so viele Eigenthümlichkeiten, daß wir etwas näher darauf eingehen müssen. Alle Sachen gehören dort bei 10 Thlr. Strafe zuerst vor den Friedensrichter, welcher versuchen muß, einen Vergleich zu Stande zu bringen, und für kleine und schleunige Sachen, für geringfügige Criminalvergehen zugleich die erste Instanz ist. Für größere Sachen sind dies collegialisch besetzte Landgerichte, über denen in zweiter Instanz die Appelhöfe und endlich als oberster Regulator des gesammten Justizwesens der Cassationshof steht, welcher nur die Befugniß hat, Urtheile wegen bestimmter Mängel zu vernichten, ohne selbst materielles Recht zu sprechen. Viel wichtiger als diese Unterschiede, welche im Ganzen nicht so groß und für die Rheinprovinz noch modificirt sind, ist es dagegen, daß die französischen Gerichte völlig von den Verwaltungsgeschäften befreit sind, welche bis heute einen überwiegenden Theil der Thätigkeit preußischer Richter in Anspruch nehmen und, wie die Aeußerungen des Regierungscommissars in der Commission für Justizsachen vor einigen Wochen vermuthen ließen, ferner in Anspruch nehmen werden. Die freiwillige Gerichtsbarkeit besorgen dort die Notare, die Vormundschaftssachen ein Familienrath in Verbindung mit dem Friedensrichter, der Schriftwechsel der Parteien bis zur Festsetzung und Klarmachung des Streitpunkts geschieht in gesetzlich bestimmten Fristen durch die Anwälte der Parteien unter Vermittlung der Unterbeamten des Gerichts. Die Staatsanwaltschaft, welche wir nur für den Criminal- und Ehescheidungsproceß erhalten haben, ist im französischen System ebenso für den Civilproceß eingeführt und vertritt in einer den drei Stufen der Gerichte entsprechenden Gliederung, jedoch aus absetzbaren Beamten unter dem unmittelbaren Einflusse des Ministeriums bestehend, das öffentliche Interesse d. h. die Ansichten der herrschenden Partei über das öffentliche Interesse. Mit diesen Abweichungen des französischen Systems, welche, wie gesagt, in der Rheinprovinz noch gemildert sind, haben

wir seit 1849 eine gleichmäßig durchgeführte Gerichtsverfassung im ganzen preußischen Staat, die an Würde und Zweckmäßigkeit gleich sehr den vorausgehenden Zustand überragt. Keine Exemtion, deren einstige Ursache längst verschwunden, beleidigt mehr das Gefühl der Rechtsgleichheit aller Bürger, kein junkerhafter Dünkel brüstet sich mehr mit dem Schein eines Titelchens von staatlicher Souveränetät. Die Majestät selbst ist wieder zum einzigen Quell der Rechtsübung geworden, und Oeffentlichkeit, Collegialität und ein dreifacher Instanzenzug bürgen dafür, daß er lauter und gleichmäßig fließt. Das sind die Grundlagen der heutigen preußischen Gerichtsverfassung, denen im Wesentlichen durch ihre Tüchtigkeit Dauer verbürgt wird, und von denen alle noch nöthigen neuen Reformen ausgehen können. Wie lange diese noch auf sich warten lassen, ist vor der Hand nicht abzusehen. Daß es aber nicht zu lange sei, ist namentlich in zwei Beziehungen dringend wünschenswerth. In Wenigem werden alle Sachverständigen so einstimmig sein, als in dem Lobe einer guten Justiz, die unter allen Stürmen und Schwankungen der Zeitverhältnisse dem Einzelnen wenigstens den gleichen Schutz und die gleichmäßige Beurtheilung seiner höchsten Güter, seiner Ehre, seiner Freiheit, seines Lebens und Eigenthums sichert. Durch gute Gesetze und Proceßordnungen allein läßt sich das nicht erreichen, denn die besten Gesetze entgehen selten dem Fluch der Mehrdeutigkeit. Es kommt also darauf an, die Anwendung der Gesetze in die Hand von Männern zu legen, welche vor allem, was mit Furcht und Hoffnung ein menschliches Herz schwankend machen kann, in ihrem Beruf so weit geschützt sind, daß sie für ihr Thun nur dem Gesetz und ihrem Gewissen verantwortlich sind. Daher ist in den besten Staatsverfassungen die Stellung der Richter immer von der der übrigen Beamten unterschieden gewesen. Sie empfangen ihr Amt auf Lebenszeit aus der Hand des Staatsoberhaupts und können nur auf eignes Verlangen oder wegen Vergehen gegen bestimmte Gesetzesvorschriften daraus entfernt werden. Das Aufrücken in ein höheres Gehalt, die Versetzung an andre Gerichte ist streng geregelt; sie dürfen keine Nebenämter bekleiden und keine Gratificationen empfangen. So beabsichtigte man 1848 auch in Preußen die Richter zu stellen, nachdem das vielangefeindete Disciplinargesetz von 1844 aufgehoben war. Leider aber ist dies eine von den vergeblichen Bemühungen jener Zeit. Denn durch das Gesetz vom 7. Mai 1851 sind die Richter wieder ohne Ausnahme einem Disciplinarverfahren unterworfen worden, das ihre Stellung vor 1848 eher verschlimmert als verbessert. Danach ist das Obertribunal für seine Mitglieder und die Präsidenten und Directoren der Appellationsgerichte, diese für ihre übrigen Mitglieder und die Richter der Untergerichte ihres Bezirks der competente Disciplinarhof. Die Versetzung in Anklagezustand erfolgt von Amtswegen oder auf Antrag des Staatsanwalts, der übrigens auch im erstern Fall gehört werden

muß. Die Bestimmung der Strafe, welche in Warnung, Verweis, Amtssuspension von drei Monaten bis einem Jahr, während welcher Zeit das Gehalt ganz oder bis auf einen nothdürftigen Theil fortfällt, und in Dienstentlassung mit Verlust von Titel und Pensionsansprüchen bestehen kann, erfolgt in Plenarsitzungen, an denen mindestens sieben Mitglieder einschließlich des Präsidenten Theil genommen haben müssen. Appellation ist innerhalb vier Wochen zulässig. Alle diese Bestimmungen wären sehr unverfänglich, wenn nicht die Gründe, aus denen ein Disciplinarverfahren eingeleitet werden kann, so außerordentlich vag und unbestimmt gefaßt wären. Es unterliegt nämlich jeder Richter den Vorschriften dieses Gesetzes (§ 1), der

1. Die Pflichten verletzt, die ihm sein Amt auferlegt;

2. sich durch sein Verhalten in oder außer dem Amte der Achtung, des Ansehens und Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt.

Welches Verhalten aber unter diese Bestimmung nicht zu fassen wäre, wenn man es nur darunter fassen will, ist vielleicht schwerer anzugeben als das Gegentheil. Ein Richter, welcher mehr als irgend ein Beamter seine ganze Persönlichkeit mit Bewußtsein, nicht blind, wie der Soldat es muß, einer höhern Macht opfert, darf so nicht gestellt werden. Das Gesetz mag ihm klar und bestimmt vorschreiben, was es von ihm fordert, was es ihm verbietet. Für das, was darüber hinausliegt, kann er nur seinem Gewissen und der Stimme eines Ehrenraths von Standesgenossen verantwortlich gemacht werden, wenn seine Stellung gegen den Mißbrauch discretionärer Gewalt geschützt sein soll; und das muß sie, nicht um der Personen, sondern um der Sache willen.

Die andre offne Frage in der preußischen Justizverfassung ist die Befreiung der Advocatur. In andern Ländern ist die Advocatur die Vorstufe des Richteramts und zählt 4, ja 8 und 10 mal so viel Mitglieder als dieses. In Preußen betrachtet ein Appellationsgerichtsrath es häufig als eine Gunst, wenn ihm eine Advocatenstelle übertragen wird und hat guten Grund dazu, denn es gibt kaum den vierten Theil so viel Anwälte als Richter und ihr Einkommen beträgt durchschnittlich so viel Tausende als das des Richters Hunderte. Dieses unnatürliche Verhältniß findet seine Erklärung theilweise in der Geschichte des preußischen Processes. Die monströse Form, welche der gemeine deutsche Proceß mit der Zeit angenommen hatte, gab die Proceßführung unbedingt in die Hände der Advocaten, welche allein in dem labyrinthischen Bau zu Hause waren, und leicht einen Schlupfwinkel oder eine Hinterthür auffanden, um die Entscheidung der gerechtesten und klarsten Sache Jahrzehnte lang zu verzögern. Den rastlosen Geist des großen Königs widerte dieser schleppende Justizgang an. Er entwarf selbst 1746 einen Plan, nach dem jeder Proceß in einem Jahre beendigt werden sollte, denselben, welcher 1748 als Proceßordnung

für das ganze Land publicirt wurde, und äußerte wiederholentlich seine Freude darüber, daß binnen 8 Monaten 2400 alte Processe „auf eine rechtliche und solide Weise abgethan worden seien.“ Lange aber bewährte die Neuerung ihren segensreichen Einfluß nicht, und so gab endlich der König 1780 einem alten Lieblingsplan des Justizminister von Carmer Gehör, durch welchen die sogenannte Inquisitionsmaxime in den Civilproceß eingeführt und die Anwälte überflüssig gemacht wurden, indem es nun Pflicht des Richters wurde, den wahren Sachverhalt von den persönlich erscheinenden Parteien zu ermitteln und, wenn ein Vergleich nicht zu Stande gebracht werden konnte, danach zu entscheiden. Das scheint dem Nichtjuristen auf den ersten Blick eine ganz vortreffliche Einrichtung. Erwägt man aber nur, wie dadurch der Richter mit in das Parteiinteresse hineingezogen wird, wie seinen Fähigkeiten und Kräften, die durch hundert Processe gleichzeitig in Anspruch genommen sind, die wichtigsten Sachen allein anvertraut, denen aber, welche das meiste Interesse daran haben, gänzlich aus den Händen genommen werden, so sieht auch der Laie, daß die 1833 und 1846 erfolgte Rückkehr zum alten Princip, welches die Parteien oder ihre Vertreter wieder selbst thätig macht, eine Wohlthat sein mußte. Trotzdem aber, daß die Anwälte schon unter der Inquisitionsmaxime nicht gänzlich hatten entbehrt werden können, scheint bis heute ein gewisses Odium gegen ihre Stellung im Proceß zu herrschen, welches dies nothwendige Uebel wenigstens auf eine möglichst geringe Zahl beschränken will. Mittlerweile macht sich das Bedürfniß nach Erweiterung oder Befreiung der Advocaten immer fühlbarer. Nicht nur die Masse aussichtsloser junger Juristen, welchen sich hier eine lohnende Thätigkeit öffnen würde, auch das Verlangen des Publicums drängt dahin, welches bei unerheblichen Streitobjecten nur mit Mühe einen Rechtsbeistand findet und, wie die Entwicklung des Rechts heute einmal ist, zu seinem eignen Schaden und zu des Richters Qual oft die begründetsten Ansprüche mit den ungeschicktesten Mitteln verfolgt. Sobald die nöthige Auswahl da ist, wird dies fortfallen und der Zwang, einen Anwalt zu nehmen, jeder nicht rechtsverständigen Partei auferlegt werden können. Darin liegt durchaus keine Beschränkung der Bürgerrechte, vorausgesetzt, daß die Partei neben ihrem Anwalt gehört werden und diesen vor den Richter begleiten darf, wie es schon im Begriff der Oeffentlichkeit des Verfahrens gegeben ist. Außer den wenigen proceßlustigen Originalen, zu deren Comfort auch die leichte Aufregung eines schwebenden Processes zu gehören scheint, hat heute kaum eine Privatperson die Kenntnisse, sich selbst in Civilsachen vor Gericht zu vertreten. Man wendet sich also, wenn Anwälte schwer zu haben sind, an den ersten besten Winkelconsulenten, der einen guten Anspruch oft schlecht genug verficht, und stets bereit ist, auch schlechte oder thörichte Klagen einzuleiten, deren ein ordentlicher Rechtsanwalt sich schon aus Rücksicht für

sein erworbenes oder zu erwerbendes Renommée nicht angenommen hätte. Statt einer Zunahme würde sich also wahrscheinlich eine Abnahme der Processe herausstellen; und das schon deshalb, weil der Anwaltzwang die von der verlierenden Partei zu tragenden Kosten vermehren, also gewissermaßen auf leichtsinniges Processiren eine Geldstrafe setzen würde. Natürlich müßten für arme Parteien, denen die Vorschüsse an den Anwalt unmöglich sind, Einrichtungen, ähnlich wie die französischen Bureaus d'assistance judiciaires getroffen werden, welche dafür sorgen, daß Armuth nicht zu einem unübersteigbaren Hinderniß werde, giltige Rechtsansprüche zu verfolgen. Ebenso wenig halten wir die Besorgniß für gerechtfertigt, daß durch Befreiung der Advocatur der Anwaltstand herunterkommen würde, wie das in einigen deutschen Nachbarstaaten allerdings geschehen ist. Sobald aber die preußischen Advocaten ganz dieselbe praktische Schule von fünf Jahren durchzumachen gehalten sind, wie heute die preußischen Richter, ist dafür kaum ein triftiger Grund anzuführen. Das Einkommen mancher Anwälte würde sich freilich bedeutend mindern, aber damit noch nicht die Ehrenhaftigkeit des Standes, für welche durch einen Ehrenrath und die Erleichterung des Ueberganges zum Richteramt bei denjenigen, welchen die besondern Eigenschaften eines guten Anwalts abgehen, vor allem aber durch die Oeffentlichkeit des Verfahrens vor den Augen und Ohren des controlirenden Publicums hinreichend gesorgt werden kann.

Mit diesen Andeutungen über den wahrscheinlichen nächsten Verlauf der preußischen Justizreformen wollen wir dieselben, so weit sie die Gerichtsverfassung und den Civilproceß betreffen, verlassen und zu einem nicht minder wichtigen und wahrscheinlich allgemeiner interessanten Theil derselben übergehen, dem Criminalproceß.

Deutsche Träume.

Deutsche Träume. Roman von Ludwig Steub. 3 Bd. Braunschweig, Vieweg. —

Die Selbstbekenntnisse Schillers. Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena, am 4. März 1857. Von Prof. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Hermann. —

Seit dem Werk der Frau von Staël über Deutschland gelten wir dem Ausland als ein reich begabtes, ja im Durchschnitt geniales Volk, welches aber den Fehler habe, das Traumleben mit der Wirklichkeit zu vermischen. Jeder Deutsche, bevor er sich gehörig legitimirt hat, steht im Verdacht, ein Träumer,

Poet oder Idealist zu sein. Bulwer hat einen seiner Romane dem deutschen Volk gewidmet, „einem Volk von Denkern und Kritikern". Es sind nicht blos die Ausländer, die so über uns urtheilen, unsere eigenen Schriftsteller haben es an ähnlichen Klagen nicht fehlen lassen und wenn es auch mancher mit dem Geständniß: „wir sind allzumal Träumer" so meint wie der Prediger auf der Kanzel, der sich selber im Stillen ausnimmt, so merkt man doch bei den meisten Schriftstellern ein geheimes unbehagliches Bewußtsein der Mitschuld heraus. Wenn aber die Dichter, die uns statt lebendiger Gestalten Traumbilder vorführen, sich dadurch zu rechtfertigen suchen, daß sie nur das geben können, was ihnen das Volk bietet, so wäre noch vorher festzustellen, wem der größere Theil dieser Schuld zur Last fällt. Einen Beitrag zur Lösung dieser Frage finden wir in den genannten beiden Schriften, die wir unter diesem Gesichtspunkt zusammenstellen.

Kuno Fischer charakterisirt die poetische Entwicklung Schillers von den Karlschülern bis zu der Professur in Jena als eine Reihe von Selbstbekenntnissen. In seiner Zeit konnte die Poesie keine andere Richtung haben, die ganze Empfindungsweise des Geschlechts machte es nothwendig. Die Uebereinstimmung mit der Natur galt als die höchste Aufgabe der Menschheit und diese Forderung mußte nothwendig zum Widerspruch gegen die überlieferten Sitten, gegen die geschichtlichen Mächte führen. Aber eine Natur, die alle positiven Zustände verleugnet, lebt nur in der Empfindung und Phantasie. Je mehr der Apostel der Natur seinen Phantasiemenschen liebt, je leidenschaftlicher flieht er die wirklichen. Diese Empfindung hatte zuerst Rousseau kräftig ausgesprochen, von ihm überkam sie Schiller, in seinem jugendlichen Enthusiasmus Rousseaus eifrigster Verehrer. Aber seine Bedeutung für die Culturgeschichte liegt eben darin, daß es ihm in stufenweiser Entwicklung gelang, die ideale Anschauung mit der wirklichen zu versöhnen. Es ist ihm gelungen, indem er Schritt vor Schritt seiner Wanderjahre beichtete, die phantasirende Empfindung, die sich zunächst gegen die Wirklichkeit nur negativ verhält, zu einer bejahenden poetischen Weltanschauung zu erfüllen. Bei seiner vorwiegend dramatischen Anlage gab er seinen Selbstbekenntnissen sofort eine dramatische Gestalt, aber in diesen Dramen erscheinen keine wirklichen, von dem Dichter abgelösten Charaktere, sondern nur die Projectionen seiner eignen Empfindungsweise. Das was sie wirklich darstellen, ist wesentlich verschieden von dem, was der Dichter mit ihnen beabsichtigt. So wechselt schon bei Karl Moor das heroische Pathos fortwährend mit dem idyllischen. Jeder mächtige Eindruck reißt ihn fort, die Gewalt der augenblicklichen Empfindung beherrscht ihn unwiderstehlich. Er ist auch in den böhmischen Wäldern derselbe Knabe geblieben, dessen Erinnerungen in ihm wach werden, wie er den Boden seiner Heimath betritt. Seine Phantasie spielt mit den Bildern fort,

die sie damals geschaffen und seine Seele lebt nur in diesen Phantasien. Moors Räuberthum ist nichts anders als ein verunglücktes Phantasiespiel. Er phantasirte sich zum Räuber, er wollte den Räuber spielen und seine Tragödie ist, daß sich mit dem wirklichen Leben und dem Ernst geschichtlicher Verhältnisse nicht spielen läßt. Mit dieser Erfahrung muß er sein Phantasieleben beschließen. Nur darin wuchert noch die überschüssige Phantasie, nur darin imponirt er sich selbst noch zu sehr, daß er glaubt, die sittliche Welt sei so leicht zu zerrütten.

Ebenso wenig ist Fiesco das geworden, was der Dichter wollte, er ist wie sein Dichter ein genialer phantasievoller bestimmbarer Jüngling, den jeder große Eindruck fortreißt und der am wenigsten gemacht ist, ein politischer Charakter zu sein. Man muß seiner Empfindungen vollkommen Herr sein, seinen Entwürfen, wie mächtig sie auch die Seele bewegen, in jedem Augenblick befehlen können wie Richard III.: „taucht unter ihr Gedanken!" und die Gedanken müssen in jedem Augenblick gehorchen, wenn ein politischer Charakter entstehen soll, wie Schiller seinen Fiesco im Sinn hatte. So wenig er selbst, der bewegte und bewegliche Dichter, seine Leidenschaften unterdrücken und ihnen gebieten mochte: „taucht unter ihr Gedanken!" — so wenig vermag es Fiesco, der Held seines politischen Trauerspiels. Fiesco verhält sich zu seinen Plänen ebenso wie Schiller zum Plan des Fiesco. Das künstliche Gewebe zerreißt jeden Augenblick an einer mächtig hervorspringenden Naturempfindung; jeden Augenblick wird es von einer Gemüthswallung überflutet, jeder verführerische Eindruck spielt dem Fiesco unwillkürlich die Fäden seines Plans aus der Hand. Sein poetisches Idyll ist eine Mondnachtschwärmerei, die nächste Morgendämmerung macht ihm andere Gedanken. Mit phantasirenden Empfindungen läßt sich schwärmen, aber nicht handeln. Zu großen Handlungen, welche erneuend und umgestaltend in das menschliche Leben eingreifen, gehören große praktische Naturen, besonnen und ausdauernd, menschenkundig und welterfahren, leidenschaftlich aber nicht wetterwendisch. Wirkliche Helden bedürfen noch andrer Triebfedern als Empfindung und Phantasie.

Auch Posa trägt durchgängig die Spuren einer Phantasie, die eben erst das Arkadien der Natur verlassen, eben erst den ernsten Schauplatz der Geschichte betreten hat. Er überträgt das Idyll der Natur auf die geschichtliche Welt; aber diese Naturform paßt nicht auf die Geschichte; weder ist das Ziel der Geschichte die bloße Weltbeglückung, noch weniger läßt sich dieses Ziel, wenn es überhaupt möglich wäre oder auch nur wünschenswerth, plötzlich erreichen und wie mit einem Schlage. In diesem Sinn beurtheilt, ist das geschichtliche Ideal Posas wirklich eine „sonderbare Schwärmerei". Gesetzt aber auch, ein Weltplan, wie er ihn im Sinn hat, wäre möglich, so wäre er nicht der Mann ihn auszuführen, denn die Ausführung hinge davon ab, daß die

richtigen Mittel ergriffen werden mit fester Hand, ohne jede Schwankung. Aber seine Phantasie ist mächtiger als sein Plan, zu jung und zu beweglich, um der Macht eines unberechneten und verführerischen Augenblicks zu widerstehen. Der ganze Plan scheitert an einem Moment, der seine Phantasie überwältigt und es bleibt ihm nichts übrig als für das Ideal einer geschichtlichen Welt zu sterben, die er idyllisch träumt.

Der Schlüssel zu dem Räthsel jener drei Stücke liegt nicht so tief versteckt, daß man ihn nicht schon vielfältig aufgefunden hätte, aber das schmälert das Verdienst Kuno Fischers keineswegs: er hat dem allgemeinen Gefühl einen schönen, geistvollen und correcten Ausdruck gegeben. Nicht das Gleiche können wir von seinem Versuch rühmen, in drei lyrischen Gedichten: Resignation, die Götter Griechenlands und die Künstler den Uebergang von dieser subjectiven Empfindungen zu einer objectiven nachzuweisen. Der Inhalt der Resignation soll folgender sein: „Genießen läßt sich nur die Gegenwart. Wer auf diesen Genuß Verzicht leistet, dem bleibt nichts übrig als die Zukunft, als die Hoffnung, daß die Zeiten erfüllen werden, was wir Großes gewollt und begonnen haben: dem bleibt also nichts übrig als der Glaube an die Geschichte." Darauf ist einfach zu erwiedern, daß sich von diesem angeblichen Inhalt in dem Gedicht kein Wort vorfindet. Wenn uns Kuno Fischer fragt, wie die letzte Zeile: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht in das Gedicht hineinkommt, so können wir ihm nur antworten, indem wir seine eigene Methode vom Dramatischen ins Lyrische übertragen: dieser letzte Gedanke schwebte Schiller ungefähr in der Weise vor, wie ihm der Charakter Fiescos und Posas vorschwebte, allein er wußte ihn nicht auszudrücken und so wurde denn jener erst gewollte Schlußsatz, der zu dem gegenwärtigen Inhalt des Gedichts in keiner Weise stimmt, da eingefügt, wo es eigentlich mit den Worten Posas heißen sollte: „O Gott das Leben ist doch schön!" oder etwas der Art.

Die Götter Griechenlands sind richtig erklärt, aber da Kuno Fischer bei dieser Gelegenheit auf anderweitige falsche Auslegungen aufmerksam macht, so muß hinzugefügt werden, daß dies Gedicht im Grund von allen neuern Auslegern vollkommen richtig und zuweilen besser erklärt ist als von Kuno Fischer, denn daß er um der Consequenz willen die Phantasiewelt der Götter Griechenlands ein „heroisches Idyll" nennt, ist doch wol nur eine Spielerei.

Die Götter Griechenlands schließen mit der Sentenz: „was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn!" d. h. mit dem ausgesprochenen Contrast der Poesie gegen das Leben. In den Künstlern dagegen erscheint die Kunst als die Erzieherin des Menschengeschlechts, die jeden Fortschritt der Gesittung bedingt, begünstigt und vollendet. „Nur ein Jahr," sagt Kuno Fischer,

liegt zwischen diesem Bekenntniß und den Göttern Griechenlands; und in diesem einen Jahr hat sich seine Weltanschauung mit der Geschichte und der Gegenwart ausgesöhnt und den letzten Mißklang, der sie noch störte, harmonisch gelöst." — Was aber noch viel merkwürdiger ist, jene Stelle ist überhaupt gar nicht vor den Künstlern, sondern nach den Künstlern geschrieben, denn sie steht erst in der zweiten Ausgabe des Gedichts. Zu dieser Ungenauigkeit hat sich Fischer durch sein Streben verleiten lassen, bei Schiller einen ununterbrochenen folgerichtigen Fortschritt zu einer immer richtigern Lebensauffassung nachzuweisen. Dieses wohlgemeinte Bestreben läßt sich nicht durchführen, weder in den lyrischen Gedichten, wo das mystische Reich der Schatten, das vom Künstler eine fast brahminenartige Abstraction fordert, in eine ziemlich späte Zeit fällt, noch in dem Drama, wo die Braut von Messina und die Jungfrau von Orleans auf den Wallenstein folgen. Selbst Wallenstein ist unter den Händen des Dichters nicht ganz das geworden, was er werden sollte. Auch bei ihm mischt sich das Idyll nicht selten verwirrend in den Heroismus und die Staatsklugheit.

Wir möchten überhaupt den ungeheuren Fortschritt, der sich in Schillers dichterischer Entwicklung augenscheinlich kund gibt, nicht in dem Stoff, nicht in der Lebensauffassung, sondern in der Kunstform suchen. Es ist schade, daß Fischer in der Charakteristik der ältern Dramen nur die eine Seite ins Auge gefaßt hat, nur die Beziehung zum Ideal der Menschheit, während er die Betrachtung der Kunstform ganz hintansetzt. Was er hier von Schiller sagt, könnte man mit demselben Recht auf Goethe anwenden. Auch Goethe hat im Grunde nur große Confessionen gegeben. Zuerst den Götz, Werther, Faust, Prometheus; den Clavigo, Egmont, die Mitschuldigen (denn diese gehören auch dazu); dann in der zweiten Periode Tasso, Meister, Iphigenie; endlich in der dritten die Wahlverwandtschaften und Wanderjahre. Auch Goethe ging wie Schiller aus der Hitze des Titanismus zuerst zur Schattenwelt der Antike, dann wenigstens in der Tendenz zum modernen realistischen Leben über, aber bei ihm werden wir sehr unschlüssig sein, welcher Periode wir den Preis zuertheilen; für die dritte Periode wird sich niemand, die meisten für die erste erklären. Die dichterische Kraft strömte in seiner frühsten Jugend mit einer so unwiderstehlichen Gewalt aus seinem Herzen hervor, daß man kaum die vollendete Reife der Bildung vermißt. Sein poetischer Ausdruck ist vollkommen, nicht blos für den Augenblick hinreißend, sondern durch seine ewige Wahrheit überwältigend, seine Einsicht hat sich später unendlich erweitert, aber man kann kaum sagen, daß sie sich vertieft hat.

Ganz anders bei Schiller. Ein außerordentliches dramatisches, namentlich theatralisches Talent läßt sich in seinen vier ersten Stücken nicht verkennen, aber im Uebrigen läßt sich auf sie wie auf seine früheste Lyrik das Wort

anwenden, welches Voltaire mit Unrecht über Shakspeare aussprach: man glaubt es mitunter mit einem betrunkenen Wilden zu thun zu haben. Wir meinen damit nicht blos die Kraftausdrücke, in denen Schiller alles überbietet, was Lenz oder Bürger oder Heinse in ihrer Sturm- und Drangperiode gesagt haben, sondern hauptsächlich die hohle Declamation, die den Sinn entweder schief ausdrückt oder sich auch wol des Sinns ganz überhebt. Und zu welcher Meisterschaft in der Form hat er es in seinen spätern Dramen gebracht! Wenige Ausnahmen abgerechnet ist die Sprache klar, energisch, ergreifend und maßvoll. Während Goethe seinen Genius immer mehr an kleine Aufgaben verschwendet, in der Composition immer mehr die Kunstform aufgibt, stellt sich Schiller mit jedem neuen Werk in der Technik sicherer und mit der errungenen Meisterschaft nimmt auch seine Productivität immer zu. Dabei ist noch ein Umstand ins Auge zu fassen. Schillers Andenken umschwebt der Nimbus einer gewissen Heiligkeit, vor der auch der Sünder sich beugt: diesen Ausgang würde man aber in seiner Jugendgeschichte bis zu seinem dreißigsten Jahr kaum erwarten. Aus einer wilden und unreifen Jugend erhob sich der Dichter durch die Kraft des Willens zu jener vollendeten sittlichen Gestalt, die wir noch heut verehren, während Goethe nie daran dachte, seinen angeborenen edlen Instinct durch allgemeine Ideen zu befestigen.

Goethe war ein Günstling der Natur; das Herrlichste, wonach der Mensch begehrend die Hände ausstreckt, ward ihm im Traum gewährt; weder in der Kunst noch im wirklichen Leben hat er je die bittere Nothwendigkeit angestrengter Arbeit empfunden. Seine Seele war wie ein Spiegel, der alle Eindrücke der Welt verschönert wiederstrahlte. Er ließ die Bilder flüchtig vorübergehen, zufrieden, wenn das eine oder das andere sich fragmentarisch fixirte. Er sah die Welt nur in seinen Freunden, die dem Dichter huldigten, weil sie den Menschen verehrten. Die objective Wirkung seines Kunstwerks war ihm gleichgiltig und durfte ihm gleichgiltig sein. Schiller sah nichts, was er nicht mit Anstrengung suchte, er begriff nichts, was er nicht methodisch durchdrang. Bei ihm konnte die Bildung nur die Frucht sauern Schweißes sein, aber ein eiserner Wille ersetzte diese Unvollkommenheiten seiner Natur, wenn man sie so bezeichnen darf, und fast möchten wir es ein Glück nennen, daß er äußerlich genöthigt war, die Wirkung seiner Werke auf die Menge zu berechnen, und zu diesem Zweck sich mit vollem Bewußtsein die Kunst anzueignen. Mit reichem Talent waren beide Dichter von der Natur ausgestattet, aber die Schönheit empfing der eine eine Gabe noch als halbes Kind aus ihren Händen, die sie dem andern als fernes Ziel auf einem dornenvollen Pfade vorhielt. Wer wollte entscheiden, welcher von beiden der begünstigtere war.

Beide Dichter haben das Reich der deutschen Träume um ein Beträcht-

liches vermehrt. Sie haben auf Kosten der Wirklichkeit und ihres Gesetzes das Gemüthsleben in all seinen Nuancen verherrlicht und ihm eine Kraft und Wirksamkeit beigelegt, die ihm in der That nicht zukommt. Sie handelten darin im Sinn und Charakter ihrer Zeit. Wenn Schiller in der berühmten Abhandlung, die unsere Aesthetik durch sehr bedeutende Begriffsbestimmungen bereichert, sie aber auch vielfach in die Irre geführt hat, die gesammte moderne Poesie im Gegensatz zur antiken als sentimental bezeichnet, so war das ein Irrthum, den man durch eine unvollkommene Kenntniß der Thatsachen entschuldigen, den man aber heute nicht mehr nachsprechen darf. Desto treffender ist jene Bezeichnung für die Poesie des 18. Jahrhunderts. Sentimentale Perioden der Literatur d. h. Perioden, in welchen der Geist der höhern Gefühls- und Verstandesbildung mit dem Gesetz der Wirklichkeit zerfallen war, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber sie traten sonst durchweg erst dann in das Leben einer Nation ein, wenn die poetische Kraft abgeschwächt war. Das Eigenthümliche des 18. Jahrhunderts liegt darin, daß wenigstens für Deutschland der Gegensatz zwischen der innern und äußern Welt im Augenblick der höchsten poetischen Kraftanstrengung eintrat. Während sonst bei allen Völkern die classische Poesie den reifsten Ausdruck der wirklichen Volksbildung gibt, steht die classische Poesie der Deutschen zur wirklichen Volksbildung in einer entschiedenen Opposition. Da ihr aber kein bestimmtes Ziel vorschwebt, dem man folgerichtig zustreben könnte, so ist ihr Charakter zugleich sentimental, schwermüthig, verstimmt, und es begegnet ihr fast überall, daß sie die Schwäche feiert, wo sie die Kraft zu verherrlichen glaubt. Das gilt von Werther, Götz, Faust, Tasso u. s. w. nicht minder, als von Karl Moor, Fiesco und Marquis Posa. Der tiefere Grund dieser seltsamen Erscheinung liegt darin, daß der sittliche und ästhetische Geist des griechischen Alterthums sich von der Theologie und dem politischen Mechanismus loszureißen strebte, der seit zwei Jahrhunderten das nationale Leben erstickte.

Als Erbin des Pietismus, als Zeitgenossin der französischen Revolution eröffnete die deutsche Dichtung, im Gegensatz zur prosaischen Wirklichkeit, den Schacht des Gemüths, und da sie für die Fülle desselben keine reale Gestalt vorfand, so legte sie Maskenbilder an, die bald der homerischen Welt, bald dem Mittelalter, bald auch einem rein phantastischen Traumleben entnommen waren. Der Zauber, den die mächtige Persönlichkeit unserer Dichter, namentlich Goethes und Schillers, auf die unreife Masse ausübte, rief nicht blos eine zahllose Menge von Nachahmern hervor, die gleich ihren Vorbildern starke Velleitäten mit schöpferischer Kraft verwechselten, sondern sie hat auch in einer Periode, wo das Reich des bloßen Ideals nicht mehr genügen wollte, höchst verwirrend auf das öffentliche Leben eingewirkt, da nun die Werther, die Karl Moor, die Ardinghello, die Allwill, die Faust u. s. w. anfingen,

auf der Gasse zu predigen und an den Staat die Zumuthung stellten, er solle jeden gemüthlichen Einfall, den ihnen irgend ein Dämon eingab, augenblicklich verwirklichen.

Hier ist eine Bemerkung einzuschalten, die man häufig übersieht und die doch von der größten Wichtigkeit ist, wenn man sich nicht der verkehrtesten Urtheile schuldig machen will. Jeder aufrichtige Freund des Vaterlandes und der Menschheit hat das Recht, auch die größte, die schönste Erscheinung anzufechten, sobald etwas in ihr enthalten ist, was die Gesundheit des Volks vergiftet. Nur die weinerlichen schwachmüthigen Jünger der Romantik werden Lessing tadeln, daß er zum Werther, dessen poetische Kraft er keinen Augenblick verkannte, einen cynischen Schluß wünschte. Aber man muß einen gewaltigen Unterschied machen zwischen den Schöpfungen, die mit unmittelbarer Frische aus der Seele hervorquellen, die man daher als nothwendige Naturerscheinungen begreifen muß, und den Kunstwerken der bloßen Reflexion, die dem Strom des Geschmacks folgen, ohne ein inneres Leben zu enthalten: man muß einen gewaltigen Unterschied machen zwischen Goethes Wilhelm Meister und Immermanns Epigonen, obgleich beide in dieselbe Classe gehören. In unserer Zeit ist es nicht die innere Nothwendigkeit des Gemüths, die zu ähnlichen Verirrungen führt, sondern die falsche Geschmacksbildung, oder gradezu die Reminiscenz.

Wir haben vor einigen Jahren, als wir noch sehr lebhaft die Nachwehen der sogenannten Revolution von 1848 empfanden, an einem damals vielgelesenen und vielgefeierten Roman, an Gutzkows Rittern vom Geist, ein strenges Gericht ausgeübt, nicht um den Dichter zu bekämpfen, der immer noch talentvoller ist als viele andere, sondern eine Krankheit, die sich aus einer acuten in eine chronische zu verwandeln drohte. In den Rittern vom Geist waren die Enkel von Karl Moor, von Werther, von Faust und all den übrigen Selbstquälern versammelt, die ungleich ihren Vorfahren an der unmittelbaren Verbesserung der öffentlichen Zustände arbeiteten. Voll von geistreichen Einfällen, von unklaren Velleitäten, waren sie in Bezug auf ihre Ideale so liberal, daß sie die entgegengesetzten Richtungen in sich aufnahmen, wenn sie nur von geistreichen Persönlichkeiten getragen wurden. Daß dieses Geschlecht der Ritter vom Geist noch nicht ausgestorben ist, darüber belehrt uns auf eine erschreckende Weise der neue Roman: Deutsche Träume.

Der Verfasser erfreut sich eines geachteten Namens, er hat sich als antiquarischer Forscher und als liebenswürdiger Tourist ein gerechtes Ansehen erworben, im Fach der Novelle scheint dies sein erster Versuch zu sein. Nur im Vorbeigehn wollen wir bemerken, daß sich einzelne sehr ansprechende Bilder, treffende Zeichnungen namentlich satirischer Art und interessante Bemerkungen darin vorfinden. Die Composition erhebt sich nicht über das ge-

wöhnliche Niveau, der Reichthum der Erfindung ist nicht groß. Was uns hier ausschließlich beschäftigt, ist die scharf ausgeprägte Tendenz.

Man pflegt zu behaupten, die Demokratie sei ausgestorben. Versteht man darunter eine politische Partei, die weitergehende Ziele verfolgt als wir, aber bestimmt angeschaute und erreichbare Ziele, etwa die Partei Waldeck in der ehemaligen preußischen Nationalversammlung, so würden wir das Aussterben dieser Partei, auch wenn wir sie oft bekämpft haben, im Interesse der öffentlichen Staatsentwicklung nur bedauern. Grade weil die entgegengesetzte Seite so stark vertreten ist, wird ein Gegengewicht erfordert, um den Compromiß, die Seele alles politischen Fortschritts, möglich zu machen. Erst wenn die Demokratie in diesem Sinn in dem preußischen Landtag ihre Vertretung findet, wird dieser der vollständige Ausdruck des preußischen Volks sein.

Versteht man dagegen unter Demokratie, und das geschieht gewöhnlich, die Neigung, auf bloße Einfälle des Gemüths die Politik zu gründen, Fragen, welche die angestrengteste Aufmerksamkeit des Verstandes erfordern, durch Geschrei, durch Toaste, oder durch ein Bonmot zu entscheiden, so wäre es in der That hohe Zeit, daß man dieses Geschlecht der deutschen Träumer, oder besser gesagt der deutschen Kinder, endlich beseitigte. Dies ist die Demokratie, welche Gutzkow in den Rittern vom Geist, welche Steub in den deutschen Träumen verherrlicht, oder beschönigt — beides kommt poetisch betrachtet auf dasselbe heraus. Es ist vielleicht die seltsamste Erscheinung, daß Steub die kindische Verkehrtheit seiner Helden ganz richtig durchschaut, die Ironie sogar ziemlich stark hervortreten läßt, und sie doch als Helden, nicht als Don Quixotes behandelt. Der Eindruck dieser doppelten Stimmung ist so wunderlich, daß man fast annehmen möchte, der Verfasser habe ein altes unter einer ganz andern Ansicht geschriebenes Manuscript nach seiner neu gewonnenen Ueberzeugung durchgearbeitet, ohne daß es ihm doch gelungen wäre, eine einheitliche Farbe herzustellen.

Vier Knaben spielen im Gartenhaus einer kleinen Stadt mit Korkschiffen, die sie als eine Flotte behandeln, nach entfernten Gegenden entsenden; der eine ist König, der andere Admiral u. s. w., wie man es eben als Knabe zu machen pflegt.

Nach einigen Jahren finden sich diese vier als Jünglinge wieder zusammen, der eine ist Referendarius, der andere ein reicher Junker, der dritte sein Bedienter, der vierte angehender Yankee. Sie veranstalten in jener kleinen Stadt mit Hilfe einiger einfältigen Spießbürger eine politische Demonstration, wo sie mehr wohlgemeinte als inhaltreiche Reden halten; die Polizei jenes Orts nimmt sich ganz gegen das Costüm der vierziger Jahre der Sache an, der Referendarius wird wegen seiner Rede in erster Instanz zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt, der Junker, der sich wahrscheinlich noch als echter

Corpsbursch betrachtet, befreit ihn mit Hilfe seines Bedienten bei hellem lichten Tage auf dem Markt durch einen kühnen Reiterangriff und als die Sache endlich doch mißlingt, bricht eine ganze Bande in das Gefängniß ein, darunter der Yankee, der mit dem unvermeidlichen Revolver unter die Leute schießt, als ob er Büffel vor sich hätte, und bei dieser Gelegenheit kommt der Referendarius ums Leben. Das sind die Helden der Begebenheit, dazwischen spielen dann pedantische Juristen, nichtswürdige Präsidenten, liederliche Baronessen u. s. w. die bekannte Rolle. Vielleicht die meisten der hier geschilderten Scenen sind im wirklichen Leben vorgekommen, aber wir müssen unsere schon häufig ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen, daß dieser Umstand noch keineswegs ausreicht, ihnen ein Bürgerrecht in der Poesie zu verschaffen. Der Dichter, auch der Romanschreiber hat nicht die Aufgabe, uns die Misere vorzuführen, die sich jedem Menschen ohne fremde Beihilfe aufdrängt, sondern das Bedeutende ans Licht zu stellen, das sich dem gewöhnlichen ungeübten Blick entzieht. Das gilt vom Idealisten wie vom Humoristen. Wird dagegen eine Satire beabsichtigt, so muß sich klar erkennen lassen, wem die Satire gilt. Die bloße Verstimmung ist das unfruchtbarste Gefühl, das es auf der Welt gibt, und muß am entschiedensten aus der Dichtung verbannt werden, die uns aus der Misere des Gewöhnlichen erheben soll. Dem talentvollen Verfasser wünschen wir aufrichtig, daß er durch diesen Tribut an die Mode der Zeit die Krankheit der „deutschen Träume" von sich abgeschüttelt haben möge.

J. S.

Die Bedeutung der Ständeversammlung in Stuttgart.

Am 4. Mai dieses Jahres haben die Stände des Königreichs Würtemberg nach einer Unterbrechung von vielen Monaten ihre Verhandlungen wieder aufgenommen. Wenn nun zwar die Landtagssitzungen eines mittleren oder kleineren deutschen Staates an sich nur sehr wenig Anziehendes für die nicht diesem Staate angehörigen Deutschen zu haben pflegen: so dünkt mir das bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, bei der gleichen Noth, welche uns alle drückt und im Hinblick auf das öffentliche Leben im Königreich Würtemberg hinsichtlich der jetzt schwebenden Verhandlungen ein Anderes. Es sind die gleichen Ansprüche und die gleichen Versuche, welche in ganz Deutschland die Runde machen, bald offener, bald versteckter, bald pochend auf den Buchstaben des Gesetzes, bald gehüllt in das materielle Recht, das ge-

beugt worden im Drang der Zeit, bald vornehm selbst diese Hülle gleich einem Schwachheitsmantel von sich weisend. Es ist die Reaction des Adels und der Kirche; und diese politische Strömung spiegelt sich in den Verhandlungen der gegenwärtig da und dort tagenden Stände. Wenn ich aber im vorliegenden Fall für Würtemberg das Vorrecht beanspruche, so liegt der Grund darin, daß in anderen Ländern von einem eigentlichen Kampfe nicht geredet werden kann, in Würtemberg aber eine Widerstandskraft im Volke sich rührt, welche den Ausgang noch sehr ins Ungewisse setzt. Denn diejenige Macht, welche heutigen Tags wieder das große Wort zu führen strebt, der Adel, hat bei der Entwicklung des würtembergischen Staates so gut wie keine Rolle gespielt. Der Adel wars, der es vorzog, bei den schließlich zum tübinger Vertrag 1514 führenden Verhandlungen sich nicht zu betheiligen, weil es sich in jenen Berathungen — wie wenigstens die herrschende Annahme ist — vom Zahlensollen handelte. (Wächter würt. Privat.-R. Bd. I. S. 140. ff.) Die Landesstädte, die Bürger, und nicht der Adel, waren es, welche den Aufruhr des „armen Konrad" dämpften; der Adel aber wars, der in Verbindung mit den Reichsstädten im Jahre 1519 den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb.

Ich habe diese Thatsachen nur angeführt als Vorläufer zu dem entscheidenden Schritt, der nicht lange mehr auf sich warten ließ. Im Jahr 1559 erklärte der deutsche Kaiser Ferdinand I. den schwäbischen Adel für reichsunmittelbar, der eben damit aus allem würtembergischen Unterthanenverbande austrat und höchstens durch das Lehensband noch theilweise mit dem Herzog verknüpft blieb. Es konnte zwar nicht fehlen, daß allmälig wieder ein landsässiger Adel sich bildete. Der Glanz des herzoglichen Hofes zog an; es lockte die Aussicht auf die höchsten Würden im Lande, wol auch die Hoffnung auf Verbesserung der finanziellen Lage. Mancher unterwarf sich wieder; daneben wurde auch wol hin und wieder ein Bürgerlicher in den erblichen Adelstand erhoben. So findet man nun allerdings eine Adelsbank im herzoglichen Hofgericht, Privilegien adeliger Güter und anderes mehr. Allein als politischer Stand hat sich in Würtemberg bis in das neunzehnte Jahrhundert der Adel nicht mehr geltend zu machen vermocht. Die einzigen verfassungsmäßigen Vertreter des Landes waren die Prälaten und die Deputirten der Landschaft, d. h. die Abgeordneten der Städte und des zu demselben gehörigen Amtes. So hat also der Adel in Würtemberg keine mit der Entwickelung des Landes verwachsene Geschichte, keine das Volk in seinem innersten Leben erfassende Wurzel. Er ist größtentheils neu von außen hereingekommen und findet im Lande selbst keinen Rückhalt und keine Sympathie. Aber noch mehr! Es war nicht opferbereites Aufgeben seiner Rechte, kein Act freiwilliger Unterwerfung, was den reichsunmittelbaren Adel unter die Souveränetät des Königs von Würtemberg gebracht hat. Durch einen Act der

Gewalt hat König Friedrich Besitz ergriffen von den Gebieten dieser Herrn. (Wächter ibid. S. 697 ff. S. 806 ff.) Die völkerrechtliche Sanction folgte großentheils erst nach. Die Rheinbundacte vom 2. Juli 1806 wollte zwar den ehemaligen Reichsfürsten und Reichsgrafen wenigstens einen bevorzugten Rechtszustand vergewissern; König Friedrich schien auch anfänglich darnach zu handeln; aber bald entzog er ihnen nicht nur ein Vorrecht ums andere, sondern beschränkte sogar den ganzen Adel noch mehr, als die übrigen Staatsbürger. 1) Ges. v. 22. April 1808, Verordnung vom 26. April 1812 hinsichtlich der Fähigkeit zu Errichtung von Familienfideicommissen 2) Verordnung v. 11. Septbr. 1807 hinsichtlich der Wahl des Wohn- und Aufenthaltsorts; 3) Decret v. 14. Juni 1808 hinsichtlich der Eingehung von Ehen. Privilegirter Gerichtsstand, der Adelstitel und einige nichtssagende Ehrenvorzüge waren das Einzige, was ihnen noch gelassen wurde. Das war der Einstand des Adels in die würtembergische Unterthanenschaft. Ist unter diesen Umständen wol anzunehmen, daß den würtembergischen Adel eine tiefgewurzelte Neigung an den Thron fesselt? und ist anzunehmen, daß der ehrwürdige Monarch, welcher nun mehr als 40 Jahre segensvoll dieses Land regiert, dem Adel näher stehe, als dem Volk, welches treu an seinem Fürstenhause gehangen Jahrhunderte lang? — Erscheint demnach diese anderswo vor der Hand wenigstens siegreiche und ihren Sieg gehörig ausbeutende Macht in Würtemberg mehr oder weniger als eine Scheinmacht, so erhebt sich doch neben ihr eine andere, deren unheimliche Stärke heutigen Tags wol niemand mehr bestreiten wird — eine Macht, unerschöpflich in bereiten Mitteln und unübertroffen in Auffindung neuer Hilfsquellen — eine Macht, gewaltig durch die Huld der Höfe und furchtbar durch die Wucht der Massen — die katholische Kirche.

Den würtembergischen Ständen scheint es beschieden, für Deutschland als die ersten verfassungsmäßigen Volksvertreter in die Schranken zu treten gegen die neu wieder geltend gemachten Ansprüche des römischen Stuhles auf Rechte, welche nach heutigen Begriffen mit der Staatsgewalt verknüpft erscheinen, als unerläßlich zu Erfüllung ihrer Aufgabe. Ich will nicht auf die einzelnen Bestimmungen der im vorigen Jahre zu Stande gekommenen Vereinbarung zwischen der römischen Curie und der königlich würtembergischen Regierung näher eingehen. Das ist von anderer Seite weitläufig und erschöpfend geschehen. Ich will nur einen flüchtigen Blick werfen auf die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Würtemberg, um vorzubereiten auf das, was kommen wird; denn alle Sprünge in der Entwickelung der Staaten und Volksstämme sind nur scheinbar.

Durch den Landtagsabschied von 1565 wurde das evangelisch-lutherische Bekenntniß zur Landesreligion erklärt d. h. nach damaliger Auffassung: nicht

allein zur herrschenden, sondern zur einzig zulässigen Religion erhoben [Wächter ibid. S. 169]. Es regierten nun zwar von 1733—1797, also um ein Gutes länger als ein halbes Jahrhundert, katholische Landesherrn; aber der alte, völlig ausschließende Charakter der evangelisch-lutherischen Confession blieb bestehen troß aller Versuche. Ein Privatgottesdienst war das Einzige, was man dem Herzog zugestand und Katholiken konnten gesetzlich nicht einmal zu Beisitzern in einer Gemeinde, geschweige denn zu Bürgern aufgenommen werden. (Wächter ibid. S. 389 ff.) Ein protestantischer Fürst sollte es sein, der nachmalige König Friedrich, welcher den Weg der religiösen Duldung einschlug und schließlich, nachdem allerdings infolge der großen neuen Gebietserwerbungen beinahe ein Drittheil seiner Unterthanen aus Katholiken bestand, durch das Religionsedict von 1806 die beiden evangelischen und die katholische Kirche im ganzen Lande rechtlich einander gleichstellte. Damit war das Verhältniß der Kirchen zueinander gegeben. Die Grundlagen für das Verhältniß der Kirche zum Staate, die Grenzen zwischen den Gebieten dieser beiden großen sittlichen Organismen gab im Wesentlichen richtig die Verfassungsurkunde von 1819 §§. 70—73, 78, 79. Der Kirche kommt volle Freiheit zu in Anordnung ihrer innern Angelegenheiten; aber durchweg steht sie unter der oberſthoheitlichen Aufsicht des Staatsoberhaupts. Der König hat das Recht der Einsicht und Genehmigung vor Verkündigung oder Vollzug jedweder Verordnung von Seiten der Kirchengewalt, von ihm hängt die Besetzung geistlicher Aemter ab und die Kirchendiener sind in Ansehung ihrer bürgerlichen Handlungen und Verhältnisse der weltlichen Obrigkeit unterworfen. Nun ist im vorigen Jahr die schon erwähnte Vereinbarung erfolgt, die das landesherrliche Placet aufhebt, einen durchaus freien Verkehr zwischen dem römischen Stuhle und den würtembergischen Unterthanen katholischer Confession einräumt, eine kirchliche Gerichtsbarkeit im Sinne kanonischer Anschauungen wiederherstellt; ja eine Strafgewalt selbst über Laien zuläßt, dem Bischof die weitgehendsten Rechte in Schulsachen zugesteht, so daß dieser z. B. den Professoren an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen, die Staatsdienerrechte genießen, von jetzt an nach freiem Ermessen die Befugniß, Vorlesungen zu halten, soll entziehen können — eine Vereinbarung endlich, welche die weitgreifendsten Einräumungen macht hinsichtlich des Kirchenvermögens und der milden Stiftungen sowie hinsichtlich der Besetzung von Kirchenämtern und die Auslassung des Eids der Bischöfe auf die Staatsgesetze gutheißt. In diesen Bestimmungen liegt eine Beseitigung von zu Recht bestehenden Gesetzen des Staates. Da aber nach §. 85 der Verfassungsurkunde „ohne Einwilligung der Stände durch Verträge mit Auswärtigen kein Landesgesetz abgeändert oder aufgehoben werden kann: so sind jedenfalls einzelne Bestimmungen dieser Vereinbarung den Kammern zum Behuf der verfassungsmäßigen Zustimmung vorzulegen.

Gegen diese Gegner steht das Volk in seinen Vertretern. Wenn nun dasselbe in andern Ländern fast ohne Gegenwehr dem Drucke nachgegeben: so verachte man hier seine Widerstandskraft nicht! Denn nicht allein ist im vorliegenden Fall die Macht der Gegner an sich eine schwächere als anderswo, — die des Volkes dagegen besitzt eine Intensivität, wie man sie sonst selten treffen möchte. In Würtemberg hat es keine blutigen Straßenkämpfe gegeben; aber in Würtemberg hat mehr denn einmal die öffentliche Meinung überraschend gesiegt über die Ansichten dieses oder jenes Ministers. Auch hierfür liegt der Grund in der Entwicklung des Staates. Ich könnte weit zurückgehen, um nachzuweisen, wie bei allem Druck in anderen Dingen die würtembergische Landschaft die Verfassung des Landes und vor allem die Kirche des Landes gewahrt mit einer Energie, die nicht selten sehr an Gewaltsamkeit gestreift hat. Es wird genügen, wenn ich an Ereignisse aus diesem Jahrhundert erinnere, aus denen erhellt, daß der Bruch mit der alten ständischen Verfassung zwar geschehen ist; aber nicht wegen gänzlichen Außercoursgerathens und Vergessenseins, sondern als freier Tausch. Die Verfassungsurkunde vom 25. September 1819 hat das Volk nicht mit unbekannten Rechten überrascht, mit denen dasselbe vor der Hand gar nicht gewußt hätte, was anfangen. Im Gegentheil: diese Urkunde erschien damals in Würtemberg kaum als Ersatz für die ständische Verfassung des alten Landes, welche der neue Souverän, König Friedrich, am 30. December 1805 aufgehoben hatte, als „eine in die jetzige Zeit nicht mehr passende Einrichtung". Das war ein Gewaltstreich und wurde auch als Gewaltstreich behandelt. Denn als am 15. März 1815 König Friedrich der von ihm neu einberufenen, von der altwürtembergischen Landesversammlung übrigens wesentlich verschiedenen „ständischen Repräsentation" den Entwurf einer Verfassungsurkunde eigenhändig übergab und deren Inhalt sofort beschwor: da geschah es, daß die Versammlung einstimmig den Beschluß faßte, diese Urkunde nicht als Grundgesetz des Landes anzuerkennen, sondern lediglich auf Grundlage der altwürtembergischen Verfassung, die nur widerrechtlich unterdrückt sei und gesetzlich noch bestehe, eine Unterhandlung zu verlangen. (Mohl würt. Staatsrecht Bd. I. S. 31 ff.) Vier Jahre lang haben sich die Verhandlungen hingezogen, trotzdem, daß König Friedrich selbst noch († 30. Oct. 1816) für Altwürtemberg d. h. das ehemalige Herzogthum die rechtliche Giltigkeit der alten Verfassung anerkannte und nur hinsichtlich Neuwürtembergs d. h. der neuerworbenen Landestheile jeden Anspruch an dieselbe bestritt, er also ebendamit die Verfassungswidrigkeit seiner eignen That eingestand und das Volk sich füglich als Sieger betrachten konnte, während die Landesvertreter, damit nicht zufrieden, die neuen Erwerbungen als Anwachs auffaßten, der das Schicksal des Hauptlandes zu theilen habe. Man hat dieses beharrliche Festhalten der Landesvertretung an ihrem „alten guten

Rechte", namentlich dem volksfreundlichen Entgegenkommen des jetzt regierenden Königs gegenüber, als ein engherziges Kleben am Alten zu verschreien für gut gefunden. Aber Eines haben sie doch erreicht, diese engherzigen Landesvertreter, sie haben dem Volke eingeprägt, daß es von Alters her auch Rechte habe und große Rechte; ihnen hat das heutige Geschlecht mit zu verdanken, das Vorhandensein einer ihrer Macht bewußten öffentlichen Meinung.

Geht man nun aber von diesen Voraussetzungen aus, so ist klar, daß bei dem nun beginnenden verfassungsmäßigen Wettkampf die Streitkräfte ganz anders vertheilt sind, als in manchem anderen deutschen Lande und daß es nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, wenn der Zeitstrom eine Richtung erhält, von der die bisherigen Leiter desselben keine Ahnung haben. —

Johannes von Müller und seine Zeit.

6.

Auf jene Periode seines Lebens, wo er nicht abgeneigt war in den Dienst des Papstes zu treten, blickte Müller nur noch wie auf einen Traum (an Gleim, 4. Aug. 1802), und die fortgesetzten Zumuthungen katholisch zu werden lehnte er zwar nicht so kalt als man wünschen möchte, aber doch mit Bestimmtheit ab. Solche Anforderungen ergingen an ihn namentlich 1794, 1795 und 1798. Desto entschiedner wurde seine Abneigung gegen die Revolution, die eine fast fanatische Färbung annahm, und diese brauchte man, ihn noch einmal zur politischen Schriftstellerei zu verleiten. Der Hof veranlaßte ihn 1795, über den preußischen Separatfrieden zu Basel zu schreiben, es geschah in mehren Flugschriften, in welchen sich der Verfasser des „Fürstenbundes" über Preußen mit der Bitterkeit eines Cato aussprach. Gleichzeitig vertheidigte er das Erbrecht Ludwigs 18. und suchte nachzuweisen, daß nur durch Wiederaufrichtung des legitimen Throns dem zerrütteten Europa der Friede wiedergegeben werden könne: er schilderte Frankreich in den abschreckendsten Farben. Noch leidenschaftlicher wird der Ton in den Gefahren der Zeit (Anfang August 1796). „Es gibt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung durch eine drohende Noth es gleichsam aufruft, aufzutreten, darzustellen, ob etwas in ihm sei, ob es noch ferner unter den Nationen einen Rang verdiene. Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsberechnungen falsch geworden; alle Kunst scheint eiserner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente,

Meinungen, Gefühle sich verschworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit, oder seiner nur illusorischen Größe präpotente Realität zu geben: es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundvesten erbeben. Das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit mit der noch immer sehr zweideutigen Aussicht auf bevorstehen sollendes großes Glück kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr begeistern, als man in den Religionskriegen des 17. Jahrhunderts für Glaubensformen, für Gott und ewige Zukunft war. Auch diese Aehnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß an jedem Hof und auf jedem Dorf die nichtherrschende Partei heimlich eifrige Anhänger hatte. Aber „beiden Parteien blieb die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Verehrung der Majestät, hergebrachte Organisation der Verwaltung, das Eigenthum der Edlen, der Bürger und Landleute, die Moralität gesitteter Völker: dahingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unsrer Verfassungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe, im Himmel, auf dem Fürstenstuhl und in der Hütte des armen Mannes ist, so jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerrissen, entweiht zu werden." „Ich will nicht sagen, daß der Gott unsrer Altvorden, durch den wir sind, vor dem sie angebetet, vor dem in dieser Stunde zahllose Scharen gemißhandelte, beraubte, vertriebene, geschreckte Menschen in Thränen der Angst Rettung und Herstellung der Ordnung erflehen; und ich will nicht sagen, daß der, auf den wir getauft sind, auf dessen Blut wir Vergebung hoffen, den selbst Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unser Staat: denn der im Himmel wohnet lacht ihrer, und der Höchste hat seinen Hohn mit ihnen; ein Wort mag er reden zu seiner Zeit, so sind sie dahin, und winken, so sind sie verschwunden." Das Elend Oestreichs liegt nur darin, daß es jedem freisteht, auf die Regierung zu lästern. „Der Verrätherei werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Gesetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Friede gesprochen zu haben, ehe der Feind in seiner alten Grenze ist, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine bessere an Handen zu geben, oder irgend Freund unsers Feindes zu sein, von Geschworenen öffentlich summarisch gerichtet, und wenn er überwiesen wird (sei er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke Preis gegeben werde." „Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren, so lang außerordentliche möglich sind." „Das ist die Gleichheit, wenn alle streiten; das ist die Freiheit, wenn man nichts fürchtet; der siegt, der ernstlich will. Oestreicher, meine Mitbürger! ihr wollet Frieden mit Ehren? Seid Männer; ça ira!" — Eine weitere Denkschrift: Mantua 1796, die nebenbei, wie auch die folgenden, von Bonaparte ziemlich geringschätzig spricht, macht hauptsächlich auf Folgendes aufmerksam: „Das ist das Geheimniß des Sieges: die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergessen, um jetzt nur Eines zu wollen,

Eines zu sein, mit aller Kraft Eines zu suchen." Und was ist dies Eine? — Der Eckstein der Verfassung, der Kaiser. „Der Kaiser, unser Vater und Herr, rede! Wir hören. Er ordne an! wir sind da; wir sind sein! In seiner weiten reichen Monarchie hat kein rechtschaffner Unterthan einen Tropfen Blut, einen Heller Eigenthum, der nicht für die gemeine Sache, der nicht Sein sei." In demselben Jahr wird auch aus einem angeblichen Manuscript des Sulla, das man in einem Tornister gefunden, die Nothwendigkeit eingeschärft, alles Räsonniren zu unterdrücken, sobald der Krieg erklärt sei. „Unparteiisch sein zu wollen, nachdem der Staat Partei genommen, schien nicht nur tollkühner Stolz, sondern Verrätherei; alle Ideen der Einzelnen verwandelten sich in den Gemeingeist, welchen unsere Herrschaft emporgebracht hat." „So evident und so nothwendig ist dieser Grundsatz, daß selbst in dem Vaterland des Parteigeistes und Leichtsinns, in Gallien, in irgend einer Stadt wo bessere Ordnung ist, von Staatssachen niemand anderswo, als bei der Behörde reden, und unverbürgte Neuigkeiten nur an der dazu bestimmten Stelle angeben darf." „Decretirt versuchsweise, daß wer wider den Krieg oder für den Feind redet, an Ehre, Leib und Gut, und mit Unfähigkeit aller Beförderung bestraft werden soll." Für militärische Angelegenheiten verlangt Sulla natürlich die Dictatur: „Rechenschaft werde ich darüber geben, aber nach dem Triumph!" „Oder sollte das Politisiren im Winkel, sollte das Räsonniren an Orten, wo man agiren muß, ein so edles Glück sein, den man Rom aufopfern dürfte? Nicht so unsere Voreltern" u. s. w. Ebenso römisch wird noch bei einigen folgenden Gelegenheiten die Sache erledigt. — Sein Haß gegen die Revolution verbindet sich mit dem Haß gegen die idealistische Phrase; schon die Worte: Aufklärung, Vernunft, Freiheit mag er nicht hören. Als Bonstetten mit einer Abhandlung über die Freiheit beschäftigt ist, schreibt er ihm „Ich bin immer mehr für die Historie, wie alles gekommen sei; sie zeigt, wie alles ist,*) sie leitet auf Verbesserungen: die Theorien vagiren herum, trügen, verführen, präcipitiren." „Sobald wir für eine ungewisse Zukunft die Bedürfnisse des Augenblicks vergessen, träumen wir in das Schattenreich. Das ist eben eine Kunst der Franzosen zu machen, daß die Greuel als vorübergehende Kleinigkeiten dem Hirngespinst entfernter Glückseligkeit geopfert werden. Ich danke den Alten und der Geschichte, daß dergleichen Gaukelei mich nicht täuscht. Sie wollen, daß wir den Blick ins Empyreum richten, in dessen sie unsere Taschen bestehlen. Nicht anders thaten in den mittlern Zeiten die Pfaffen."

Diese Abneigung gegen alle begriffliche Construction in der Wissenschaft

---

*) „Das ist überhaupt der Effect des Quellenstudiums, wenn es sehr in die Details geht, daß alles begreiflich, eines aus dem andern folgte."

wie im praktischen Leben ist der Leitton in den zahlreichen Recensionen jener Periode. Müller war damals unbestritten die erste Autorität in der Geschichte, die gefeiertsten Schriftsteller huldigten ihm und jeder junge Mann von Streben und Talent brachte ihm die Erstlinge seiner historischen Muse unter warmen Worten der Verehrung: Müllers wohlwollendes und empfängliches Gemüth konnte diesen Zeichen allgemeiner Anerkennung nicht widerstehen. In der Regel vergalt er es durch eine günstige Anzeige, er wird fast nur da bitter, wo der Schriftsteller vermessen über die beglaubigten Thatsachen hinausgeht. Zu seinen entschiedensten Günstlingen gehörte damals der junge Woltmann in Jena. Als dieser 1796 einen Grundriß der ältern Menschengeschichte schrieb, nahm Müller in der sehr ausführlichen und günstigen Anzeige Gelegenheit, sich über den Begriff einer Philosophie der Geschichte überhaupt auszusprechen. „Der Verfasser möchte den Stoff mit dem höhern Geist der kritischen Philosophie beleben und durch allgemeine Formen die bisherige Ansicht weltbürgerlich erweitern. Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staatenverhältnisses: eine Bestimmung, welche jeden Leser um so begieriger machen muß, sie ausgeführt zu sehen, je weniger etwa sein nicht so erhabener Sinn zu einer so schönen Aussicht in seinen Erfahrungen und in der Kenntniß der Thatsachen Grund zu finden weiß. Was ist unser Geschlecht? Nicht dieses oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umstände für eine Zeit lang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht selbst nach der Natur der Sache in einem wenig entfernten Zeitalter wieder sinkt, oft ohne daß die Summe seiner Geistescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung überginge. Der menschenfreundliche Geschichtsdichter tröstet damit, daß Zeitalter sichtbarer Abnahme der Entwicklung nöthig sein möchten, um die außerordentlichen Fortschritte der folgenden Zeiten möglich zu machen. Schließlich schwingt er sich in Condorcets Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüstung alles Vorhandenen) eine neue Erde und das goldene Zeitalter für alle Nationen erschaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anstehn, die wunderbaren Schicksale einem allgemeinen Grundsatze unterzuordnen. Wir sind noch zu jung (erst seit Moses oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugsam wiederholte Erfahrung das Auge so schärfen, daß wir bei verstohlenem Blick in das Buch der Ordnung Gottes nicht in Gefahr wären, unsere Ideen und Wünsche seinem Gesetz unterzuschieben. Es ist entschuldigenswerth, den dichterischen Sinn an solchen idealischen Aussichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne sehen; man möchte doch endlich für die Haupterforderniß (die

Sachen so zu sehen wie sie sind) und für die demüthigere Beschäftigung (bei oft schwachem Lichte die kaum halb hellen Gänge der Geschichte einzelner Menschen und Völker zu durchwandern) die Lust, wo nicht das Geschick verlieren. Der wahre Zweck der Geschichte ist die Bildung des Menschen zum praktischen Leben; sie soll ihn herunterführen von den gigantischen Luftschlössern der Speculation und Phantasie; nicht seine Einbildung, sondern seinen Verstand und sein Herz beschäftigen; die Welt nicht wie er sie haben möchte, oder mit Hilfe einiger guten Freunde umzuschaffen hofft, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten Theorien, sondern in dem Geist ihrer Institutionen und in ihrem Zusammenhang mit Localverhältnissen und hundert Umständen, überhaupt was die Philosophie generalisirte, individualisiren und den Menschen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewisse Zukunft und idealisches Glück später Geschlechter die Pflicht zu vergessen, seine Zeitgenossen glücklich zu machen.“ Es ist begreiflich, daß Müller bei diesen Grundsätzen an der Polemik seines Freundes Herder gegen Kant den lebhaftesten Antheil nahm, aber auch Nicolai dankt er 17. Sept. 1796 auf das lebhafteste für den warmen Patriotismus in seiner Bekämpfung des Mißbrauchs, „welcher seit einigen Jahren mit der kritischen Philosophie getrieben wird und uns mit einem Rückfall in Scholastik und Barbarei bedroht. Während meinem Geschäftsleben zu Mainz hatte ich für Studien zu wenig Muße, um dem Anfang und Fortgang dieser literarischen Revolution zu folgen; hier wo ich ungleich besser studire, ist mir begegnet, die empfohlensten Schriften, die ich etwa lesen wollte, gar nicht zu verstehn; es war eine neue Sprache aufgekommen, ich fand mich wie ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert. Zwar meine ich Kant selbst, und etwa Reinhold hin und wieder, endlich gefaßt zu haben; aber weder kann ich finden, daß des wesentlich Neuen und Wichtigen so gar viel ist, noch verstehe ich die Anwendung, welche man von diesen Formeln jetzt auf alles machen will. Ich verstehe meine eigne Wissenschaft, ich verstehe die Geschichte wie sie nun werden soll nicht mehr. Aber so unangenehm es mir wird, wieder in die Schule gehn zu sollen, so wollte ich, wenn die Nothwendigkeit mir einleuchtend wäre, noch recht gern mich bequemen, wenn ich nicht durch eine mir weit empfindlichere Bemerkung vollends mißmuthig würde: diese besteht darin, daß vor lauter Spitzfindigkeit aller Wahrheitssinn sich mehr und mehr verliert. Die nahrhafte Speise, die ich von Jugend auf bei den Alten fand, sehe ich mit lauter crême fouetté vertauscht, und die voll Wind von den Akademien kommenden Jünglinge von so verdorbener Verdauungskraft, daß jene ihnen gar ungenießbar ist. Sie haben einen Dünkel, der nach den Umständen sie unbrauchbar oder gefährlich macht und dem Staat selbst so bedrohlich ist, als die Theorien der französischen Sophisten. Um deswillen war mir so er-

freulich, daß Lessings und Mendelsohns Freund, und seit den Literaturbriefen gleichsam der Pflegvater unserer guten Literatur, endlich ein Wort der Wahrheit hierüber gesagt hat. Viele werden schreien: eben weil es trifft; aber es wird wirken, und andere zu gleicher Sprache ermuntern." — „Eine wahre Pest ist das neuphilosophische Kauderwelsch zu einer Zeit, wo der gesunde Sinn eines jeden durch die allernatürlichste Sprache geführt werden sollte." (Febr. 1799) — Ebenso entzückt begrüßt er Nicolais Satire gegen Fichte (Jul. 1798): „Diese Schrift soll viel beitragen, durch die Geisel des Lächerlichen eine Raserei zu verscheuchen, welche zur ungelegensten Zeit, als die Köpfe schon anderweither verschroben waren, erschienen ist, um das Maß der Verwirrung zu erfüllen. Ich kann die kritische Philosophie nicht von vorn beurtheilen, da ich sie nicht studirt, ja die Acten bald bei Seite gelegt habe, weil ich sie nicht verstand: aber die vorhintige Erfahrung habe ich seit zwölf Jahren mit größtem Mißvergnügen gemacht, daß sie talentvolle Jünglinge sowol durch Eigendünkel als durch Unwissenheit unbrauchbar macht, und eine neue Quelle von Mißverständnissen ist, wozu vielleicht nicht der Sinn Kants, aber die Ungewöhnlichkeit und die Vielseitigkeit seiner Sprache und die Thorheit der Nachäffer die Ursache gegeben. Selbst in meinem armen (weiland so glücklichen!) Vaterland hat sie den Fortgang der Revolution befördert: indem gutmuthige Menschen den Irrwisch selbstgeschaffener Ideen für einen sicherern Leitstern, als die Grundsätze der Voreltern hielten, andere die neue Sprache als Deckmantel und Werkzeug ihrer ehrgeizigen oder eigennützigen Absichten benutzen wollten. Es ist ein wahres Verdienst, daß Sie das graue Ungeheuer ohne Körper und nur durch falschen Schein verleitend, welches in Erwartung des mächtigern Verwirrens nun alles untergräbt und außer Fassung bringt, demaskiren. Es war sonst Menschenverstand ein Hauptzug des Deutschen, den verlor er seit für alle denkende Wesen „die auch nicht Menschen sind" von vorn philosophirt wird. Daß man wieder auf das ordentliche Gleis käme, dazu wird nichts mehr thun, (wenn etwas noch hilft, wenn die allgemeine Desorganisirung nicht im Rathe der Götter ist) als die Waffe, welche Sie erheben, Sie, den Lessing, Abbt, Möser, Moses, fast noch allein hinterlassen haben, für die gute Sache zu zeugen." — Am derbsten äußert er sich in der jenaischen L. Z., 16. Aug. 1806., über **Molitors** Dynamik der Geschichte: „Unsern Vätern, so viele derselben seit Moses und Herodot Geschichte geschrieben oder gelesen haben, schien sie eine Vergegenwärtigung vergangener Dinge, zu dem Zweck, den gegenwärtigen Zustand und alle Einrichtungen aus dem Geist ihres Ursprungs zu erklären, und für alle Künste des Kriegs und des Friedens lehrreiche Beispiele in Erinnerung zu bringen. Selbst in den heillosesten Zeiten der dürrsten Scholastik blieb der historische Vortrag von den Grillen der Theoretiker

meist unangetastet. Das ist die Dynamik der Geschichtschreibung, die da lehre, so viel Licht in den Kopf und so viel Feuer in das Gemüth zu bringen, daß dadurch Thatkraft für das Vaterland geweckt werde. Jetzt, wo das Geschelle jährlich neu gemachter Formeln die altväterischen Ideen von Freiheit, Muth, Selbstständigkeit, Ehre übertönt, wo die Erklärung des Ursprungs und Geistes bald aller Verfassungen in einem Wort ist: „er wollte es so“ und wo wir zu unserer Bequemlichkeit der mühseligen Sorgen für Sicherheit und Eigenthum immer mehr entladen werden, hat freilich die Muse der Historie diesem Geschlecht nichts weiter zu sagen. Da kommen unsere Jünglinge, sonst bewundernde Hörer des Alters, jetzt, ehe sie die Wissenschaft durchstudirt, mit Resultaten fertig; allerdings sehr erhaben, denn sie bauen die Pyramide von oben herunter; wohlversehen mit einem furchtbaren Apparat von Productivität und Eductivität, Identität und Duplicität, Activität und Passivität, Sub- und Objectivität, Dualität und Triplicität, und Gott weiß wie vielen Polaritäten, lauter hohen Dingen, wovon die Helden der Tage von Marathon, von Sempach und von Roßbach nichts gewußt . . . . Seit wir nicht einen Schweinestall mehr zu vertheidigen wissen, helfen wir Gott das Universum machen; seit wir nicht mehr wissen, wer in acht Tagen unser Herr sein wird, speculiren wir über den Plan des Ewigen mit seiner Welt.“ — So sehr sich Müller bemühte in den Briefen auch an seine vertrautesten Freunde die vollständige Zufriedenheit mit seiner Lage auszudrücken, so merkt man doch, wenn er sich einen Augenblick gehen läßt, die Unbehaglichkeit heraus. Die beständigen Fortschritte der Revolution machten ihm Grauen und er sah wohl ein, daß auf die Partei, die jetzt im Kaiserstaat herrschte, keine haltbare Hoffnung zu setzen sei. Es gelang ihm im Juli 1797 Urlaub nach Schaffhausen zu erhalten, wo er bis zum December blieb und sich wieder ganz in die schweizerischen Interessen vertiefte. Hier traf sein Gemüth der härteste Schlag. Auch die Schweiz wurde in die Revolution hineingerissen; eine Hand erhob sich gegen die andere und diese Verwirrung gab endlich den Franzosen Gelegenheit, sich eines Theils der Schweiz zu bemächtigen. Von allen Seiten fragte man den berühmten Geschichtschreiber der Eidgenossen, der so oft über die Zukunft geweissagt und dem man jetzt, obwol mit Unrecht, einen mächtigen Einfluß am kaiserlichen Hof zuschrieb, um Rath, aber die feurige Rede von 1786 war vergessen, von durchgreifenden Reformen war keine Rede und der östreichische Hofrath konnte seinen Landsleuten keine andere Weisung ertheilen, als schleunigst zu den alten Zuständen zurückzukehren und die Gunst der Höfe, namentlich Oestreichs, dadurch zu erkaufen, daß man nicht blos jede politische Rolle aufgebe, sondern auch jede revolutionäre Neuerung mit der Wurzel beseitige. Die neue Wahlversammlung zu Schaffhausen wählte ihn am 6. Ap. 1798 zum Mitglied des helvetischen Obergerichtshofes, er lehnte es ab, und

in der That war für ihn in der Schweiz keine Stelle mehr, er hatte es mit allen Parteien verdorben. „Ich ergebe mich der Führung Gottes, wenn er mich auch in den Tod leitete; wo wäre der Verlust? — Ich habe meine mir vorgezeichnete Laufbahn zwar nicht erfüllt; aber läßt sich bei diesen Weltumständen hoffen, daß ichs könnte? und ich bin des Mißverständnisses, des Verkennens, des Neckens, der Kleingeisterei und Großbüberei übersatt." 1. Sept. 1798) „Wäre unser geliebtes Helvetien für immer verloren, dann freilich würde unschwer sein, Leute zusammenzubringen, um jenseit des Meeres ein neues zu gründen." (12. Juni 1798) In der vollständigen Rathlosigkeit über das, was zu thun sei, überläßt er sich der Rhetorik. „Ich verirre mich immer mehr in die dunklen Regionen, seit einiger Zeit habe ich das Weissagen an mir . . . . ja ich habe eine Schrift angefangen, welche in diesem Geist alles warnend, ja schreckend ankündigt: Cassandra, oder über die Natur und Ursachen des Falls der bisherigen europäischen Staaten. Es ist über mich gekommen; ich konnte nicht länger schweigen, mußte zeugen . . . . Uebrigens weiß ich, daß es nichts helfen wird: sie haben Augen und sehen nicht; und da alle Ideen durch die Sinne kommen, was ist zu thun, wo sie ganz verwachsen sind! Ein fürchterlicher elektrischer Schlag wird das caput mortuum wieder aufrühren, aber das Gehäuse, worin es ist, zersprengen." (2. Aug. 1798) „Welche Aussicht! In dem uralten Bau der Staaten laufen Rasende, wie einst in Tschilminar der berauschte Sohn Philipps, mit Fackeln umher; bald brennt hier ein Thurm empor, oder bricht dort eine Zinne herab; bis alles in Schutt sinkt. Dann wird die Wohnung der Freude und Pracht von wilden Thieren besessen, die aus den eisernen Thoren, hinter die Gog und Magog verschlossen waren, hervorstürmen; Verwilderung wird das Ende sein, und die neue Reihe Entwicklungen mannigfaltiger Cultur jenseit Thule wieder beginnen und herab, über Polynesien hin, in fernen Jahrhunderten, etwa im alten Orient, wieder mit unserer Halbkugel den Faden anknüpfen." — In dieser unerquicklichen Weise zieht sich die Correspondenz über die schweizer Angelegenheiten bis tief in das Jahr 1801 namentlich mit Füßli und Bonstetten. Seine Freunde konnten ihn nicht verstehen, weil er in jedem Reformversuch revolutionäre Bestrebungen witterte und das Heil nur in der unbedingten Rückkehr zum Alten sah.

Als im Herbst 1800 der Hofrath Denis, der bekannte Barde und Uebersetzer des Ossian starb, wurde Müller an seiner Statt zum ersten Custos an der Hofbibliothek ernannt. Im ersten Augenblick empfand er über diese rein literarische Stellung die lebhafteste Freude, aber bald scheint man gegen ihn, an dessen Bekehrung zum Katholicismus man allmälig verzweifelte, wieder kälter geworden zu sein. Man verbot ihm, auch im Ausland etwas drucken zu lassen, ohne es der wiener Censur vorgelegt zu haben, und er schreibt an

Bonstetten 26. März 1801: „Da, wo ihr seid, hat man keine Idee von den Schwierigkeiten, von hier aus zu sagen und zu schreiben, was allein ich sagen möchte; und lieber schweige ich überhaupt, als schief und halb nur zu reden; ich habe es einigemal müssen thun; und wie ists mir von Euren nordischen Philosophen genommen worden! Ihr werdet sagen, warum ich denn bleibe? Soll ich nun, in dieser Periode der Verwirrung und Erschütterung in meinem 50. Jahre wieder in die Welt hinaus um ein Stück Brot? denn in der Schweiz habe ich ja alles verloren." Im Mai 1801 verstattete man ihm eine Urlaubsreise nach der Schweiz, dem Rhein und Belgien. Man erstaunt nicht wenig, als er den französischen Boden mit Begeisterung betritt und den Nationalstolz des revolutionären Frankreichs bewundert. Im Juli entführte er seinen Bruder mit Familie nach Wien, wo sie sich bis zum September aufhielten. Im folgenden Jahr knüpfte er wieder ein wunderliches Verhältniß, das an die alten Beziehungen zu Tronchin erinnert: der jetzt 50jährige Mann fand einen vornehmen Jüngling, der ihm auf seine Kosten ein sorgenfreies Alter bereiten wollte, und ging mit Enthusiasmus darauf ein! Gleich darauf betrog ihn eine Gaunerbande um den größern Theil seines Vermögens. Dies geschah 1803, wo er überhaupt von manchen bittern Erfahrungen heimgesucht wurde, obgleich sein Verhältniß zur Regierung sich besserte. Um dieselbe Zeit ereignete sich ein Zwischenfall, der auf seinen Charakter ein eigenthümliches Licht wirft. Der „Freimüthige" brachte eine Erzählung, nach welcher der Bibliothekar einer deutschen Hauptstadt, zugleich ein Gelehrter von europäischem Ruf, einem Durchreisenden Montesquieu nicht habe vorlegen können, weil dieser verboten sei. Müller glaubte diese Anekdote auf sich beziehn zu müssen und sandte am 12. Nov. 1803 eine Entgegnung ein, worin er jene Notiz als ein schändliche Verleumdung bezeichnete; er setzte in dem Schreiben an Nicolai ausdrücklich hinzu: „Montesquieu namentlich ist ganz erlaubt." Noch auf einer Ferienreise schreibt er von Prag 31. Dec. 1803 an seinen Bruder, er wisse jetzt seine Vorgesetzten besser zu würdigen, „diese Sachen sind jetzt auf recht gutem Weg, an mir soll es nicht fehlen." Am 5. Jan. 1804 kam er in Dresden an, wo er Herders Tod erfuhr. Gleich nach seiner Ankunft in Weimar besuchte er die Witwe und übernahm mit seinem Bruder und Heyne die Herausgabe der Herderschen Schriften, die er später gewissenhaft ausführte.*) „Zu Weimar wurde ich aufs beste empfangen. Die erneuerte Freundschaft des in den Tagen des alten Fürstenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreusten Freundin Herders, der verwittibten Herzogin, das wohlthuende Geschäft mit

---

*) Namentlich die historische Einleitung zum Cid (1805) im Stil der Schweizergeschichte ist von ihm.

Herders Nachlaß, der Fr. v. Staël mir ungemein werther Umgang. Benjamin Constant, Goethe, der mir immer lieber wird, und viele andere treffliche Männer und Damen machten mir diese Zeit zu einem kurzen Augenblick." Von da begab sich Müller nach Berlin. „Was war es," schreibt er seinem Bruder 12. März 1804, „das bei dem ersten Eintritt auf preußischen Boden mich neu belebte, mir die Jugendzeit, wo Friedrich mein Held war, zurückrief, und wie vaterländisch mir heimelte! So hier, da ich mir zu Hause schien wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien und die des Glaubens meiner Väter, und die der immer geliebten, hier freien und ehrenvollen Literatur. Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu reformirt und Gelehrter sein zu dürfen. Hierzu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen. Auch sah ich von letzterer nicht die mindeste übele Folge, hörte keine Klagen, sah keine mißvergnügten revolutionsschwangern Gesichter, sah Liebe für das Haus und niemand an Preußens Erhaltung verzweifelnd." Müller war erst wenig Wochen in Berlin, als man ihm den Antrag machte, als geheimer Kriegsrath und Mitglied der Akademie in preußische Dienste zu treten. 3000 Thlr. Gehalt, ein volles Jahrgehalt als Entschädigung des Umzugs u. s. w. „Was, Bruder, hättest du gethan? Soll ich denn mein Leben thatenlos verschlafen, im Lande, wo Montesquieu verboten ist? wo ich meine Bücher nicht herausgeben darf? wo überall mich Spione umgeben? . . ." Indeß war er doch zweifelhaft und überließ die Durchführung der Angelegenheit der preußischen Gesandtschaft in Wien. Mehr und mehr entzückte ihn das prächtige Berlin. „Hier hörte ich in den ersten Tagen mein Gemälde Friederichs in einer Gesellschaft recitiren; andere redeten mit mir von Sempach und Laupen. Reflexionen wurden geprüft, welche ich selbst vergessen hatte; eine schöne Ausgabe der Schweizergeschichte projectirt; von einer Sammlung Scriptor. rer. Germanicar. der Plan entworfen: Dinge, die mir so neu sind, wie aus dem Monde; das sind ja lauter von jener Censur verbotene, angefeindete Sachen. Zu aller Thätigkeit sind schöne Aussichten. Alle Wochen sind einige Kränzchen vortrefflicher Männer, wo immer viel zu lernen ist . . . . Dann ein Casino, wo alle Journale, Zeitungen und recht gute Gesellschaft. Unter den Ministern die schönste Cultur und Artigkeit. Es ist ein Gefühl des Guten und Schönen, wie gewiß an wenig Orten." — Inzwischen war durch die preußische Gesandtschaft in Wien seine gnädige Entlassung vermittelt. Er mußte noch einmal nach Wien, hatte beim Kaiser 18. Mai 1804 eine Audienz und eilte von da durch Baiern nach Schaffhausen, um seinen Bruder zu besuchen. „Offenbar war in Wien für mich keine

Aussicht, sobald mir bestimmt erklärt wurde, daß nur ein Katholik die erste Stelle bei der Hofbibliothek bekleiden könne. Da ich ebenso authentisch erfuhr, daß die Fortsetzung der Geschichte der Schweiz selbst im Auslande nicht gedruckt werden dürfe, ohne von der wiener Censur beschnitten zu sein, so ward mein, ohnedem wohl überlegter Entschluß unerschütterlich." Außer diesen Gründen führt Müller in seiner 1806 geschriebenen Selbstbiographie noch einige andere an. „Der Zufall einer Reise brachte ihn nach Berlin, zurück in die Erinnerung jenes großen und der vielen Gnade eines guten zu oft verkannten Königs, und in den Genuß jener grundsatzmäßigen Freiheit literarischer Mittheilung. Es wachte in ihm auf, was diese Organisation und Macht in der gefahrvollsten Krise dem Reich, was sie Europa war und sein müsse; er erkannte die Monarchie, welcher eine gewisse Erhabenheit in den Ideen, eine gewisse Kühnheit in den Entschlüssen, eine rege Thätigkeit in allem, und eine öftere Erneuerung voriger Großthaten zu ihrer Erhaltung nothwendig sind. Er glaubte alles wohl zu fassen und opferte andere persönliche Vortheile einem freien Wirkungskreis auf. Von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke, seine Ruhe, sein lebenslängliches Forschen in der Erfahrung der Jahrhunderte, dem Emporbringen des besten Geistes in öffentlichen Geschäften, guter Lehre überhaupt gewidmet."

Von Schaffhausen reiste Müller über Coppet, wo er sich einige Tage bei Fr. v. Staël aufhielt und ihr versprach, ihrem eben gestorbenen Vater ein Denkmal zu setzen, zu seinen alten Freunden nach Genf und Mainz. Auf dieser Reise suchte man ihn wieder gegen Berlin mißtrauisch zu machen, nicht ganz ohne Erfolg. Doch fand er Mitte Juli bei seiner Ankunft in Berlin einen so zuvorkommenden Empfang, daß ihm alles in Berlin in rosafarbnem Licht erschien. Selbst Ifflands Darstellungen im Theater und die Versuche der Magnetiseurs, Symboliker und Naturphilosophen erregten sein Interesse. Doch war er vielseitig genug, sich auch mit Nicolai und Merkel gut zu stellen. „Es lebe der gläubige Leichtsinn," schreibt er 24. Sept. Ich lebe wie auf. Gute und wirksame Menschen theilen mir schöne Pläne zur Beförderung mit. Es ist in dieser Monarchie für alles Gute eine große Tendenz. Friede gebe Gott und unser Preußenreich soll der herrlichsten eins werden .... Von auswärts trachtet man zuweilen mich noch in politische Mäklerei zu verweben; Gott bewahre! was kömmt heraus? Exemtis e media vita tot annis, quibus iuvenes ad senectutem per silentium venimus, muß ich den Rest zu Rathe halten." So faßten auch seine Freunde die Sache auf. Der alte Heyne schrieb ihm aus Göttingen 1. Juli 1805: „Wie wohl muß Ihnen zu Muthe sein, daß Sie aus dem durch Aberglauben, Pfaffen- und Dummkopfspolitik

verpesteten Lande in eine Luft gekommen sind, worin Sie frei athmen können! Nun hoffen wir alle, Sie sollen sich und der Muse und vor allem der Geschichtsmuse leben. Ließen mich meine hohen Jahre nur noch die Früchte erleben."

Als die vorzüglichste Aufgabe seines berliner Aufenthalts faßte Müller die Geschichte Friedrichs auf. Schon am 4. Sept. 1804 schreibt er an Dohm, den er wegen der Quellen zu Rathe zieht: „Es soll nach meiner Idee ein Stück der antiken Kunst, aber mit der Lebendigkeit gearbeitet sein, welche in ihm war, so geschrieben, wie er stritt und herrschte, in jener seiner erhabenen Einfachheit und Kraft, nicht weniger zum Denkmal als zum aufrufenden Muster, con amore (ich könnte nicht anders), aber gerecht und ernst, wie seine Größe es verträgt." Am 24 Jan. 1805 hielt er in der öffentlichen Sitzung der Akademie eine Vorlesung über die Geschichte Friedrichs. Nachdem er zunächst in seiner Art über die griechischen Biographien gesprochen, fährt er fort. „Spätere Zeiten hat Schmeichelei oder Haß entstellt; die Unerfahrenheit im Zusammenhang der Geschäfte, die Heuchelei philosophischer Strenge, oder orthodoxe Parteisucht, und in entnervenden Zeitaltern der Unglaube an größere Naturen, und bei der Unfähigkeit sich gleich groß zu erheben, die niedrige Bemühung sie herunterzusetzen: alle diese Ursachen haben beigetragen, daß für die Haupteigenschaften solcher Biographien, Einfalt und Gerechtigkeit, der Sinn verloren ging." Er verwahrt sich gegen die Sitte, große Männer untereinander zu vergleichen. „Der große Mann ist kein anderer als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu sein hat." „Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, eine vorherrschende Idee, welche als Schlüssel all seines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte sich denken läßt." Die Idee weicht wesentlich von dem ab, was Müller sonst unter der Aufgabe des Historikers begriff. Es scheint, daß der Verkehr mit Woltmann, der sich von diesem Punkt aus die Kunst der Geschichtschreibung construirte, auf ihn eingewirkt hat. Als den Kern für die Geschichte Friedrichs stellt er die Untersuchung dar „wie seine ganze Regierung dahin zweckte, einen Staat zu bilden, der so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflößte." „Diese neue politische Schöpfung trug wesentlich bei, daß, als durch die Folge der Zeiten in der allergrößten Erschütterung des Gemeinwesens von Europa ein altberühmtes Gleichgewicht unter dem Ruin vieler fallenden Staaten begraben wurde, die Kraft und Würde des

germanischen Namens, wie dieses in den römischen Zeiten oft geschehen, augenblicklich und scheinbar gefährdet, nicht unheilbar geschwächt werden mochte. Denn fest, in der Kraft Friedrichs bestand und stärkte sich diese neue Nationalstütze, indeß die ältern, durch fremde Anhängsel geschwächt mehr als geziert, vereinfacht, unerschütterlich wurde: so, daß aus einem Kampf, wie keiner seit den alten Cäsaren die deutsche Herrschaft von der Ems bis an den Pruth, und von der Brenta bis an den Memel anerkannt, stark und reich, und darüber wohlbelohnt hervorging, es sei zur Erhaltung ihrer selbst und der Welt Ruhe und Recht Eins erforderlich: die Vereinigung ihres Willens." Aehnlich entwickelt Müller den Begriff der Humanität, welcher der Inhalt des neuen Staats wurde. Nachdem Europas aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hat sich in der protestantischen wie in der römischen Kirche ein geistloses Formularwesen gebildet, welches in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitt eines Theils der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voranging. Gewohnt, bestimmt zu gebieten und genauen Gehorsam zu finden, fühlte dieser König richtiger, als die meisten Philosophen, jenseit welcher Grenze ihm nur erlaubt sei vorzuleuchten." „Die Preußen verstanden die Nothwendigkeit seiner Maximen und sein freier geistvoller Sinn bildete Menschen, die im Bau der vaterländischen Größe und Kraft ihm und sich selbst zu helfen wußten. Das war die Grundfeste, das der Zweck, dem Staat einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein hohes Gefühl ihres Ruhmes stark und unüberwindlich würde für eigne und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das Größte an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben; denn alles Mechanische ist der Veralterung unterworfen, alles Physische muß der Uebermacht weichen: aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich einen unerschöpflichen Reichthum von Hilfsmitteln gegenwärtig macht." „Die Briten haben ihre Meere, Frankreich den herrlichen Boden; unerschöpflich ist Oestreich, Rußland unermeßlich: was haben wir wenn nicht Geist und Muth! Glücklich der Staat, welcher, von Anfang an ein Kunstwerk, fortgesetzter Kunst bedarf. Denn das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben." — Diese Rede übersandte Müller dem König, der am 9. Febr. 1805 ihm antwortete: „Die Geschichte dieses großen,

in so vieler Rücksicht einzigen Königs so, wie Ihr es fordert, bearbeitet, würde ein Werk sein, das des Geschichtschreibers des Schweizerbundes würdig wäre, und schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen wird.“ Die Sache blieb liegen bis zum 1. Juli 1806, wo Müller dem König die neue Ausgabe seiner Schweizergeschichte übersandte, und ihn um freie Benutzung der Archive bat, indem er von nun an den größeren Theil seiner Zeit der Geschichte Friedrichs zu widmen gedenke. Durch die Pedanterie der Behörden wurde diese Erlaubniß nur mit ungerechtfertigten Restrictionen gegeben, bis am 6. Oct. 1806 die Cabinetsordre erfolgte, daß Müller in Eid und Pflicht genommen, dagegen ihm die uneingeschränkte Benutzung des geheimen Archivs verstattet werden solle. — Wenige Tage darauf erfolgte der Einsturz der preußischen Monarchie.

Montenegro.

Man sagt der französischen Politik nach, daß sie ohne bestimmtes Princip nach allen Seiten hin experimentire; einen gewissen Instinct wird man in ihr aber nicht verkennen. Abgesehen von der Neigung sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen, aus welcher sich das Bündniß mit England erklärt, spricht sich dieser Instinct ausschließlich für Rußland und gegen Oestreich aus. Die warme Theilnahme für die rumänische Nation ist zwar vielfach in menschenfreundlichem Sinn erklärt worden, bei dem ebenso warmem Interesse für das Volk der Tschernagorzen wird eine solche Rechtfertigung kaum möglich sein. Es handelt sich um den Kampf eines frechen Banditenvolks gegen einen Staat, der, so schlecht er sein mag, doch immer weit über den Culturzustand einer Räuberbande, oder wenn man in den Vergleichen zarter sein will, eines W. Scottschen Clans heraus ist und hier tritt das französische Kaiserreich, der Vorfechter der Civilisation, der Vertheidiger der Türkei gegen Rußland, im Namen der Legitimität für jenes Banditenvolk ein, welches kein anderes Interesse für sich in Anspruch nehmen kann, als das eines russischen Vorpostens. Die Gründung eines dacorumänischen Fürstenthums wurde durch die Rücksicht auf die englische Allianz beseitigt. Diese hat jetzt einen starken Stoß erlitten, das englische Publicum hat das französische Kaiserreich mit einem Mangel an Respect behandelt, den man ihm nicht vergessen wird, und die ganz neue Methode des englischen Parlaments, gegen diplomatische Formenfehler empfindlich zu sein und sie zum Sturz eines Ministeriums auszubeuten, hat den Staat in eine Lage versetzt, die ihn als Bundesgenossen weniger werthvoll, als Feind weniger furchtbar macht. Die Rücksicht auf das Ministerium Derby, welches sein bedeutendstes Mitglied über Bord wirft, um seinen eigenen Sturz möglicherweise auf einige Monat hinauszuschieben, wird Frankreich nicht abhalten, in dieser neuen orientalischen Frage ein Wort mitzusprechen, welches, da Frankreich selbst nicht das mindeste Interesse an der Sache

hat, nur zu Gunsten Rußlands ausfallen kann. Eine russisch-französische Allianz ist die Gefahr, die bereits seit 1807 Europa bedroht. Sie wurde damals nur durch den maßlosen Ehrgeiz Napoleons I. abgewandt, sie ist in diesem Augenblick nur darum weniger zu fürchten, weil Rußland zu erschöpft ist, um im Lauf der nächsten Jahre an ein aggressives Verfahren zu denken, aber sie ist darum noch keineswegs beseitigt, und der Staat, der hier wie in Italien zunächst gefährdet ist, Oestreich, hat alle Ursache auf seiner Hut zu sein. Allein kann es einem Bündniß von Frankreich und Rußland nicht widerstehen, denn was für Bundesgenossen dem ersteren unter Umständen sich bieten, darauf wirft der Proceß Bungya ein eigenthümliches Licht. Die alten ungarischen und italienischen Verschwörer von Profession werden allenfalls auch russisch, wenn es gegen Oestreich geht. Oestreich findet nur zwei Bundesgenossen, die ihm eine genügende Sicherheit geben können, Preußen und England. Durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen ist der erstere Staat jetzt gleichfalls in der Lage, mit seinem Willen nicht hervortreten zu können; aber der Augenblick wird doch nicht ausbleiben, wo dies Verhältniß sich wendet und dann legt Preußen ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der großen europäischen Parteien. Mit einer Politik, in der nur der Kurzsichtige Klugheit findet, hat Oestreich bis jetzt jede Gelegenheit benutzt, allen wahren und vermeintlichen Interessen Preußens hemmend in den Weg zu treten und dem stammverwandten Staat Kränkungen zuzufügen, die man nur im Augenblick zwingender Nothwendigkeit vergißt. Es ist hohe Zeit, eine andere Bahn einzuschlagen. Die Chimäre eines mitteleuropäischen Kaiserreichs kann wol als ein Spielwerk müßiger Stunden, aber nicht als die consequente Idee eines Staatsmanns betrachtet werden. Es war die größte Thorheit der östreichischen Staatsmänner, ihr Heil in der Schwächung Preußens zu suchen; ganz abgesehen davon, daß man in der Politik wie im bürgerlichen Leben eine wirksame Hilfe nur gegen ein entsprechendes Aequivalent erwirbt, ist die Sicherheit Oestreichs daran geknüpft, daß ihm ein starkes, in seiner Kraftentwicklung ungehindertes Preußen zur Seite steht. Es ist bei dem guten Willen der beiderseitigen Staatsmänner sehr leicht und es wäre ein Gewinn für ganz Deutschland, daß beide Staaten ihre eigenen und Deutschlands Zwecke gemeinschaftlich durchführen; sonst aber könnten Umstände eintreten, die eine Wiederaufnahme der Politik von 1795 und 1805, die traurigste für Deutschland, sehr nahe legten und für Preußen weniger gefährlich machten, als es damals der Fall war. Die Regierungen haben uns vor zehn Jahren so eindringlich zugerufen, man solle nicht mit Phrasen und Abstractionen, sondern mit Thatsachen rechnen, daß wir wohl berechtigt sind, ihnen diese Ermahnung zurückzugeben.

Das Vermächtniß des Freiherrn von Pflummern an die Schillerstiftung zu Leipzig.

Durch diese kleine Broschüre wird ein Rechtsstreit, der sich bisher des unzweckmäßigen Mittels eines literarischen Scandals bediente, in die angemessene

Bahn zurückgeführt. Ein wohlhabender Privatmann vermacht ohne weitere nähere Bestimmung ein Legat der leipziger Schillerstiftung. Nun gibt es einen leipziger Schillerverein und eine dresdner Schillerstiftung. Beide machen Anspruch auf die Summe. Wenn zwischen den beiden Parteien keine gütlichste Einigung stattfindet so gibt es nur einen Ausweg die Sache zu entscheiden, das gerichtliche Urtheil. Es sei uns, die wir keiner von beiden Gesellschaften angehören, erlaubt, ohne auf die eigentliche Materie einzugehn, einige unparteiische Bemerkungen über die Form des Streits hinzuzufügen. Der Tadel gegen den Vorstand des leipziger Schillervereins, daß er nicht sofort seine vermeintlichen Rechtsansprüche aufgegeben habe, ist durchaus unbegründet. Der Vorstand des leipziger Schillervereins war nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, den Rechtsweg zu verfolgen, da es sich nicht um seine eignen Interessen handelte, sondern um die Interessen der Gesellschaft deren Vertretung er übernommen hatte. Beide Gesellschaften verfolgen einen nach ihrer Ueberzeugung für das Vaterland wohlthätigen Zweck und es ist dabei ganz gleichgiltig, ob dieser Zweck andern ebenso viel gilt. Die dresdner Schillerstiftung will, wenn wir recht berichtet sind, die unverschuldete Noth deutscher Dichter und Schriftsteller mildern, der leipziger Schillerverein will das Andenken der hohen Ideen, die Schiller verbreitete, im Volk wach erhalten. Beides sind löbliche Zwecke und wenn ein Unbetheiligter darüber in Zweifel sein kann, ob der Ankauf von Schillerhäusern grade das beste Mittel zum Zweck ist, so muß man dabei doch die allgemeine Richtung der Zeit in Anschlag bringen, die auf die Begründung und Erhaltung öffentlicher Monumente ein großes Gewicht legt. Allein die dresdner Schillerstiftung geht von einem Gefühl aus, welches man wol begreifen, aber nicht rechtfertigen kann, von dem Gefühl nämlich, daß ihre Sache die heiligste Deutschlands sei, und daß jeder Deutsche dieselbe Ueberzeugung hege. Es ist ihr völlig unbegreiflich, wie ein Verehrer Schillers ein Legat zu andern Zwecken aussetzen kann als zu den ihrigen. — Dies Gefühl beruht aber offenbar auf einem Irrthum. Wir haben bis jetzt kein Wort gegen das Unternehmen gesagt, weil wir es als einen Erguß des Wohlthätigkeitssinns, der nach vielen Seiten hin schöne Früchte getragen hat, weil wir es als ein Zeichen von dem fortdauernden Antheil an unsrer Literatur ehrten und weil wir vor allen Dingen keinen erheblichen Nachtheil davon befürchteten. Wir können aber nicht verschweigen, daß der Pomp, mit dem man die Sache treibt, uns nicht gefällt. In den meisten Provinzen Preußens existiren sogenannte Friedensgesellschaften, die jährlich ein sehr erhebliches Capital auf die Unterstützung hilfsbedürftiger Studirender und Künstler verwenden. Diese Gesellschaften haben seit einem Menschenalter auf das segenreichste gewirkt, sie sind aber außerhalb ihrer Provinz fast unbekannt, weil sie es verschmähten, die Journale als Lobposaune zu benutzen. Vergleicht man nun die realen, nach klingender Münze berechneten Hoffnungen, welche die dresdner Schillerstiftung den Dichtern und Schriftstellern Deutschlands verheißt, mit dem, was jene unbekannten Gesellschaften wirklich geleistet haben, so kann man sich bei der Ruhmredigkeit der erstern eines stillen Lächelns nicht erwehren. Es handelt sich hier zudem nicht um Abhilfe einer bestimmten Noth, nicht um die Uebernahme einer Rechtsverpflichtung, wie in der Sache Schleswig-Holsteins, sondern um ein unbestimmtes Bedürfniß, das im Jahr 1859 erst aufgefunden und

constatirt werden soll. — Ist es denn wahr, daß unsere Dichter und Schriftsteller, die diesen Namen verdienen, wirklich im Verhältniß zu den andern Ständen Noth leiden? — Einzelne Fälle, wo es sich um ein persönliches Unglück, nicht des Dichters, sondern des Menschen handelt, können hier nicht in Betracht kommen. — Ernten nicht unsere Dichter und Schriftsteller im Durchschnitt einen reichern Lohn für ihre Anstrengung ein, als irgend ein andrer Stand, der doch auch im Schweiß seines Angesichts arbeitet? Steht nur der Schriftsteller so tief in der Achtung seiner Zeitgenossen, daß man nur ihm das Privilegium des Unmündigen beilegt, für seinen Unterhalt nicht sorgen zu dürfen? — Ist es an der Zeit, unreifen, halbgebildeten, talentlosen Menschen (es gibt tausende in Deutschland, die sich selbst für einen zweiten Goethe halten) Hoffnungen zu erregen, und sie dadurch zu einer ungeordneten Laufbahn zu verführen, die doch für sie nur eine unglückliche sein kann! Ist es zweckmäßig, die Wohlthat gegen das unverschuldete Unglück, an der es in Deutschland niemals fehlt, zu generalisiren, und dadurch einen Stand gewissermaßen als unmündig zu bezeichnen? — Man wird diese Bedenken begreifen; sie haben nicht den Zweck, die Schillerstiftung überhaupt als unnütz oder schädlich darzustellen: wenn sie nur überhaupt etwas Gutes wirkt, so schadet es nicht, daß sie es in geringerem Maß thut, als sie ursprünglich sich vorgestellt hat; sie sollen nur die dresdner Schillerstiftung auf die Möglichkeit aufmerksam machen, daß es Menschen in Deutschland gibt, die ihren Zweck nicht für den einzigen halten, dem ein Patriot sich hingeben könne; Menschen, die also zu dem Zweck, alljährlich eine Rede zu Ehren Schillers zu halten, und die Schillerhäuser anzukaufen, ein Legat hinterlassen können. — Ob H. v. Pflummern das wirklich gethan, ist uns auch aus der vorliegenden Broschüre nicht klar geworden; darum ist es eben Sache des Gerichts, nach den gegebenen rechtlichen Formen den Austrag zu finden.

Literatur.

Unter den neuen Romanen, deren Besprechung wir uns vorbehalten, sobald sie fertig sein werden, nennen wir. Drei Jahre von Dreißigen (1618—1621) von L. Rellstab. Leipzig, Brockhaus (in 5 Bd. bis jetzt 1 Band); ferner: Die Sansara von Alfred Meißner. Leipzig, F. L. Herbig (in 4 Bd., bis jetzt 3 Bd.) — Von Berthold Auerbachs gesammelten Werken sind bis jetzt (Stuttgart, Cotta) 8 Bde. erschienen. —

Ein recht zweckmäßiges Handbuch für Anfänger und Liebhaber ist: Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Von Friedrich Körner, Professor der Handelsakademie zu Pesth. Leipzig, Costenoble. 3 Bd.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die italischen Municipien.

1.

Die Zustände der Städte des römischen Reichs außer Rom werden mit Ausnahme einiger wenigen besonders ausgezeichneten (wie Alexandrien, Antiochien, Athen u. a.) in der Literatur der Kaiserzeit nur selten und flüchtig berührt. Der einzige Schriftsteller, der ausführlich das Treiben in einer Colonie in Italien geschildert hat, ist Petron, die Scene seiner Schilderungen ist, wie schon bemerkt, wahrscheinlich Puteoli, doch leider wird ihr Werth durch ihren fragmentarischen Zustand sehr beeinträchtigt. So sind wir denn für diesen Gegenstand beinah ausschließlich auf inschriftliche Denkmäler angewiesen, und diese liefern allerdings ein sehr reiches Material. Sind ihre Angaben auch immer nur kurz und häufig unverständlich, so wird dieser Mangel bis zu einem gewissen Grade durch die ungeheure Masse von Inschriftsteinen ersetzt, die täglich im Zunehmen begriffen ist. In Mommsens großartiger Sammlung der Inschriften des Königreichs Neapel besitzen wir bereits vollständige und zuverlässige Texte aller bisher bekannten derartigen Urkunden Unteritaliens. Diese liegt den folgenden Schilderungen aus den italischen Municipien und Colonien hauptsächlich zu Grunde, öfter durch Inschriften aus Mittel- und Oberitalien ergänzt, ausnahmsweise auch durch nichtitalienische, aber nur da wo von Dingen die Rede ist, die in allen Städten des römischen Reichs mit Sicherheit vorausgesetzt werden dürfen.

Man darf sich die Städte zweiten und dritten Ranges im alten Italien nicht wie im heutigen vorstellen. Diese bieten nur in der Ferne mit weißschimmernden Häusermassen auf schroffen Höhen ragend oder in reizenden Thälern ausgebreitet, vom Grün der Oel- und Fruchtbäume, des Weins und Korns umgeben, einen wundervollen Anblick, im Innern findet man wenigstens im Binnenlande in der Regel Oede und Verfall, Schmuz und Elend. Die beiden ersten Jahrhunderte nach Chr. gehörten für Italien zu den wenigen leidlichen Perioden, die dies unglückliche Land überhaupt aufzuweisen hat. Die Communalverfassung der Städte blieb bis zu einem gewissen Grade selbst-

ständig, der materielle Wohlstand hob sich durch die wiederhergestellte Gesetzmäßigkeit und Sicherheit, wozu zum Theil auch die Sorge der Regierungen beitrug; Handel und Verkehr blühten wieder auf, in den Häfen lagen Mast an Mast die Schiffe aus Spanien und Gallien, aus Afrika, Aegypten und dem Orient, und ein lebhafter Verkehr erfüllte prachtvolle Kunststraßen, deren Reste jetzt dem Reisenden hier und da in Wüsteneien und Einöden überraschen. Am auffallendsten ist der Contrast zwischen der Gegenwart und dem Alterthum in Mittel- und Unteritalien. Noch 1847 geschah es (nach dem „Ausland"), daß der König von Neapel sich auf einer militärischen Promenade mit vielen Tausenden seiner Getreuen in den Schluchten, Thälern und Wäldern des Basilicats verirrte, so daß man vierzehn Tage hindurch in der Hauptstadt gar nichts von Sr. Majestät erfuhr.

Von dem freundlichen, selbst glänzenden Anblick auch kleinerer Mittelstädte im alten Italien ist uns in Pompeji ein Bild erhalten, das etwa so groß gewesen sein mag, als z. B. Bonn. Seine Straßen sind zwar schmal; denn dies hielt man wegen des reichlichern Schattens für gesünder, aber vortrefflich mit genau gefugten Lavaplatten gepflastert und von erhöhten Fußwegen eingefaßt. Seine Plätze, wenn auch klein, sind doch mit mehr Statuen geschmückt als die größten Hauptstädte des jetzigen Europa aufzuweisen haben; seine zahlreichen Tempel, Hallen und öffentlichen Gebäude zwar nicht großartig, weitläufig und prächtig, aber im Ganzen geschmackvoll und zierlich, und hübsch decorirt. Die Privatwohnungen sind „zwar wahre Miniaturbilder dessen, was uns Bedürfniß oder Gewohnheit ist," aber sie sollten auch nichts bieten als ein kühles und schattiges Gelaß zum Essen und Schlafen. Ihre Haupträume sind (wie bei allen altrömischen Wohnhäusern) innere Höfe, in denen Marmorbilder standen, Springbrunnen rauschten, Bäume schatteten und Blumen dufteten; auf diese Höfe münden die kleinen Zimmer der Erdgeschosse. Die Einrichtungen der Privathäuser tragen durchweg den Charakter eines heitern Luxus. Auch in den geringern schimmern die Wände von Farbenschmuck, sind die Fußboden mit Mosaik ausgelegt; und der reich und geschmackvoll verzierte Hausrath legt nicht nur von dem gebildeten Formensinn, sondern auch von dem behaglichen Wohlstande der Bewohner Zeugniß ab. Vor zwanzig Jahren waren schon an hundert Silbergefäße, großentheils herrlich ciselirt, in Pompeji gefunden worden; dies ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß dergleichen Pretiosen größentheils gerettet und gleich nach der Verschüttung von den Besitzern leicht ausgegraben werden konnten.

Die Communen des alten Italiens sorgten, wie auch die des Mittelalters nicht allein für die nothwendigen Einrichtungen, sondern waren auf Verschönerung ihrer Städte fort und fort bedacht. Diesen Bestrebungen kam der Localpatriotismus in wahrhaft staunenswerther Weise zu Hilfe. Noch heute

ist einer der liebenswürdigsten Züge im italienischen Nationalcharakter die leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Vaterstadt. Aus der Geschichte seiner Vaterstadt kennt in der Regel auch der Geringste die glorreichsten Ereignisse, die Namen und Thaten der berühmten Männer, die aus ihr hervorgegangen sind, und auch in kleinen Orten hat es gewöhnlich einen federkundigen Advocaten, Cavaliere oder Prete gegeben, der mit sehr lebhafter Phantasie, aber nicht sehr strenger Wahrheitsliebe, ihre Geschichte in sehr bombastischer Sprache geschrieben hat. Im Alterthum waren die Bestrebungen der Municipalpatrioten hauptsächlich darauf gerichtet, selbst mit großen Opfern zum Glanz und zum Nutzen ihrer Vaterstadt nach Kräften beizutragen. Die reichern Bürger gaben bedeutende Summen zur Erbauung oder Herstellung von Gebäuden jeder Art, die der Stadt zur Zierde oder zum Frommen gereichten. Namentlich thaten dies die, denen ein Communalamt, eine Priesterwürde oder andere städtische Auszeichnungen übertragen worden, und die durch das Herkommen verpflichtet waren, sich für diese Ehre irgendwie dankbar zn erzeigen. Da nun die edlen Geber selten ermangelten, ihre Namen mit genauer Angabe der Schenkung durch in Stein gehauene Inschriften zu verewigen, so haben wir ungemein zahlreiche Nachrichten über die Veranlassung und den Umfang solcher Stiftungen. Sie umfassen alle Arten von öffentlichen Bauten und Schenkungen von sehr geringfügigen bis zu fürstlichen, von der Basis einer Statue, die ein Bürger hat neu machen lassen, bis zu Tempeln, Säulenhallen und Theatern, die von einzelnen auf ihre Kosten zum allgemeinen Besten errichtet worden sind. Plinius erzählt, daß der Arzt Crinas seiner Vaterstadt Massilia (Marseille) Mauern für nicht viel weniger als zehn Millionen Sesterzen (etwa 700,000 Thaler) habe erbauen lassen, nichts desto weniger hinterließ er bei seinem Tode eine gleiche Summe. Im südlichen Italien gaben überdies Zerstörungen durch Erdbeben den Bürgern öfter Gelegenheit, ihre Großmuth und Freigebigkeit zu zeigen; so sind z. B. Pompeji und Herculanum sechzehn Jahre vor ihrer Verschüttung durch ein Erdbeben zerstört worden.

Um zuerst von religiösen Stiftungen zu reden, so werden in Inschriften außer der Erbauung und Ausschmückung von Tempeln, Altären und Kapellen und der Errichtung von Götterbildern noch manche andere fromme Gaben erwähnt. Ein großer Theil dieser frommen Werke ist auf Geheiß von Traumgesichten geschehn, die als Befehle der betreffenden Gottheiten galten. Von einem Bürger der Insel Malta meldet sein erhaltenes Monument, daß er einen Marmortempel des Apollo geweiht, desgleichen vor demselben vier Säulen, Pfeiler und Fußboden hat machen lassen, das Ganze mit einem Aufwande von 110,792 Sesterzen (etwa 8000 Thaler). In einer Stadt hat jemand auf Eingebung eines Traums die Schlange in einem Tempel (vielleicht des Aesculap) aus eignem Golde neu machen lassen, in einem andern jemand

dem Jupiter eine Opferküche gebaut, in einer dritten hat die Priesterin der großen Mutter die große Mutter ausbessern und vergolden, dem Attis die Haare vergolden und die Bellona ausbessern lassen. Auch wurden an die Tempelschätze Schenkungen gemacht, die nicht unmittelbar auf den Cultus Bezug hatten. Z. B. existirt das Testament eines Bürgers von Reggio, der dem Apollotempel seiner Vaterstadt ein Pergamentbuch in Elfenbein gebunden, ein Elfenbeinkästchen und sechzehn Bilder vermacht.

Doch zu solchen Gaben trieb in der Regel nicht Patriotismus oder Eifer für das gemeine Wohl, sondern Superstition und Gewissensangst. Minder eigennützig war die Förderung weltlicher Zwecke, die ebenfalls in großer Ausdehnung geschah, als Brückenbau, Ausbesserung von Mauern und Stadtthoren, Pflasterung der Straßen in und außerhalb der Städte. In Cremona (wenigstens vor der Zerstörung im vitellianischen Bürgerkriege eine der schönsten und blühendsten Städte des obern Italiens) schenkt einmal ein zum Aedilen erwählter Bürger gegen 1500 Thaler zur Straßenpflasterung; in Aeclanum läßt eine Mutter aus Freude, daß ihrem Sohne das oberste Stadtamt übertragen ist, eine Strecke von dreitausend Schritt „für baares Geld“ pflastern. Andre ließen die öffentlichen Spielplätze ebnen und einfassen. Wer sich um Handel und Verkehr verdient machen wollte, ließ auf dem Speisemarkt neue Buden für die Verkäufer aufschlagen, oder Steintische für die auszulegenden Waaren errichten, wie sie noch jetzt in Italien üblich sind. Sehr häufig wurden die öffentlichen Wagen, Maße und Gewichte auf Privatkosten hergestellt, nicht minder häufig Sonnenuhren zum allgemeinen Besten errichtet. Einen großen Anspruch auf die Dankbarkeit ihrer Mitbürger erwarben sich die, welche sich der Wasserleitungen annahmen; ein Duumvir (der oberste Magistrat) in Pola läßt auf seine Kosten Wasser in den obern und untern Theil der Stadt leiten, und schenkt zur Erhaltung der Leitung ein Capital von 400,000 Sesterzen (etwa 29,000 Thaler). Andre ließen Brunnen und Fontänen graben, oder sorgten für die öffentlichen Bäder. Bekanntlich war das Bad den Alten eines der ersten Lebensbedürfnisse, die Anstalten dazu fehlten in keinem größern Hause und selbst kleine Orte, die nicht auf den Namen einer Stadt Anspruch machten, hatten zuweilen mehr als ein Badehaus, theils Privatunternehmungen, theils Communalanstalten. Noch existiren einige Inschriften von Bädern, in denen den Besuchern freundliche Bedienung und jede Bequemlichkeit versprochen und überdies versichert wird, daß das Bad all' uso di Roma, wie man jetzt sagt, eingerichtet sei. Diese Anstalten wurden sehr häufig mit Vermächtnissen und Stiftungen bedacht. In Bologna vermachte einmal jemand ein Capital von 400,000 Sesterzen, damit Männer und Unerwachsene beider Geschlechter für immer ein bestimmtes Bad unentgeltlich benutzen können. In Misenum schenkte der oberste Magistrat dem öffentlichen Bade vierhundert Fuder hartes Holz,

aber unter der seltsamen Bedingung, daß seine Nachkommen bei der Wahl zu Stadtämtern bevorzugt werden sollen. Endlich wurden die öffentlichen Gebäude von Privatleuten nicht blos ausgebessert, decorirt und geschmückt, sondern nicht selten von Grund aus aufgeführt. Die Gebäude, welche außer den Tempeln auch an kleinen Orten nicht zu fehlen pflegten, waren besonders Theater und Amphitheater, Colonnaden zu Spaziergängen und Basiliken zu Gerichtsverhandlungen. Beispiele, daß so bedeutende Bauten von einzelnen auf eigne Kosten aufgeführt wurden, sind keineswegs selten.

Wenn für die Verschönerung und den Nutzen der Städte so freigebig von ihren Bürgern gesorgt wurde, so erhielten sie noch einen andern Schmuck, der modernen Städten zu fehlen pflegt, in der unglaublichen Menge öffentlich aufgestellter Ehrenstatuen. Zum Theil waren dies Denkmäler von berühmten Männern der Vorzeit, wie in Pompeji Postamente von Bildsäulen des Aeneas und Romulus gefunden sind, in Arezzo von Appius Claudius, Fabius Maximus, Aemilius Paulus, Marius, Lucullus u. a., in Mailand eine Statue des jüngern Brutus erwähnt wird u. dgl.; man darf wol annehmen, daß alle größern Städte Italiens an solchen Statuen berühmter Männer reich waren. Bei weitem der größte Theil waren eben Denkmäler von Personen, die sich um die Stadt verdient gemacht, von Kaisern oder Mitgliedern der kaiserlichen Familie. In einem frühern Aufsatze sind bereits die Hauptursachen angegeben worden, die eine so massenhafte Production von Bildsäulen möglich machten, die Verbreitung von Künstlern und Kunsthandwerkern durch alle Provinzen des römischen Reichs, die Billigkeit des Materials und der Arbeit, die fabrikmäßige Art der Ausführung. Auch die gewöhnlichen Veranlassungen zur Errichtung von Statuen in Municipien sind dort bereits aufgezählt: Bauten und Schenkungen, unentgeltliche Uebernahme von Gesandtschaften, Veranstaltung von Festen, Schauspielen, allgemeinen Bewirthungen u. s. w.; auch ist die Sitte erwähnt worden, ein und dieselbe Person durch mehre Statuen zu ehren, in einer Stadt von Nordafrika werden z. B. einer Priesterin einmal nicht weniger als fünf decretirt. Zuweilen wurden verdiente Personen dadurch ausgezeichnet, daß man Mitgliedern ihrer Familie Statuen setzte, entweder um sie dadurch zu erfreuen, oder wenn sie schon gestorben waren, um ihr Andenken in ihren Nachkommen zu ehren. Daß Frauen für die Verdienste ihrer Männer, Söhne und Töchter für die ihrer Väter geehrt wurden, kam häufig vor. In Brescia hat der Gemeinderath sogar einmal einen Knaben, der in dem zarten Alter von 6 Jahren 2 Monaten und 5 Tagen starb, eine vergoldete Reiterstatue setzen zu lassen beschlossen, um den überlebenden Vater damit zu erfreuen. Auch kam es vor, daß jemand eine ihm angebotene Statue auf ein andres Familienmitglied übertragen ließ. Solche Ehrenbezeugungen beschloß entweder der Gemeinderath allein oder die ganze Bürgerschaft. Mit-

unter wurden die Kosten auf die Stadtkasse angewiesen, gewöhnlich aber durch freiwillige Beiträge gedeckt; die Beisteuernden verfehlten nicht sich mit zu verewigen, und man liest gewöhnlich auf den Postamenten, daß die Statue von dem hochpreislichen Gemeinderath und der sehr achtbaren Bürgerschaft errichtet sei. Die Verdienste des Gefeierten sind in der Regel ausführlich angegeben, zuweilen heißt es mit echt italienischer Uebertreibung, sie seien unsäglich groß, oder der Tag würde nicht hinreichen sie aufzuzählen. Um noch einige Beispiele anzuführen, so votirte zu Urbino der Gemeinderath einmal einem angesehenen Mann eine Statue, „wegen der Fülle seiner Verdienste", namentlich weil er der erste war, der alljährlich der Bürgerschaft ein Gastmahl zu geben versprochen hatte. In einer andern Stadt wurde jemandem dieselbe Ehre erwiesen, theils wegen seiner übrigen Verdienste, theils weil er zuerst unter allen Festgebern auf eigne Kosten fünf Panther und eine Gladiatorenbande hatte kämpfen lassen. Auf einem dritten Postament liest man: „Ihm wurde im Alter von zwölf Jahren zu Rom bei der Preisbewerbung auf dem Capitol unter den lateinischen Dichtern vermöge seines glänzenden Talents der Preis zugestanden. Deshalb hat die gesammte Bürgerschaft ihm eine Statue aus freiwilligen Beiträgen zu errichten beschlossen." Auf dem Postament einer Statue in Triest ist die ganze von dem Gemeinderath über die Errichtung gepflogene Unterhaltung eingehauen. Wir wollen den Anfang als Probe hersetzen. „Der höchst ehrenwerthe Fabius Severus *) hat der Stadt schon lange zahlreiche Wohlthaten erwiesen, da er vom Knabenalter an gestrebt hat, in Vertheidigung der Interessen seiner Vaterstadt an Würde und Beredtsamkeit zuzunehmen. Denn so viele und bedeutende Angelegenheiten hat er bereits bei unserm gütigen Kaiser Antoninus Pius übernommen, verhandelt und durchgesetzt, ohne der Stadtkasse irgend welche Kosten zu verursachen, daß er, obwol noch sehr jung, seine Vaterstadt und obendrein uns alle durch Werke und Thaten des gereiftesten Alters sich verpflichtet hat. Jetzt aber hat er die Stadt mit einer so großen Wohlthat, einem so heilsamen Werk seines Geistes, einem so dauernden Nutzen beschenkt, daß er all seine frühern Thaten, obwol sie hervorragend und unermeßlich sind, sicherlich übertroffen hat." In dieser Weitschweifigkeit geht es noch lange fort, bis zuletzt der Beschluß gefaßt wird, dem Gepriesenen eine vergoldete Reiterstatue zu setzen und seinen Vater zu ersuchen, daß er ihm im Namen der Stadt danken möge.

Sehr oft kamen jedoch die Beschlüsse zur Errichtung von Statuen gar nicht zur Ausführung. Der bescheidene Mann, dem das Monument zugedacht war, erklärte, er sei schon mit der Ehre zufrieden und wolle keine Kosten verursachen, oder er setzte sich die von der Stadt votirte Statue auf eigne Kosten.

*) Im Original vir clarissimus, das Prädicat der Personen vom Senatorenstande.

Diese beiden Auskunftsmittel den Communen die Ausgaben zu sparen sind so äußerst häufig angewandt worden, daß man gar nicht zweifeln kann, der hochlöbliche Gemeinderath und die sehr achtbare Bürgerschaft haben sich öfter unter der Hand erkundigt, ob ihr Mitbürger N. N. auch wirklich die ihm zu votirende Statue ablehnen, eventuell die Kosten selbst tragen werde, und erst im Bejahungsfalle den Beschluß gefaßt, ihm die Ehre anzubieten. In Sutri ereignete es sich einst, daß der Gefeierte die Beiträge zu einer Statue für sich wirklich selbst einsammeln ließ, und erst als er sich solchergestalt von dem guten Willen seiner Mitbürger überzeugt hatte, das Geld zurückgab und sich die Statue selbst setzte. Doch gewöhnlich ließ man es nicht so weit kommen, und am Schluß der Decrete zur Errichtung eines Monuments heißt es äußerst häufig: „Mit der Ehre zufrieden, hat er die Kosten erlassen." In einem toskanischen Ort, dem jetzigen Fossombrone, hatte ein verdienter Mann schon einmal die ihm angebotene Statue abgelehnt. Nun faßte man den Beschluß zum zweiten Mal ohne sein Wissen und setzte ihn nicht eher davon in Kenntniß, als bis die Statue fertig war. Die Adresse, die der Gemeinderath nach ihrer Vollendung an ihn richtete, ist auf einer Nebenseite des Postaments in ihrer ganzen Länge eingehauen, und es heißt darin wörtlich wie folgt: „Schon längst haben wir beschlossen, dir eine Statue zu Fuß auf unsere Kosten zu setzen, aber den Beschluß deshalb nicht an dich gelangen lassen, damit du nicht auch diesmal, wie du früher gethan, als dir eine Statue öffentlich zuerkannt wurde, antworten solltest, du seiest schon mit der Ehre zufrieden. Eine solche Handlungsweise würde zwar deine Bescheidenheit in helles Licht setzen, uns aber gleichsam unsre Säumigkeit vorwerfen. Daher wird die votirte Statue, damit du sie nicht ablehnen kannst, schon fertig zu dir gebracht. Wir ersuchen dich schließlich, unserm guten Willen Rechnung zu tragen und uns bekannt zu machen, welche Inschrift du anbringen zu lassen gedenkst, und wünschen dir wohl zu leben."

Auf der Hauptseite des Postaments steht nun der Name des Gefeierten mit sämmtlichen Titeln und Würden, und zwar wurden in solchen Fällen nicht nur die Aemter, die jemand grade bekleidete, sondern auch alle, die er jemals bekleidet hatte, genau in der Reihenfolge der amtlichen Laufbahn geordnet, hintereinander aufgeführt, daher diese Titel in der Regel mehre Zeilen füllen, Aus dieser Inschrift erfahren wir, daß der edle Mann den Gemeinderath für die gehabten Kosten glänzend entschädigte, indem er bei der feierlichen Aufstellung seiner Statue jedem Mitgliede desselben ein Geschenk von siebzig Sesterzen (etwa 5 Thaler) machte. Wenn nun, wie es in der Regel der Fall war, der Gemeinderath aus hundert Mitgliedern bestand, waren die für die Statue erforderlichen Beiträge vermuthlich mehr als gedeckt.

Man darf nicht glauben, daß die Decurionen (d. i. die Gemeinderäthe)

auch nur im mindesten Anstand genommen haben, dieses Geschenk anzunehmen. Nach der damaligen Sitte war die Errichtung einer Statue für den, der sie erhielt, eine sehr kostspielige Ehre; denn er mußte in der Regel die Körperschaft, die sie ihm erwies (d. h. also oft die ganze Stadt, mindestens deren Väter), entweder bewirthen oder Geld unter sie vertheilen; viele thaten beides zugleich. Die Art der Vertheilung richtete sich nach den Rangclassen, in welche die Einwohnerschaft zerfiel. Wie schon früher erwähnt, war die Bevölkerung der Municipien, wie die der Hauptstadt, in drei Classen getheilt, Decurionen, Augustalen und Bürgerschaft, die durch Abzeichen der Kleidung, gesonderte Plätze im Theater, bei öffentlichen Mahlzeiten und andern Festlichkeiten aufs strengste geschieden waren, und bei Geldvertheilungen immer nach Verhältniß ihres Standes bedacht wurden.

Wie ebenfalls bereits bemerkt ist war es Sitte, die Bürgerschaft ganz oder zum Theil auch an Familienfesten zu bewirthen und zu beschenken. Diese Theilnahme der ganzen oder halben Stadt an den Familienereignissen der Honoratioren muß dem municipalen Leben einen hohen Grad von Gemüthlichkeit gegeben haben, die Mitbürger theilten nicht blos die Familienfreude, sondern auch die Familientrauer in den angesehenen Häusern. Fand z. B. in einem derselben ein Todesfall statt, so erfolgte wol eine officielle Beileidsadresse. Unter andern existirt noch eine solche vom Gemeinderath Neapels in griechischer Sprache (Neapel war die einzige Stadt Italiens, in der sich griechische Sprache und Sitte vorwiegend erhielt, einige andere, namentlich Tarent und Reggio bewahrten nur noch mehr oder minder charakteristische Spuren ihres griechischen Ursprungs). Darin heißt es: „Zwar müssen wir den Schmerz jedes Bürgers theilen, der sein Kind verliert, besonders aber des Octavius Caprarius, eines achtbaren Mannes von humanem Wesen, der die Vorsteherschaft mit so viel Würde verwaltet hat, da ihm sein jüngerer Sohn Caprarius entrissen ist, der sich durch die Gesetztheit seines Charakters und seine gleich vortreffliche Verwaltung der Vorsteherschaft Euern Beifall erworben hat. So haben wir denn beschlossen, ihn im Namen der Stadt zu trösten und einen Platz zum Begräbniß frei zu stellen, den der Vater sich wählen wird.“ Nicht blos die Ertheilung des Begräbnißplatzes, sondern auch die Bestattung selbst, die dabei zu verbrennenden Wohlgerüche (die Menge des Weihrauchs ist öfter nach Pfunden angegeben), die Errichtung des Denkmals und etwaiger nachträglich zu errichtender Ehrenstatuen fand häufig auf öffentliche Kosten statt. In Pompeji finden wir zweimal zu öffentlichen Begräbnissen eine Summe von etwa 150 Thlr. aus der Stadtkasse gegeben.

Häufig hatten die Abgeschiedenen Sorge getragen, sich im dankbaren Gedächtniß der Nachlebenden zu erhalten. Im Gedächtniß späterer Zeiten fortzuleben war ein Lieblingswunsch der Alten. Gewöhnlich wurde (wie schon

erwähnt) seine Erfüllung durch Vermächtnisse von Capitalien und Grundstücken gesichert, von deren Zinsen Geburtstage, Todes-, Begräbniß- oder andere Gedächtnißtage von der ganzen Stadt oder einer bestimmten Körperschaft gefeiert wurden. Zu diesen gehörten auch die Rosen- und Veilchenfeste, an denen diese Blumen unter die Gäste vertheilt und auf das Grab gestreut wurden. Man behängte die Monumente mit Kränzen, Opferdüfte stiegen in die Luft, Wohlgerüche wurden in die Aschenurnen geträufelt, die Grabeslampe leuchtete frisch gefüllt, und beim festlichen Mahl wurde das Andenken des Hingegangenen von den Nachkommen gesegnet, die sich seiner Gaben erfreuten.

Die zweite Hauptergötzlichkeit neben jenen großen Festmahlzeiten in den Städten Italiens waren die öffentlichen Schauspiele. Die Veranlassungen zu denselben waren sehr mannigfacher Natur. Theils veranstalteten sie die Communen auf eigne Kosten, wobei ein gewählter Unternehmer die Ausrüstung besorgte (und in der Regel vermuthlich von seinem Gelde zusetzte); theils waren gewisse Beamte verpflichtet sie bei ihrem Amtsantritt zu geben, besonders die Inhaber der höchsten Communalämter. Selbst zur Feier des Eintritts in den Gemeinderath und den Augustalenstand wurden Spiele gegeben. Mitunter verwandelten die Beamten auf Beschluß des Gemeinderaths das zu den Schauspielen bestimmte Geld zu einem gemeinnützigen Zweck, als Straßenpflasterung, Brunnen und Bauten, schwerlich zur Zufriedenheit des Publicums. Außerdem wurden Feiertage, besonders der Jahrestag der Stadtgründung, mit Gladiatorenkämpfen und andern Festlichkeiten begangen. Sodann gaben reiche Bürger große Summen, um ihrer Vaterstadt diese begehrteste aller Unterhaltungen zu verschaffen, theils zur Feier von Familienereignissen, theils in der Absicht sich und ihrer Stadt Ehre zu machen. In Pesaro vermachte einmal der höchste Beamte der Stadt über 70,000 Thaler. Die Zinsen von zwei Fünfteln dieses Capitals sollen zu einem jährlich am Geburtstage seines Sohnes zu veranstaltenden Festmahl verwendet, von den Zinsen der übrigen Fünftel jedes fünfte Jahr ein Gladiatorenspiel gegeben werden. Bekanntlich waren diese Spiele besonders zur Feier von Leichenbegängnissen und Gedächtnißtagen Verstorbener üblich. Der jüngere Plinius drückt in einem seiner Briefe einem Freunde seinen Beifall aus, daß er der Stadt Verona ein Fechterspiel versprochen habe, da er dort so allgemeine Liebe und Achtung genieße und überdies dem Andenken seiner verstorbenen Frau, die eine Veroneserin war, eine solche Feierlichkeit schuldig gewesen sei. Auch habe man so allgemein in ihn gedrungen, daß er es nicht abschlagen konnte, doch verdiene seine Liberalität in der Ausstattung ein besonderes Lob, auch in solchen Dingen zeige sich ein großer Sinn. Unter andern war zu diesem Fest eine große Anzahl von Panthern aus Afrika verschrieben. Ohne Zweifel mußten die Reichen in den Municipien sich oft gegen ihren Willen zu diesen kostspieligen Festen verstehn, da das Volk im Erbitten solcher

herkömmlichen Vergünstigungen durchaus nicht blöde war und sie auch wol mit Gewalt ertrotzte. Unter Tibers Regierung ließ einmal in Pollentia der Pöbel den Leichenzug eines Offiziers nicht eher den Markt passiren, als bis er von den Erben das Versprechen eines Fechterspiels erzwungen hatte. Tiber, der in solchen Dingen keinen Scherz verstand, schickte Militär in die Stadt und ließ den größern Theil des Gemeinderaths und der Bürgerschaft ins Gefängniß werfen. Mitunter bedurfte es zu diesen Schauspielen kaiserlicher Erlaubniß, was ohne Zweifel immer der Fall war, wenn ein periodisch zu wiederholendes Fest neu gestiftet werden sollte; selbst die Erneuerung eines in Vergessenheit gerathenen konnte nicht ohne allerhöchste Bewilligung geschehn. In Pompeji hatte im Jahr 59 bei einem amphitheatralischen Fest ein blutiger Kampf der Einwohner mit den aus dem nahen Nuceria in Menge herbeigekommenen Gäste stattgefunden, zur Strafe wurde den Pompejanern die Erlaubniß zu solchen Festen auf zehn Jahr genommen.

Die Ausstattung der Schauspiele richtete sich natürlich nach dem Vermögen der Communen und der einzelnen. Den Römern, die an die Feste des Colosseums mit ihrer Feenpracht, ihren riesigen Dimensionen und unübersehbaren Menschenmassen gewöhnt waren, mußten sie freilich ärmlich vorkommen, aber nach dem Maßstabe, den wir an Volksvergnügungen legen, fand auch hierbei eine ganz unverhältnißmäßige Verschwendung statt. Wenn in Rom die Schauspiele Wochen und selbst Monate ausfüllten, dauerten sie doch auch in andern Städten öfter zwei, drei und vier Tage. Es waren nach den Inschriften zu schließen vorzugsweise Thierhatzen, Fechterspiele, auch Athletenkämpfe; Wagenrennen und theatralische Aufführungen werden sehr selten erwähnt. Wie sehr das Interesse an den Kämpfen der Arena überwog, zeigen die Mauern von Pompeji, die mit gekritzelten Darstellungen derselben und darauf bezüglichen Inschriften angefüllt sind, während kaum eine Spur den Antheil der Bevölkerung am Theater verräth. Wenn in Rom die Arena von den größten und schönsten Thieren der tropischen Zone wimmelte, hatten kleinere Orte nicht blos Hatzen von Hasen, Hirschen und andern „krautfressenden Thieren“, von Wildschweinen und Bären, die in den Apenninen häufig waren, sondern auch von Panthern und Straußen (in der Volkssprache „Seesperlinge“ genannt). Von der Ausstattung dieser Schauspiele gibt eine Notiz bei Plinius eine Vorstellung: „Julius Cäsar als Aedil ließ die Thierkämpfer zuerst mit silbernen Waffen die wilden Thiere angreifen, jetzt ahmen sie dies schon in Municipien nach.“ Wenn in Rom hunderte, ja tausende von Gladiatoren fochten, ganze Schlachten zu Wasser und zu Lande mit furchtbarer Wirklichkeit geliefert wurden, so gab es auch im übrigen Italien gewiß nicht viele Städte, in deren Amphitheatern nicht einigemal im Jahre Blut floß. Die kleinern und ärmern mußten sich mit drei und vier Paar Fechtern begnügen, in größern Mittelstädten

traten zwanzig (z. B. in Tivoli), dreißig, ja funfzig (Capua) Paare auf. In Pompeji gab der zum zweiten Mal zum höchsten Communalamt erwählte Bürger zur Feier des Apollofestes einmal am ersten Tage auf dem Marktplatz einen feierlichen Aufzug, ein Stiergefecht und eine mêlée von Faustkämpfern; im zweiten auf eigne Kosten 30 Paar Athleten, 35 (oder 40) Paar Gladiatoren und in Gemeinschaft mit seinem Collegen eine Hatze von Stieren, Wildschweinen und Bären. Leider scheinen die Feste für um so glänzender gegolten zu haben, je mehr Menschen dabei geschlachtet wurden. Auf dem Postament einer Statue, die 249 n. Chr. zu Minturnä einem Bürger errichtet ist, der alle Aemter bekleidet und prächtige Schauspiele gegeben hatte, wird demselben nachgerühmt: er hat zu Minturnä an vier Tagen elf Paare auftreten und so lange fechten lassen, bis elf von den ersten Gladiatoren Campaniens auf dem Platze geblieben sind; auch hat er zehn grausame Bären todthetzen lassen „wie Euch sehr ehrenwerthe Bürger wohlbewußt ist," und zahme Thiere je vier an einem Tage. In einer Grabschrift aus derselben Stadt heißt es, der Verstorbene habe ein dreitägiges Gladiatorenspiel „und vier Verbrecher" gegeben, die Execution dieser, die entweder von wilden Thieren zerrissen wurden oder sich gegenseitig umbrachten, betrachtete man als einen Theil des Schauspiels.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Reichen in den italienischen Städten ihr Geld ausschließlich auf Volksbelustigungen und Schauspiele verwandten. Vielmehr gab es außer den bereits erwähnten Bauten noch gar manche gemeinnützige Unternehmungen, welche die vermögenden Bürger aus ihren Privatmitteln ins Leben zu rufen oder zu fördern in echt republikanischem Sinne wetteiferten. Namentlich machten sie große Stiftungen zum Unterhalt armer Kinder. Unter August findet sich in einer unteritalischen Stadt ein Legat von beinahe 30,000 Thalern, „von dessen Zinsen Kinder aus der Bürgerschaft, bis sie erwachsen sind, Getreide und dann noch jeder eine Summe Geldes (ungefähr 70 Thaler) erhalten sollen." Diese Stiftungen wurden von den Kaisern seit Nerva (97 v. Chr.) in großartigem Maßstabe aufgenommen, von Trajan bereits auf alle italischen Municipien ausgedehnt, die ihrer bedurften. Hadrian und die folgenden Antonine erweiterten sie, die letzte neue Stiftung ist von Alexander Severus bekannt, in Diocletians Zeit existirte das Institut noch. Die Capitalien wurden auf Grundstücke der unterstützten Communen von bedeutend höherem Werth hypothecirt und niedrig verzinst. Von den Zinsen erhielten Knaben und Mädchen (aber in der Regel nur Freigeborne, da die Stiftungen hauptsächlich die Hebung der Ehen bezweckten) die ersten bis zum achtzehnten, die zweiten bis zum vierzehnten, das Hauptnahrungsmittel, Getreide, frei, oder statt dessen eine bestimmte nach dem Getreidepreis normirte Summe. Trotz der Großartigkeit dieser Unterstützungen war begreiflicherweise der Privatwohlthätigkeit noch immer

viel Spielraum gelassen. Wir kennen z. B. das Vermächtniß einer Cälia Macrina in Terracina, welche zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn der Gemeinde etwa 70,000 Thaler vermachte, von denen hundert Kinder eine monatliche Unterstützung statt Getreide, die Knaben fünf, die Mädchen vier Denare erhalten sollten. Plinius der jüngere schenkte seiner Vaterstadt Como ungefähr 35,000 Thaler zu demselben Zweck, in seinem Testamente fügte er noch etwa 21,000 hinzu. Leider existirt von der Inschrift, die seine Stiftungen für Como aufzählt, nur noch ein Fragment (das in den Sarkophag des Königs Lothar eingelassen ist): es befanden sich darunter auch große Summen für die öffentlichen Thermen, für eine Bewirthung der Bürgerschaft und etwa 7000 Thaler für die Instandhaltung der Stadtbibliothek. Nächstdem war die Sorge für Erziehung und Schulwesen ein würdiger Gegenstand für die Munificenz der reichen Bürger in den Municipien. Plinius schreibt an den Geschichtschreiber Tacitus, bei seiner letzten Anwesenheit in seiner Geburtsstadt Como habe ihn ein junger Landsmann in Begleitung seines Vaters besucht. Studirst du? fragte ich. Ja. Wo? In Mailand. Warum nicht hier? Weil wir keinen Lehrer haben. Plinius stellt nun den anwesenden Vätern vor, wie viel besser es wäre, wenn ihre Söhne in Como in die Schule gingen. Das Leben sei für sie angenehmer, die Aufsicht leichter, die Kosten geringer. Man möchte das Geld, das man auf Reisen und Wohnungen an einen fremden Ort verwende, zur Besoldung von Lehrern in der Stadt selbst zusammenlegen. Er selbst, obwol kinderlos, wolle den dritten Theil der zusammengelegten Summe beisteuern, und würde das Ganze geben, wenn er nicht glaubte, daß die Väter größere Sorgfalt auf die Wahl eines Lehrers verwenden würden, zu dessen Besoldung sie selbst beitrügen, als bei der Disposition über ein fremdes Capital. Er eröffnet ihnen die Aussicht, daß, während jetzt die Comenser auswärts studirten, künftig die jungen Leute aus der Umgegend nach Como strömen würden. Schließlich bittet er Tacitus, ihm einige von den jüngern Männern zu empfehlen, die sich zu ihrer Ausbildung an ihn angeschlossen hätten, worauf er den Eltern die Wahl überlassen und selbst nur die Kosten tragen wolle.

Die reichen Honoratioren der italienischen Municipien, die in so umfassender Weise für den Nutzen und das Vergnügen ihrer Mitbürger sorgten, erhielten, wie schon bemerkt, keinen andern Lohn für diese Bemühungen als die Ehre. Hin und wieder beschloß eine Gemeinde, in das Haus eines verdienten Mannes aus der öffentlichen Wasserleitung eine fingerbreite Röhre leiten zu lassen oder kaufte ihm ein Grundstück. Gewöhnlich aber votirte man nur Adressen und Statuen, oder Communalämter und -Würden, die nicht nur nie mit Einkommen, sondern immer mit Kosten verknüpft waren; doch wurde ausnahmsweise und ehrenhalber oft das beim Eintritt in das

Decuriat und die Augustalität zu zahlende Geld erlassen. In den beiden ersten Jahrhunderten, als die Willkür der Kaiser noch nicht das Vermögen der Communen antastete und ihnen unerschwingliche Lasten auflegte, für die dann die Decurionen persönlich haften mußten, fand ein Zudrang zu den Aemtern statt und die Bewerbungen führten zu Wahlumtrieben, die bisweilen Aehnlichkeit mit einem Sturm in einem Glase Wasser gehabt haben müssen. An den Häusermauern der Straßen in Pompeji sind zahlreiche Empfehlungen von Wahlcandidaten angeschrieben, die theils von einzelnen, theils von Gilden und Corporationen ausgehen und mitunter sehr ungrammatisch abgefaßt sind, z. B. Saturninus mit seine Lehrlinge schlägt den C. Cuspius Pansa zum Aedilen vor. Ein andrer Anhänger desselben Candidaten fügt seiner Empfehlung bei: Er schafft gutes Brot (die Aedilen hatten die Marktpolizei). Aehnliche Zusätze, z. B.: er ist es werth! u. dgl. finden sich öfter. Jede Wahl gab auf diese Weise den professionellen Schreibern zu thun, welche solche Voten mit Farben an die Mauern pinselten; die Hausbesitzer mußten sich dies gefallen lassen, und nur in den Grabschriften werden die Schreiber höflich ersucht, die Mauern der Monumente unbepinselt zu lassen. Ganz besonders thätig waren bei diesen Wahlkämpfen die Gilden (collegia) der verschiedenen Handwerke und Arbeiter. In Pompeji, wo die Collegia auch bei dem oben erwähnten Kampf im Amphitheater sich so sehr hervorthaten, daß mehre durch Senatsbeschluß aufgelöst wurden, erscheinen in diesen Maueranschlägen die Goldschmiede, Bäcker, Maulthiertreiber, Zimmerleute, Stellmacher, Obsthändler und Salinenarbeiter, außerdem eine (religiöse) Isisbrüderschaft.

Neueste Entwicklung des pariser Credit-Mobilier.

„Was wäre Frankreichs Volk jetzt ohne den dritten Napoleon, was Frankreichs Handel und Industrie ohne den ersten Pereire!“ so schrieben wir an dieser Stelle vor noch nicht einem Jahre. Napoleon ist noch an seinem Platze und das französische Volk wird noch immer durch ihn gerettet und ist somit glücklich, und Pereire — auch er ist noch da, aber es ist nicht mehr der Pereire, zu dem die Fondsbörsen vertrauend emporblicken, der Mann der herrlichen Unternehmungen und der noch herrlicheren Dividenden. Pereire hat es selbst ausgesprochen, was vierzehn Tage vorher den kaiserlich französischen Rittern bei schwerer Strafe verboten war nur zu muthmaßen, er hat dies-

mal keine Dividende vertheilt, keine 35 Pct. und keine 17 Pct., nichts, gar nichts hat sein gewaltiges Institut abgeworfen, und einstimmige Seufzer der Börsenmänner folgen dieser Verkündung.

Vor einem Jahre „bedurfte der Credit, jene Industrie, welche aller andern Nahrung verleiht und zum Gleichgewicht des Arbeitslohnes so Bedeutendes mitwirkt, einer kraftvollen, mächtigen Organisation, welche fähig, den Schrecken wie das leidenschaftliche Vertrauen zu beherrschen, ein bestimmtes Ziel verfolgte und auf dieses Ziel mit Entschlossenheit zuschritt," u. s. w., in diesem Jahre hat es die Krisis, wie Hr. Pereire sagt, auch dem Credit-Mobilier, der Verkörperung jener kraftvollen, mächtigen Organisation angethan. Wie war das aber nur möglich, da doch Jahre lang so eifrig, mit so ungeheuern Mitteln „organisirt" war, wie konnte unter dem mächtigen Scepter des Pereire der allgemeine Credit überhaupt so sehr erschüttert werden?

Die Antwort auf diese und ähnliche Fragen bleibt der große Mann uns freilich schuldig, so sehr man auch berechtigt ist, dieselben zu stellen. Die Krisis ist da, sie hat uns überrascht, wir haben sie nicht verhindern können, das Eingeständniß wird gemacht. „Die Krisis war die nothwendige Folge eines ausnahmsweisen Ueberflusses, welcher durch die außerordentliche Seltenheit aller Dinge auf allen Märkten hervorgerufen, plötzlich das Gleichgewicht der Preise störte," das war nach den Worten des diesjährigen Berichts das einzige Unglück, dem er nicht begegnen konnte — wenn man nur im Stande wäre, in diesen Worten irgend etwas zu entdecken, was an die entfernte Möglichkeit zu einem concreten Gedanken hinausginge! Wir wollen sie daher auf sich beruhen lassen, indem wir sie einfach zu den bisherigen Erklärungen der großen Verkehrskrisis des verflossenen Jahres hinzu registriren. Das Conto der Krisis ist schon so groß, der bankerott gewordene Schwindel hat schon so vielfach sich unter ihren Fittig begeben, daß sie wol auch noch die Last des dividendenlosen Credit-Mobilier zu tragen vermag.

Aus dem langen diesjährigen Berichte desselben haben wir eine ganz kleine Blumenlese von besonders prägnanten Aeußerungen*) uns aufgezeichnet, die wir zur Kennzeichnung des Actenstückes und der bei dessen Abfassung vorwaltenden Stimmungen unsern Lesern mittheilen wollen. Das Bedürfniß nach Vertheidigung und das nach Worten hat sie eingegeben, und sie gehören mit zur Tagesgeschichte.

---

*) Der Bericht ist diesmal den deutschen Blättern von Paris aus in einer so schauderhaften, zuweilen selbst ganz sinnlosen Uebersetzung zugegangen, daß man sich eigentlich etwas schämen muß, sie in dieser Gestalt in der deutschen Presse wiederzufinden. Ist der pariser Credit-Mobilier bereits so arm, daß er in der französischen Hauptstadt keinen anständigen deutschen Uebersetzer aufzutreiben vermag?

Während die mächtigsten Banken (die englische und die französische) „den Disconto auf eine unmöglich geglaubte Stufe erhöhten, lieh der Credit-Mobilier allen unter seinem Patronat stehenden Gesellschaften die ausgedehnteste Mithilfe und half ihnen wirksam, unbehindert durch die furchtbaren Verhältnisse zu gehen, welche wir erlebten .... Denn, m. H., wenn wir auch durchaus nicht für unfehlbar gelten wollen, so liegt uns daran, das Verdienst zu beanspruchen, die Unternehmen nicht zu verlassen, welche wir ins Leben riefen und nie von dem Posten zu desertiren, welchen die Verhältnisse uns anwiesen. In Frankreich hat auch die Krisis am wenigsten gewüthet, Dank sei es der kaiserlichen und unserer Vorsehung!

Die Geschäfte des Credit-Mobilier haben das eigenthümliche Gepräge, daß, um sie in ihrer Gesammtheit zu beurtheilen, man wenigstens eine summarische Kenntniß von der Lage des Unternehmens haben muß, an welchen er betheiligt war . . . Wir können nicht wie der einzelne Actionär die von uns gegründeten Unternehmungen heute aufnehmen, dann wieder aufgeben, indem wir einfach ihre Werthtitel verkaufen oder kaufen; unsere Stellung erheischt mehr Thätigkeit in den Placements; wir erleiden die Schwankungen, welche außerhalb unseres Kreises in den Coursen der Werthe eintreten, aber unsere Würdigung ihres innern Werthes beruht auf andern Elementen als auf jenen, welche ihnen die Speculation beilegt, sie, die im Allgemeinen so hitzig und übertrieben in ihren Vorurtheilen wie in ihrer Vorliebe ist.

Allerdings kann die Hausse der Werthe nicht unbegrenzt sein, alle menschliche Geschäfte sind dem Rückgang unterworfen; aber wenn die übertriebene Hausse ihre wirklichen Nachtheile hat, gegen welche man auf der Hut sein muß, so hat die übertriebene Baisse noch bedauerlichere Folgen, denn sie strebt nach nichts Anderm als darnach, alles Vertrauen zu zerstören, Besorgniß in alle Familien zu streuen und über die Lage des Landes Befürchtungen zu erwecken, die, so gering sie anfangs immer seien, mit der Länge der Zeit bestimmte Gestalten annehmen und eine Gefahr werden können."

Es ist ein wunderbares Gefühl, das einen beschleicht, wenn man diese Sätze zusammenhält. Voran die Großartigkeit der gewährten Hilfsleistungen an alle Zöglinge des Credit-Mobilier in einer Zeit, wo sogar die englische und französische Bank in Verlegenheit waren, und hinterher der Anspruch, dies nur im reinsten Gefühl der Pflichterfüllung gethan zu haben, dazwischen aber die Verleugnung der eignen Unfehlbarkeit, und dann wieder die den Actionären gemachte freundliche Mittheilung, daß sie eigentlich von der Sache gar nichts verständen, so daß man wirklich nicht begreift, weshalb der Bericht auf ihr Urtheil provociren zu wollen scheint, und endlich die niederschmetternde Diatribe gegen die Baisse. Die Baisse ist uns nicht allein fatal, aber Pereire hat das schon vergeben, sie ist mehr, sie ist ein Staatsverbrechen:

sie zerstört alles Vertrauen, sie streut Besorgniß in alle Familien, sie erregt Befürchtungen über die Lage des Landes, also — die Baissiers sind schlechte Staatsbürger und eigentlich verdienten sie außer Landes transportirt zu werden. Ist die Schlußfolgerung zu gewagt? Vielleicht erlebt der Credit-Mobilier den Tag noch, wo auch das geschehen wird.

Der Bericht gibt aber auch die Unternehmungen an, welche die Anstalt „patronirt", wie es in der Uebersetzung heißt, die pariser Gasanstalt, die Fusion der pariser Omnibusse, die Gesellschaft des Handels und der Immobilien der Rivolistraße, die Compagnie maritime für Unternehmungen im Ein- und Ausfuhrhandel, die Gesellschaft der West-, und die der Südeisenbahnen Frankreichs, ferner im Auslande die Gesellschaft der östreichischen Eisenbahnen, die schweizer und die russischen Eisenbahnen, und der Mobiliercredit in Madrid! Alles natürlich Unternehmungen von welthistorischer Bedeutung, Dinge, an die man ohne den Credit-Mobilier niemals gegangen wäre! Oder gab es wirklich vor ihm schon großartige Gasanstalten und Omnibuslinien, Handelsgesellschaften und Eisenbahnverbände? Sollte es wahr sein, daß es z. B. in Deutschland eine Reihe von Eisenbahnverbänden gibt, ohne patronirenden Credit-Mobilier, ohne neu creirte Actien, zum einzigen Zweck der bessern Reise- und Frachtbeförderung? Hr. Pereire, dem ein etwas ähnliches Ziel in der Schweiz noch nicht gelungen ist, wie er berichtet, weiß offenbar nichts davon, oder so einfache Dinge verdienen seine Würdigung nicht. Oder sollte er sich für eine Art Prometheus halten, der den übrigen Völkern Europas das Verständniß des neuen Reisemittels erst beibringt? „An dem großen Werk des Eisenbahnbaues in Europa arbeiten, heißt nicht nur arbeiten an der Ausdehnung der commerciellen und industriellen Beziehungen zwischen den Völkern, sondern auch die Anwendung der entwickeltsten Principien allgemein machen, und so auf friedlichem Wege das Ziel erreichen, welches früher durch Kampf und Eroberungen verfolgt wurde, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist der Bau ausländischer Eisenbahnen ein äußerst nützliches, dem Geist und der Politik unserer Nation entsprechendes Werk." Hr. Pereire ist der directe Nachfolger jener französischen Eroberer, welche durch ihre Waffen Europa „civilisirt" haben!

Aber wie der letzte große Civilisationszug der Franzosen durch Waterloo unterbrochen ward, so sollte es endlich einmal auch mit allen Unternehmungen des Credit-Mobilier schief gehen. Vortrefflich erdacht, sichern Gewinn verheißend, der Bericht beweist das, aber — keine Dividende. Es ist zwar genug verdient, mehr als 7 Pct., doch sollen sie nicht ausbezahlt werden. „Anders handeln, hieße auf das gegenwärtige Jahr Lasten übertragen, welche unsern Credit schwächen, und ein Hinderniß für unsere künftige Entwicklung machen könnte. .; wenn die Course der Werthe sich nicht heben, so wird die

vertheilte Summe dazu dienen, die erlittenen Werthverminderungen zu decken . . . Dieses vorsichtige Verfahren wird künftig die Commentare und Muthmaßungen über diese Dividende vermeiden." Ganz gewiß, so bald es mit den Dividenden vorbei ist, wird auch jede Speculation über die Höhe derselben müßig sein. Vom gewöhnlichen Menschenverstand aus betrachtet liegt in einer solchen Sprache allerdings eine außerordentliche Keckheit, um bei diesem gelinden Wort stehen zu bleiben. Von der Sache selbst verstehen die Actionäre nichts, es ist dies ihnen erst eben und zwar mit vollem Recht gesagt worden, an der Verwaltung nehmen sie nicht Theil, die Zinsen oder Dividenden bestimmen den Werth ihrer Actien, also eines Vermögenstheils, gleichviel ob sie sie fest anlegen oder wieder verkaufen wollen; und dennoch — die bloße bescheidene Frage, die Muthmaßung über die Dividende, sie ist ungehörig, fast so ungehörig, wie die Erkundigung nach dem Segen der kaiserlichen Verwaltung. Hohe Dividenden zu vermuthen, als solche in frühern Jahren in Aussicht standen, war dem Actionär gestattet; eine Dividende aber zu vermuthen, wo es keine geben sollte, oder keine zu vermuthen, wo es eine hätte geben können, wenn sie auch nicht gegeben wird, aus purer Gewissenhaftigkeit nicht gegeben wird, das ist ein Beweis schlechter Gesinnung, wie er nicht ferner geduldet werden darf. Ihr sehts, ihr Actionäre, nur euer eignes Beste war es, als vor vierzehn Tagen der Moniteur der schlechten Presse es verbot, durch Muthmaßungen über Zinsenerträge euch irre zu führen. Es sollte ja eben nichts aus den Zinsen werden.

Wie es nun allenthalben schlechte Menschen gibt, so waren auch solche in Paris, die folgendermaßen raisonnirten: die Verwaltung berichtet von einem Gewinn, der groß genug ist, um 7 Pct. unter die Actionäre zu vertheilen, also muß sie ihn vertheilen. Wir haben gar kein Interesse dabei, daß das, was uns, den gegenwärtigen Actieninhabern eigentlich gebührt, unsern Nachfolgern, den Inhabern des nächsten Jahres zu Gute kommt, daß das Jahr 1858 auf Kosten des Jahres 1857 gewinne. Man kann diesen Gedankengang gar nicht so unrichtig finden, besonders wenn man bedenkt, daß es beim Credit-Mobilier auf festen Actienbesitz zu allerletzt abgesehen war. Jene Actionäre waren auch von ihrem Recht so überzeugt, daß sie schon vorhatten, vor Gericht zu gehen; aber sie konnten es nicht, denn „die französische Magistratur nimmt keine Klagen auf Actiengewinn an." Scheinheilige Prüderie! Das neue Frankreich errichtet mit hoher kaiserlicher Bewilligung dem Actienhandel Altäre und Tempel, die Gerichte bestrafen keinen darüber, aber wenn er zu ihnen kommt, um sich den aus einer erlaubten Handlung erworbenen Gewinn zu sichern, dann sagen sie: geh weg von uns, du bist ein unmoralischer Mensch. Und so werden natürlich die größten Spitzbuben in Wortbruch und Betrug am meisten geschützt.

Es gibt aber noch schlechtere Menschen, die, welche behaupten, es sei gar keine Dividende von 7 Pct. da; man habe einzelne Papiere im Portefeuille des Credit-Mobilier nur seit December v. J. derartig künstlich hinaufgeschraubt, daß ihr jetziger Cours ganz unpassend hoch stände. Der ganze angebliche Gewinn sei also nichts als eine große Seifenblase. Französische Blätter durften freilich solche Vermuthungen gar nicht aufstellen, aber in deutschen Zeitungen hat man sich Luft gemacht. Die Verwaltung des Credit-Mobilier ist jedoch nicht verpflichtet, deutsche Zeitungen zu lesen, und hat es wol nur darum unterlassen, diese Annahme als unbegründet, Mißtrauen einflößend und allgemein landesverderblich zu schildern und also auch natürlich zu widerlegen.

„Der Credit-Mobilier durch sich selbst gerichtet", das sollte eigentlich der Titel des diesjährigen Berichtes sein; denn wer erst durch ihn um eine Täuschung reicher geworden ist, der wird sicher nicht die letzte in seinem Leben durchgemacht haben. All diese Wendungen, alle diese Entschuldigungen, diese Drohungen, diese Versprechen Pflichtgefühl, Unternehmungsgeist, die ganze Olla Potrida von abgedroschenen Phrasen und unsinnigen Voraussetzungen dieses Berichts, es ist das Stammeln des abgefangenen Sünders, ehe er sich zu einem aufrichtigen Bekenntniß entschließen mag. Wenn nur nicht die Thatsachen so sehr gegen ihn sprächen, die schrecklichen Thatsachen, die Zahlen, der Mangel eines Ergebnisses, o wie wollte er noch flunkern, daß er stets ein braver Mann gewesen sei, der zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtige. Er gesteht freilich nicht unumwunden ein, er hat noch immer schöne Hoffnungen; aber du lieber Gott, wie matt ist die Sprechweise, wie tonlos die Stimme. Ueber ein Kleines und er wird noch mehr zugestehen, und thut ers nicht, die Thatsachen werden gegen ihn reden. Es hat von jeher Leute gegeben, welche die leichtgläubige Thorheit, die jagende Gewinnsucht ihrer Zeitgenossen im eignen Interesse ausgebeutet haben; auch hat sich keiner von ihnen dabei gescheut, patriotische und andere anständige Motive scheinbar voranzustellen; aber dagewesen ists bisher noch nicht, daß in einem neuen derartigen Institut aller menschliche Fortschritt in Gesellschaft, Handel und Gewerbe verkörpert und dabei die Gesetze der alltäglichen Moral ganz und gar verschoben werden sollten. Ehre ohne Auszeichnung, Gewinn ohne Arbeit, Genuß ohne Anstrengung, nirgend Verantwortlichkeit, alles Zufall oder Ueberrumpelung durch den Schlauern, durch dergleichen in eine Art System gebracht sollte die Welt reorganisirt werden. Auf dem politischen und dem religiösen Gebiete können ähnliche Täuschungen länger anhalten, weil das menschliche Gemüth und der menschliche Geist nicht einfachen und nicht immer denselben Impulsen folgen, um desto schneller rächen sie sich aber auf dem wirthschaftlichen. Möge der Credit-Mobilier auch noch einige Zeit sein Dasein fristen,

sein Glanz ist hin, seine Dividenden sind vorbei, er selbst ist verurtheilt. Und nicht die Schadenfreude, daß dem so geworden, ists, die wir hier aussprechen, sondern die Genugthuung darüber, daß Ehrlichkeit doch „am längsten währt." —

G. C.

Johannes von Müller und seine Zeit.

7.

Bis zur Schlacht bei Jena.

Als Müller sich in Berlin niederließ, geschah es mit dem festen Vorhaben, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, indeß hatte ihm der consequente Haß gegen die Universalmonarchie in all seinen Schriften bei der antifranzösischen Partei ein nicht geringes Ansehen verschafft, und man glaubte um so sicherer auf ihn zählen zu dürfen, je drohender von Westen her der Sturm sich näherte. Seine Gesinnung und sein Ruhm hatte ihm 1799 die Freundschaft des jungen Erzherzog Johann erworben, der unter allen Gliedern der kaiserlichen Familie am entschiedensten die Ueberzeugung hegte, daß Oestreich nur als Träger der deutschen Sache groß werden könne. Mit seinem Cabinet ziemlich zerfallen, verdachte er Müller seine Entfernung aus Oestreich nicht, er sprach sich vielmehr Sept. 1804 billigend darüber aus: Müller sollte der Vermittler zwischen der nationalen Partei in Preußen und Oestreich sein. Der Träger dieser Gesinnung, der das damalige preußische Cabinet ebenso fern stand wie das östreichische, war der jüngere Theil der Armee; hauptsächlich aber Prinz Louis Ferdinand, der mit seinem genial-excentrischen Wesen gegen die knappen Formen des preußischen Staatslebens einen viel schrofferen Gegensatz bildete als Erzherzog Johann gegen seine schwerfälligen Landsleute. An diesen Prinzen schloß sich Müller an, und da ihm nichts so sehr imponirte, als das was er am wenigsten besaß, ein jugendlich übersprudelnder, womöglich durch aristokratische Formen getragener Uebermuth, so stimmte er sehr bald in den herausfordernden Ton dieser Kreise mit einem Eifer ein, für den sich seine Persönlichkeit nicht schickte. Die Anhänger der französischen Partei, die Buchholz, Bülow, Massenbach u. s. w. versäumten nicht diese Lächerlichkeit nach Kräften auszubeuten, und das Schlimmste war, daß seine gutmüthige vielseitige Empfänglichkeit und seine krankhafte Beifallsliebe ihn verleiteten, auch dieser Partei nicht ganz fern zu bleiben. Namentlich mit Woltmann ließ er sich in nähere Verbindung ein,

und dieser berief sich fast in jedem Heft seines Journals auf die Autorität des deutschen Tacitus. In seiner officiellen Haltung dagegen stützte sich Müller beständig auf die Manifeste von 1797, und suchte Preußen zum Kampf gegen den Tyrannen aufzuregen. So auch in seiner Correspondenz mit dem Erzherzog. Dieser Fürst hat unter den unglücklichen Verwicklungen des Jahres 1848 so viel gelitten, daß es eine Pflicht der Gerechtigkeit ist, die Nation auf sein Verhalten während der Krisis von 1804 — 1807 aufmerksam zu machen. Liest man aufmerksam seine Briefe, so wird man nicht blos seiner patriotischen Gesinnung, sondern auch seiner politischen Einsicht aufrichtige Verehrung zollen. Fast aus jedem Moment jener Krisis (8. Dec. 1804, 20. Feb. 1805, 1. Aug. 1805, 10. Juli 1806) findet sich ein sehr ausführlich eingehender Bericht. Der Erzherzog geht von einem Gedanken aus, der damals nicht auf der Hand lag: daß die friedliche Entwicklung Europas hauptsächlich durch die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz bedroht werde. Dieser Gefahr zu begegnen sei nur eine feste Vereinigung zwischen Oestreich und Preußen im Stande. Der östreichische Prinz spricht sich mit einer seltenen Unbefangenheit aus. Das Einverständniß zwischen den beiden Mächten wird nach ihm hauptsächlich dadurch beeinträchtigt, daß Preußen sich an Macht seinem Nebenbuhler nicht gleich fühlt und ihn daher mit Eifersucht betrachtet: es liege im wohlverstandenen Interesse Oestreichs, die Vergrößerung Preußens zu wünschen, und nach Kräften dazu beizutragen.

Seit dem Ende des Jahres 1803 verweilte Gentz in Wien in der seltsamsten Stellung von der Welt. Er war im östreichischen Staatsdienst mit einem ziemlich ansehnlichen Gehalt, aber ohne bestimmtes Geschäft; zugleich empfing er von England sehr reiche Unterstützungen und doch war er in dem Hauptzweck seines Lebens, eine europäische Coalition gegen die drohende Weltmonarchie zu Stande zu bringen, von einer so großen Unabhängigkeit, daß er gegen die saumselige östreichische Regierung eine rücksichtslose leidenschaftliche Opposition machte. Er ließ sich fürstlich bezahlen, aber das hatte auf seine Gesinnung keinen Einfluß. Auch er setzte für Oestreich seine Hoffnung hauptsächlich auf den Erzherzog Johann, auch er unterhielt die Verbindungen mit dem Prinzen Louis Ferdinand, dem er bei seinem frühern Aufenthalt in Berlin in wilden Orgien wie in geistvollen Zirkeln begegnet war. Mit Müller, dessen Stil er enthusiastisch verehrte und gelegentlich auch wol nachahmte, stand er schon seit 1799 in literarischer Verbindung; er hatte auch bei seiner Ankunft in Wien, obgleich nicht häufig mit ihm verkehrt und hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo durch ein gemeinsames Wirken an den Höfen die große Sache in Angriff genommen werden müsse. Am 6. Sept. 1804 überreichte er dem Erzherzog eine Denkschrift, in welcher er auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam macht. Es sei den deutschen

Kaisern nicht gelungen, die Reichseinheit herzustellen; die Hauptgründe dieses Unglücks seien die Reformation, der westphälische Frieden und der siebenjährige Krieg. Die Eifersucht Oestreichs gegen das durch Usurpation in die Höhe gekommene Preußen sei vollkommen gerechtfertigt, aber „jetzt bleibt uns nur übrig, in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung zu suchen. Eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Durch alles, was Oestreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es ist, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offenen oder versteckten Befehdungen, von mannigfaltig streitendem Interesse, von wesentlich feindseliger Politik, von Mißtrauen, Eifersucht und Erbitterung, hat sich zwischen diesen beiden Mächten wie eine eherne Mauer gethürmt. Aber jetzt ist die Frage nicht mehr, wie viel Schritte von einer, und wie viel von der andern Seite zu thun sind, um in dem Punkte zusammenzutreffen wo die gemeinschaftliche Rettung liegt. Im Angesicht der jetzigen Gefahr wird der der Weiseste sein, der das Vergangene am vollkommensten vergißt.“ Man dürfe sich nicht beeilen, mit den an Frankreich abgefallenen Kleinstaaten Frieden zu schließen; es sei vielmehr die günstigste Gelegenheit, ihr Land als ein erobertes zu behandeln. Die wahre Einheit Deutschlands ist unter den gegenwärtigen Umständen die Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen. — Diese Denkschrift sandte Gentz 14. Nov. 1804 an Müller. Er gesteht seine Abneigung gegen die Reformation und eine immer weiter greifende Ueberzeugung von der Schädlichkeit derselben für die wahre Bildung; er glaubt, daß es für Deutschland unendlich vortheilhafter gewesen wäre, in einen Staatskörper vereinigt zu werden. „Ich bin auf dem Wege dieser traurigen Betrachtungen schon so weit fortgegangen, daß es mir zweifelhaft geworden ist, ob man die ganze Geschichte von Deutschland auch je noch aus einem richtigen Gesichtspunkt behandelt hat. Ich weiß wohl, daß die Regenten des östreichischen Hauses es selten oder nie verdienten, Beherrscher von Deutschland zu sein, wovon mir das einer der stärksten Beweise scheint, daß sie es nicht geworden sind. Aber ich kann nicht glauben, daß man Ursache habe, über das Mißlingen ihrer, wenn auch noch so schlecht angelegten Plane zu frohlocken; auch ist mir gewiß sehr gleichgiltig, ob es einem Habsburger oder Baier, oder Hohenzoller, oder Hohenstaufen gelungen wäre, das Reich unter einen Hut zu bringen; ich stelle mich auf einen östreichischen Standpunkt, weil dies Haus die meiste Wahrscheinlichkeit hatte, zu vollbringen, was mir das Wünschenswürdigste scheint.“ Aber freilich „wie die Sachen nun stehn, wäre es Raserei, auf jenen unwiederbringlich verlorenen Zweck je wieder zurückkommen zu wollen.“ — Bekanntlich kam die romantische Schule zu demselben Resultat

und man hat später nicht selten Gentz als einen politischen Romantiker bezeichnet. Das war er aber keineswegs. Die Romantik hat ihn nur ganz oberflächlich berührt, er war zu sehr an folgerichtiges Denken gewöhnt. Daß die Zersplitterung Deutschlands nicht blos für seine politische, sondern auch für seine sittliche Entwicklung ein Unglück war, wird heute niemand bestreiten; ebenso wenig, daß diese Zersplitterung mit der Reformation zusammenhängt. Aber daß die Reformation nicht blos eine religiöse, sondern eine nationale, eine specifisch deutsche Bewegung war, zeigt der Erfolg: nur das protestantische Deutschland ist Träger der deutschen Cultur geblieben. Nicht die Reformation, sondern der Widerstand Karls 5. und Ferdinands 2., nicht der Protestantismus, sondern der Jesuitismus ist an Deutschlands Zersplitterung, an Deutschlands Elend Schuld. — Müller ging in seiner Antwort von einem andern Gesichtspunkt aus. Bei seiner Abneigung gegen alle absolute Macht wies er auf die Vorzüge der individuellen Entwicklung hin. Er gibt zu, daß bei der vielversprechenden Blüte des 15. Jahrhunderts die Controversen von vielem Schönen und Guten abgelenkt haben. „Ich verehre in allen Formen den stärkenden Trost, die Aufmunterung zu löblichen Thaten, und bin darum auch besonders für die katholische Kirche und Hierarchie, nur halte ich die Bibel und eine ihr angeschlossene Glaubensform darum nicht für verwerflich; sie begeistert, wenn man sie hört, genugsam, und es ist für die katholische Kirche selbst gut, daß eine Opposition sei, sonst möchte ein Papst in Collusion mit Bonaparte alles tilgen, was die Zier und Lust der Menschheit ist. Keiner von beiden darf universal sein. Was die Protestanten betrifft, so glaube ich, sie werden von ihrer seichten Deïsterei aus Langeweile zurückkommen; die neuste Philosophie mag noch so toll sein, sie hat etwas Mystisches, Platonisches, das doch wieder empfänglich macht, auf die Harfe des verlassenen Sion zu lauschen.“ — Müller hatte es mit der Antwort lange anstehn lassen. In dem Lande, wo Montesquieu verboten war, hatte man nach seiner Abreise auch seine Schriften untersagt; selbst die noch künftig zu schreibenden. „Gewisse Leute verdrehen, mißdeuten alles . . . Darum scheue ich mich, meine Freunde durch Correspondenz zu compromittiren.“ Indeß geht er 10. April 1805 mit der Sprache ziemlich unumwunden heraus. „Denn jetzt, jetzt kommt das Ultimatum; nun soll über Europa entschieden werden. Die ganze Sache der Humanität ist auf dem Spiel.“ „Zum Glück hat denen, welche in Deutschland auf die öffentliche Meinung operiren möchten, Bonaparte trefflich vorgearbeitet, indem er durch seinen Obscurantism und seine despotischen Sprüche keinen Zweifel darüber gelassen, was die literarischen Welt von ihm zu erwarten hat. Jenes zu Paris verabredete Journal Germanique hat er im Keim erstickt, weil die Deutschen es doch nie lassen können, eine revolutionäre Denkungsart in ihre Schriften zu bringen“ u. s. w. — „Dienen

möchte ich dem Welttyrannen nie; mein Blut aber gäbe ich, geschweige meine Ideen und Gefühle, den Befreiern der Erde." „Jetzt gedenke man keines Feindes als des allgemeinen und seiner mit Ruhe unvereinbarlichen Regierung. Auf den allein, auf den errege, ergieße man allen Haß, durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt niemand als seine Existenz zuwider sei." „Alle unsre Studien, unsre Verbindungen, unsre Freundschaften, alles sei dem einigen Zweck geweiht, um dessenwillen allein, so lang er noch erreichbar sein mag, das Leben der Mühe werth ist." „Man hat nicht mehr Zeit, an entferntere, wenn auch gute, schöne Sachen zu denken; man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte." „Die Nation wird am besten fahren, bei der in den Individuen das Meiste liegt. Jeder wird in diesem oder in jenem Welttheil, jeder bei Gründung eines neuen Vaterlandes oder bei Anlaß der Blutrache des neuen sich herrlich zeigen . . Dies ist so gewiß, daß, da ich die Hoffnung beinahe aufgab, zu erleben, daß unsre Staaten selbst noch in Zeiten zum Selbstgefühl erwachen würden, ich mir zum Lebenszweck machte, ohne einige Rücksicht auf sie nur allein die Individualitäten künftig zu bearbeiten, um dem Weltreich des Tyrannen böse Unterthanen, um andern Welttheilen ein tüchtiges Geschlecht zu bereiten."

Von da beginnen Gentz' Berichte über den östreichisch-französischen Krieg, das ehrenvollste Zeugniß für die Gesinnung und den Charakter des Briefstellers. Gentz gehörte von 1812 bis an seinen Tod zu den entschiedensten Gegnern des Liberalismus in Deutschland, in einer Zeit, wo der Liberalismus populärer war als jetzt. Der üble Ruf, in den er dadurch kam, wurde noch durch die Einsicht in die ausschweifende Liederlichkeit und den Leichtsinn seiner frühern Jahre genährt, ein Leichtsinn, der in der That alle Begriffe übersteigt, den man aber doch bei Fox und Mirabeau nachsichtiger beurtheilt hat. Am meisten haben ihm die Briefe an Rahel geschadet. Er nennt sich in diesen Briefen das erste aller Weiber, höllisch blasirt, teuflisch kalt u. s. w. kurz man kann sich kaum eine Injurie denken, die er sich nicht selbst sagte. Auf diese Einfälle hat man aber einen zu großen Werth gelegt. Zunächst muß man seine Neigung zu Superlativen abrechnen; die Hauptsache aber ist, daß jene geistvolle Frau mit ihrer Neigung zu Paradoxien alle ihre Correspondenten veranlaßte, Worte miteinander zu combiniren, die nicht zusammen gehören. Keiner war dieser Verführung so ausgesetzt als Gentz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. Rahel hatte ihm durch den „schönen Ekel" so imponirt, daß er sie nothwendig überbieten mußte und dabei kam es ihm auf einen Grad mehr oder weniger nicht an. Er ist aber in keinem Augenblick seines Lebens blasirt gewesen, am wenigsten in der Zeit

von 1803—1809, wo eine große Idee seine Seele mit edler Leidenschaft durchdrang. Daß er trotz seiner Nervenschwäche, trotz seiner Angst vor Gewittern kein Weib war, sondern ein Mann, das zeigen am besten diese Briefe. Eine nicht blos starke, sondern stetige Leidenschaft, eine Unerschütterlichkeit des Willens, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, trotz der heftigen Aufregung eine Ruhe der Gesinnung, die sich keinen Moment verleugnet und eine Schärfe und Klarheit des Blicks, die sich durch kein Blendwerk täuschen läßt: das alles stellt ihn für jene Jahre, obgleich er einen viel ungünstigern Wirkungskreis hatte und zu der undankbaren Rolle des bloßen Rathgebers verurtheilt war, als einen Ebenbürtigen in die Reihe der Männer, denen das Vaterland seine Erhebung verdankt.

Bereits der erste Bericht aus Wien 6. Juli 1805 gibt eine so unerbittliche Kritik der leitenden Personen, daß Müller darüber bedenklich geworden zu sein scheint. Noch stärker werden die Ausdrücke am 12. August. Gentz sagt von der östreichischen Regierung: „ein so verworfenes Ministerium hat die Sonne noch nie beschienen. Alles Gefühl von Pflicht und Scham ist in diesen thierischen Gemüthern erstickt; sie athmen nur für Niederträchtigkeit und schwitzen nichts als Schande aus!“ Auch gegen Müller hat er einige Bedenken: „Vor einigen Tagen las ich das erste diesjährige Stück von Woltmanns Journal, und lange hatte ich keine empörendern Gefühle bei irgend einer politischen Lectüre. Und diese Menschen nennen sich Ihre Freunde, sie sprechen unaufhörlich von ihrem Johannes Müller, sie stellen sich an, als ob Sie solch Unwesen billigen könnten. Könnten Sie denn nicht einmal Ihre Hand gegen sie aufheben?“ — Müller antwortete am 5. Sept. Prinz Louis Ferdinand, angeregt durch einen Brief von Gentz, hatte mit ihm besprochen, ob es nicht möglich wäre, eine feste Vereinigung solcher Edlen, welche die Erhaltung der Freiheit Europas wünschen, und durch den Haß des Tyrannen unverbrüchlich verbrüdert wären, hervorzubringen: „Sie wissen, was durch dergleichen Maßregeln in der Welt oft Böses geschah; sollte nicht einmal die mißbrauchte Waffe für die gute Sache aufgenommen werden . . . . Wenn etwas Aehnliches Ihnen ausführbar scheint, zählen Sie ganz auf mich.“ Er stand bereits mit den russischen Staatsmännern über zweierlei in Verhandlung: die Gründung einer gutgesinnten Zeitung, hauptsächlich zur Widerlegung des Moniteur, und einer Akademie in St. Petersburg „für künftige Minister und sonst große Herren, um Rußlands wahre Würde, Sicherheit und Macht in dem Schutz Mitteleuropas zu zeigen.“ Während Gentz die Verblendung des russischen Bevollmächtigten Wintzingerode beklagt, gegen Preußen zu rücksichtslos gewesen zu sein, erklärt sich Müller für den Russen. Was Woltmann betrifft — mit dem er doch grade damals sehr intim verkehrte, schreibt er: „Sie mißbilligen, nicht mit Unrecht, meine Nachsicht gegen elende Sophisten;

ich verachte sie von ganzem Herzen, aber ehe es zur That kommt, halte ich für unklug, eine Partei wider mich zu erregen — wozu? Lassen Sie mich zur Wirksamkeit kommen, da sollen Sie zufrieden sein. Mit den Kerls sich herumzubalgen, däucht mir unter uns. Ich wirke täglich, bei jedem Anlaß gleich, in unserm Sinn.“ Ganz die Fassung verliert er, als er auf die Schweiz zu sprechen kommt. „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, die Reihe seiner Siege und Helden, seine Freiheit und seinen Bund, eben auch in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehen, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses. Zeugen der Wahrheit hat es noch, und wagte er sich hin, vielleicht noch Telle! Die Jünglinge haben meine Vorrede mit einer feurigen Zuschrift abdrucken lassen.“ Am 9. Sept.: „Bonaparte gerieth in äußerste Wuth, daß man ihm zu widerstehen sich erkühne. Den östreichischen und russischen Kaiser wolle er entthronen, schrieb er; den König von England müsse man morden, denn derselbe morde die Ruhe seiner Seele! . . Anstatt Wünsche, die für jetzt nicht zu realisiren sind, sollten die, so Zeit haben, jetzt in allen ersinnlichen Formen auf die Meinung des Publicums und Heers zu wirken trachten . . . Ich möchte alle Bücher wegwerfen, um dieses bellum internecivum hindurch nur jedem Augenblick zu leben, und dem Feind auch nicht eine Lüge ungeahndet hingehn zu lassen . . . Zum Opfer für die gute Sache, oder allenfalls zu einem Professor in Kasan kann ich mich, wenns nicht anders ist, gleich unbefangen entscheiden . . . Kann man literarisch wirken, wenn Bonaparte despotisirt? Er ist nicht August; in welchem Maße er kleiner wird, in demselben erhöht sich meine Verehrung dessen, der Horazen und Virgil fühlte. Was hilft unser Schreiben, wenn dieser herrscht! Eitel alle Arbeit, so lang die Welt nicht gesichert ist. Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei nun einmal keine andere nützliche Kunst, als ihm zu gefallen; welches nur durch armsdicke Weihrauchkörner geschehen kann.“ — Dann, 30. Sept. als für Oestreich der Krieg entschieden ist: „Einen Moniteur sollten wir schreiben; er würde viel umschaffen. Will Ihr Kaiser, so gebe er mir meine Stelle wieder, und ich leiste mit Ihnen der Sache, die er verficht, diesen großen Dienst . . . Jetzt wo Sie frei sind, reißen Sie jede Maske nach der andern dem Feind weg; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, die Lügen, die Prahlereien, bald mit feiner horazischer Hand, bald mit Juvenals Knutpeitsche. Man sollte alle Tage einen Nagel schlagen, der bleibe. Bald seine Heuchelei enthüllen und lächerlich, bald seine kindische Eitelkeit verächtlich, und alle Nationen der Erde davon überzeugt machen, daß er das Geschöpf ihrer Kleinmuth ist u. s. w. — Am 18. Oct. schreibt er sehr sanguinisch über die Stimmung in Preußen: „Krieg ist im Theater gefordert worden; bei den Ma-

rionetten hat man Bonapartes Bild heruntergeschmissen“ u. s. w. — Dann folgen die Nachrichten über die östreichischen Niederlagen, von Gentz mit dem Ernst und der Aufregung, die der Sache gebührt, berichtet; Müller antwortet 9. Nov. ungefähr in der Art einer Schulrhetorik über ein gegebenes Thema: „Wie sympathisirt meine Seele mit deiner Verzweiflung . . . der Kaiser soll einen Edelmuth aufrufenden Brief an den Sultan schreiben; die Muselmänner sind leicht zu entflammen . . Mit Rechtsum! Linksum! ist zu Marathon nicht gesiegt worden, und ich wollte nützlicher als zehn der gefangenen Generale gewesen sein, wenn ich die Vorstellung des Schweizerheers in Umlauf gebracht, welches bei St. Jakob ganz ohne Ausnahme den Heldentod nahm, nachdem es achtmal so viel Feinde geschlachtet. (Lies das erste Cap. meines 4. Theils).“ (17. Nov.) „Du selbst o Freund! erwache von dem Bedauern des Geschehenen zum Aufruf zu Befreiung und Herstellung der Welt; und alle Kraft habe nur einen Gegenstand, den Ruin des Verderbers, ohne den die Menschheit nie ruhig sein wird.“ — Gentz, mit einem tiefern Gefühl für Preußens Bestimmung, als Müller, schreibt 8. Nov.: „Der König von Preußen ist jetzt im eigentlichsten Verstande der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehen. Wenn er groß und weise handelt, so kann noch — vieles gerettet werden. Ich bin nicht einer von denen, die jetzt keine andere Politik kennen als das Geschrei: „Kömmt denn Preußen nicht bald?“ Ich finde, daß wir alle sammt und sonders bei dem, was die preußischen Armeen jetzt unternehmen sollen, in einem solchen Grade interessirt sind, daß unser höchster und einziger Wunsch sein muß, es möge dort nur alles mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Zeit und Klugheit geschehen. Das alles ist unser Interesse; denn der Erfolg einer preußischen Unternehmung ist jetzt gradezu der auf immer entscheidende Punkt in dem gemeinschaftlichen Schicksal von Europa. Eine preußische Armee geschlagen! Dies ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehen, noch süß und lieblich vorkömmt.“ — Wegen dieser Bedenklichkeiten muß er sich sogar von Müller Vorwürfe gefallen lassen! Nun kam der furchtbare Tag bei Austerlitz. Jedes der Worte, in denen Gentz seinen Schmerz und seine Wuth ausdrückt, fühlt man in vollster Seele mit, und doch verblendet die Leidenschaft keinen Augenblick seine Vernunft. „Der Krieg wird von nun an ein bloßer Ritterkrieg; der Kaiser von Rußland wünscht ihn offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. So schön das auch sein mag, so fürchte ich doch, es wird dem König von Preußen nicht genügen; er wird (und ich denke er muß und soll) dem Kaiser ins Gewissen reden, um ihn von einer Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wol aber noch das Letzte zu verspielen ist.“ Er muß noch etwas Anderes beobachten. Sein Verkehr mit der vornehmen russischen

Gesellschaft, die grenzenlose Wuth und der Hochmuth, mit welcher sich dieselbe über Deutschland ausspricht, obgleich grade ihre Brutalität gegen Preußen zum großen Theil an dem schlimmen Ausgang der Sache schuld war, lassen ihn einen Blick in die Zukunft thun, der ihn mit Schauder erfüllt und sein deutsches Herz empört sich gegen diese fremden Barbaren. Unter diesen Umständen denkt er (14. Dec. 1805) wieder an eine geheime Gesellschaft; er habe bisher alles verachtet, was diesen Namen geführt, aber die Noth lehre beten. Nur finde er keinen passenden Theilnehmer. „Sie werden sich nicht wenig wundern, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menschlichen Lebens sehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinn von Ihnen zu erwarten sind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wol eigentlich (ich ahnde es fast) der rechte sein. Aber so viel weiß ich doch jetzt: es ist nicht ganz der meinige. Ich möchte nämlich nicht blind, aber doch ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie gibt, nicht ohne Freude oder Gram, aber immer der Beruhigung und dem Troste näher; und jene erhabene Unparteilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie nach meiner innigsten Ueberzeugung zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie (für meine Wünsche zu sehr) auf Ihre Privatverhältnisse über, und streifen zuweilen am Indifferentismus hin." „Zwei Principien constituiren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewönne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprincip gestört ist, muß der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen

die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, undankbaren, dem gefahrvollen Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen. Daß diese vor allen Dingen selbst hochcultivirt sein müssen, setzte ich als ganz unumgänglich voraus." (23. Dec.) Er selbst hält für seine Aufgabe, ausschließlich für das Erhaltungsprincip zu wirken. Schon am 12. Aug. 1805 schreibt er von Adam Müller, den er für den größten Kopf Deutschlands erklärt: „Ich kenne an ihm nur den einzigen Fehler, daß er zu wenig einseitig ist. Gewiß ein seltener Fehler! aber wahr ist es, daß man, um nicht blos groß durch sein reines Dasein zu erscheinen, sondern auch große Dinge in der wirklichen Welt auszuführen, sei es auch nur als Schriftsteller, schlechterdings etwas einseitig sein muß, um sich auf bestimmte Gegenstände mit Vorliebe und Enthusiasmus werfen zu können." Und eben diese Idee bezeichnet er in seinem höchsten Alter 1827 in einem merkwürdigen Schreiben an seine ehemalige Geliebte Amalie v. Imhoff als den Schlüssel zum Verständniß seines ganzen Lebens. Die Idee war vollkommen richtig für eine Zeit, wo es bei der entsetzlichen Gefahr darauf ankam, rücksichtslos alle Energie des Geistes nach einer Seite zu wenden. Leider hat er aber auch nach Beendigung des Kampfes, als es aufzubauen galt, an dieser jetzt völlig leeren Negation, die zum physischen Instinct bei ihm geworden war, festgehalten und dadurch mehr den Mächten der Zerstörung in die Hände gearbeitet, als alle revolutionären Schriftsteller.

Je mehr das Unwetter sich seinem Staat näherte, desto zaghafter wurde Müller. Noch immer hielt er sich für den Propheten der Zeiten, aber er wünschte nicht mehr persönlich hervorzutreten. Mit einem gewissen Behagen ergeht er sich in seinem Brief von 19. Dec. 1805 in der Ausmalung von der Schlechtigkeit des Zeitalters. „Nun ist Europa hin; die schönsten Länder der gesitteten Welt, alle Würde der Völker, alle Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung, alle Hoffnungen der Humanität sind hin. Ich weiß so wenig als Sie, ob er über uns herfallen, oder uns durch seine Begnadigung aviliren wird; wol aber, daß mit königlichen, kur- und fürstlichen Titeln Präfecturen sein, daß die Völker theils den Verres Preis gegeben, theils die Seleuciden, Logiden, Dejotarusse, Attakusse in dem Fall sein werden, je auf den ersten Wink das Mark der Nationen als Geschenk oder Darlehn darzubringen. Ende alles edlen, freien, hohen Seins, auch in der Literatur. Also kein Bleiben in West noch Süd; besonders wenn Freiheit und Gleichgewicht von Jugend an Losungsworte gewesen. Wäre Attila Bonaparte ein August und nicht ein Barbar, so könnte ein ruhiger Geschichtschreiber auch in seiner Welt wie Livius die alte loben; aber weder ist er ein weiser Octavius, noch ich so ein gleich-

müthiger Mensch, wie Livius gewesen zu sein scheint. Also da nach rettungslosem Untergang des gemeinen Wesens jeder für sich zu sorgen hat, ist auch mein Gedanke auf eine Freistätte, den Rest meiner Tage zu Niederlegung meiner Protestation und Aufruf und Lehre für ein einst unverderbteres Geschlecht zu verwenden . . . Mein Sinn steht nach dem russischen Reich, ohne einige Aussicht bis dahin, und ohne eigentlich zu wissen, wie die Sache zu machen ist. Aus diesem Grunde wankt mein Entschluß, nicht zwischen diesem oder jenem Reich, er wankt zwischen fernerem Sein und dem Nichtsein. Eine gewisse innere Flamme hält Arbeitstrieb, hält Lebenslust empor; Anderes, Unglaube an die Menschen, fast auch an das Glück, zieht mich in den Staub hinab." Etwas prosaischer führt er diese Idee in der Nachschrift aus. „Meine Reisen und andere Zufälle haben mein väterliches Vermögen erschöpft; ich kann nicht ohne Gehalt leben, zumal wenn aller literarische Gewinn aufhört. In Bonapartes Reich werde ich weder jenen finden, noch in den Grundsätzen schreiben dürfen, die ich für wahr halte . . . Das sonst in mir brennende Feuer für gemeinen Nutzen, und Nachwelt, nimmt zwar nicht wenig ab, da das gemeine Wesen verschwindet; aber es läßt sich ein Gehalt ohne einige Arbeit nicht verdienen. Auch wird mein alltäglicher Gedanke — wozu ich sei — ein gewisser Glaube an meine Bestimmung — Aberglaube, Eitelkeit etwa — mich doch nie verlassen — alles dieses zieht mich in Gegenden, wo noch ein Wirkungskreis denkbar, und Unterkunft zn verdienen ist." Um dies Argument richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß Müller damals, abgesehen von seinen literarischen Einnahmen, von der Akademie ein Gehalt von 3000 Thlr. bezog — als einzelner Mann! und daß damals an der Solvenz des preußischen Staats noch niemand zweifelte. Aber Müller, der so schön über die Nothwendigkeit eines Glaubens zu predigen wußte, war im Innersten seines Herzens ein Kleingläubiger. „Mir ist im Ernst eingefallen," schreibt er 28. Dec., „ob ich nicht meine Bücher u. s. w. verkaufen, selbst der Schreiberei entsagen, und den Rest meiner Tage auf Monte Cassino oder in einem römischen Kloster fallentis semitam vitae, ganz ungenannt und unbekannt, führen wolle. Wie gefällt Ihnen dieses? Wol nicht, weil Sie an Deutschland hängen. Ja wol, Deutschlend! wüßte ich nur, wo es liegt."*)

---

*) Wieland schreibt an Müller 29. Dec. 1805. „Ueber die Ereignisse der letzten vier Monate dieses Jahres oder über den leicht vorauszusehenden Ausgang eines mit unbegreiflicher Uebereilung angefangnen und mit beispielloser Unklugheit ausgeführten Unternehmens — — weiß ich nichts zu sagen als das alte Horazische quidquid delirant reges, plectutur Achivi. Friede auf dem festen Lande und Demüthigung der stolzen, übermüthigen Insulaner, die uns ihr Rule Britannia, rule the waves! so trotzig in die Ohren schallen lassen, und durch ihre angemaßte Ober- und Alleinherrschaft über den Ocean eine unendlich drückendere und verderblichere Universalmonarchie als die, so wir von Napoleon zu befürchten haben, nicht blos androhen, sondern wirklich schon ausüben, — ist meiner innigsten Ueberzeugung

„Uebrigens ist jetzt alles zu spät, nur sollen wir eine öffentliche Meinung begründen und emporhalten, und wie jener Prophete, wenn auch im Schlamm (der Journale), das heilige Feuer bewahren. Denn die Stunde des Bonaparte wird auch schlagen, wenn er genug umgekehrt und ausgesogen, und aller Welt genug gezeigt, wer er ist, nämlich ein kleiner Mensch, durch die Niedergeworfenheit anderer groß, und endlich das Geld für die zehnte Wiederholung der Bereicherung seiner Generale und Familie sich nicht mehr finden läßt. Auf den Augenblick muß man vorbereiten." — Er sucht sich (9. Feb. 1806) wegen des geschraubten Tons seiner neuen Schriften zu rechtfertigen: „Geben Sie mir eine Stelle außer der Welt, so will ich gewaltiger anstoßen . . . Mehr nicht in dieser Zubereitungszeit; so nämlich betrachte ich diese Periode der Auflösung. Wenn alles zerlegt ist, und der Mann stirbt, so entsteht eine Gährung, die sowol zu einer Palingenesie werden, als zu einer wilden Unordnung und soldatischen Barbarei ausarten kann. Indeß dies geschieht, ist nur zu hindern, daß nicht allzu vieles zerstört werde und die Hoffnung nicht sterbe. Auf dieses würde ich nun mich beschränken, aber der Welt Lauf oder vielmehr des Treibens tolle Unruhe wird es nicht erlauben; er wird so weit gehen, daß man in einiger Zeit gleichwol wird müssen Widerstand versuchen." (21. Febr.) „Die Zeit, wo der Mann mit dem großen Willen stirbt, oder ganz und gar, auch zu Hause, unerträglich wird, darf nicht versäumt werden. Auf sie hin muß alles im Kochen bleiben, alles in solcher Bereitschaft sein, daß die Hand der ganzen unterdrückten Welt sich auf einmal unwiderstehlich erhebe." „Ich sage nie ein Wort über falsche literarische Urtheile. Nicht als wäre ich so unpolemisch, aber ich behalte meinen Eifer wider den Tyrannen." (8. März.) Trotzdem unterhielt er mit den Franzosenfreunden, namentlich Woltmann, immer noch geheime Verbindungen,*) und mehr noch als früher tritt eine fast ängstliche Vorliebe für Rußland hervor. Gentz hatte eine Denkschrift an das englische Ministerium entworfen, worin er, theils um ihre Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten rege zu halten, theils aber auch seiner Ueberzeugung gemäß das Verhalten Preußens möglichst zu entschuldigen, die Hauptschuld auf die Russen warf und wiederum

---

nach das Angelegenste und Dringendste, wofür sich alle Wünsche — und wozu sich alle Kräfte vereinigen sollten."

*) „Durch welche verwünschte Combination von Umständen," schreibt Gentz 21. April, „erscheint denn jetzt noch ein Aufsatz von Ihnen in dem verworfensten aller Journale, den europäischen Annalen? . . . Es ist ja schlimm genug, daß die Rotte unaufhörlich Ihren mir so heiligen Namen mißbraucht, daß keiner der Buben eine seiner Mordschriften ans Licht bringt, ohne sich mit diesem Namen zu brüsten; schon schlimm genug, daß Ihre Verhältnisse Ihnen nicht gestatten, bestimmt und öffentlich Ihre Meinung über die jetzige Krisis zu sagen. Aber daß Sie auch noch en toutes lettres als Gesellschafter der Buchholze und Bülows erscheinen sollen, das ist mehr als ich zu tragen vermag." — Müllers Entschuldigung klingt fast wie Spott.

darauf aufmerksam machte, daß ohne Theilnahme Preußens an einen erfolgreichen Kampf gegen Napoleon nicht zu denken sei. Während Müller sonst jede neue Eröffnung seines Freundes mit Begeisterung aufnahm, ist er diesmal merkwürdig verstimmt, namentlich über die extreme Abneigung gegen Rußland. Auch nachdem sich Gentz ziemlich derb gerechtfertigt, schreibt er ihm am 26. April: „Erstlich sind Sie mehr Redner, ich Geschichtschreiber; daher bei mir eine gewisse Gewohnheit kälterer Mäßigung, weit größere Kraft in Ihrem durchschneidenden Wort. Dann sind Sie auch im Wegwerfen etwas behender; ich suche wie in einem Schiffbruch jedes Rettung heuchelnde Bret, um noch einige Hoffnung darauf zu gründen und leider begegnet dann freilich, daß die Wuth der Wogen es nach einiger Zeit schnell in den Wirbel des grundlosen Pfuhls hinabstürzt, welcher alles Gute und Schöne Europens in seinem stinkenden Abgrund verschlingt. So habe ich von dem russischen Ministerium die Meinung, daß es der Höhe des großen Geschäfts gewachsen sei, nicht. Aber die ich kenne, hassen den Tyrannen. Genug für mich; um Schwächen zu hehlen, selbst nicht sie zu sehen, sie zu unterstützen, empor zu halten. Ich mache nur zwei Abtheilungen politischer Menschen: die ihn hassen, die ihn lieben. Mit jenen, wer sie auch seien, bin ich. Sehe ich in ihrer, wenn auch nicht eben geschickten Hand Macht, so denke ich einst doch wol, wenn andere kommen, oder wenn ein großer edler Gedanke das Glück hat durchzudringen, läßt sich von der Seite etwas hoffen." — Gentz nahm die Rechtfertigung der Russen immer nur als einen theoretischen Irrthum, es steckte aber noch etwas Anderes dahinter. Am 18. Febr. 1806 schreibt Professor Morgenstern aus St. Petersburg an Müller: Noster (brevi multa) eris. Laetor tua causa, id est, mea. Das wird 30. März dahin erläutert, daß Morgenstern mit dem Fürsten Czartoryski und andern russischen Staatsmännern über die Anstellung Müllers im russischen Staatsdienst unterhandelt, eine Unterhandlung, welche durch vorgehende Briefe Müllers gerechtfertigt war. Müller sollte Director einer neu anzulegenden Schule für diplomatische Bildung und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalt von 5—6000 Thaler werden. Müller antwortete umgehend, er nähme das Anerbieten dankbar an. Er bestätigte diese Annahme noch mehrmals; in dem letzten Brief, am 20. Mai, übersandte er dem Freund seine Selbstbiographie, die erst vor kurzem vollendet war und mit den Worten schloß: „von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke gewidmet!!!" — Es wurde aus der Sache nichts, weil Czartoryski seine Stelle verlor.

Die Wärme für Gentz wird wieder Feuer, als er dessen Vorrede zu den Fragmenten über das Gleichgewicht gelesen hat (8. Mai). „Einst soll die Nachwelt es wissen, daß wir einerlei Sinnes, daß wir Einer waren und uns

liebten wie Waffenbrüder im heiligen Streit. Noch bin ich toll, im Rausch von dem Göttertrank, den deine liebe Rechte mir gab; fühlen kann ich erst, reden davon später. Mir bleibt kein andrer Stolz als des guten Herzens, womit ich den nicht gleichgiltigen Lorbeerzweig mit glühendem Kuß dem Unübertrefflichen überreiche." — In der Mitte des folgenden Monats besuchte er Gentz in Dresden und das Wesen desselben bezauberte ihn so, daß er ihm 21. Juni einen halbtollen Liebesbrief schrieb, dessen er sich gleich darauf schämte. Die Furcht, daß Gentz ihn durch denselben compromittiren würde, scheint ihn nachher beständig gequält zu haben. Wie es scheint, kam ihm Gentz zwar herzlich entgegen, verschwieg ihm aber doch die erheblichen Ausstellungen nicht, die er gegen ihn zu machen habe, und so war in ihr Verhältniß seitdem etwas Unklares gekommen. Nach jener Zusammenkunft in Dresden wird Müller immer kleinmüthiger; überall fürchtet er sich zu compromittiren. Unter falscher Adresse erhält Gentz (27. Juli) den Brief: Dans un moment de défection générale de ceux avec lesquels on est, il ne faut pas se livrer indiscrètement aux bêtes féroces qui peuvent faire des maux irréparables. On pose les armes partout, ce n'est donc pas le moment des philippiques, il faut se tenir tranquille à Tusculum et écrire des Offices. J'ai conçu de vastes plans littéraires, puisque c'est là ce qu'on me laisse faire. Mais il faut, pour les exécuter, du repos; c'est pourquoi je ne veux pas me compromettre dans des querelles, actuellement inutiles. — „So ganz an allem verzweifelnd," antwortet Gentz 4. Aug., „sprachen Sie noch nie zu mir. Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht gefaßt? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von Retraite und Coin du monde und Otium literarium und dergleichen zu sprechen das Recht erhielten? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große literarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhms!" — Müller (11. Aug.): „Mir war der politische Wirkungskreis für den Augenblick ganz verschlossen, also nichts übrig, als das Zeugniß meiner Gesinnungen der Nachwelt aufzusparen. . Ich glaubte Preußen über den Umwandlungsplan des Reichs einverstanden. Sollte ich nun lieber von Zeit zu Zeit fruchtlose Aeußerungen wider das von dem Hof angenommene System und wider den Strom der Zeitläufe thun, oder in möglichst ruhiger Stille die Frucht aller alten und neuen Erfahrung zum Gebrauch besserer Zeiten bereiten? Es ist, nicht in den Grundsätzen, aber in der Lage, zwischen uns der beträchtliche Unterschied, daß Sie am meisten in unsrer, mit unsrer jetzigen, ich mit der gewesenen Welt mehr, leben; so daß wir zwar im gleichen Sinn, zusammen, jeder aber auf seine Weise zu wirken haben. Es ist herrlich, der Mann des Jahrhunderts, es ist auch nicht zu verwerfen, der Mann der Universalhistorie

zu sein. Wer dieser oder jener zu sein habe, wird vom Schicksal bestimmt . . . Ich halte diese Denkungsart nicht für schändlich, sondern für vernünftig."

Daß Müller sich jetzt zurückzog, war um so unverzeihlicher, da jetzt die Bewegungen in Berlin begannen, die mit dem unglücklichen Krieg endigten. Gentz war der einzige Kanal, durch welchen Nachrichten aus Preußen nach Oestreich gelangten, man schenkte ihm unbedingtes Vertrauen und es war für die Sache Deutschlands von der größten Wichtigkeit, ihm klare Einsicht in das, was im preußischen Cabinet vorging, zu verschaffen. Da Müller als einer der Hauptvertreter der antifranzösischen Gewalt galt, so glaubte man allgemein, er wäre in die Geheimnisse der neuen Politik eingeweiht. Es existiren noch Briefe von Fichte, Niebuhr und andern, die von ihm Aufklärung verlangen, aber eine unbestimmte Angst verschloß den sonst so beredten Mund. „Meine Freundschaft für Sie," schreibt Gentz 20. Sept. 1806, „ist durch diese Ihre obgleich unverzeihliche Defection nicht erschüttert, ich kenne Sie einmal und weiß, wie und warum Sie so sind." Endlich zog man Gentz, von Seiten des preußischen Cabinets in das Hauptquartier und wie unvergleichlich er verstand, richtig zu sehen, zu urtheilen und darzustellen, zeigt sein Tagebuch, eines der denkwürdigsten Zeugnisse jener Periode. So kam der Tag, an dem auch Preußen zusammenstürzte.

In Sachen Schleswig-Holsteins.

Mit großer Herzensfreude und mit dem innigsten Dankgefühl legen wir unseren diesjährigen Rechenschaftsbericht vor. Unser Vertrauen auf die erbarmende Liebe des Herrn, so wie auch auf die hochherzige Gesinnung des deutschen Volkes hat uns nicht getäuscht. Es bedurfte nur der einfachen Darlegung der traurigen Verhältnisse der entlassenen schleswig-holsteinischen Beamten, Offiziere, Geistlichen und Lehrer in unserem vorjährigen Bericht, als fast in allen Gauen des deutschen Vaterlandes eine rege und rührende Theilnahme sich kund gab, überall Comités sich bildeten und die studirende Jugend auf vielen deutschen Universitäten und Gymnasien mit dem schönen Beispiel der Groschensammlungen voranging, so daß es bald an vielen Orten zur Ehrensache ward, nicht zurückzustehen, sondern willig ein Scherflein zur Abwehr der unverschuldeten Noth der Brüder in den Nordmarken beizusteuern. So konnte das Resultat — welches weit über unsere Erwartungen hinausgegangen — sich herausstellen, welches umstehend der Kassirer in seiner Rechnungsablage gibt, nämlich eine Einnahme von 43,843 M. 12 Sch. oder 17,537 Thlr. 15 Sgr. Preuß. Crt. und ein Ueberschuß von 26,011 M. 5¼ Sch. oder 10034 Thlr. 18 Sgr. Preuß. Crt. Wir haben mit dem verausgabten Gelde

manche Noth lindern, manche düstre und drückende Sorge verscheuchen und manche still geweinte Thräne trocknen können, und schriftlich und mündlich sind wir von den bisher unterstützten Familien wiederholt aufgefordert worden, den edeln Gebern sowol, als den verschiedenen Comités und den Redactionen und Expeditionen der mitwirkenden Journale, so wie auch der deutschen Studentenschaft den besten Dank abzustatten und zwar nicht nur für die Abwehr der materiellen Bedrängniß, sondern hauptsächlich für die Beruhigung und Hebung ihres sittlichen Bewußtseins. Ihnen wäre nämlich durch die empfangenen Gaben der überreichen Liebe der deutschen Brüderstämme einmal aufs Neue der Beweis gegeben worden, daß das harte Schicksal, welches sie getroffen, ein unverschuldetes sei, und daß sie ihre frühere Handlungsweise vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könnten; zweitens schöpften sie aber auch aus deren Fülle neue Hoffnung für die Lande Schleswig und Holstein und dadurch frische Kraft und neuen unbesiegbaren Muth. —

Wir haben uns im Stande gesehen, 78 Familien mit ungefähr 400 Familiengliedern und zwar 38 Familien eine regelmäßige monatliche und 40 Familien eine ein- oder zweimalige Unterstützung zu gewähren, während wir für das Rechnungsjahr 1856/57 nur 64 Familien eine schwache Hilfsleistung anbieten konnten. Zwar haben wir auch in dem jetzt beendigten Rechnungsjahre noch immer keine hinreichend genügende Unterstützung darbieten, aber wir haben dieselbe doch erhöhen können. Man wird uns vielleicht mit der Frage entgegentreten, weshalb wir, da wir doch in unserem vorjährigen Bericht unsere muthmaßliche Ausgabe auf 12,000 Thlr. Preuß. angegeben und die empfangenen freiwilligen Liebesgaben diese Summe bedeutend überschritten, dennoch nicht das Erforderliche den entlassenen Beamten u. s. w. dargereicht hätten? Es liegen zwei Momente vor, welche hemmend einwirkten und nicht unberücksichtigt gelassen werden dürfen. Einmal nämlich sind die Liebesgaben uns nach und nach, die meisten und reichlichsten erst in der zweiten Hälfte des Jahres — einige sogar noch im Anfang dieses Monats, so aus Wiesbaden, Stade und Harkorten, welche daher gar nicht in der Rechnungsablage mit angeführt werden konnten, — zugegangen, so daß wir keine klare Uebersicht gewinnen und ein so erfreuliches Ergebniß der Sammlungen auf keine Weise vorhersehen konnten. Was uns aber zweitens und hauptsächlich bewog, nicht allzusehr dem Drange des Herzens zu folgen, war der Umstand, daß auf unsere an die verschiedenen Comités gerichtete Bitte, dafür Sorge zu tragen, daß wo möglich für mehrere Jahre Beiträge zugesagt würden, uns von den meisten derselben keine günstige Aussicht trotz aller ihrer Mühen und Bestrebungen gestellt werden konnte, nur von einzelnen derselben ist uns eine theilweise Zusicherung gegeben worden. Wollten wir daher die Gewißheit, daß wir wenigstens noch für ein volles Jahr unsere Wirksamkeit fortsetzen könnten, nicht verliren, so mußten wir Maß und Ziel halten und eine beschränkende Berechnung eintreten lassen. — Es ist uns auch hin und wieder die Ansicht entgegengestellt worden, ob es nicht besser wäre, die Zahl der unterstützt werdenden Familien nach Maßgabe der zu überschauenden Mittel zu beschränken, um alsdann den übrigbleibenden die erforderliche Unterstützung geben zu können? Aber wie schwer ist es, darin ein richtiges Gleichgewicht zu halten! Es melden sich Familien zur Unterstützung, deren Persönlichkeiten und Verhältnisse so sehr dringend für ihre Aufnahme reden, daß es Gewissenssache werden würde, sie ihnen abzuschlagen.

Auch sind wir der Meinung, daß die Liebe, welche doch das Fundament eines solchen Unterstützungsvereins, wie wir ihn vertreten, sein soll, nicht einer engherzigen Berechnung zum Opfer gebracht werden müsse. Daß wir der beschränkenden Berechnung uns jedoch nicht durchweg entziehen, dafür haben wir oben den Beleg geliefert und sogar manchen Tadel haben wir darüber vernehmen müssen, daß wir diesen oder jenen Hilfesuchenden abgewiesen haben. Wir können solchen Vorwurf ruhig hinnehmen, da wir uns bewußt sind, daß wir gern allen gerechtfertigten Anmeldungen genügt, wenn die uns dargebotnen Mittel es gestattet haben. Ebenso wenig rührt uns aber auch die Verdächtigung, als ob wir eine sorgsame Berechnung zu wenig gelten ließen. Das Verzeichniß der von uns bisher unterstützten Familien ist manchem Comité zur Durchsicht mitgetheilt worden, und wir sind der Meinung, daß wir uns gern das Zeugniß geben können, stets nach bester Ueberzeugung und nach der sorgsamsten Erwägung der Umstände und Verhältnisse unsere Entscheidung über Aufnahme oder Abweisung zu ertheilen. Und so soll unser Ziel bleiben, was es war, und wir wollen nicht in unserem Wirken ermatten.

Als eine erfreuliche Thatsache glauben wir ferner mittheilen zu müssen, daß durch die Vermittlung des um die Unterstützungsangelegenheit für die entlassenen schleswig-holstein. Beamten u. s. w. so hochverdienten Herrn Dr. und Hauptpastor Rehhoff in Hamburg seit dem Herbst des verflossenen Jahres eine Vereinbarung zwischen dem kieler und unserem Vereine stattgefunden hat, nach welcher unter fortwährender gegenseitiger Mittheilung der Unterstützungslisten und Berathung gemeinschaftlicher Angelegenheiten der kieler Verein keine neuen Verbindungen in Deutschland zur Zeit einleiten, sondern sich darauf beschränken wird, sich nur an die Herzogthümer Schleswig und Holstein und nach solchen Orten des übrigen Deutschlands zu wenden, mit welchen er schon bisher in fortdauernder Verbindung gestanden, wogegen unser Verein durchaus auf jede Ansprache an die Bewohner der Herzogthümer ebenfalls zur Zeit Verzicht geleistet hat. Durch diese Vereinbarung ist nicht nur manche früher obwaltende Unannehmlichkeit gehoben, sondern die ganze Unterstützungsangelegenheit hat durch dieselbe eine äußerst heilsame Einwirkung erfahren. — Ferner dürfen wir wol nicht unerwähnt lassen, daß von den Vätern der 78 Familien, welchen durch unseren Verein in dem jetzt beendigten Rechnungsjahre eine Unterstützung bewilligt worden ist, 8 dem Zoll-, 4 dem Post-, 2 dem Forst-, 13 dem Justiz- und dem Administrativfache, 35 dem Militär- und zwar 24 dem Offizier-, 11 dem Unteroffizier-, 2 dem Advocaten-, 10 dem geistlichen und 4 dem Lehrerstande angehören, und daß die meisten derselben schon ein hohes Lebensalter erreicht haben und außer Stande sind, neue Berufswege einzuschlagen und daher fortwährend unsere Mithilfe in Anspruch werden nehmen müssen. Da es nun vielleicht Befremden erregen könnte, daß 24 Offizieren eine Hilfsleistung gewährt worden ist, da doch die Zeitungen wiederholt der Unterstützung, welche den invaliden schleswig-holstein. Offizieren vom deutschen Bundestag bewilligt ist, Erwähnung thun, so halten wir es für unsere Pflicht, hier die Bemerkung auszusprechen, daß, so weit uns bekannt ist, nicht ein einziger eingeborener schleswig-holstein. Offizier sich einer solchen Hilfe erfreuen kann. Dieselbe erstreckt sich nur auf diejenigen Offiziere anderer deutscher Länder, welche zur Zeit des Krieges in die schleswig-holsteinische Armee getreten sind. Allerdings soll aber durch einen huld-

vollen Gnadenact Sr. Majestät des Königs von Preußen etwa 20 eingeborenen schleswig-holsteinischen Offizieren aus dessen Privatchatulle eine jährliche Unterstützung bis auf Weiteres bewilligt worden sein, während wol noch 30 bis 40 anderer Offiziere die Hilfe der Vereine in Anspruch nehmen müssen.

Hiermit glauben wir unsere Mittheilungen schließen zu können, und so bleibt uns nur die liebe Pflichterfüllung übrig, allen Comités und den in der Rechnungsablage angeführten Redactionen und Expeditionen der Journale für ihre so thätige, treue und so herrliche Erfolge erzielte Mitwirkung in unseren Bestrebungen unseren herzlichsten und besten Dank hier öffentlich auszusprechen und zu gleicher Zeit an sie alle die herzinnige Bitte zu richten, nicht zu ermüden in ihrer segensreichen Thätigkeit und auch fernerhin unser Stab und unsere Stütze zu bleiben. Denn wir bedürfen, um dem schönen uns vorgesteckten Ziele, den entlassenen schleswig-holstein. Beamten u. s. w. eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, immer näher zu kommen, der fortwährenden Mithilfe der verschiedenen Comités und der anhaltenden wärmsten und thatkräftigen Theilnahme unserer deutschen Brüderstämme. In dem abgelaufenen Rechnungsjahr ist freilich von denselben überreich gegeben worden, so daß ein bedeutender Ueberschuß, wie der in der Rechnungsablage angegebene, hat bleiben können. Wenn wir aber mittheilen, daß in wenigen Tagen reichlich der achte Theil dieser Summe schon ausgegeben werden muß, da am 1. Mai der sorgenvolle Miethtermin eintritt und deshalb von vielen unterstützt werdenden Familien Hilfsgesuche eingereicht worden sind; wenn wir ferner erwähnen, daß 7 Familien, welchen bisher keine Unterstützung ertheilt worden ist, um Aufnahme in unseren Verein nachgesucht haben, da ihre früheren Ersparnisse verausgabt sind; wenn wir endlich anführen, daß wir durchaus jährlich 12,000 Thlr. Pr. bedürfen, um allen Familien nur diejenige Hilfe angedeihen lassen zu können, welche erforderlich ist, um ihnen ein beschränktes Auskommen zu gewähren: so wird man diese unsere Aufforderung um reiche Hilfsleistung nicht tadeln und mißverstehn. Unser Verein hat, wie wir es oben dargethan haben, keine andere Einnahmequelle als die stets aufs Neue sich kundgebende thatkräftige Liebe und Theilnahme unserer deutschen Brüderstämme, und da im beendigten Rechnungsjahre die eingegangenen reichen Beiträge unseren Glauben an die Hochherzigkeit derselben nicht haben zu Schanden werden lassen, so verpflichten sie uns auch zu dem unerschütterlichen Vertrauen, daß uns auch in Zukunft die Mittel zur Förderung unseres Zweckes nicht fehlen werden. Dies hoffen wir zu Gott, der ja Wege allerwege hat und daher auch an den Orten, die bisher kein lebhaftes Interesse für die entlassenen schleswig-holstein. Beamten, Geistlichen, Offiziere und Lehrer kundgegeben haben, die Herzen der Mitbrüder erwecken und zugleich auch die segenbringende Liebe, die sich fast überall im deutschen Vaterlande so reich entfaltet hat, wach erhalten wird.

Altona, den 21 April 1858. Der Altonaer Hauptverein:

H. de Castro. Dr. Th. Leßer. J. H. Witt.

Rechnungsablage. — Eingegangen sind vom 1. April 1857 bis zum 1. April 1858: An einzelnen Beiträgen: Von Sr. Majestät dem König Ludwig von Bayern 703 M. 2 Sch., von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Oldenburg 550 M., von Hrn. Georg Bodemer in Zschopau durch Hrn. Beemüller in Hamburg 1012 M., von Hrn. Regierungsrath von Warnstedt in Hannover 25 M.,

von Hrn. Landvogt Schmedes in Kloppenburg 27 M. 8 Sch., von N. N. durch Hrn. Warburg in Altona 63 M., von Hrn. Bürgermeister Krause in Schönbeck 18 M. 12 Sch., von der Bürgermeisterei in Zeltingen 7 Sch., von Hrn. C. Gr. Str. aus Münster 5 M., von Hrn. B. v. B., mit dem Poststempel Miltenberg zwei Köln-Mindener Dividendenscheine 51 M. 10 Sch., von Hrn. A. Leinhaas in Berlin 7 M. 8 Sch., von Hrn. Professor W. Grimm durch Hrn. Ober-Consistor.-Rath Professor Dr. Nitzsch in Berlin 62 M. 8 Sch., von Hrn. Herzberg in Charlottenburg 25 M., von Hrn. Regierungsrath Hellweg in Eutin, durch Hrn. Dr. St. in Altona 2 M. 8 Sch., von Hrn. Pastor Kindler in Kladrum 50 M., von Hrn. Thurneisen in Maulburg, durch Hrn. F. Walter in Altona 28 M. 6 Sch., von Hrn. Dr. Riesser in Hamburg 50 M., von Hrn. W. Zoeppritz in Fürstenberg 25 M., von Hrn. Hauptmann Cramer in Forchheim 13 M. 10 Sch., von Hrn. Ober-Kirchenrath Hofprediger Dr. Nielsen in Oldenburg 50 M., von Hrn. Archidiakonus Buchenröder in Gräfenthal 2 M.. An Sammlungen: Von dem Centralcomité in Berlin in 2 Sendungen 4750 M., von dem Comité in Stuttgart und von der Redaction des schwäbischen Merkurs durch die Herren Stahl und Federer in 6 Sendungen 1816 M. 10 Sch., von dem Comité in Heidelberg durch Hrn. Prof. Häusser in 4 Sendungen 2651 M. 4 Sch., von dem Comité in Braunschweig durch Hrn. Pastor Roßmann in 8 Sendungen 1842 M. 11 Sch., von dem Comité in Wiesbaden durch Hrn. Dr. Braun 450 M. 10 Sch., von dem Comité in Leipzig durch Hrn. G. Mayer in 8 Sendungen, hierunter von der Gesellschaft Anonyma 150 M. und von der Expedition des Wochenblatts in Zwickau gleichfalls 150 M. 4545 M., von dem Comité in Dresden 1445 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf. und von dem Comité in Freiberg 177 Thlr. 8 Sgr. durch Hrn. C. Jordan in Dresden = 4057 M. 15 Sch., von dem Comité in Osnabrück durch Hrn. Breusing in 3 Sendungen 2213 M. 14 Sch., von dem Comité in Stade durch Hrn. Conrector Krause in 2 Sendungen 263 M. 8 Sch., von dem Comité in Frankfurt a/M durch Hrn. Wagenknecht 100 M., von dem Comité in Reichenbach durch Hrn. Ehret 296 M. 14 Sch., von der leipziger Studentenschaft durch Hrn. Stud. Meding in 2 Sendungen 750 M., von der berliner Studentenschaft beim Fackelzug am 13. Febr. 1858 durch Hrn. Prof. Dr. Nitzsch 250 M., von einer Studentenverbindung in Halle durch Hrn. Candidaten Pank 22 M. 8 Sch.. Durch die Expedition der Weserzeitung in 5 Sendungen 2327 M. 14 Sch., durch die Expedition der Kölner Zeitung aus Düsseldorf 17 M. 8 Sch., durch die Expedition des Mannheimer Journals 239 M. 12 Sch., durch die Redaction des Frankfurter Journals in 2 Sendungen 5650 M. 12 Sch., durch die Redaction der Sächsischen constit. Zeitung in Dresden 150 M., durch die Redaction der Dorfzeitung 550 M. 9 Sch., durch die Redaction des Regier.- und Intelligenzblattes in Meiningen, in 2 Sendungen 61 M. 8 Sch., durch die Redaction der Frankfurter Oberpostamtszeitung 279 M. 8. Sch., durch Hrn. J. Schneider in Mannheim 757 M. 8 Sch., durch Hrn. Oberkirchenrath Dr. Nielsen in Oldenburg, in 8 Sendungen, worunter die Sammlungen aus Aurich durch Hrn. Pastor Kirchhoff u. s. w. 1210 M. 14 Sch.. Von dem Großherzogl. Offiziercorps in Oldenburg, durch Hrn. Intendant Meinardus 475 M., von dem Landrathamt zu Worbis 5 M. 3 Sch., von dem Landrathamt zu Berncastel 8 M. 15 Sch.. Von dem Landrathamt in Hausmark 8 M. 11 Sch., von mehren Tönningern durch Hrn. Oberst

du Plat in Hamburg 300 M., von dem Magistrat in Perleberg 17 M. 8 Sch.. Durch Hrn. Regierungsrath v. Seestern-Pauly in Magdeburg 15 M., durch Hrn. Kreisrichter Krüger in Saalfeld 70 M., durch Hrn. Professor Zeller in Marburg 485 M., durch Hrn. Böhlau in Weimar in 4 Sendungen 1267 M. 8 Sch.. Aus Crefeld durch Hrn. Schröder & C. in Hamburg 32 M. 8 Sch. Von der Erholungsgesellschaft in Sonnenberg durch Hrn. Director Dietz, in 2 Sendungen 227 M. 8 Sch., von dem Gesangverein in Heilbronn durch Hrn. Professor Wurm in Hamburg 200 M. 8 Sch. Durch Hrn. Dr. Butter in Wurzen, in 2 Sendungen, darunter auch die Sammlung aus Grimma 237 M. 8 Sch., durch Hrn. Ober-Appellat.-Ger.-Referendar Matton in Seelow, in 3 Sendungen 125 M., durch Hrn. Advocaten Grosse in Altenburg 125 M., durch Hrn. C. Fritsch in Limburg 115 M. 13 Sch., durch die Hrn. Ingenohl u. Götz in Neuwied, in 3 Sendungen 525 M. Von der Casinogesellschaft in Frankenthal durch Hrn. Dr. Stintzing 13 M. 12 Sch., von dem Hrn. Eisenbahndirector Wolf in Hamburg, durch Hrn. Hauptpastor Dr. Rehhoff 50 M. Durch Hrn. Dr. Schildbach aus Oliva bei Danzig 16 M. 4 Sch., durch Hrn. Lehrer Ketelsen von einem Club in Hamburg 12 M. 8 Sch., durch Hrn. Professor Wurm in Hamburg: aus Regensburg 50 M., durch Hrn. Professor Petersen in Hamburg: von mehren edlen Gebern in R. 93 M. 12 Sch., durch Hrn. J. Roeck in Memmingen 60 M. 8 Sch., durch Hrn. S. Hoerner in Glauchau den Betrag einer Sammlung bei einer festlichen Gelegenheit 227 M. 14 Sch., durch denselben: an wöchentlichen Beiträgen von Arbeitern u. s. w. 15 M., durch Hrn. Hofrath und Bankdirector Becker in Gotha 425 M., durch Hrn. Dr. Callisen in Altona 38 M. 11 Sch., durch Hrn. F. Walter 4 M. 4 Sch., durch Hrn. Dr. Bolten in Rostock 170 M. 13 Sch., durch Hrn. Dr. Ohnefölsch Richter in Meißen, in 2 Sendungen 235 M., durch Hrn. Kreisrichter Schulz in Proculs 17 M. 8 Sch., durch das Bürgermeisteramt in Camburg 108 M. 10 Sch., durch Hrn. Dr. G. Schwetschke in Halle 27 M. 8 Sch. Für 2 verkaufte silberne Schaumünzen und eine Tuchnadel, eingeschickt durch Hrn. Breusing in Osnabrück 5 M. 8 Sch. An Zinsen 140 M. 10 Sch. Kassabehalt vom 1. April 1857 433 M. 1 Sch. In Summa 44,417 M. 7 Sch. Von diesem Gelde sind verausgabt 18,406 M. $1^3/_4$ Sch. Bleibt als Ueberschuß 26,011 M. $5^1/_4$ Sch., oder: 10,034 Thlr 18 Sgr. Pr. Crt.

Diese 26,011 M. $5^1/_4$ Sch. oder 10,034 Thlr. 18 Sgr. Preuß. Crt. stehen theils bei der Spar- und Leihkasse belegt, theils deponirt bei dem Bankier Hrn. Warburg, theils befinden sie sich als Baarbehalt in der Kasse. So wie jede einzelne Ausgabe durch eine Quittung belegt den Herren Revisoren vorgelegt wird, so werden auch die Documente über die belegten und deponirten Gelder, so wie der baare Kassabehalt denselben vorgezeigt. Altona, den 31. März 1858.

J. H. Witt, Vereinskassirer.

Mit dem Gefühl herzlicher Freude, daß das im vorjährigen Berichte geäußerte Vertrauen auf den milden und hochherzigen Charakter unserer Bruderstämme, so wie das anerkennenswerthe unermüdete Wirken des Altonaer Hauptvereins für die von ihm geleitete Angelegenheit so schöne und reiche Früchte getragen, haben wir als erbetene Revisoren die Rechnung über das laufende Jahr sammt allen dazu gehörigen Quittungen und Belegen durchgesehen und sind die vorstehenden Angaben von uns als durchaus richtig befunden worden. Der Kassabehalt ist uns durch die be-

treffenden Documente, so wie durch baare Summen gehörig nachgewiesen. Altona, den 23. April 1858.

Valentiner, Pastor. L. Siemonsen, Pastor.

Da sich aus diesem Bericht die Nothwendigkeit einer fortgesetzten Theilnahme ergibt, macht die Redaction ihre leipziger Leser darauf aufmerksam, daß für Leipzi Herr Gustav Mayer, Königstraße No. 4, Beiträge annimmt.

Literatur.

Bibliotheca classica Italiana. Triest, liter.-artist. Section des östreichischen Lloyd. — Von diesem höchst dankenswerthen Unternehmen, dessen Erscheinen wir vor einiger Zeit angezeigt haben, sind zwei Abschnitte vollständig erschienen, die Werke Alfieris und Metastasios, die Werke des finstern Tragikers, der den Stoicismus des Gefühls, zu welchem er sich mehr durch Reflexion als durch Temperament aufgeschwungen hatte in spartanischen Trauerspielen ausbreitete, und des heitern Librettodichters, der uns für den äußerst geringfügigen Inhalt durch den Zauber seiner Sprache entschädigt. Die Ausstattung ist elegant und bequem, für die kritische Genauigkeit ist auf eine befriedigende Weise gesorgt. Mehr noch als diese Ausgabe bekannter Dichter verdient die Ausgabe der alten Chronisten die Anerkennung des Publicums, in denen sich ein wahrer Schatz des Wissens und der politischen Einsicht vorfindet. Die Ausgabe der Villani ist bald zum Abschluß reif. Man hat häufig fromme Wünsche für die politische Einheit Italiens ausgesprochen, denen auch wir uns anschließen, so weit es überhaupt verstattet ist, in der geschichtlichen Welt Wünsche laut werden zu lassen, die als solche keine unmittelbaren Folgen haben. Da aber ein Erfolg nach dieser Seite hin von weitläufigen europäischen Combinationen abhängt, über die sich im Voraus nichts berechnen läßt, so dürfte es nicht unangemessen sein, zu gleicher Zeit das italienische Nationalgefühl durch die Erinnerung an die große Vergangenheit anzuregen; hat doch auch für Deutschland das Bewußtsein der literarischen Einheit und Bedeutung sehr viel gethan. In den Italienern selbst lebt trotz ihres nicht unbedeutenden Selbstgefühls dieses Bewußtsein viel weniger als in dem übrigen Europa, wenigstens wenn man den gelehrten Stand ins Auge faßt, und es ist bezeichnend für die Lage der Dinge, daß ihnen grade von östreichischer Seite die Hand geboten wird, wie denn auch Italien trotz allem, was sich mit Recht gegen die östreichische Herrschaft einwenden läßt, dieser fremden Herrschaft viele nützliche Einrichtungen verdankt. Ebenso wichtig ist aber auch für uns Deutsche das Unternehmen des östreichischen Lloyd. Nachdem wir uns vor einem halben Jahrhundert an dem fruchtlosen Benehmen abgemüht haben, die fremden Formen in unserer Sprache einzubürgern, sind wir jetzt auf ein unbefangenes objectives Studium der fremden Literaturen hingewiesen, und für die wahre Aufklärung, für die humanistische Bildung wird sich, wenn wir England ausnehmen, kaum ein anderes Land finden, dem wir noch so viel verdanken könnten. Wir meinen damit nicht blos die Schriftsteller der sogenannten classischen Zeit, son-

dern noch die des sogenannten 18. Jahrhunderts, unter denen z. B. Vico manchem unserer deutschen Philosophen vorgeeilt ist.

Histoire de France au 17. siècle: Richelieu et la Fronde par J. Michelet. Paris, Chamerot. — Auch diesmal sind wir, trotz der grotesken Bilder, trotz der seltsamen Gedankensprünge und der Willkürlichkeiten im historischen Beweis, der Darstellung des geistvollen Mannes mit Theilnahme gefolgt. So viel man mit Recht dagegen einwenden mag, es ist eine fesselnde Lectüre und man wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne es in ununterbrochner Folge durchgelesen zu haben. Freilich muß man die Geschichte schon ziemlich genau kennen, nicht blos um den Geschichtschreiber zu controliren, sondern auch nur, ihn völlig zu verstehn; aber der Kenner wird auf viele dunklere Punkte aufmerksam, die dem herkömmlichen Studium leicht entgehn; sehr kühne, aber stets scharfsinnige Combinationen deuten auf den Zusammenhang entlegener Thatsachen hin, und manche Maske fällt. Man möchte sagen, es sei Schade, daß Michelet nichts darstellen kann, wo ihm nicht der Haß oder die Begeisterung die Feder führt, aber darin liegt eben seine Eigenthümlichkeit und zum Theil sein Zauber. Gleich die erste Schilderung des Soldatenregiments in der Periode des dreißigjährigen Krieges ist vortrefflich, und die kräftigen Striche, in denen die völlige Gedankenlosigkeit der Periode von 1643 bis 1661 charakterisirt ist, geben dem wahrlich nicht geschmeichelten Bilde des großen Cardinals ein merkliches Relief. Selbst die Extravaganzen des Romantikers beruhen auf einem Fonds von Wahrheit; man vergleiche die Entstehung der neufranzösischen Sprache. Cette langue a subi comme une transformation chimique: elle était solide, et devient fluide. Peu propre à la circulation, elle marchait d'une allure rude et forte; mais voici que, liquéfiée, elle court legère, rapide et chaude, admirablement lumineuse . . . Cette langue a fait Voltaire, le gigantesque journaliste. Voltaire a fait la Presse et le journalisme moderne . . . Ce terrible engin d'analyse éclaire tout, dissout tout et peut tout mettre en poudre, broyer tout formalisme, lois, dogmes et trônes. Son nom c'est: la raison parlée. Un si fort dissolvant, que je ne suis pas sûr que même, pendant le beau et solennel récitatif de Bossuet, on n'ait pas ri sous cape . . . Fatalité de la lumière! Elle va pénétrant, par cette maudite langue française, qu'on n'arrêtera pas. Plus d'asile aux ténèbres; plus de mystère, et plus de sanctuaire obscur. La Nuit divine (d'Homère) est supprimée. Une telle langue, c'est la guerre aux dieux. Von dieser maudite langue française ist freilich bei Michelet nicht mehr viel zu finden.

Handlexikon des preußischen Civilrechts und Civilprocesses von F. Cäsar. Erfurt und Leipzig, Körner. — Dies für alle Stände, insbesondere für Juristen, Kaufleute, Gewerbtreibende, Landwirthe, Capitalisten, Hausbesitzer u. s. w. eingerichtete Lexikon empfiehlt sich durch seine Uebersichtlichkeit wie auch durch seinen billigen Preis ($1^1/_2$ Thlr.). —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Der deutsche Teufel im 16. Jahrhundert.

Die folgenden Blätter sollen in kurzen Strichen das Bild einer Phantasiegestalt skizziren, welche 1500 Jahre das Gemüth der Deutschen beschäftigt hat, wie nur wenige wirkliche Existenzen. Auch die Wahngebilde des Menschengeschlechts haben eine Geschichte, sie formen sich um und entwickeln sich wie die Persönlichkeit der Völker, denen sie wichtig sind. Noch fehlt eine Geschichte des Teufels. Wer sie aber auch mit wissenschaftlichem Sinn schreibe, er wird immer an das anknüpfen müssen, was Jakob Grimm in seiner Mythologie gefunden hat.

Die ältesten jüdischen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Evas ist erst durch spätere Deutungen, welche auch in unsern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Versucher gibt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdischen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharaos durch das massenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu schlagen. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft kam sein Bild aus der Religion der Perser zu den Juden. Der Teufel verdankt seinen Ursprung keiner Volksreligion d. h. keinem Gottesglauben, in welchem noch die Seele eines ganzen Volkes sich schaffend und umformend abspiegelt, denn er kam auch den Persern erst durch Zarathustra und dessen geoffenbarte Religion. Erst in der Seele des Einzelnen spannen sich die Gegensätze zwischen gut und böse, hell und dunkel, heilbringend und schädlich zu einem consequent durchgeführten Dualismus, Gegensätze, welche in jeder Volksreligion durch die Fülle der Bildungen immer von neuem erzeugt und immer wieder verwischt werden. Durch die verständige Reflexion und den dürren Schematismus eines Priesterglaubens werden dann die durch Speculation vergeistigten Persönlichkeiten der Götter genauer bestimmt und in ein System gebracht. Die dunkle Gestalt eines bösen Princips, welches dem Lichte, dem Leben, der Sittlichkeit des Menschen entgegenarbeite, erschien bereits den Persern als Fürst eines Reiches böser Geister. Nur allmälig gewann diese Gestalt bei den Juden eine entsprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofstaat Jehovas, der jüdische Gott unterhält sich mit ihm etwa

wie ein orientalischer Despot mit seinem Generalprofoß. Allmälig entwickelt sich eine Monarchie der Teufel im Gegensatz zum Engelreiche Jehovas, eine Unzahl von Teufelsnamen werden erfunden. Zu Christi Zeit war der Satan der Juden bereits der große Versucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menschen und Thiere zu fahren und konnte durch die Beschwörungen Frommer aus solcher Behausung vertrieben werden. Es war volksthümlich, die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu messen, die er über die Teufel ausübte. Wahrscheinlich ist die Vorstellung, daß Askese dem Menschen eine übernatürliche Macht und Gewalt über Geister gibt, zuerst von den Indiern nach Vorderasien gedrungen. — Als sich der junge Christenglaube das griechische und römische Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenossen des Teufels betrachtet und vieler Aberglaube, der an den spätrömischen Culten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdeß dichtete die älteste Kirchenlehre die Geschichte des Satans weiter. Der persische Agromainjus (Ahriman) hatte sich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die griechischen Uebersetzer in der Septuaginta den semitischen Götzennamen Baalsebub. Erst jetzt kam auch der Glaube, daß der Satan und seine Genossen abgefallene Engel vom Hofstaat des Herrn seien. Seitdem wird ihm der Name Luzifer, Morgenstern, nach einer falsch gedeuteten Stelle des Jesaias.

Aber die Vorstellungen, welche die ersten Kirchenväter von Person und Macht des Teufels hatten, wurden noch mehr umgeformt, als die germanischen Stämme das Gebiet des römischen Reiches unterwarfen und das Christenthum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren charakteristische Eigenschaft war, mit einer einzigen Bildsamkeit fremde Culturen in sich aufzunehmen und gerade an solcher fremder Habe, welche bis dahin allen Völkern langsamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu stärken. Dazu half ihnen ein reiches und festes Gemüth, welches heiter die Bilder der Außenwelt in sich sog, und liebevoll auch die kleineren Eindrücke verklärte und umschuf. Dieser Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchster Ausdruck ihr alter Götterglaube gewesen war, mit dem Christenthum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verklangen allmälig; was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Priester, durch Gewalt und fromme List nach langer Arbeit beseitiget, aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten sich unzählige heimische Gestalten, Gebräuche und Anschauungen. Ja sie erhielten sich nicht nur, sie bildeten sich durch das Christenthum in eigenthümlicher Weise fort. Wie die christlichen Kirchen an die Stätten heidnischer Heiligthümer gebaut, wie an Donars Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apostels gehängt wurde, so traten auch die

Gestalten der christlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Asengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine so große Erbschaft als der Teufel. Sein Name und sein Bild verdüsterte zahllose heidnische Traditionen, welche zu fest im Volke lebten, um zu vergehen. Dabei wurde er selbst durch die alten Mythen, Sagen, Märchen, und sogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielseitiger, volksthümlicher, zuletzt gemüthlicher. Die Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidenthums mußte er mit Kirchenheiligen, mit den Aposteln, ja mit Christus selbst theilen, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Gestalten gekannt und ein Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieser umfangreiche Theil fiel ihm fast ganz allein zu. Den Namen Teufel hatte er schon von den Griechen erhalten (Diabolos, tiufal), jetzt wurde er nach einem deutschen Gott Fol (wahrscheinlich dem nordischen Baldur) Voland genannt, seine Raben und das wüthende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die schwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgestalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er gefesselt gedacht wurde („der Teufel ist los") und zahllose sagenhafte Ueberlieferungen kamen ihm aus einem Kreise heidnischer Urgewalten, welcher schon den herrschenden Menschengöttern feindlich gewesen war. Diese mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Riesen an, welches am Weltende den Todeskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düsteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefste Zauberwissen heimisch ist. Zu ihnen gehört die Seeschlange, welche in mächtigem Ringe um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Oceans liegt; zu ihr mehre Riesenwölfe, welche gefesselt in der Tiefe der Erde liegen, oder Sonne und Mond verfolgen, die sie am jüngsten Tage verschlingen werden; die ungeheuern Sturmwinde, welche durch ihren Flügelschlag die Häuser und Schiffe der Menschen vernichten, die Eisdämonen, welche Hagel, Schneesturm und verwüstende Fluten von Norden her über das Land senden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Todtenwelt. Neben dem Cultus der Asengötter bestand im deutschen Heidenthum auch ein düsterer und unheimlicher Dienst für diesen Dämonenkreis, und schon vor Einführung des Christenthums müssen, wie sich aus christlichen Zeugnissen erkennen läßt, die Priesterinnen und Zauberer dieser finstern Götter gefürchtet und gehaßt worden sein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin das Innere lebender Menschen aufzuzehren, Unwetter über die Saat zu führen, die Viehherden zu vernichten; wahrscheinlich waren auch sie es, welche Leib und Waffen der Krieger fest machten. Ihre heiligen Handlungen begingen sie bei Nacht und dunkle Thiere opferten sie der Todesgöttin und ihrem

Geschlechte. Die Priesterinnen dieses düstern Cultus sind es vorzugsweise — so dürfen wir schließen — welche als Hazusen oder Hegissen — Hexen — bis in die neue Zeit einige Traditionen des alten Cultus fortgepflanzt haben: allerlei Zaubermittel, die Formen, in welchen sie sich den Dämonen verlobten, berauschende Schlaftränke. Für dieses Gebiet heidnischen Aberglaubens wurde der christliche Teufel der natürliche Mittelpunkt. Im Volksglauben dauerten die nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen auf verschiedenen alten Cultusstätten noch fort, als sie in Wirklichkeit längst aufgehört hatten. Zugelassen wurde, wer sich den Teufel als Liebsten zugesellte; die Fahrt zur Stätte geschah durch die Luft, Zaubersalbe gab die Fähigkeit zu fliegen oder auf verzauberten Thieren zu reiten. Es war kein ausschließlich deutscher Aberglaube, daß man auch gesalbte Bänke, Besen u. s. w. zum Ritt benutzen könne, schon zur Zeit des Apulejus kannte man solche nächtliche Zauberei, doch ist allerdings zweifelhaft, ob nicht schon damals durch die Germanen diese Vorstellung in die römische Welt, die große Garküche jedes frommen Aberglaubens, gekommen war. Wer einmal Hexe ist, der ist der Hölle für immer verfallen, die spätere Kirche macht kaum einen Versuch, sie anders als für die Hinrichtung zu bekehren und unterscheidet genau zwischen solchen Teufelsgenossen und andern.

Denn auch durch Vertrag konnte man sich seit dem frühsten Mittelalter in die Macht des Teufels geben. Der Mensch verschreibt seine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blut seiner Adern geschrieben ist, dafür muß ihm der Teufel auf Erden seine Wünsche befriedigen. Obgleich das älteste bekannte Beispiel das des Romanen Theophilus ist, — der Tradition nach aus dem 6. Jahrhundert — und obgleich der Vertrag durch Handschrift erst aus einer Zeit stammen kann, in welcher römische Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, so ist doch die Grundlage auch dieser Teufelssagen echt deutsch. Denn die Voraussetzung solcher Erfindungen ist ein tiefes Gefühl der gegenseitigen moralischen Verpflichtung, welche durch solchen Vertrag hervorgebracht wird und ein tollkühner Sinn, welcher der That eines Augenblicks die Entscheidung über die ganze Zukunft zu überlassen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen seine eigene Freiheit aufs Spiel setzte, und der, welcher seine Seele dem Teufel angelobte, haben die größte Aehnlichkeit miteinander. Diese Bündnisse mit dem Teufel betrachtete die Kirche nicht mit tödtlichem Hasse; durch die Fürsprache ihrer Heiligen wurden die frevelhaften Wagehälse, wie Theophilus selbst, gerettet und der Teufel gezwungen, seine Rechte aufzugeben. Deutsch ist auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit Menschen schließt, seinerseits den Vertrag eifrig und ehrlich zu erfüllen sucht, der Betrügende ist der Mensch.

Der Teufel erhielt durch diese Zuthaten allerdings eine Anzahl neuer

Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Ueberhaupt war das Eindringen seiner Gestalt kein Glück für die Volksseele, das Harte, Ungemüthliche und Monotone, was dieser alten Abstraction eines persischen Eiferers noch von ihrem Ursprunge her unvertilgbar anhing, zog zahlreiche farbige und poetische Sagen ins Finstre und Gemeine, und das Gemüth des Volkes wurde durch das Christenthum nach dieser Seite roher und ärmer, während im Ganzen der sittliche Inhalt seines Lebens sich vergrößerte, sich vertiefte. Dennoch that es sein Mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Riesengeschlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Gesichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämonischen Natur empfand man mit Behagen auch eine harmlose, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der schwerfällige Witz und auf der andern Seite wieder das Zauberwissen und die technische Kunstfertigkeit, welche man ihnen zuschrieb, das alles war schon zur Heidenzeit eine unerschöpfliche Quelle für heitere Geschichten gewesen, durch welche sich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landschaftliche Merkwürdigkeiten poetisch erklärte. Neben den Riesen aber hatte sich in der Heidenzeit das zahllose Volk der kleineren Naturgeister um den Menschen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches sang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geschlecht der Zwerge, auf dem Thau der Wiesen spielten die Elbe und die Idisien, die deutschen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengestalt oder auf Zauberrossen die Schlachtjungfrauen Wuotans. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderstall und Milchkeller wohnten Hausgeister der verschiedensten Art, unter dem Herdfeuer saß der Kobold, das Heinzelmännchen schlich gern in Katergestalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeister des Wohlstandes und häuslichen Behagens. Dem Schlafenden suchte die Nachtmar den Frieden des Schlummers zu stören, im Getreide saß die Roggenmume, auf dem geschlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpfe fuhr der Irrwisch ruhelos umher und bemühte sich, den Menschen aus der Wagenspur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geistervolk erhielt sich im Christenthum, doch wurde es furchtsam und scheu gegen den Menschen. Aus mehrern alten Sagen ist zu erkennen, mit welcher Wehmuth der Neubekehrte sein Verhältniß zu den alten Freunden als ein gestörtes betrachtete: in einigen noch lebenden Sagen trauern die kleinen Geister, daß sie nicht auch selig werden können, in andern werden sie durch den Glockenschlag gestört und ziehn heimlich aus der Gegend fort. Auch aus ihrem Wesen wurde mancher dunkle und schadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Am meisten aber mußten die Riesen an ihn abgeben. Der Teufel wurde ein Baukünstler wie sie, er mußte große Felsblöcke

durch die Luft schleppen, die er auf seiner Fahrt verlor, oder im Zorne herunterwarf; er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlösser, Mühlen, sogar Kirchen bauen. Und fast immer war er bei diesen Bauten der Geprellte, wie in andern Sagen die Riesen, denn was er sich zum Lohn seiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er mußte als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdische Schätze bewachen; er mußte als feuriger Drache fliegen und Schätze durch den Schornstein auf den Herd werfen. Er mußte sich sogar gefallen lassen bei Volksfesten in Person aufzutreten, er mußte Schauspieler werden und in einer halb lächerlichen, halb schrecklichen Tracht den Possenreißer und den viel geprügelten Gegner der himmlischen Gewalten darstellen. In Deutschland erhielt er seine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die schwarze Farbe. Es ist möglich, daß Erinnerungen an die antike Satire ihm zu Einzelheiten seines Costüms verholfen haben, doch waren bei den festlichen Aufzügen des deutschen Heidenthums abenteuerliche Thiermasken ebenfalls zur Genüge vorhanden; und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornsteinfegers bei Maskeraden einen schätzenswerthen Anhalt. So wurde er, der furchtbare Feind des Menschengeschlechts ein Lieblingsgegenstand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos sind die Sagen und Märchen, in denen er als Tölpel, als Betrogener dem Witz des Menschen unterliegt, und sehr derb ist die Komik, die er beim heiligen Osterspiel und andern dramatischen Aufführungen wenigstens in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entsetzen und zahllosen frommen Gebeten hatte sich am Ende des 15. Jahrhunderts das deutsche Volk seinen Teufel doch recht gemüthlich zugerichtet. — Sein Bild ist freilich nicht mit den poetischen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei schaffendes Volk seinen epischen Heldengestalten gibt, denn bei ihm sind die widersprechendsten Züge zusammengetragen. Die Theosophie der Perser, der Eifer jüdischer Sekten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube stehen hier dicht neben altdeutscher Habe, und darf man sagen, was an diesem abenteuerlichen Mischmasch der verschiedensten Bildungen noch menschlich und erträglich erscheint, das haben die Deutschen dazugethan, nicht durch vernünftiges Erkennen, sondern mit der guten Laune einer starken Natur, welche auch das Ungesunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantasiegebild des Teufels fast ein Jahrtausend im deutschen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksseele mit. In Zeiten des religiösen Eifers erschien es mit wildem, menschenfeindlichem Angesicht, in den Tagen größeren sinnlichen Behagens erhielt es ein possenhaftes, fast harmloses Aussehen.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutschland,

wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hereingezogen. Das lebende Geschlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt und, was bei Deutschen unvermeidlich, noch viel mehr disputirt und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beschäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm schon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweise zum Höllenfürsten zu werden, und sich mit dem düstern Apparat seines schrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde raffinirter, finsterer, grausamer, so lange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Chef der gesammten Ketzereien, der Evangelische sah ihn in volksthümlicher Gestalt mit einem großen Blasebalg hinter dem Papst und jedem Cardinale stehen und diesen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblasen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er mischte sich in alle theologischen und politischen Händel, er saß auf Tezels Ablaßkasten, besuchte Luther auf der Wartburg, intriguirte zwischen dem Kaiser und Papst, demüthigte den Protestantismus durch den schmalkaldischen Krieg und wieder die katholische Partei durch den Abfall des Kurfürsten Moritz, er erschien und hantierte mit seinen Gesellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Diese Vergrößerung seiner Wirksamkeit hätte wahrscheinlich in jeder glaubenseifrigen Zeit stattgefunden, aber in der Person und in der Lehre des großen Charakters, welcher dem ganzen 16. Jahrhundert in Deutschland, Freunden wie Gegnern, seine Farbe und sein Gepräge gab, war noch einiges Besondere, was auch dem deutschen Teufel eine neue und in frühern Zeiten unerhörte Wichtigkeit gab.

Zunächst war Luther eines Bergmanns Sohn. Er stammte aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Gewalten des dunklen Fichtenwaldes, des Bergwassers, der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, stark und lebendig war. Seine Phantasie war erfüllt mit den verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, welche, wie es scheint, in seiner Heimath noch manches sehr Alterthümliche bewahrt hatten. Ueberall empfand das Kind des Volkes die stillen Gewalten, in den Schrecken des Waldes und der Luft, wie in dem Leben der Menschen.*) Er selbst litt an Anfechtungen durch den Satan und mit der Offenheit und Energie seiner starken Natur verkündete er diese Erscheinungen

*) Luther W. W. XIII. S. 2550: Darum zweifle nur niemand daran, wo ein Feuer aufgeht, daß ein Dorf oder ein Haus abbrennt, da sitzt allerweg ein Teufelein dabei, das bläset immer in das Feuer, daß es soll größer werden. Also, wenn jemand an der Pestilenz stirbt, ersäuft, oder zu Tode fällt, das thut der Teufel u. s. f. X. S. 1234: Ein Christ soll wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitze, und daß ihm der Teufel näher sei, denn sein Rock oder Hemde, ja näher denn seine eigene Haut, daß er rings um uns her sei, und wir also stets mit ihm zu Haar liegen und uns mit ihm schlagen müssen.

seinen Zeitgenossen. Das Geschlecht, welches gläubig seiner Rede lauschte, wurde durch ihn angesteckt. Teufelserscheinungen wurden ganz gewöhnlich, die Geistlichen wie die Laien hatten vom Satan zu leiden. Der Schwärmer erblickte ihn im Kampfe mit dem Schutzengel; selbst den Argen begegnete, daß sie ihn da sahen, wo er ihnen am unbequemsten war. Die erhaltenen Berichte sind zahlreich; es thut nicht Noth, sie hier aufzuzählen. So weit wir daraus vom Aussehen des Teufels erfahren, erschien er zuweilen in der alten volksmäßigen Tracht, oder in den furchtbaren Gestalten, wie sie durch die Erfindungen der Holzschneider geläufig worden waren, nicht selten aber schon modernisirt, in bürgerlicher Tracht, so z. B. einem exaltirten Hutmacher zu Spandau ums Ende des Jahrhunderts (1594) als finstrer Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufsehen und veranlaßten kurfürstliche Decrete, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwischen Engeln und Teufeln ging in diesem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrausen.

Zu diesen Familienerinnerungen kam bei dem Mann Luther die besondere Physiognomie, welche seine Lehre in der Opposition gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche erhielt. Die alte Kirche hatte dem Gläubigen verhältnißmäßig leicht gemacht, dem Teufel zu entrinnen. Durch Ablaß, durch gute Werke, durch den Mechanismus regelmäßiger Gebete und geistlicher Exercitien, wie sie namentlich in den Brüderschaften geübt wurden, durch eine oberflächlich zusammenaddirte Summe von frommen Aeußerlichkeiten konnte der Christ jederzeit, im schlimmsten Fall noch zur letzten Stunde, dem Teufel entrinnen, selbst wenn er sich tief mit ihm eingelassen. Daher ist bei Verträgen, welche der Teufel mit den Menschen vor der Reformation abgeschlossen hat, der Teufel fast immer der Geprellte. Solchem geschäftsmäßigen und unsittlichen Verhältniß zum Himmelreich trat Luther mit der tiefsten Empörung gegenüber. Seine Lehre war, daß der Mensch von Haus aus sündig und verworfen, also eine Beute des Teufels sei, und daß nur die unendliche Gnade Gottes dem frommen Gläubigen die Rettung gewähre. Um diese Rettung aber zu finden, sei eine beständige innere Buße nothwendig. Es ist klar, daß durch solche leidenschaftliche Oppositionslehre der Teufel in eine angenehmere Stellung zum Menschengeschlecht kommen mußte. Jetzt hat er vollends Beruf, sich in alles zu mischen, überall geschäftig zu sein, mit ganz anderm Erfolge seine Verträge mit einzelnen Sündern zu machen. Da in dem neuen Glauben von der Buße allein die Rettung aus den Händen des Teufels abhing, verfiel der unbußfertige Sünder jetzt ohne Rettung der Hölle. So kommt es, daß seit dem 16. Jahrhundert, im Gegensatz zu früherer Zeit, die Sünder, welche einen Pact mit der Hölle geschlossen haben, in

der Regel von dem Teufel geholt werden. Allbekannt ist das traurige Ende des sagenhaften Doctor Faust, aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben, daß Menschen von zweideutigem Charakter, oder solche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, vom Teufel in sein unterirdisches Reich abgeholt seien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des todten Sünders deutlich zu erkennen. Auch geschichtliche Persönlichkeiten entgingen dem melancholischen Schicksal nicht. Bei mehrern Generalen des 30jährigen Krieges z. B. Holk befriedigten die gequälten Deutschen ihren wilden Haß durch detaillirte Berichte über Bündnisse mit der Hölle und ein entsprechendes Ende. Ja noch im vorigen Jahrhundert wurde der Pact, welchen der Herzog von Luxemburg, der überlegene Gegner Wilhelms von Oranien, mit dem Teufel abgeschlossen hatte, ausführlich, mit allen Paragraphen dem Publicum mitgetheilt, und es ist charakteristisch für jene anspruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter vielen andern Bedingungen dem Teufel auch die gestellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in schrecklicher Gestalt zu erscheinen.*)

Bei solcher Richtung war der junge Protestantismus durchaus nicht geneigt, Hexen und ihre Genossen milder zu beurtheilen, als die alte Kirche gethan hatte. Im Gegentheil, wenn die katholische Kirche vorzugsweise die Abtrünnigkeit der Teufelsliebchen bestraft hatte, so verfolgte der neue Glaube mit noch größerem Zorn die Verstockung des Gemüthes gegen das göttliche Wort. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts war das frivole Treiben der damaligen Geistlichkeit durch furchtbare Hexenverfolgungen unterbrochen worden. Die Bulle Innocenz 8.: Summis desiderantes von 1484 hatte auch in Deutschland wilde Verfolgungen aufgeregt, z. B. in Mainz. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitete sich der Eifer gegen Hexerei wie eine Pest über die Landschaften beider Confessionen. Es ist wahrscheinlich, daß die gesteigerte Religiosität jener Zeit, welche nur zu oft hart, engherzig und ungemüthlich wurde, in den untern Schichten des Volkes auch einen Gegensatz lebendig gemacht hatte, heimlichen Trotz und frevelhaftes Suchen nach sinnlichem Genuß. Ueberall in Deutschland loderten die Scheiterhaufen, eine endlose Reihe der widerwärtigsten Processe, deren actenmäßige Darstellung uns mit Schauder erfüllt, wurde durch die römischen Juristen zu einförmigem Ende geführt. Wenn die katholische Partei solche barbarische Verfolgung begann, so trifft die evangelische der Vorwurf, dieselbe am längsten und erbittertsten fortgesetzt zu haben. Ein fanatischer Priester, der Bischof von Eichstädt, trieb schon als Probst von Ellwangen

*) Des Welt-berufenen Hertzogs von Luxenburg, gewesenen Königl. Frantzösischen Generals und Hof-Marschalls Pacta oder Verbündniß mit dem Satan und das darauf erfolgte erschreckliche Ende. Frankfurth und Leipzig 1716.

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf seinem Territorium das Hexenbrennen im größten Stil. Nicht nur Frauen aus den untersten Ständen wurden verbrannt, es schützte nicht Stand, nicht Jugend, nicht Schönheit, auch Männer wurden processirt, sogar Geistliche.*) Lutherische Landesherrn, Richter und Geistliche standen nicht nach. Wahrscheinlich ist nie der Versuch gemacht worden, die Zahl der Schlachtopfer zu bestimmen, welche ihrem eigenen Aberglauben, und dem noch schmachvollern Aberglauben ihrer Richter verfielen. Aber die Gesammtsumme vom 16. bis 18. Jahrhundert muß Hunderttausende betragen. Und diese häßliche Krankheit deutscher Bildung hatte den gewöhnlichen Lauf aller ansteckenden Seuchen. Die Wuth der Verfolger hörte zuweilen auf, dann brach sie an einem andern Ort plötzlich wieder hervor und wirkte in weitem Kreise ansteckend.

Wohlwollender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Besessenen. Luther und seine Nachfolger nahmen an, daß sie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Versehen in die Gewalt des Teufels gekommen seien und daß es Pflicht und Verdienst der Gläubigen sei, durch Gebet und Beschwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irrsinnige oder Epileptische galt vom Teufel besessen, aber da man den Bösen überall vermuthete, so hatte man die Befriedigung, ihn oft zu finden. Die wunderlichsten und abgeschmacktesten Aeußerungen seiner Thätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigsten kamen schwachsinnige Weiber zu der Ansicht, daß sie vom Teufel geplagt würden, und es muß eine gewöhnliche Folge dieser Einbildung gewesen sein, daß sie in ihrem krankhaften Zustande kräftigen Widerwillen gegen die Geistlichen und die frommen Ceremonien aussprachen, mit denen sie beehrt wurden. Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urtheil nicht nur der Kranken, sondern auch der Gesunden verwirren und das Zeugniß der eignen Augen und Ohren fälschen kann, erkennen wir mit Erstaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen, und vor Besessenen das Unmöglichste gläubig beobachteten. So wurde, um nur einen sehr abgeschmackten Fall zu erwähnen, zu Luthers Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die schon früher schwachsinnig gewesen war, in folgender Weise von dem Satan besessen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart u. s. w. griff, hat sie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gäng und gebe war, erwischt und in die

*) Ein interessanter Bericht über ihn kurz nach seiner Zeit: Zwo Hexenzeitung, die Erste von dreyen Hexen-Pfaffen und einem Organisten zu Elwang. Nürnberg 1615. Die seltene Flugschrift wird hier angeführt, weil sie am Schluß eine merkwürdige Notiz enthält: Der Teufel wehrt einigen Hexen, die zur Walpurgisnacht Frost machen wollen und nimmt ihnen mit Gewalt ihren Apparat: ein Sieb, drei Katzenköpfe, drei todte Krebse und drei lebendige Ratzen.

Hand bekommen, mit diesem Gelde ist sie flugs in den Mund gefahren, hat dasselbe gekaut und endlich verschlungen. Solch erwischtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müssen. Ebenso hat sie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat sie Leuten, die um sie standen, solches Teufelsgeld, das sie von Wänden, Tischen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groschen und Pfennige, auch einige schlechte rothe drunter.“ Diese unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugschrift Dr. Andreas Ebert als Geistlicher, und sein Bericht wird von Theodor Dürrfragen, dem Richter des Stadtrathes bestätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritischen Fragen, auch hier um seine Meinung gefragt. Er wunderte sich sehr, begehrte zu wissen, ob es auch gutes Geld sei, und gab endlich den Rath, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für sie zu bitten. Diese Cur hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen insultirte den Geistlichen während der Predigt und strafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholischer Priester versucht, den Teufel in ihr zu beschwören, mit ihm trieb der Teufel nur Gespött und verachtete seinen ganzen Exorcismus. Doch die Kraft des evangelischen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde frisch und gesund, wußte nach ihrer Genesung von gar nichts, und fuhr fort als Dienstmagd ein nützliches Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein.*)

So war es bei den deutschen Protestanten, unter denen allerdings die Reformirten die Lehre vom Teufel nüchterner und verständiger auffaßten, als die Lutheraner. So wurde es auch bei den Katholiken. Nichts ist bezeichnender für die Gewalt, welche Luthers Persönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den sein Wesen über seine erbitterten Gegner gewann. Er ist in der That der Reformator ebenso gut der Katholiken als der Protestanten. Zwar die katholischen Dogmen widerstanden seinem Andrange, und zwischen den neuen Glaubensschanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geschlossenen Festung der alten Kirche wüthete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber seine Methode zu denken, seine Sprache und vor allem das Charakteristische seines gemüthlichen Lebens formte die deutsche katholische Kirche ebenso originell und ebenso einseitig nach seinem Bilde, wie die protestantische. Der rohe Formalismus ihrer Ablaßkrämerei und ihrer frommen Bruderschaften verschwand nicht ganz, aber er machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemüths Platz. Ernste Studien, schärferes Denken, gewandte Dialektik, und was mehr werth war, eine größere sittliche Vertiefung werden noth-

*) Der Titel der Flugschrift ist: Wundere Zeitung, von einem Geldteuffel, eine seltzame, unglaubliche, doch wahrhaftige geschicht. Zu Frankfurt an der Oder beschehen, und urkundtlich außgangen. 1538.

wendige Erfordernisse des katholischen Vorkämpfers. In Luthers Sprache und Methode lernt er predigen und seine Streitschriften verfassen, selbst die scheltenden Kraftausdrücke des großen Ketzers eignet er sich an, und sucht die volksthümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinsten Theil seiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangelischer Lieder, Titel und Inhalt lutherischer Werke werden immer wieder parodirt. Vielleicht ist die innere Aehnlichkeit nirgend auffallender, als bei den kleinen Talenten der ingolstadter Hochschule. Die Andrä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verschiedenheit in den Dogmen und vor allem der persönliche Haß nicht wäre, ebenso gut Lutheraner als Katholiken sein. So ging mit vielem Andern auch Luthers Teufels- und Hexenglaube auf das katholische Deutschland über. Zwischen den Geistlichen beider Confessionen entstand ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer, den Teufel aus Besessenen auszutreiben und die Abgefallenen, welche ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hatten, zu bestrafen. Wenn da, wo beide Kirchen zusammenstießen, ein Besessener auftrat, suchte jede Confession die Macht ihres Glaubens dadurch zu beweisen, daß sie sich des Patienten bemächtigte und ihn heilte, — die Evangelischen durch das Gebet der Geistlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Exorcismus. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beschwörungen erschienen sind, zeichnet sich der folgende, der aus dem katholischen Lager in der Nähe von Ingolstadt stammt, durch seine Ausführlichkeit und durch einige psychologisch interessante Züge aus. Er wird deshalb — nach dem Brauch dieser Mittheilungen, — mit einigen Auslassungen getreu in unsere Sprache übertragen mitgetheilt. Er erschien fünf Jahre nach dem Ereigniß in einer Flugschrift unter dem Titel: „Erschröckliche, gantz wahrhafftige Geschicht, welche sich mit Apolonia, Hannsen Geißlbrechts Burgers zu Spalt inn dem Eystätter Bistumb, Haußfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam 2c. Ingolstatt 1587." Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

Hans Geißlbrecht, Bürger zu Spalt, hat sich nach Absterben seiner ersten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Witwe von weiland Hans Francke, aus Lautershausen im Markgrafenthum Brandenburg, verheirathet, allhier seine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauset. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwischen ihnen beiden nichts Anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen gewesen, daneben ist, was am allerschrecklichsten war, großes Gotteslästern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißlbrecht an einem Freitag, den 19. Oct. des vergangenen 82. Jahres, wohl bezecht heim, fing seinem alten Gebrauch nach mit seiner Hausfrau zu zanken und zu schwören an, und sie trieben solches, wie ihre meisten Nach-

barn gehört, fast die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin und spricht: „Liebe Stadlerin, habt Ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Rohheit und Schande geübt?" „Ja," spricht diese, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetöne und Gotteslästern ihr miteinander getrieben, die ganze Nachbarschaft verliert den Frieden, wo man so unchristlich lebt." Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und spricht: „Ei, will mir unser Herregott von diesem heftigen Mann nicht helfen, so wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm." Nun merkt, was geschieht! Als am gedachten Samstag Abend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und sie dasselbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerst zwei Vögel wie Schwalben, da doch in dieser Zeit keine mehr im Lande sind, und fliegen ihr geschwind um den Kopf herum. Ehe sie sich recht unter der Kuh umsieht, steht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und spricht ihr zu: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir so übel geht, dein Leben ist so hart und armselig, hast auch einen so argen bösen Mann, der dich so schlecht hält, er hat die Absicht, alles zu verthun, damit dir nach seinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eins, sage mir zu, daß du mein sein willst. Siehe, so verspreche ich dir, daß ich dich in dieser Stunde an einen so herrlichen lustigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun sollst, als essen, trinken, singen, springen, tanzen, in Summa solche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie deine Pfaffen davon sagen. Ich will es dir anders weisen."

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans gibt die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagt ihm zu, sie wolle sein werden. In demselben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft besessen, und alsbald gibt er ihr ein, sie solle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, sie solle sich dort erhenken. Als nun mehr erwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufspringt und der Hausthür zueilt, wird die vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und schreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin — Schäfer nennt man sonst ihren Mann, den Geißlbrecht — ist von Sinnen gekommen. Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe sie ganz zu ihr kommen, legt sie sich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Absicht, sich darin zu ertränken. Als sie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die besessene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt sie nur stracks die Stiege auf den Boden und schreit: O laßt mich gehn, seht Ihr nicht, wie köstlich ich lebe, daß ich für und für esse, trinke, singe, springe, tanze und nur gut leben habe? Als Apollonia in ihre

Stube gebracht wurde, haben erstlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indeß wird am Samstag grade zu Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeschickt, Seine Ehrwürden solle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieselbe wäre am Abend verrückt worden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht so heftig beschaffen, als man ihm berichtete, wollte auch so spät und in einer so heiligen Nacht nicht ausgehen, sondern vermeldete, er hätte wol Sorge getragen, das stete gottlose Zanken und Hadern werde zuletzt einen solchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin so unrichtig wäre, daß man sie nicht erhalten und dämmen könnte, so sollte man sie unterdeß in zwei Ketten schlagen, wie auch geschah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der schon früher in dergleichen Fällen auf dem Platze gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißlbrechts Haus zu ging und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun, um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: „Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen.“ Da fängt die arme Frau mit einer starken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer.“ Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geschweige einem Menschen gönnen.“ Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen, oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heilthum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselei erhoben, und wie sie in den Ketten gewüthet und mit schäumendem Munde wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube voll Leute bessere Meldung thun, als S. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem

Kopf herab, wo nicht, siehe, so sei dir geschworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu schlagen. O thu das Ding herab und leg mir dafür sechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht so schwer sein." „So sage mir," sprach Herr Dechant, „was ist es denn? dann will ich es dir alsbald wieder herabthun." Da antwortete der Böse: „Was es ist, das weiß ich wohl, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas Anderes thun, als dir das sagen." „Wie," fing Herr Dechant mit Ernst an, „Du willst mit der Sprache nicht heraus? Geschwind bringt mir eine weiße Haube, mit dieser will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopf befestigen." „Ja," antwortete der Böse, „du sagst wol ein geringes Ding; wenn es so gering wäre, würde es nicht so hart brennen." — „Ich beschwöre dich bei dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sage an, was ist es denn?" Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewissen unsaubern weichen Speise redete, die ihm Herr Dechant selbst zu fressen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar sehr, und hätte bei ihrem vermeinten köstlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerst Taufwasser, aber da war kein Trinken, er wollte andres Wasser haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Wasser. Da antwortete er: „Pfaff, jetzo lügst du, es ist deine gesalbte Taufe." Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldnen Sonntag Trinitatis gesegnet wird, aber so wenig ihr das vorige schmeckte, noch viel weniger wollte sie von diesem wissen und hören, man sollte es nur geschwind hinwegthun, denn sie wüßte wohl, was es wäre. Da sagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Wasser, der Böse antwortete ihm ganz grimmig: „Du sagst immer, ich lüge, aber ich sehe, du kannst auch lügen, ist es doch von deinem Weihwasser." Da man ihr aber gewöhnliches Wasser reichte, sprach sie, oder er in ihr, obgleich an dem Geschirr und Wasser auch nicht der geringste Unterschied war: „Das ist von dem rechten." Darauf mischten wir die drei Wasser untereinander, machten ihr den Mund mit einem Schlüssel auf und hatten unser ein Dutzend zu schaffen, bis wir es ihr eingossen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterstürzten. Darauf fängt sie oder er durch sie an: „O Sacramentspfaff, wie gehst du mit mir um!" Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das eine, so laß dir das andre auch schmecken; ich kenne dich wol, welch arger Gast du bist, ich und du werden noch eine bessere Sprache zueinander reden müssen, bis wir uns recht voneinander scheiden." — „Wie, Pfaff, du willst mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegst." Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Bösewicht — — dieweil

du nach mir, dem allergeringsten päpstlichen Pfäfflein, so gar großes Gelüst hast, soll dir vor aller Welt erlaubt sein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen." Da fing der Böse an: „Ja fahren, fahren, könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwischen und abbeißen." „Das glaube ich gern," sagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht gestanden und du mich und jeglichen Christenmenschen im Mutterleib hättest können umbringen, so halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdest du es nicht haben fehlen lassen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich fest, bis du mir sagst, was in dem Täflein auf dem Kopfe ist." Da antwortete er: „Es ist das Heilige." „Was für ein Heiliges?" frägt Herr Dechant. Der Böse: „Das von Jerusalem." Herr Dechant wiederum: „Was von Jerusalem? Kurzum mach nicht viel Umstände." Der Satan: „O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann." Der Herr Dechant: „Das sind faule, lahme Ausreden, wenn du willst, kannst du es wol nennen, darum beschwöre ich dich bei dem unschuldigen Tod unsers Herrn Jesu Christi, daß du öffentlich anzeigst, was es sei." „O," sagt er, „es ist halt von dem heiligen Kreuz, daran unser Herrgott gestorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden." Herr Dechant wiederum: „Glaubst du denn, daß Christus für uns gestorben?" Er: „Warum sollte ich es nicht glauben? bin ich doch nicht weit davon gewesen." — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, aber nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß sie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leise und schrie noch mehr als vorhin. Auf solche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er sich so entsetzte. Da schrie der böse Feind: „Ho, ho, dahin bringst du mich nimmermehr, daß ich dir das sage." Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böse Geist durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und sprach: „Es ist halt ein agnus Dei." Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieselben?" Der Böse: „O wenn die ganze Welt daſtände, sollte sie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte." Herr Dechant: „Wol ist in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerstand erwiesen wird; darum mach nur nicht viel Mäuse, sondern sag an, wie heißt die Stadt?" Da ihm der Herr Dechant so hart auf den Socken lag und von ihm nicht lassen wollte, fing er an: „Sie heißt R! R! R!" Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch besser." Der Böse: „O! O! O!" Der Herr Dechant: „O ein hoffnungsvoller Schüler! du verzweifelter Bösewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, setze das M M M auch dazu, so hat dir Gott eine dreifache Wahrheit bescheert." — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren, wie es um das elende Weib beschaffen war, — und er dabei sah, daß alle Mittel, mit

welchen vormals Etlichen geholfen worden, gegen einen so mächtigen, wohlverschanzten Feind gar nichts waren, stellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade bessere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man sollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit sie nur nichts erwische, womit sie sich oder einem andern einen Leibesschaden zufügen könnte, er bat auch die Benachbarten und ihre bestellten Wärter, für sie zu sorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und schwesterlichem Mitleiden geschah.

Die nächsten Tage präparirte sich wohlgemeldeter Herr Dechant so viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu sorgen, was bei einem solchen spitzigen, hochgefährlichen Handel nothwendig ist.

Unterdeß begab sich, daß ein junges lutherisches Predigerkäuzlein, Johannes Bäuerlein, eines hiesigen Kürschners Sohn, welcher erst nagelnen vom Examen hierher kam und schon, wie ihm dünkte, dieselbe volle Gewalt empfangen hatte, wie der Dichter seiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrsacristei zu Wittenberg die Teufel von den Besessenen ein- und ausgetrieben hatte; dieser Prädicant hatte von seiner Mutter, die grade Geißlbrechts Haus gegenüber wohnt, solchen Jammer erfahren und uns etliche Mal ein- und ausgehn gesehen, hatte auch wol unter dem Volk in der Stube gestanden, aber wegen seinem großen Bart, worin all seine Kunst wie Samsons Stärke steckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unserer Abwesenheit hinüber und sieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem bösen Geist gequält und zermartert wird. Er spricht ihr zu, aber lieber Gott! auf seine todten, kraftlosen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, sondern der Böse trieb nur sein Affenspiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu sich und redete ihn mit diesen Worten an: „Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß Eure päpstlichen Pfaffen Eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit sie gar hart gestraft ist, von ihr treiben sollten, das geschieht nimmermehr, es ist ihnen unmöglich. Aber ich," sagte der kühne Degen, „würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben." Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geistlichen, und nicht unbillig, von einem, der hier geboren, getauft, confirmirt, confitirt, communicirt und erzogen worden, dessen Vater, Mutter und Geschwister hier gut katholisch gelebt und zum Theil schon gestorben, er aber allein von ihnen apostasirt war! — so daß wir alle entschlossen waren, bei dem Act der Beschwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angesetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und sollten wir ihn gebunden, wie das arme Weibsbild, mit hineingeschleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren sollte, sondern nur damit er sähe, was dies für eine sorgliche, große, gefährliche Arbeit sei, und nicht, wie er vielleicht vermeinte, so ein Ding, als wenn

man den Kater Heinz hinter den Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte sich auf eine Zeit zum Thor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Noth der Kranken so groß, daß man eilends den Herrn Dechant holte, denn wenn man nicht helfe, so werde sie der böse Feind zu tausend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unser Lebtag vor Augen steht, denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgespannt war, daß sie keine Hand und keinen Arm zu dem andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder saß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten sie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der böse Feind bäumte und hob alle dermaßen über sich, daß ein Mensch unter ihrem Rücken hätte hindurchschlüpfen können, und was das Allerschrecklichste war, so sah und griff man den bösen Feind zwischen Haut und Fleisch in Form und Gestalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geschwind wie sie von Natur auf der Erde läuft, so behende lief sie in dem Leibe hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war sie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo sie in dem Leibe lag, war die Stelle so heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt lauft das Herz wie ein ziemliches Sechserbrot auf, und der böse Feind windet sich und kriecht um das Herz herum, grade als wenn sich eine Natter um einen Baum schlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zusammen, daß alles anfing zu krachen und wir alle miteinander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böse Geist hätte sie schon ganz erstickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leibe wollte sich auch nicht ein Aederlein mehr regen. Der Dechant schrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem that man ihr den Mund mit einem Schlüssel auf, aber lange Zeit wollte sich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Trost; wir halfen und labten alle an ihr, bis sie ein wenig zu sich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man solle ihr das Haar auf dem Kopf sauber hinwegschneiden, denn alles war mit Blut überronnen, er verordnete auch eine Lauge, damit sollten sie die Weiber sauber waschen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim, und fordert zu sich, mich, seinen Bruder Magister Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, seinen Confessarius, Herrn Bernhardt Eisen, der damals Diaconus war, den Studiosus Wilibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutschen Collegium gekommen war, und den Studiosus Leonhard Agricola, und erklärt uns den großen Jammer, und das sei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch diesen

Abend, so bringe sie der böse Feind um, und wenn sie tausend Menschen werth wäre. „Darum kommt nur eilends mit mir," spricht Herr Dechant, „habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es soll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich ist, daß ihr mir im Exorcismus, bei dem et cum spiritu tuo, oder beim Amen respondiren sollt, so gebt besonders ihr Priester fein Acht." Alsbald gibt er dem einen Studiosus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu diesem Actus von Nöthen war, geht und führt uns zuerst in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, sperrt das Sacrarium auf, nimmt aus dem Viaticum einen einzigen heiligen Partikel*), legt denselben in ein kleines Corporaltüchlein und schiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Gestalt, wie sonst immer, mit uns dem Hause zu. Darauf befiehlt er dem, der seine andere Rüstung trug, er soll damit in der Tenne bis auf weitern Bescheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt seine Hand, wie er stets pflegte, ihr auf den Kopf und spricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehen; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Mensch merkt, in seinen Busen, zieht das Corporal mit der allerheiligsten Hostie heraus und legt es ihr unter seiner Hand auf den Kopf. Sobald sie diese nur empfindet, thut sie in dem Bett drei große Rucke über sich. Da sagt der Herr Dechant: „Appel, thue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannst du sie leiden das andere Mal nicht." „O ja," sagte sie, „die Hand könnte ich wol leiden, allein das, was du unter der Hand hast, thu herab, sonst wirst du mich umbringen." „Das wolle Gott nicht," sagte Herr Dechant, „sage an, was ist auf deinem Haupt?" Da spricht der böse Feind: „Sieh doch, wart' ein bischen!" — [folgt Examen wie oben, endlich sagt der Böse, was es sei] — Darauf Herr Dechant: „Aber noch Eins will ich wissen, ob du allein bist, oder sonst noch mehr Gesellen bei dir sind." „Ich bin allein," sagte der Böse. „Wie heißest du mit Namen?" Der Böse: „Ich heiße der Spielfleck." „O das ist nichts, du hast mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit gesagt, ich habe sie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müssen. Ich will auch deinen rechten Nameu schon von dir erfahren, denn den soll und muß ich wissen." Also fing das Beschwören wieder an, so lange bis der Böse genöthigt war und sagte, er hieße Schwamm.*) Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: „O das ist wahrlich sein rechter Name, denn stets hat sie ihn so gerufen und genannt." Hierauf fing Herr

---

*) Hostie.

*) Bedeutet nicht: „Der Pilz", noch weniger „Badeschwamm", wie der Herr Dechant versteht. Es ist das Bairische Wort: der Schwaim, gesprochen Schwaam „Der schwebende Schatten", — sicher ein alter Name der Nachtgötter.

Dechant an: „Wohlan, so vertrau ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jetzt bald fassen und dem Lucifer in die Hölle hinunterschicken, daß er seine Schuhe damit wische.“ Der Böse: „O nit, o nit, verschone mein.“ Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magister Sixtus, ich solle herzutreten und das Corporal mit dem hochwürdigen heiligen Sacrament auf dem Kopf halten, und befahl, man solle alle Ketten aufschließen und hinweglegen, worüber doch Manchem schauerte. Er selbst ließ sich seinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte sie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rothe Stola in seine Hände und sprach: „Sieh, Schwamm, jetzt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieses dreifaltige unauflösliche göttliche Band soll dich jetzo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgend einer Creatur weder schädlich noch schade seist.“ Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Bösen bei der großen Kraft und Würdigkeit dessen, der auf der armen Frauen Kopf läge, daß er sich alles weitern Ungestüms enthalten wolle. Darauf wendete sich Herr Dechant gegen das Volk, dessen eine solche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenster und Gasse alles voll stand, und sprach zu ihnen: — — —

Nach verrichtetem heiligen Gebet ordnet der Herr Dechant uns Studirte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, stellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei diesem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen solchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem solchen Fleiß und Ernst (wie er denn hierzu ein lauteres, starkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unser einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehen anfingen. Während nun dieser herrliche Exorcismus eine gute Zeit währte, hat der böse Feind nicht sonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenster hineinbleckte, begehrte er, man solle ihm zulassen, dem Buben die Zähne einzustoßen, aber dies sein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Actus haben die umstehenden Leute, welche besser beobachten konnten, als unser Einer, der mehr zu thun hatte, deutlich gesehen, daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur schwarz, aber in diesem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden wären, wieder allmälig ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Gestalt und Natur, die sich ganz verändert hatten, wieder fein frisch herzukam. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und betheuern, daß sie während dem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem

Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Noth bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen betheuern können.

Dieser Actus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, that ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: „Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? kennst du wieder mich und die Leute?" Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen — das machte manches Auge naß — aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viel Kräfte nicht gehabt hat, so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih und vergib mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe! O Herr jetzt will ich gern sterben!" —

So weit die Mittheilung aus der Flugschrift. Das Ende ist erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn seiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für seine Kirche, sie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt und die zänkischen Gatten leben seitdem, so scheint es, friedfertiger zusammen.

Die Erzählung hat für den deutschen Alterthumsforscher einiges Interessante. Außer dem Namen des Teufels sind auch die schwarzen Vögel Erinnerungen an die dunkle Gestalt des alten Wuotan. Das behagliche Detail, mit welchem die Zustände der Frau Apollonia erzählt sind, läßt wenigstens ungefähr das Wesen ihrer Krankheit erkennen, und selbst das, was der religiöse Eifer des Erzählers — wie wir gern annehmen, ihm selbst unbewußt — dem geistlichen Examen des Teufels zugedichtet hat, ist harmloser, als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Besessenen sorgten, und die fromme Theilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels bedachten, machte dergleichen Zustände auch zu einem Gegenstand der Speculation. So machte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufsehn. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Mensch mit Gewalt ein genöthiget hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu sein. Er wurde vom Teufel übel behandelt und viel geprügelt und zeigte die blauen Flecke und Striemen. Deshalb wurde er in einer Flugschrift dem Gebet der Christenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erschien,

mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigem Seil auf den Rücken gebunden und dort betend und bettelnd seine alte Geschichte erzählte und vorgab, der Teufel selbst habe ihm die Hände so zusammengeschnürt, nahmen die Nürnberger das Wunder zu ernst, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geistlichen und weltlichen Autoritäten sank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger gestellt und aus der Stadt verwiesen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugschrift zu verbreiten.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luthers Lehre und Gemüth dem Teufel beilegte, der Protestantismus ruinirte den Höllenfürsten doch. Die Vernunft fing bereits an ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutschen Theologen war sehr einseitig, aber jedes ernste, wissenschaftliche Arbeiten leitet zu demselben Resultat, es hilft den vernünftigen Zusammenhang der Dinge verstehn. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältniß des Teufels zu Gott und über den Umfang seiner Macht nachzudenken. Die Resultate, zu denen sie kamen, wichen natürlich im Einzelnen voneinander ab, im Ganzen ist eine starke rationalistische Strömung unter der großen Gläubigkeit schon im 16. Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel steht unter der Zucht des Herrn, er darf nur thun, was Gott zuläßt und erhält nur durch Versehen und Unrecht der Einzelnen Macht über sie. Etwas Lebendiges kann er nicht schaffen, allerdings aber ist er ein sehr gewandter „Physikus", der durch seine Schnelligkeit und große Kenntniß der Natur eine Menge überraschender Experimente durchsetzen kann. Er ist es, welcher die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Axt in die Wand hauen und den Stiel melken. Die Bethörten glauben, sie selbst bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen vorschreibt, nur läppische sind. In der Regel sind auch die Künste des Teufels nur Blendwerke.*) — Es ist ersichtlich, daß solch erklärendes Reflectiren, so tief in dem Wesen des Protestantismus begründet, mit der Zeit weitergehn und endlich die ganze Realität des Teufels in Frage stellen mußte; aber freilich dauerte es fast 200 Jahre, bevor in der Kirche selbst der Glaube an den Teufel als ein unchristlicher und vernunftwidriger Aberglaube still bei Seite gelegt wurde. Am populärsten trat die rationalistische Richtung in einem besondern Zweige der Teufelsliteratur hervor, welcher vom 16. bis in das 18. Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung setzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Tractäte, meist von Theologen abgefaßt, wenige in dramatischer Form, in denen einzelne Thorheiten und Laster des Jahrhunderts geschildert, angegriffen und vom Standpunkt der christlichen Moral verurtheilt werden.

*) Unter vielem Andern ist hier als lehrreich zu empfehlen: Des Teufels Nebelkappen, durch Paulum Frisium, Nagoldanum. 1583.

Einige namhafte Schriftsteller brachten diese Art Literatur in Aufnahme; die Titel der Büchlein combinirte man mit dem Worte Teufel: der Hofteufel, Eheteufel, Gesindeteufel, Jagdteufel, Hosenteufel, (gegen die Pluderhosen) Spielteufel, Saufteufel u. s. w. Etwa 40 derselben gehören dem 16. Jahrhundert an. In Sammlungen, antiquarischen Verzeichnissen u. s. w. findet man sie wol unter dem befremdlichen Titel. „Suite der Teufel" zusammengefaßt. Die Mehrzahl dieser moralischen Tractätlein ist langweilig, auch für unsre Kenntniß alter Culturzustände nicht besonders wichtig, aber fast in allen erscheint der Teufel schon als ein Synonym für verkehrte Neigungen der Menschennatur selbst. Und obgleich kaum einer der frommen Verfasser zugestanden hätte, daß er die Realität Satans bezweifele, so verflüchtigt sich ihnen doch unter den Händen sein Wesen zu einer Abstraction. Diese kleinen Schriften haben mehr als anderes eine entsprechende rationalistische Auffassung populär gemacht.

Am Ende des Jahrhunderts, das so hoffnungsreich angefangen hatte, war in Deutschland, in der Sprache der Zeit zu reden, nichts mächtig als der Teufel. Durch Pfaffengezänk und Fürsteneigennutz, durch die unseligen politischen Verhältnisse Deutschlands war der Flug des Protestantismus gehemmt, die katholische Reaction erhob wachsend ihr Haupt. Ueberall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenstuben der Geistlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerten die Geister, die Herzen der Gläubigen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Besseren sorgten um die elende Lage des deutschen Vaterlandes, die Gläubigsten wurden durch die Geistlichen und zahllose Kalendermacher in fortwährender Spannung und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt bevorstehe. Grade das häufige Auftreten des Teufels erschien Vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes. Unterdeß lebte die Masse des Volkes, Vornehme und Geringe, einem rohen Genuß in dem damals reichen Lande. Der Luxus war arg geworden, jede Art von Schwelgerei wurde allgemein. Wer den Teufel nicht fürchtete, fand es auch nicht behaglich, sich viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Unter solchen Aspecten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.

Die lange Soldatenherrschaft des 17. Jahrhunderts brachte dem Teufel zu seinen vielen Charaktermasken noch eine neue. Die sich ihm jetzt ergaben oder in solchem Verdacht standen, hatten Veranlassung, von ihm nicht zuerst Geld und Gut zu verlangen, sondern Sicherheit des eigenen Leibes gegen Hieb und Stich. Der Glaube, daß man sich durch einen — allerdings verhängnißvollen — Zauber festmachen könne, ist uralt, er ist vielleicht schon aus der gemeinsamen Heimath der Griechen und Germanen nach Europa herabgekommen. Wie schon Siegfried im Blut des Drachen, der aus

dem Geschlecht der Todesdämonen stammte, seinen Leib unverletzlich salbte, und doch dem tückischen Zufall verfiel, so hatten unheimliche Salben, von Priesterinnen der Nachtgeister gekocht, auch spätern Helden der Sage und des wirklichen Lebens Waffen und Leib gefestet. Glaube und Zaubermittel erhielten sich im ganzen Mittelalter, sie gewannen erhöhtes Ansehen, als seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Pulver und Kugel mächtig wurden. Die geheime Kunst, welche vor Schuß und Stich schützte, muß unter den Landsknechten früh verbreitet gewesen sein, denn am Ende des Jahrhunderts ist der Glaube daran in Deutschland allgemein, und der Jesuit Scherer konnte eine Reihe Predigten, die er im Jahre 1594 vor dem spätern Kaiser Matthias und seinen Offizieren hielt, überschreiben: „Ein bewerte Kunst und Wundsegen Für Schiessen, Stechen, Hawen, Rauben, Brennen &c. und damit man im Krieg nicht unten liege, oder in der Feinde Hände komme und gefangen werde." — Kurz darauf kommen die passauischen Zettel auf, beschriebene Amulete, welche den Besitzer vor Verwundungen schützten, und im Anfange des dreißigjährigen Krieges ist die teuflische Kunst in allen Einzelheiten ausgebildet. Schon 1618 haben wir aus der Belagerung von Pilsen durch Mansfeld einen guten Bericht darüber. Er steht in: „Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen inn Behem". (o. O. u. J. Die Broschüre ist eine Erweiterung der Heylmannschen Schrift von gleichem Inhalt). Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt:

„Ein Waghals unter den Mansfeldischen, Hans Fabel genannt, nahm einstmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben sie es mit Kraut und Loth gesegnet, aber er trank sein Stutzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und zog fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmiskind*), ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor Eroberung der Stadt gestorben. Es ist diese zauberische Kunst (passauer Kunst) ganz gemein gewesen, ich habs mit Verwundern gesehen. Man hätte eher von einem Felsen, als von einem solchen Bezauberten etwas geschossen. Ich glaube, der Teufel steckt ihnen in der Haut. Ja ein guter Gesell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von 14 oder 15 Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die linke Brust abgesprungen, und nicht eingedrungen, was Viele gesehen haben. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen, ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die sind schrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Ebenso gut als man einen kann ge-

*) Bilwizkind, so viel als Teufelskind. Bilwiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

froren machen, kann man seinen Wundsegen öffnen. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expreß wider das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und sich auf Gott verlassen, das gibt andere Mittel. Wenn Einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist es Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der schwarze Kasper.*)

So weit der alte Erzähler. Der Teufel ist hier der alte wilde Jäger, der jetzt schon mit Büchse, mit Kraut und Loth durch die Nacht gleitet. In dieser Gestalt beherrscht er die Phantasie der wilden Scharen im langen Kriege. Er machte fest, aber er lehrte auch Zauberkugeln gießen, welche durch jede Rüstung gingen und selbst die Gefrornen niederwarfen. Recepte für solche Kugeln sind uns erhalten.

Als der Frieden kam und der Kriegsteufel sich in die Wälder zurückzog, wo er seine Künste den verwilderten Jagdgesellen lehrte, als ein verarmtes, an Glaube und Hoffnung leeres Geschlecht in dem verwüsteten Lande übrig blieb, wurde der Teufel am liebsten in einer andern alten Amtsthätigkeit aufgesucht, in einer stillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menschen gestörten, — als Hüter unterirdischer Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen Kriege vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall gefunden. Das armselige, nach Gold lüsterne und ruhiger Arbeit entwöhnte Volk wurde durch solche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Bösen vom Schatz wegzubeschwören wußten, hatte es seit uralter Zeit gegeben. Wahrscheinlich war dieser Aberglaube zuerst aus dem alten Rom nach Deutschland gekommen. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwissender Landleute; ihnen folgten jetzt im 17ten Italiener und Franzosen, schlaue Welsche, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmälig wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel setzte, geringer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Dichter. Er erhielt sich als Kinderfreude im Puppenspiel, der größte Dichter Deutschlands idealisirte mit höchster Grazie sein alterthümliches Bild. Zuletzt bemächtigten sich die Operndichter seiner Gestalt, und Teufelsbeschwörungen und Höllengefühle wurden in Noten correct gesungen.**)

*) Die Versuchung liegt nahe, diese schöne Stelle in eine ältere heidnische Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Wahlstatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall, die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt sich die Helja. — Der Name: schwarzer Kaspar für Teufel findet sich schon im 16. Jahrhundert.

**) Der rothe Samiel im Freischütz ist der Teufel des dreißigjährigen Krieges, aber Ver-

Der Teufel war todt. Wenigstens dem gebildeten Bürgerthum. Nur in den untern Schichten des Volkes und in den aristokratischen Kreisen, welche beide das Sonnenlicht unserer Bildung langsam und gebrochen aufnehmen, erhielt sich noch ein stiller Glaube an seine Existenz. Da begegnete der deutschen Nation zu derselben Zeit, in welcher die katholische Kirche der Mutter des Heilandes göttlichen Ursprung vindicirte, daß protestantische Fürsten und Geistliche den Junker Satan im Glauben wieder zu beleben versuchten. Beide Confessionen in dem entsprechenden Bestreben, ihr geistliches Rüstzeug zu verstärken. Prediger im Amt und akademische Lehrer haben gewagt, wieder eine wirkliche Existenz des Teufels öffentlich zu lehren. — Die letzte Folge solcher Bestrebungen wird freilich sein, daß alle, welche daran theilnehmen, für sich selbst die Bezeichnung erwerben, welche der Böse in dem letzten Jahrhundert vorzugsweise getragen hat, das Prädicat: armer Teufel. ♀

Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas.

Bolivar und Paez.

1.

Vor wenig Wochen meldeten die Blätter, daß der Kaiser der Franzosen in Anlaß des Attentats vom 14. Jan. auch aus Südamerika ein Beglückwünschungsschreiben erhalten habe: von Monagas, dem Präsidenten der Republik Venezuela. Die Ironie der Geschichte jener Freistaaten wollte es, daß vor Eintreffen genannten Schreibens Monagas schon aufgehört hatte Präsident zu sein. Durch eine Volkserhebung zur Abdankung gezwungen, hat er sich in das Haus des französischen Gesandten in Caracas geflüchtet, und es wäre nun die Reihe am Kaiser Napoleon, dankbar für die freundliche Gesinnung Generals Monagas, diesem zu gratuliren, daß er in seiner Hauptstadt noch einen guten Freund gefunden. Nicht als ob Monagas für sein Leben hätte fürchten müssen: das Volk Venezuelas ist zu gutmüthig und versöhnlich, inmitten seines Siegesrausches auch zu kurzsichtig, als daß es einen Mann, der seit 1831 als wiederholter Störer der Ordnung, seit 1847, der Zeit seiner ersten Präsidentur, als Plünderer der Kassen, eigennütziger Gewaltherr unter dem prunkenden Titel

tram in Meyerbeers Robert ist kein deutscher Teufel, sondern eine mit pariser Sentimentalität versetzte romanische Figur. Der deutsche Teufel vermag keine menschliche Nachkommenschaft zu produciren, aus seiner Verbindung mit den Hexen entstand nichts Lebendes, höchstens Motten und Schmetterlinge. Die entgegengesetzten Aussagen einzelner Hexen veränderten den allgemeinen Glauben nicht. Nach celtischen Sagen aber hat er zweimal mit irdischen Frauen Söhne gezeugt, den Merlin und Robert von der Normandie.

eines Regenerador, und thatsächlicher Hersteller einer lebenslänglichen Dictatur verhaßt ist, für immer unschädlich machen sollte. Dessen gewiß suchte er nur seine und seiner Familie persönliche Freiheit unter den Schutz Frankreichs zu stellen. Indeß, nach den neuesten Berichten, ist dies ihm doch nicht gelungen. Nicht zufrieden mit den Millionen geraubter und in der englischen Bank angelegter Gelder hatte Monagas bei Zeiten auch eine volle Geldkiste beim Gesandten untergebracht, und als dieser zur Bewachung derselben die in Caracas lebenden Franzosen aufforderte, haben sich mehre von ihnen empört über eine solche „Frankreich entehrende" Zumuthung, öffentlich gegen ihren eignen Vertreter erklärt. Und da die provisorische Regierung witterte, daß den Gesandten nach der halben Million gelüsten mochte und ein Heirathscontract zwischen ihm und Monagas Familie heimlich im Werke wäre, so hat sie auf Auslieferung des Flüchtlings wie des Geldes gedrungen, und Monagas dürfte nun wol seiner Verurtheilung zu mehrjähriger Verbannung — denn härter wird die Strafe nicht — entgegensehn. Diese Verhaftung ist zugleich ein Doppelschlag, für die Tochter, wie für den Gesandten. Der einen entgeht dadurch wahrscheinlich der Ehemann, dem andern jedenfalls die halbe Million.

Am 4. März brach die Revolution in den westlichen Provinzen aus. Ohne Blut zu kosten, entwaffnete sie leicht und schnell allen Widerstand, und schon der 15. März war der Tag der Befreiung für das Land. Am 18. rückte General Castro an der Spitze von 5000 Mann nebst mehren Notablen des Volks in Caracas ein und wurde unter lauten Acclamationen zum provisorischen Präsidenten ernannt. Die Stadt war sieben Abende nacheinander illuminirt. Tagesblätter von dort, die uns zu Handen, gewähren nach langen Jahren der tiefsten Niedergeschlagenheit endlich wieder den belebenden Anblick eines freudig erregten Volks, das kaum weiß, wie ihm geschieht, so ist es des Jubels voll.

Um dies annähernd zu begreifen, gilt es einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen.

Es war in Caracas, wo im Jahre 1810 der erste Ruf der Unabhängigkeit vom spanischen Mutterlande sich erhob; — dieselbe Stadt, wo 27 Jahre vorher aus vornehmer Familie der Mann geboren war, welcher, mit europäischer Bildung vertraut, bestimmt war, aus einem großen Theile des weiten Südamerika, von der Ost- bis zur Westküste, vom Norden bis an die Grenzen Chiles die Spanier zu verdrängen und fünf Staaten von mächtiger Ausdehnung politische Unabhängigkeit, ja theilweise Namen und Gesetze (Bolivia und Peru) zu geben: Simon Bolivar. Seine Riesenschöpfung Columbien umfaßte die jetzigen drei Staaten Neugranada, Venezuela und Ecuador, ein Ländergebiet von etwa 90,000 □M. (die spanische Meile, Legua, = $^3/_4$ deutscher Meile), wovon gegen 35,000 □M. auf Venezuela kommen. Die Geschicke dieses

Landes sind aber von 1821 an wenig mehr an die Person Bolivars gebunden. Vielmehr wandte es sich, durch dessen Pläne in seinen Interessen bedroht, zuletzt mit Haß und Erbitterung von ihm ab. Es war mitten im Kriege, als der Congreß von Angostura 1819, mehr ein Kriegsrath, dem Einflusse seines überlegenen Geistes nachgebend, die Centralrepublik Columbien gründete, deren sehr freisinnige Verfassung dann der Congreß von Rosario de Cucuta 1821 ausarbeitete. Aber dieser Staat war eine Mißgeburt. Ohne positive Basis, verdankte er seine Gründung der Nothwendigkeit, gegenüber den disciplinirten und lange Zeit übermächtigen spanischen Truppen die Kräfte möglichst zu vereinigen. Er stritt vor allem gegen die Configuration des Bodens. Denn in Ländern, die theils von hohen Cordilleren durchzogen, theils die Hälfte des Jahres in den Ebenen überschwemmt sind; bei Entfernungen, die aus Mangel an Wegen und leichten Beförderungsmitteln für eine Depesche von der Hauptstadt Bogota nach Caracas damals mehr Zeit forderten, als von da nach Europa: wie ist da Centralisation möglich? Die unstete Natur jener Völker ist ein zweites, ebenso wichtiges Moment. Die Erfahrung der letzten 28 Jahre lehrt, daß diese Staaten auch in ihrer jetzigen Gestalt noch zu ausgedehnt sind, um den Regierungen und betreffenden Hauptstädten vor Insurrectionen entfernter Provinzen Sicherheit zu geben. Und dazu welches Monstrum die Verfassung von Cucuta! Mit ihrem vierjährigen Präsidenten, ihren periodisch wiederkehrenden Congreßwahlen auf breitester Basis und ihren übrigen durchaus demokratischen Formen! Diese Verfassung, völlig in die Luft gebaut, hat auch nie und nirgend Ansehn erlangt; auch der scharfblickende und gegenüber all den anarchischen Elementen nothwendig despotische Bolivar war ihr von Anfang an feindlich gesinnt. Insonderheit sträubte sich gleich von vornherein das Interesse des zur Provinz degradirten Venezuela gegen eine rückhaltlose Annahme. Directer von den Schwingungen des Weltverkehrs berührt, im Besitze trefflicher Häfen, leichter Verbindungslinien mit den Bildungsländern, in unmittelbarer Nähe der Antillen — wurde es schneller auf die Bahn des materiellen Fortschrittes gelenkt und war durch Ueberlegenheit an Bildung, Handelsverkehr und Industrie auf einen selbstständigen politischen Gang angewiesen.

Die Geschichte Columbiens von 1821 an ist auf dem Boden Neugranadas und Quitos ein Labyrinth von Anarchie, Meuterei, Verschwörung, welche nur der rastlose Geist Bolivars mit eiserner Kraft zu bannen verstand, bis er plötzlich mit seiner Schöpfung auch äußerlich zu Grunde ging. Der Schauplatz seiner großartigen Thätigkeit von 1821 an war Quito und der weitere Süden. Nachdem er Peru und Bolivia den bolivianischen Codex mit seinem lebenslänglichen, unverletzlichen und seinen Nachfolger zu ernennen ermächtigten Präsidenten aufgezwungen, kehrte er sieggekrönt 1826 mit gleichen Absichten nach Columbien zurück. Die Unruhen daselbst boten willkommnen Anlaß, die

Constitution als unbrauchbar bei Seite zu schieben und vorsichtig, aber consequent seine Pläne zu verfolgen. Indeß je mehr man sie durchschaute, desto entschiedener schaarte man sich um das Banner der Verfassung. Aber so stark auch diese „liberale“ Partei, mit dem Vicepräsidenten Columbiens Santander an der Spitze, war; so warme Patrioten und begabte Männer sie zählte: dem überragenden Geiste Bolivars mußte sie doch unterliegen und unter seinem Terrorismus bluten. Die Reihen der granadinischen Liberalen wurden 1828 und 29 durch Tod, Einkerkerung und Verbannung gelichtet, und ein vom Dictator auf den Jan. 30 berufener Nationalcongreß, El Admirable von ihm benannt, sollte diesen endlich zum lebenslänglichen Präsidenten Columbiens ernennen, mit der Vollmacht — dies war das offenkundige Geheimniß des Ministerraths und zweifelsohne auch Bolivars —, als Nachfolger einen Monarchen, eventuell aus dem Hause Bourbon, zu bestimmen. Indeß die Nemesis verkehrte den „Admirable“ in das Gegentheil seiner Absicht.

Unterdeß nämlich war Bolivars engeres Vaterland naturgemäß seinen eignen Weg gegangen. Schon lange hatten sich in dem fernen Caracas die Sympathien für ihn abgekühlt; nur seine persönliche Anwesenheit 1827 vermochte auf kurze Zeit sie wieder zu beleben. Enthusiastisch wurde er am 10. Jan. empfangen: er war ja der Landsmann, der Mitbürger, welchem fünf Staaten die Unabhängigkeit verdankten. Aber bald legte sich das Feuer: nicht als ob man in ihm den Feind der freisinnigen Constitution erkannt hätte — denn diese hatte auch in Caracas seit 1826 kein Ansehn mehr —, sondern weil man überhaupt keine columbische Constitution, einen Föderativ-, keinen Centralstaat gebrauchen konnte. Die durchgreifenden und willkürlichen Reformen aber, welche Bolivar in Caracas vornahm, schienen nur auf Einführung des bolivianischen Codex und schließlich, wie die nächste Umgebung des Libertador durchblicken ließ, auf ein noch monströseres Reich hinzuführen, ein Reich der Andes, das Columbien, Peru und Bolivia unter Einem Gesetzbuch und Präsidenten umfassen sollte. Mochte dem sein, wie ihm wolle: Thatsache ist, daß der kurz vorher so gefeierte Held, als er am 7. Juni Morgens seine Vaterstadt verließ, um sie nie wieder zu sehen, von niemand als seiner Dienerschaft und einigen Militärs begleitet wurde. — Noch einmal indeß ließ sich Venezuela herbei, zu der Gran Convencion von Ocaña im März 28 zur Reform der allenthalben mit Füßen getretenen Verfassung Abgeordnete zu senden. Es war die letzte, das ganze Columbien vertretende Nationalversammlung, zusammengesetzt vornehmlich aus zwei extremen Parteien: den glühenden Anhängern Bolivars, die unter dem symbolischen Namen eines kräftigen Regiments den bolivianischen Codex verfochten, und den ebenso entschiednen Republikanern. Da letztere in der Majorität waren, verließen nach heftigen Kämpfen, welche durch die bedrohende Nähe des Heeres, an der

Spitze Bolivar, um so gereizter wurden, die ersteren den Congreß und errichteten bald zu Bogota „auf den Ruinen der erst verleugneten und dann öffentlich gebrochenen Constitution den Koloß der Dictatur". Nach der September-verschwörung zu Bogota gegen Bolivars Leben, die von Söhnen der ersten Familien ausging; nach dessen Sieg 1829 bei Tarqui über die rebellischen Peruaner, so wie über innere Feinde und Insurrectionen — eben als der aus wahren und gezwungenen Freunden des Dictators zusammengesetzte und im Jan. 1830 eröffnete Congreso admirable seinen umfassenden Plänen die Krone aufsetzen sollte, hatte sich schon im fernen Caracas das Schicksal Columbiens entschieden. Venezuela sagte sich durch Beschluß einer zweitägigen Volksversammlung Ende Novbr. 29 von Bolivar los. Als die Nachricht eintraf, dankte er ab und starb bald darnach auf granadinischem Boden.

Jedes Volk will seinen Helden. Es liebt sich zu sonnen in dem Widerschein seines Ruhms, zumal ein Volk, das nur zu gern sich selbst bespiegelt. So haben auch die Venezolaner nach 12 Jahren gedeihlicher Entwicklung im J. 42 in Vergessenheit alles Hasses und Grolls die Asche des Libertador feierlich eingeholt und in der Kathedrale zu Caracas beigesetzt. Eine schöne Marmorstatue in der Seitenkapelle verewigt sein Andenken. Früher viel geschmäht, wird er jetzt in Venezuela desto mehr gefeiert. Eine spätere Geschichte wird über ihn richten, denn noch ist vieles unklar. Wenn man ihn jetzt noch in Neugranada wegen seiner monarchischen Pläne verunglimpft, so ist das verkehrt. Sie waren damals das einzig Mögliche. Viel weiter muß man zurückgreifen, um ein Urtheil zu gewinnen. Es fragt sich darum, ob Bolivar von Anfang an aufrichtiger Republikaner war, wie es doch scheinen mußte. Gut unterrichtete Männer in Caracas, die an jenen Ereignissen thätigen Antheil genommen, verneinen es. Aber die Scheu vor der öffentlichen Meinung wie vor dem moralischen Einfluß angesehener Verwandten des Libertador läßt nur in vertrautem Gespräch solch ketzerische Ansicht vernehmen.

Während sich Bolivar allmälig seinem engern Vaterlande entfremdete, hatte sich in Venezuela neben andern tüchtigen Generälen seit 1821 Einer entschieden in den Vordergrund gestellt, an den länger als ein Vierteljahrhundert die Geschicke dieses Landes geknüpft sind: José Antonio Paez. Geboren 1790 auf dem Lande in der jetzigen Provinz Varinas von weißen Eltern gehörte er als Llanero (Ebenenbewohner) jenem kühnen Geschlechte an, das, gestählt im Kampfe bald mit Ueberschwemmungen, bald mit der Boa und dem Tiger, an Entbehrungen gewöhnt, geübt in Schlauheit und List, gewandt und unerschrocken in Gefahr, gastfrei gegen den Fremdling, aber mißtrauisch gegen den Culturmenschen, glühend für ein freies, unabhängiges Leben, epigrammatisch kurz in seinen Worten, frisch und ursprünglich in seinen Liedern — ein echtes Hirtenvolk, weit abstand von der Indolenz der ackerbauenden Berg-

und Küstenbewohner. In dieser Umgebung wuchs der Knabe heran, von früher Jugend an kundig in den Künsten des Llanero, in Sturmesritt den Lazo (Schlinge) um den Stier zu schwingen oder das ungebändigte Roß in seinen Dienst zu bannen. Einst sandte der Vater mit dem Auftrag, Gelder einzukassiren, den 16 jährigen Jüngling aus, versehen mit einem Maulthier, zwei Pistolen und einem Degen; denn der Arm des Gesetzes erstreckte sich allerdings kaum in jene endlosen Ebenen und selbst in den ruhigen Zeiten der Colonialregierung waren die Wege jener Gegenden unsicher. Seelenvergnügt über solchen Auftrag machte Paez in jugendlicher Sorglosigkeit kein Geheimniß aus dem anvertrauten Schatze, zeigte ihn vielmehr öffentlich mit herausfordernder Keckheit. Infolge dessen aufgelauert fand er sich plötzlich von vier Räubern angegriffen. Aber vom Thiere springen und abfeuern war Eins. Todt lag der eine, die andern flohen; und zu seinem Glück, denn die andre Pistole hatte keine Ladung. Indeß den jungen Mann ergriff ein solcher Schrecken, daß er aus purer Angst vor vermeintlicher Strafe sich zu verbergen beschloß. Er trat darauf in den Dienst eines reichen Herdenbesitzers und gewann durch Umsicht und Pünktlichkeit dessen volles Vertrauen.

Die Revolution von 1810 rief ihn unter die Waffen und sah ihn bald als Sergeant der Cavalerie. Nach den Unglücksjahren 12 und 13 sammelte er eine Reitercompagnie und wurde in dem bis 1819 so wechselvollen Kriege ein Schrecken des Feindes. Die Leutseligkeit gegen seine Llaneros gewann ihm deren Vertrauen, der Ruf seines Glücks, besonders aber seiner Großmuth und Treue in Versprechungen führte ihm selbst viele aus den Reihen der Royalisten zu. Immer an der Spitze leicht berittener Guerillahaufen machte er die gut disciplinirte Infanterie und schwerfällige Artillerie des spanischen Generals Morillo für die Ebenen ziemlich unbrauchbar und hatte auch über dessen Cavalerie dadurch entschiedenes Uebergewicht, daß er jenes fluß- und gebüschreiche Terrain genau kannte. Als 1819 Bolivar, vom Congreß zu Angostura mit der höchsten Gewalt bekleidet, mit seinem Heere nach Neugranada vorrückte — beiläufig gesagt ein Marsch, der durch überschwemmte Ebenen und über hohe Schneegebirge ging und den Spaniern so unerwartet kam, daß er ihr Schicksal auf granadinischem Boden für immer entschied, — ließ er den General Paez als Chef des Heeres im Westen Venezuelas zurück. Allmälig wurden die Spanier ganz aus den Llanos verdrängt und der Krieg zog sich nach den nördlichen Bergen. Die entscheidende Schlacht geschah bei Carobobo, nahe am See von Valencia, am 21. Juni 1821, unter der Führung sowol von Bolivar, als von Paez. Da verdiente sich letzterer die höchsten militärischen Ehren. Seine Truppen entschieden die völlige Niederlage von Morales und La-Torre, und noch auf dem Schlachtfelde, unter den lauten Acclamationen des Heeres, erhob der Libertador den dreißigjährigen Sir-

ger von Carabobo zum Obergeneral, und bald darauf, da der Congreß von Cucuta auf dem vom Feinde gesäuberten Boden Neugranadas bevorstand, zum Militärcommandanten von ganz Venezuela, mit dem Auftrage, den Krieg zu Ende zu führen.

Noch war nämlich die Festung Puerto-Cabello mit ihrem schönen Hafen in den Händen der Spanier. Die Meeresseite hatten sie frei, die nahe Insel Curazao lieferte Proviant, und so war es ihnen möglich, sich volle 2½ Jahre darin zu halten. Zum letzten Male, im Nov. 1823, bot Paez dem General Calzada eine ehrenvolle Capitulation an. Mit echt castilischem Pomp antwortet dieser, jene Mauern würden vertheidigt von Soldaten, die entschlossen seien, die Scenen von Sagunt und Numanz zu erneuern. Was bisher unmöglich geschienen, vollbrachte nun schnell Paez. In Sturm nahm er die Festung, und machte Calzada nebst andern hohen Offizieren und 400 Mann zu Gefangenen. Großmüthig wie immer, that er ihnen nichts zu Leid, ja logirte Calzada bei sich ein und leistete dem verwundeten Commandanten Navarro persönlich Handreichungen. Ein Krieg auf Leben und Tod, der Venezuela ein volles Drittheil seiner Bewohner gekostet haben mag, hatte somit sein Ende erreicht.

Von nun an kamen nur mit kurzen Unterbrechungen für Venezuela mehre Jahre der Ruhe. Der Handel nahm neuen Aufschwung, fremde mercantile Häuser siedelten sich nach und nach in den Hafenplätzen an, Ackerbau und Viehzucht erholten sich rasch — Dank dem milden Militärregiment des Generals Paez. Es war für den ungebändigten Sohn der Natur die Zeit gekommen, den Einflüssen der Cultur sich zu öffnen, die ob auch einfachsten Künste des Friedens zu pflegen und vor allem, wenn immer das Schwert in der Linken, die Rechte an die ruhigeren Züge der Feder zu gewöhnen. Wenn es ihm noch späterhin als Präsidenten die größte Lust war, in den Straßen der Hauptstadt Ochsen zu jagen, so bewies er eben, daß er seiner Natur nicht untreu wurde, und bewährte sich auch in der Theilnahme an diesem echt nationalen Spiel als rechter Führer seines Volks.

Seine öffentliche Stellung war nicht leicht. Berufen die mißliebige Constitution zu stützen, war er auf der einen Seite einem im Kriege früher ihm Untergebenen, dem Vicepräsidenten Santander, der in Bogota den in Peru thätigen Bolivar vertrat, untergeordnet; auf der andern genoß er in Venezuela durch die Sympathien des Heeres factisch ein größeres Ansehen. Und so ließ er, äußeren Einflüssen nicht unzugänglich, sich verleiten, 1826 der Constitution zuwider junge Kreolen zum Militärdienst zu zwingen, und zur Verantwortung gezogen sich vor seinem Rivalen nicht zu stellen. Obgleich die öffentliche Meinung der Constitution nicht günstig war, so mißbilligte sie doch das Verfahren von Paez. Es war dies vielleicht der einzige Act der

Willkür in dem Gesetz und Recht sonst immer achtenden Manne. Indeß brachte sie ihn auch in neuen Conflict. Dem vom Peru zurückkehrenden Libertador kam diese Unordnung nicht ungelegen. Er eilt herbei, hält in der Nähe von Valencia mit seinem alten Waffengefährten eine geheime Unterredung, deren Resultat ist, daß er ihn umarmt und zieht in Triumph, ihn zur Seite, in Caracas ein. Bolivar hatte hierbei seine besondern Absichten: seine willkürlichen Reformen in der Administration ließen sie bald errathen. Aber Paez kam offenbar zwischen zwei Feuer: auf der einen Seite die persönliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Libertador, dessen Interesse ein centralisirtes Columbien mit möglichst kräftigem Regiment war; auf der andern die Sympathien der Nordprovinzen, an deren Spitze er stand, für den Föderalismus. Nur ein Charakter ohne Falsch und Hehl, der zugleich die individuellen Interessen dem Willen des Volkes unterzuordnen weiß — und nach beiden Seiten hat Paez stets sich bewährt — konnte hier den rechten Weg finden. Da er in seinem geraden Sinne sich nie zu geheimen Versprechungen herbeigelassen, stand er dem Dictator gegenüber 1829 frei in seinem Gewissen, als die Volksbewegung sich entscheidend gegen die Machinationen des Cabinets von Bogota wandte. Ohne Rückhalt wies er die schmeichelhaften Insinuationen desselben zurück und unterwarf sich, als alle Provinzen Venezuelas der oben erwähnten Volksversammlung von Caracas beigetreten, mit seinem Heere dem einstimmigen Willen der Nation. Mit diesem Schritt rettete er sein Vaterland von einem Bürgerkrieg.

Von jener revolutionären Versammlung im Kloster San Francisco, die, obwol aus den verschiedensten Elementen bestehend, doch im Ganzen mit großer Ordnung und vieler Würde geführt wurde, zum Oberbefehlshaber ernannt, berief Paez für Ende April den constituirenden Congreß, welcher der Republik Venezuela den Rechtsboden bereiten sollte. Dessen erster Act im Mai 1830 war, den dem General ertheilten Oberbefehl zu verlängern, bis das Grundgesetz ausgearbeitet und anerkannt sei. Darauf wendete sofort der Congreß sein Augenmerk auf das Heer, dessen Macht ihm tiefes Mißtrauen einflößte. Zusammengesetzt aus den ältesten und erfahrensten Patrioten, war die Constituante eifrig bedacht, die Rechte des Volks und freisinnigen Institutionen gegen ähnliche Gefahren zu schützen, wie sie bisher dieselben bedroht hatten. Die früheren nothwendigen Zugeständnisse an den militärischen Ruhm und die Bedürfnisse des Kriegs hatten die Civilgewalt geschwächt. Es galt sie wiederherzustellen und zu befestigen. So sollten denn alle militärischen Vorrechte aufhören; das Heer wurde auf ein Minimum reducirt, um die Festungen zu schützen, und alle Militärs, die nicht in activem Dienst standen, blieben fortan der Civilautorität unterworfen. — Natürlich schien das eine große Undankbarkeit gegen die vielen um die Unabhängigkeit so verdienten

Generale und Offiziere, tief verstimmt sahen sie auf den Congreß und selbst Paez wurde überrascht von dessen entschlossenem Gebahren. Indeß er bewährte sich auch hier als Patriot. Respectirt von vielen ob seiner langjährigen Waffenthaten, geliebt von andern wegen seiner Biederkeit und Leutseligkeit, bot er allen ihm nur möglichen Einfluß auf, bald verheißend, bald drohend, um das Heer zur Entsagung seiner Ansprüche und Anerkennung der neuen gesetzlichen Ordnung zu bewegen. Er hatte sogar die unsinnigsten Projecte zu bekämpfen, so groß war die Aufregung einzelner Unzufriedenen. Es gelang ihm vollständig; und ruhig konnte der Congreß seine Arbeit fortsetzen und am 22. Septbr. die Constitution proclamiren. Ein sehr freisinniges Wahlgesetz bildete die Basis. Die Municipalverwaltung erhielt größeren Einfluß zum Besten der Provinzen, die legislativ und richterlich relative Selbstständigkeit haben sollten. Diesen föderativen Principien gegenüber wurde zu angemessener Centralisation die executive, legislative und richterliche Obergewalt eingesetzt und jede in ihrem Kreise scharf begrenzt.

Unmittelbar darauf folgten die Wahlen. Wie sich erwarten ließ, Paez einstimmig gewählt, eröffnete die erste constitutionelle Periode. Kaum hatte er im Jan. 31 den Präsidentensitz eingenommen, als sich schon im Osten des Landes eine gefährliche Militärinsurrection unter dem Schilde Columbiens und Bolivars erhob. An der Spitze stand — der General José Tadeo Monagas, schon damals ein Usurpator und Feind der Constitution, auf die er doch eben mit geschworen hatte. Wüthend schnell verbreitete sich der Aufstand in den östlichen Provinzen, der Bürgerkrieg flammte schon auf: da auf einmal kam die entmuthigende Nachricht von Bolivars Tod. Zugleich eilte Paez herbei und unterdrückte die Bewegung mit kräftiger Hand. Seiner Großmuth hatte Monagas zu danken, daß er Verzeihung erhielt und in seinen militärischen Ehren blieb. Der eben versammelte Congreß lobte den Präsidenten und versprach ihm ewige Dankbarkeit. Einen andern wichtigen Dienst, der mindere Aussicht auf Ruhm bot, leistete er dem öffentlichen Wohl dadurch, daß er die fruchtbaren Thäler des Tuy von einem Manne befreite, der zwar unter dem Banner Spaniens, aber mehr Bandit als politischer Feind seit 1821 die Bevölkerung mit Raub und Mord heimgesucht und allen Ackerbau in trostlosen Zustand versetzt hatte. Ihn zu fangen, war schon viel Blut geflossen, viel Geld vom Staatsschatz verschleudert worden. Paez, überzeugt von der Fruchtlosigkeit der Waffen, beschloß jeder Gefahr zu trotzen und mit dem schlauen Feinde persönlich zu verhandeln. Fast ohne Bedeckung eilte er in die Gebirge, die jenem als Schlupfwinkel dienten, erschien plötzlich in dessen Lager, freimüthig und keck gegenüber dem mißtrauischen Cisneros, der Präsident gegenüber dem gefürchteten Räuber. Das flößte diesem Vertrauen ein und nach langen Vorstellungen ließ er sich bereden, einem friedlicheren Leben Raum

zu geben. Paez versprach ihm, als Oberst ihn dem Heere einzuverleiben und sein Wort, das wußte auch der Bandit, brach er nie. Aus der Geißel der Republik wurde er einer ihrer ergebensten Diener.

Die nächsten Jahre verflossen ruhig. Der Wächter der Freiheit und Ordnung lenkte die materielle Entwicklung auf gesicherte Bahn, die Finanzen hoben sich, es faßte allmälig Vertrauen zu den bürgerlichen Einrichtungen Wurzel. Der sprechendste Beweis davon war, daß man wagte, einen Bürger, dessen Name nicht auf Schlachtfeldern bekannt geworden, wol aber durch Gelehrsamkeit, Umsicht und Biederkeit glänzte, zur höchsten Würde zu erheben. Unter dem Einfluß vornehmlich der besitzenden und intelligenten Classe gewählt nahm unter Enthusiasmus des Volks der Arzt Dr. Vargas Jan. 35 den Präsidentensitz ein.

Es thut wohl, in jenem Volk, das, wenn auch nicht an Talenten, so doch arm an großen Charakteren ist, neben dem wackeren General einen Mann zu finden mit wahrhaft positivem Geiste, mit einfacher Bürgertugend; zugleich auch gesättigt von den Ideen europäischer Civilisation, die jenen Republiken so Noth thut. Gleich Paez stammt der Doctor Vargas aus unbemittelter Familie; aber Umgebung und Lebensrichtung sind sehr verschieden. Geboren 1787 in La Guaira, empfing er bei dem Mangel an Primärschulen den ersten dürftigen Unterricht von seinem Vater, einem Ankömmling von den canarischen Inseln, deren zahlreiche Einwanderer heute noch in Venezuela wegen ihrer Arbeitsamkeit bekannt, und — charakteristisch — deshalb im Volke mißliebig sind; und von seiner Mutter, einer Kreolin. Seine rege Lernbegier verschaffte ihm als 11jährigen Knaben eine Freistelle im theologischen Seminar zu Caracas. Nach dem ersten völlig dunkeln Jahrhundert, in welchem die goldarme Colonie von der goldgierigen Mutter ganz vergessen vegetirte, war 1696 mit Gründung dieser Anstalt der erste matte Schimmer von Illustration in jene einsamen Berge gedrungen. Man lehrte etwas Latein, Pseudo-Aristoteles, kanonisches Recht, Grammatik, Rhetorik, Dialektik à la Gil Blas ꝛc. Die Tochter war der Mutter Spanien ganz würdig. Dasselbe betrifft die nach dringenden Gesuchen von Philipp V. 1721 endlich begründete Universität, die verbunden mit dem Seminar dieselben Privilegien wie Salamanca haben sollte. Der Fortschritt war, daß eine Classe für Civilrecht und eine für Medicin errichtet wurde und die jungen Kreolen einen akademischen Grad sich nicht erst von San Domingo oder Mexico oder S. Fé de Bogota zu holen brauchten. —

Der junge Vargas, aufgewachsen in jenen einfachen mehr patriarchalischen Verhältnissen und unverdorbenen Sitten der Colonie, von denen man heute noch einzelne schöne Reste in Venezuela findet, sollte nach dem Wunsche der Eltern Kleriker werden — ein Stand, der zu jener Zeit ein höheres Ansehn

dort genoß, als jetzt. Indeß es trieb ihn unwiderstehlich zur Medicin und so wurde er 1808 unter allgemeiner Belobigung graduirt. Wenn er freilich damals noch nicht wußte, was ein Muskel war, so ging es ihm wie den Professoren; denn die Medicin war damals ohne Anatomie und Chirurgie erlernbar. Aber der junge Mann, ernst und geschlossen, fühlte das wohl. Er ging in die Praxis nach Cumana, um sich die Mittel zu weiterer Ausbildung in Europa zu verdienen, und studirte dann mehre Jahre in London und Edinburg. Ueber Spanien 1818 nach Amerika zurückgekehrt, practicirte er in Porto-Rico und wandte sich wieder seinem Vaterlande zu, als die Fesseln völlig gebrochen waren und eine scheinbar verheißende Zukunft sich aufthat. Bolivar übertrug ihm die Organisation der Universität, die Gründung einer medicinischen Facultät und setzte, um auch hierin dem Zopf ein Ende zu machen, durch, daß der Mediciner Rector wurde. Obgleich die Praxis ihm äußerst lucrativ gewesen wäre, so widmete sich der patriotische Vargas fortan doch überwiegend der Bildung der Jugend und erwarb sich um das ganze Erziehungswesen Verdienste. — Die Constituante von 1830 erwählte Vargas zu ihrem Vorsitzenden und machte seinen Namen weiter hinaus ins Land bekannt. Ihm kam es zu, das Decret zu unterzeichnen, welches die militärischen Vorrechte aufhob. Die Drohungen, der Aufruhr an den Thüren des Sitzungslocales scheiterten an der Besonnenheit und Festigkeit des Vorsitzenden. Aber die mißvergnügten Veteranen der Armee warteten nur auf die neuen Wahlen, um, da Paez unmittelbar nicht wieder gewählt werden konnte, die Militärmacht wieder ans Ruder zu bringen. Der Kampf wurde heiß; denn es handelte sich um die Zukunft beider Parteien, ja der Constitution, und die volle Freiheit der Presse konnte nur zur Entfesselung der Leidenschaften beitragen. Schon damals zeigte sich, daß das Volk solcher Freiheiten nicht mächtig war. Persönliche Beleidigungen, gemeine Angriffe, Verdächtigungen ꝛc. tobten sich in den Tagesblättern aus und verwandelten die Presse in einen Tummelplatz von Anklagen, in denen auch der anerkannte Edelsinn eines Paez in den Koth getreten wurde. Vargas, in mehr als einer Beziehung das Gegenbild seiner Mitbürger, lebte unterdessen ganz seinem Berufe und seinen Studien. Fern von der Eitelkeit, die dem Unwissenden eignet, von der Anmaßung, die in Unkenntniß der Aufgaben ihre Kraft verkennt, erhaben über kleinlichen Parteistreit, hatte er in seiner natürlichen Bescheidenheit nicht entfernt an den Präsidentensitz gedacht. Als er aber beim Beginn der Wahlagitationen hörte, daß man seinen Namen nannte; als er, meinend, man wolle ihn lächerlich machen, sich überzeugte, daß er der Candidat eines großen Theils seiner Mitbürger wäre: suchte er, in seinem Gewissen gebunden und klar darüber, daß er aus Mangel theils an Fähigkeit, theils an moralischem Gewicht nicht der Mann der Situation sei, erst privatim ihnen diese „exotische“ Idee zu nehmen,

und wandte sich, weil dies vergeblich schien, in demselben Sinne öffentlich an die durch allgemeine Volkswahlen eben (8. Aug. 34) ernannten Wähler. Indeß umsonst. Wie das durch den Congreß im Jan. 35 vollzogene Scrutinium der am 1. Octbr. von den Wahlcollegien abgegebene, Voten ergab, hatte derselbe unter drei Candidaten zu wählen: Zwei Generälen und Dr. Vargas. Noch einmal mahnte er, in klarer Voraussicht eines Aufruhrs, den Congreß von seiner Wahl ab. Vergeblich. Er wurde gewählt und leistete resignirt den Eid.

Sein Scharfblick hatte ihn nicht getäuscht. Allen offenkundig bereitete sich eine Revolution vor, der auf legale Weise nicht gut vorzubeugen schien. Unter dem Namen der Reformer erhoben sich die durchs Land verstreuten Veteranen; durch einen Handstreich gelang es am 8. Juli in Caracas die Regierung zu stürzen und außer Landes zu bringen. Der Gelehrte zeigte sich auch hierbei als Mann, als Weltweiser. 200 Soldaten, an der Spitze ein roher Sergeant, drangen in seine Wohnung, die brutale Gewalt gegenüber der geistigen Kraft. „Sennor, jede Regierung ist ein fait accompli . . . Die bewaffnete Macht hat ihre Trophäen wiedererobert; Ihr Oberbefehl hat aufgehört.“ Darauf Vargas: „Mein Oberbefehl wird nur durch Gewalt aufhören; freiwillig weiche ich nie einer Militärpartei.“ Kurz darauf der Sergeant: „Die Welt gehört dem Tapfern.“ Ruhig antwortete dieser: „Die Welt gehört dem Gerechten.“ Das Princip der Barbarei begegnete sich hier mit dem der Civilisation. Das letztere unterlag vor der Hand, aber nur auf wenig Tage. Der Retter in der Noth war wiederum der General Paez.

Dieser lebte seit Monaten auf seiner Plantage, als er den Aufstand zu bekämpfen die Vollmacht erhielt, welche die Geistesgegenwart von Vargas durch schleunige Zusammenberufung des Staatsrathes ausgewirkt hatte. Mit wenig Leuten macht er sich auf, beruhigt Valencia, beschwört auf dem Marsch nach Caracas durch seine Großmuth eine neue Gefahr, verstärkt seine Truppen mit den reumüthigen Verschwörern, und entsetzt den 28. Juli die Hauptstadt. Sofort wurde Vargas von St. Thomas geholt und dem Vaterlande die Behörde wiedergegeben, der sich nun auch Paez unterwarf. Aber das war nur der Anfang des Dramas. Im Orient der Republik hatte der Ruf der Insurrection ein bereitwilliges Echo in dem wohlberüchtigten General Monagas gefunden, dem Paez soeben vertrauensvoll die Bekämpfung des Aufstandes dort übertragen hatte. Da auf diese Weise die Revolution einen ernsteren Charakter annahm, so organisirte Paez eine Heeresmacht und erließ den 4. Oct. am Ufer des Unare, im Angesicht schon begangener Blutthaten, eine versöhnliche Proclamation. Kaum war ihm gelungen, die Missethäter zu ihrer Pflicht zurückzuführen, so eilte er nach Porto Cabello und zwang die

widerständige Festung Ende Dec. zur Uebergabe. Wenn er auch dieses Mal dem General Monagas verzieh, so wußte er wohl, daß die Erbitterung Vieler über den Aufstand sich nun gegen ihn wenden und die undankbare öffentliche Meinung ihn mit Groll überschütten würde: wie es auch sattsam geschah. Aber in tiefer Scheu vor einem Bürgerkrieg folgte er dem Triebe seines großen Herzens und erreichte bei der Anormalität einer so freisinnigen Verfassung, die der Behörde nach allen Seiten die Hände band und doch auf so lockerem Grunde sich aufbaute, gewiß mehr als durch Strenge. Nicht verschwiegen darf dabei werden, daß er anderseits selbst unter seinen Gegnern beredte Vertheidiger fand. Die vielen Schlechten unter ihnen sparten ihm freilich desto grimmigere Rache auf.

Nachdem Paez 1837 nochmals eine mörderische Insurrection unter dem tapfern Obersten Farfan mit Gefahr seines Lebens niedergehalten, wurde er nach den traurigen Erfahrungen van 1835 einstimmig wieder zum Präsidenten erwählt Jan. 39. Eine kurze Zeit des Glanzes war diese constitutionelle Periode. Lassen wir ihn hier selbst reden, wie er später an einen Freund schreibt, um sich zu rechtfertigen, um sich zu trösten. „Erfreut über den Anblick, welchen die Republik gewährte, trat ich die Ausübung der Executive an, und man sah in dieser Zeit, was Einheimischen und Fremden ein Wunder schien: den friedlichen Zustand des Staates ohne einen bewaffneten Mann, denn seine Sicherheit ruhte in der öffentlichen Meinung. Die welche heute (Octbr. 49) mich laut einen Tyrannen und Unterdrücker nennen . . ., mögen antworten, ob die völlige Abwesenheit von Soldaten, von aller Heeresmacht, allem militärischen Apparat, Elemente der Tyrannei oder Unterdrückung waren. Die Republik gedieh in allen ihren Zweigen . . . Die Summen, die man zur Unterhaltung permanenter Truppen hätte bestimmen können, sah man angewendet zur Beförderung des Unterrichtswesens, zu Wegebauten, Ausbesserung der Häfen und Errichtung öffentlicher Gebäude; dazu, Einwanderer ins Land zu ziehen und miserable Indianer zu einem civilisirten Leben zu bringen; dazu, die Staatsschuld abzuzahlen und unsern innern Credit zu erhöhen. Die Contributionen verringerten sich, der lästige Zoll auf Ausfuhr unserer Producte wurde abgeschafft; und da gleichwol der Fiscus voll war, wurde die auswärtige Schuld geregelt, theilweise eingelöst und gewissenhaft jede unsrer auswärtigen Obliegenheiten erfüllt. Der Ackerbau nahm zu unter dem Schutz der Gesetze: der Handel erweiterte sich, und man begann, die Beziehungen zu Spanien wieder herzustellen . . . Freude und Wohlsein herrschten in allen Theilen der Republik; die Fremden bewunderten uns und Venezuela betrachtete man als eine glückliche Ausnahme der südamerikanischen Völker.“ *)

*) Vergl. hierzu Wappäus, die Republiken von Südamerika, 1. Abth. Göttingen 1843. S. 22. 58. Damals erschien auch in Paris der exacte schöne Specialatlas in 20 Folioblättern,

Wie es 1849 in Venezuela stand, läßt der Ort ahnen, wo dieser Brief geschrieben ist. Der 59jährige General, der „berühmte Bürger" (esclarecido ciudadano), wie ihn ein früherer Congreß dankbar genannt hatte, schrieb ihn — aus dem Kerker.

Notiz.

Nr. 16 der Zeitschrift: The free Press (special nember on Circassia) enthält die Actenstücke eines wunderlichen Processes, der auch in Deutschland viel besprochen ist. Der ungarische Renegat Bungya, ein fanatischer Anhänger Kossuths, hatte sich als angeblicher türkischer Militärbevollmächtigter bei den Tscherkessen einzuführen gewußt, und dort eine nicht unerhebliche Rolle gespielt, bis er des Einverständnisses mit den Russen dringend verdächtig wurde. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, und dies, unter dem Vorsitz des polnischen Oberst Lapinski, verurtheilte ihn 20. Jan. 1858 wegen Verrätherei zum Tode. Doch wurde das Urtheil nicht ausgeführt, und Bungya nahm später in der Türkei Veranlassung, gegen dasselbe zu protestiren. — Aus den Actenstücken ergibt sich freilich, daß der Proceß etwas tscherkessisch geführt sein muß; ein Bekenntniß, wie es hier mit dem Namen des Angeklagten versehen ist, bringt kein Mensch bei gesunden Sinnen zu Stande. Der freche Abenteurer erzählt mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit eine Reihe von Verräthereien, die ihn als ein wahres Scheusal darstellen würden, und von denen die meisten das Gepräge der Unmöglichkeit an sich tragen. Wo hier die Grenze der Unwahrheit zu suchen, möchte aus der Form schwer zu entwirren sein; aber mit einigem Staunen erfährt man, was für Intriguen mit diesem naturwüchsigen Völkchen gespielt werden, das für die Russen die schwarzen Berge vertritt. Kossuth läßt durch seine Agenten die Türken vor dem Bündniß mit den Engländern und Franzosen warnen; er läßt die Tscherkessen versichern, die Engländer hätten bei der Expedition gegen die Krim keine andere Absicht, als sich Circassiens zu bemächtigen. — Wenn Urquhardt, der Freund der Türkei, unter diesen Umständen an Kossuth schreibt (14. Febr. 1852)

desgl. die große Wandkarte, und dazu das an vielen, auch statistischen Details reiche Handbuch der Geographie von Venezuela — 3 Werke, die im Auftrag und auf Kosten der dortigen Regierung der Oberst Codazzi auf Grund zehnjähriger Untersuchungen und Messungen ausgearbeitet hat. Sie sind ein ehrendes, wenn auch von einem Italiener abgefaßtes Nationaldenkmal. Der Präsident Monagas ließ aber den Rest der Exemplare zum Hohn der Nation wie Civilisation an Löhnungs Statt an die Farbigen und Neger vertheilen, welche er zum meuchelmörderischen Angriff auf die Abgeordneten des Volkes verwendet hatte. Zugleich erschien damals in Auftrag der Regierung das resúmen de la historia de Venezuela desde 1797—1830, por Baralt y Dyaz. Paris I.—II. Indeß wird dieses Werk als höchst ungenau in Caracas verworfen und findet auch von Seiten des Generals Paez, so günstig es ihm gesinnt ist, gar keine Anerkennung. Hiernach ist auch die historische Einleitung in Wappäus sonst gründlichem Buche, so wie die Geschichte der venezolanischen Revolution im jüngst erschienenen 3. Bande von Gervinus Gesch. des 19. Jahrhunderts p. 165 ff. (zu beurtheilen).

„Ich halte nicht blos Ihre Ansichten für falsch, sondern Ihre Unternehmungen für verbrecherisch; ich bin überzeugt, daß sie nicht blos für das Cabinet von St. Petersburg nützlich, sondern von demselben unmittelbar geleitet sind. Hätte daher Catilina vertrauliche Mittheilungen an Cicero gerichtet, so wäre die Anomalie noch nicht so ungeheuer, da es damals noch keinen scythischen Arsaces gab, die Verschwörer zu besolden und zu benutzen;" — wenn Urquhardt so an Kossuth schreibt, so begreift man ihn vollständig; man begreift ihn aber nicht mehr, wenn er (8. Mai 1854) ein Sendschreiben an die Tscherkessen richtet, worin er die Regierung seines Vaterlandes anklagt, eine Verrätherbande und mit Rußland im innigsten Einverständniß zu sein. Und diese Papiere werden unter der Aegide Urquhardts zusammengestellt, den jetzt deutsche Correspondenten als den größten Staatsmann Englands preisen! Es geschieht in England in dem Kampf gegen Palmerston vieles Unmögliche; den Gipfel scheint der Schatzkanzler in der Rede an seine Wähler erreicht zu haben der trunken von dem neuesten Sieg über die Whigs, dieselben folgendermaßen charakterisirt: „Es existirt in diesem Augenblick in England eine Kabale, die keinen andern Zweck hat, als die Regierung der Königin zu stürzen, auf die rücksichtsloseste aber entschlossenste Weise. Diese Kabale besteht aus einigen anschlägigen englischen Staatsmännern und einigen ausländischen Intriguanten. Sie besitzen Hilfsmittel aller Art, ihr Einfluß in der Gesellschaft ist beträchtlich, und wird ohne das mindeste Bedenken für die politischen Zwecke mißbraucht. Ihnen stehen große Quellen politischer Information zu Gebot, besonders über die auswärtigen Angelegenheiten, eine Information, die auf eine meines Erachtens nicht sehr constitutionelle Weise beschafft wird. Ihnen ist gelungen, die einst reine und unabhängige Presse Englands zu corrumpiren. u. s. w." — Man ist in England an starke Superlative gewöhnt, aber diese Rede eines ersten Ministers hat doch nicht ihres Gleichen, und wir sind nicht wenig gespannt, wie sich die des Verraths angeklagte Partei der Liberalen dazu verhalten wird. —

Literatur.

Deutsche Cultur- und Sittengeschichte von Johannes Scherr. Zweite durchgehends umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. — Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, man werde bei der neuen Auflage den mildernden Einfluß der Zeit wahrnehmen; wir wünschten, daß er in Bezug auf manche Urtheile sich noch mehr Besonnenheit angeeignet hätte. Im Uebrigen ist das Buch sehr lesbar geschrieben, und bei der Mannigfaltigkeit und zweckmäßigen Gruppirung der zahlreichen culturhistorischen Thatsachen für das größere Publicum eine nützliche Lectüre. Vollständigkeit wird man von einem populären Büchlein um so weniger erwarten, da die gelehrten Vorarbeiten in diesem Fach eigentlich jetzt erst recht angehen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Guizots Memoiren.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome 1. Leipzig, Brockhaus. —

Unter allen, die sich überhaupt um Politik kümmern, wird sich nicht leicht jemand finden, der dies Buch ungelesen läßt. Die Ereignisse der letzten Jahre haben die öffentliche Meinung sehr wesentlich zu Gunsten seines Verfassers umgestimmt. Zwar kann man ihn heute ebenso wenig als vor zehn Jahren für einen großen Staatsmann halten, aber unter den kleinen Intriganten, die 1830 bis 1848 das Ruder führten, nimmt er doch immer die ansehnlichste Stellung ein. Er gehörte zu den Wenigen, die in ihrem öffentlichen Amt keine Privatvortheile verfolgten: ein Umstand, von dem man eigentlich nicht viel reden sollte, der aber heute als seltener Ausnahmefall Beachtung verdient. Die Maximen seiner Politik waren zwar nicht sehr groß und nicht sehr weise, daß sie aber nicht zu den schlechtesten gehörten, lehrt schon der Erfolg. Höchst unpopulär im Publicum und dem König wegen seines Professorenernstes verhaßt, von erbitterten Nebenbuhlern durch die kleinlichsten Malicen unaufhörlich verfolgt, im Innern ohne festen Halt, von den auswärtigen Regierungen, die alle Ursache hatten ihn zu stützen, nicht selten böswillig angefochten, hat er doch, ohne jemals das Gesetz zu verletzen, acht Jahre lang die Regierung mit Hilfe einer parlamentarischen Partei behauptet, die zum großen Theil sein Werk war, und die, so viel man gegen sie einwenden mag, doch immer zu den mindest verwerflichen des Landes gehörte. Wenn diese Regierung unter dem Sturm der Februarrevolution zusammenbrach, so war das nicht seine Schuld, sondern die Schuld des Königs. Man darf es jetzt wol offen aussprechen, da über all diesen unglücklichen Begebenheiten Gras gewachsen ist: die Februarrevolution ist in Frankreich wie in Deutschland nicht durch äußere Gewalt ins Werk gesetzt worden, sondern dadurch, daß in dem allgemeinen Schwindel, der die Menge ergriff, auch das Königthum den Kopf verlor. Louis Philipp fiel, weil er in einem Augenblick, wo in dem Rausch des allgemeinen Lärms niemand wußte, was er wollte, den einzigen Minister verabschiedete, der wenigstens Muth genug besaß, gegen das allgemeine Geschrei seine Ueberzeugung zu behaupten, und den Tumultuanten Gehör gab, die aus Furcht in eine eben

solche Aufregung geriethen, wie die Socialisten aus jubelnder Zerstörungslust. Seine Freunde haben den König oft durch die Feigheit und Unentschlossenheit dieser tumultuarischen Rathgeber entschuldigt, aber ein König, der sich so wenig Respect verschafft hat, daß man es wagen darf, ihm in dem Augenblick, wo es die Krone gilt, mit feigen Rathschlüssen, die an Verrätherei grenzen, zudringlich zu nahen, ein solcher König verdient die Krone nicht.

Seinen Feinden gegenüber hätte Guizot in den Memoiren leichtes Spiel, er könnte sie ohne Mühe in ihrer sittlichen und politischen Nichtigkeit aufdecken. Seine Stellung gab ihm die vollste Gelegenheit, die Declamationen der Zukunftspolitiker in ihren innersten Motiven zu durchschaun. Die frühern Staatsmänner, die ihre Memoiren veröffentlicht, haben das auch redlich gethan, ihre Aufzeichnungen sind mit Enthüllungen angefüllt, die zwar nicht immer die Geschichte bereichern, die aber der Neugier des lesenden Publicums die willkommenste Ernte bieten. Guizot scheint dies Mittel durchaus verschmähn zu wollen, wenigstens der vorliegende Band enthält keine einzige Enthüllung. Wenig unbedeutende Umstände abgerechnet, war von den Thatsachen, die hier mitgetheilt werden, alles bekannt, und was die Personen betrifft, so läßt ihnen Guizot eine Schonung angedeihn, die offenbar mit Verachtung gepaart ist. Er ist zu vornehm und zu stolz, um über seine Zeitgenossen etwas mehr zu berichten, als was unbedingt zur Sache gehört. Dazu kommt aber ein andrer Umstand. Der geistvolle Schriftsteller, der die großen Massen der Geschichte in bedeutenden Gruppen zu verbinden weiß, hat für das Einzelne und Persönliche keinen Sinn, seine historischen Porträts sind mehr nach allgemeinen Gesichtspunkten entworfen als durch scharf hervortretende Züge kenntlich, und da die Schrift doch immer mit dem wirklichen Leben zusammenhängt, so sind wir im Stillen überzeugt, daß er auch als Staatsmann von den Persönlichkeiten viel weniger gesehn hat, als er hätte sehn können. Wer gewohnt ist mit Ideen zu rechnen, verliert leicht die Aufmerksamkeit für die bestimmte Erscheinung.

Der Zweck des Buchs ist nicht, die Personen, sondern die Principien, um die es sich in diesem langen Kampfe handelte, ans Licht zu bringen. Auch hier ist Guizot in der unbequemen Lage, uns nicht viel Neues sagen zu können. Der ehrliche Mann und der Doctrinär pflegt nicht blos offen, sondern mit einer gewissen Umständlichkeit zu Werke zu gehen; er hat es gern, jeden einzelnen Entschluß auf Maximen zurückzuführen und sich über die Maximen ausführlich zu verbreiten. Nun liegt das freilich schon in der Natur der parlamentarischen Regierung. Jeder Minister, der in der Lage ist, einem Parlament Rechenschaft abzulegen, muß Gründe vorzubringen und diese auf Grundsätze zurückzuführen wissen: aber nur selten fallen diese angegebenen Gründe mit den wirklichen Motiven zusammen und der spätern Enthüllung bleibt ein

weiter Spielraum geöffnet. Bei Guizot war es anders. Er hat in der That das, was ihn bestimmte, vollständig ausgesprochen, wenigstens so weit er selbst es wußte, und es bleibt ihm nicht viel nachzuholen übrig: ein günstiges Zeichen für die Ehrlichkeit, ein minder günstiges für die Productivität des Staatsmannes.

Guizot adoptirt in diesen Memoiren die Bezeichnung eines doctrinären Staatsmannes und sucht eine Erklärung davon zu geben, die sich aber im Ganzen auf der Oberfläche hält. Das Studium seiner historischen Schriften gibt ein besseres Hilfsmittel zum Verständniß dieses Ausdrucks.

Die frühern französischen Historiker hatten bei der Construction der französischen Geschichte in der Regel ein bestimmtes Element ausschließlich im Auge behalten, entweder den fränkischen Kriegsadel oder die römischen Municipien, das celtische Landvolk, oder auch die Kirche, Guizot hat zuerst versucht, in seinen Vorlesungen jedem dieser Elemente sein beschränktes Recht anzuweisen und so sie alle zur Geltung zu bringen; dasselbe hat er in der Politik versucht.

Drei Parteien, die auf drei verschiedenen Schichten der Gesellschaft beruhten, kämpften um die Herrschaft in Frankreich: der alte Feudal- und Hofadel mit der Geistlichkeit verbunden; der napoleonische Militäradel und das an der Philosophie des 18. Jahrhunderts aufgewachsene Bürgerthum von 1789; eine vierte Schicht, das Proletariat mit seinen Ansprüchen auf allgemeine Glückseligkeit, bewegte sich vorläufig noch in den unterirdischen Regionen. Während nun die verschiedenen Parteiführer sich bemühten, einer einzelnen Schicht zur Herrschaft zu verhelfen, hielt es der Doctrinär — und das charakterisirt ihn für alle Zeiten und Völker — für seine Pflicht, allen Classen gleichmäßig den ihnen gebührenden Antheil am Staatsleben zu verschaffen. An und für sich ist der Gedanke vollkommen richtig, und jede Regierung, die mehr als eine momentane Dauer wünscht, wird den Weg des Compromisses betreten; sie wird sich hüten, eine einflußreiche Classe des Volks zu unbedingten Feinden des Staats zu machen.

Allein es reicht nicht aus, den richtigen Platz, auf dem sich die Politik der Regierung bewegen soll, nach allgemeinen Gesichtspunkten zu umgrenzen. Um dies Princip der Vermittlung auf eine fruchtbare Weise durchzuführen, muß man entweder durch äußere Kraft von den Parteien unabhängig sein, um ihrer einseitigen Leidenschaft den entschlossenen Willen einer wahren Regierung entgegenzusetzen, oder man muß ihnen an Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart und an schöpferischer Kraft so weit überlegen sein, daß sie sich fügen müssen. Keines von beiden war bei Guizot der Fall. In dem Getümmel der Parteien hatte er keinen andern Halt als die Parteien selbst. Sein einziges Augenmerk war, die seinige so zu verstärken, daß er mit le-

galer Form regieren konnte. Er hat die Parteien nicht beherrscht, sondern nur immer durch einzelne Opfer abgekauft, und so blieben alle Parteien seine Feinde mit Ausschluß derjenigen, die Ruhe um jeden Preis wollte, und das ist in aufgeregten Zeiten unter allen die schwächste Stütze. Hochfahrend und rigoristisch in seinen Formen, war er im Wesen ebenso geschmeidig wie seine Collegen; zu wenig wirklicher Staatsmann, ja zu wenig mit den realen Bedürfnissen seines Volks vertraut, um ohne Nachfrage bei andern aus seinem eigenen Wissen die Principien der Verwaltung zu entnehmen, was bei dem regierungsbedürftigen Volk der Franzosen unumgänglich nöthig ist, betrachtete er jeden seiner Schritte als das Resultat eines stillschweigenden Compromisses, und während die Franzosen verlangten, beschäftigt, unterhalten und geführt zu werden, war es sein einziges Bestreben, sie durch kleine Mittel mundtodt zu machen d. h. die Opposition in die Minorität zu bringen. Für ihn war der Staat wirklich nur in den Kammern und dem pays legal und darin lag hauptsächlich die Einseitigkeit seiner Doctrin. Das spätere Regiment, das mit dem Volk in Masse besser vertraut ist, hat sich in die entgegengesetzte Einseitigkeit verloren, es hat das pays legal gänzlich zerstört und es macht Guizot nicht blos Ehre, sondern es ist für die Zukunft auch im höchsten Grade nützlich, daß er diese Begriffe wieder zu Ehren bringt. Es war freilich ein Irrthum, den Franzosen bereits die Reife zur gesetzlichen Regierung zuzutraun, daß sie aber dazu erzogen werden müssen, wenn überhaupt ein Fortschritt gedacht werden soll, das ist die ernste und bedeutungsvolle Aufgabe der heutigen stillschweigenden Opposition.

Der Vorwurf, den man Guizot macht, er sei gegen Napoleon ungerecht, ist vollkommen unbegründet und nur aus dem fanatischen Enthusiasmus zu begreifen, mit dem es jetzt Stil ist den großen Kaiser zu besprechen. Guizot ist gegen ihn wie gegen seine Anhänger eher rücksichtsvoll als herausfordernd. Es ist zu bedauern, daß er über diese erste Zeit seines Lebens und über seine literarische Thätigkeit überhaupt im Ganzen nur sehr wenig mittheilt. Wir würden z. B. gern etwas darüber erfahren haben, was es mit seinen deutschen Studien eigentlich für eine Bewandtniß hat. Die Achtung, mit der er von seinen alten Parteigenossen, RoyerCollard u. s. w. spricht, thut um so mehr wohl, da es jetzt bei den Memoirenschreibern Sitte geworden zu sein scheint, ihre eigne Vergangenheit zu verleugnen. Ueber Ludwig 18. werden einige geistvolle Bemerkungen gemacht und es verdient aufgezeichnet zu werden, daß dieser Fürst mehr als ein anderer den modernen Schriftstellern dazu Gelegenheit gibt: ein Zeichen, daß es ihm an geistigem Stoff nicht gefehlt hat. Und in der That möchte er seit Ludwig 14. unter allen Bourbons derjenige sein, der trotz seiner Schwächen noch am meisten den Namen eines Königs verdient. Als Guizot seine Mission nach Gent berichtet, die vor Jah-

ren der Opposition zu einem so lächerlichen Wuthausbruch Gelegenheit gab, und gegen deren Motiv sich nicht das Mindeste einwenden läßt, schließt er mit den Worten: il me congédia avec quelques paroles banales de satisfaction bienveillante, me laissant l'impression d'un esprit sensé et libre, dignement superficiel, fin avec les personnes et soigneux des apparences, peu préoccupé et assez peu intelligent du fond des choses, et presque également incapable des fautes qui perdent et des succès qui fondent l'avenir des races royales. Weiterhin setzt er hinzu: il était de ceux qui ont de la dignité par convenance plutôt que par un vrai et puissant mouvement de l'âme, et la convenance s'efface devant la nécessité. Die Kämpfe zwischen den Liberalen, die sich eng an die Regierung anschlossen, um den Inhalt der Ideen von 1789 zu retten und der sogenannten royalistischen Opposition, die um die Feudalität herzustellen, für die Freiheit und die parlamentarische Regierung in die Schranken trat, ist vortrefflich geschildert. Auch hier spielt im Ganzen Ludwig 18. die beste Rolle: il avait le coeur froid et l'esprit libre; la colère et l'humeur de ses proches le touchaient peu quand il était bien décidé à ne pas s'en laisser importuner. C'était son orgueil et son plaisir de se sentir plus éclairé, plus politique que tous les siens et d'agir dans la pleine indépendance de sa pensée comme de sa volonté.

Noch eine Bemerkung möge hier ihren Platz finden, weil sie im Wesentlichen auch unsere Ueberzeugung ausdrückt: Guizot, der trotz seiner bittern Erfahrungen im Repräsentativsystem die einzig angemessene Entwicklung des modernen Staatslebens sieht, spricht sich entschieden für die directe Wahlform aus: seul efficace pour assurer l'action du pays sur son gouvernement. Wie weit man nun die Zahl der Wahlberechtigten ausdehne, das sei eine Frage, die nicht nach einem Princip, sondern lediglich nach den Umständen, namentlich nach dem Bildungsgrad des Volks zu entscheiden sei. Solche Ideen zeigen, daß Guizot doch im Lauf seines vielbewegten Lebens etwas gelernt hat, und geben uns die erfreuliche Gelegenheit, auch dem Staatsmann die Achtung nicht ganz zu entziehen, die der Mensch und der Gelehrte in so hohem Grade verdient.

J. S.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die italischen Municipien.

2.

Der in diesen Schilderungen mehrfach benutzte petronische Roman führt uns in die mittlern Kreise einer italischen Seestadt: es sind Freigelassene, zum Theil durch Handel reich geworden, aus denen Trimalchios Gesellschaft besteht, wie denn die höchste ihm selbst zu Theil gewordne Ehre ist, daß er in den Vorstand der Augustalen gewählt worden. Auch Lumpenhändler und Leichenbesorger, deren Gewerbe für unanständig galt und selbst bei freier Gebnrt vom Decurionat ausschloß, sind unter seinen Größen. Die Unterhaltung drehte sich um die meisten bisher berührten Gegenstände, über welche der Gesichtskreis dieser Classe in der Regel sicher nicht hinausreichte. Stadtgeschichten werden erzählt, die Magistrate, besonders die Aedilen (d. h. die Polizei) einer strengen Kritik unterworfen, die hervorragenden Persönlichkeiten des Orts besprochen und die öffentlichen Feste, die sie gegeben haben, gelobt oder getadelt. Zuerst spricht man vom Wetter und vom Bade, dann führt ein Todesfall, der noch in frischem Andenken ist, auf philosophische Betrachtungen über das Menschenleben. „Daß ein so artiger, so guter Mann wie Chorysnetus hat ins Gras beißen müssen! Nur ganz kürzlich hat er mich noch angeredet, mir ist, als wenn ich noch mit ihm spräche. Leider, leider! Wie wir gehn und stehn, sind wir nichts als vollgeblasene Bälge, weniger als Fliegen, an denen ist doch noch etwas: wir sind nicht mehr werth als Luftblasen. Und wie wärs erst gegangen, wenn er nicht so enthaltsam gewesen wäre? Fünf Tage lang hat er nicht einen Tropfen in den Mund genommen, keine Brotkrume; doch hat er davon gemußt. Aber die vielen Aerzte haben ihn umgebracht, oder eigentlich wol sein böses Geschick; denn ein Arzt ist am Ende doch nichts weiter als eine Beruhigung für das Gemüth. Aber sehr anständig ist er begraben worden, mit feinen Tüchern, auch die Todtenklage war sehr gut, wenn ihn auch die Frau nicht recht von Herzen beweint hat. Wie wäre es erst gegangen, wenn er sie nicht so gut gehalten hätte? Aber die Weiber sind, wie sie nun einmal sind, eine nichtsnutzige Bande. Man muß keiner etwas gutes thun, es ist ebenso gut, als wenn man es in den Brunnen wirft."

Hier fällt ein andrer Gast ein. „Wir wollen an die Lebendigen denken. Er hat, was ihm zukam. Er hat anständig gelebt und ist anständig gestorben. Was hat er zu klagen? Er hat vom Heller angefangen und gab sich dazu her, einen Pfennig mit den Zähnen aus den Koth zu holen. Auf die Art wächst alles wie ein Hefenkuchen. Ich glaube meiner Treu, er hat ganze 10,000 (Thaler) hinterlassen, und er hatte alles baar liegen. Uebrigens hatte er

ein hartes Maul, eine böse Zunge, war ein Stänker. Sein Bruder war ein braver Mann, ein Freund für seine Freunde, er hatte eine offene Hand, einen besetzten Tisch. Anfangs ging es schief mit ihm, aber die erste Weinlese brachte ihn wieder zu recht: damals konnte er für den Wein nehmen so viel er wollte, und was ihm den Kamm schwellte, er that eine Erbschaft, bei der er mehr einsackte als ihm vermacht war. Und jener Klotz, der auf seinen Bruder böse war, hat sein Geld erst wem hinterlassen, einem Menschen, den niemand kannte. Wer sich von seiner Verwandtschaft entfernt, der entfernt sich weit. Aber er hat Ohrenbläser unter seinen Sklaven gehabt, die haben ihn verdorben. Wer schnell glaubt, thut nie recht, und besonders ein Geschäftsmann! Aber wahr ist es, genossen hat er so lang er lebte, der es hatte, nicht dem es zugedacht war, wahrhaftig ein Glückskind, in seiner Hand wurde Blei Gold. Wo alles von selbst geht, da ist es freilich leicht. Und wie viel Jahr meint ihr, hatte er auf dem Rücken? Siebzig und darüber. Aber er war wie von Stahl, man sah ihm sein Alter nicht an, noch so schwarz wie ein Rabe, und lief auch noch den Weibern nach, da war keine Magd in seinem Hause, die er in Ruhe ließ. Ich sage nichts dagegen: das ist doch das Einzige, was er mit sich genommen hat."

„Ihr schwatzt," unterbricht hier ein Dritter, „von Dingen, die weder den Himmel noch die Erde angehn, aber darum kümmert sich niemand, warum das Korn so in die Höhe gegangen ist. Ich habe, so wahr ich lebe, heute nicht ein Bissen Brot auftreiben können. Und warum? die Dürre hält an, ich sauge schon ein ganzes Jahr an den Hungerpfoten. Der Teufel soll die Aedilen holen, sie stecken mit den Bäckern unter einer Decke. Wie du mir, so ich dir. Daher geht es den kleinen Leuten schlecht, denn die vornehmen Mägen haben immer Schmaustage. O wenn wir noch die Prachtkerle hätten, die ich hier vorfand, als ich aus Asien kam! das war euch ein Leben. Korn im Ueberfluß wie im Binnenland von Sicilien. Ich kann mich noch auf Safinius besinnen, damals wohnte er beim alten Bogen, als ich noch ein Junge war, das war ein Patron scharf wie Pfeffer und hitzig, wo er ging, sengte er den Boden: aber ein Ehrenmann, zuverlässig, ein Freund für seine Freunde, mit dem konnte man im Finstern Morra spielen. Und im Gemeinderath, da striegelte er die Herren, schöne Worte machte er nicht, sondern immer grade darauf los. Dann auf dem Forum, da konnte er die Stimme so erheben, als wenn sie aus der Posaune kam, und dabei gerieth er weder in Schweiß noch spuckte er aus. Und wie freundlich war der Mann dabei? Er grüßte immer wieder, nannte einen hübsch bei Namen, ganz wie einer von uns. Darum war dazumalen das Brot so billig wie Stroh. Ein Brot, das man für zehn Pfennige kaufte, konnte man selbander nicht aufzehren. Ach du meine liebe Zeit, es wird doch alle Tage schlimmer. Die

Stadt geht rückwärts wie ein Krebs. Aber wie kann es auch anders sein? Wir haben einen Aedilen, der keinen Deut werth ist: er will lieber einen Groschen einnehmen, als daß die andern das Leben behalten sollen. Er bekommt an einem Tage mehr ein, als mancher im Vermögen hat. Ich weiß ganz gut, woher er tausend Golddenare bekommen hat. Aber wenn wir Haare auf den Zähnen hätten, würden wir uns das nicht gefallen lassen. Jetzt sind unsere Bürger zwischen ihren vier Wänden Löwen, so wie sie vor die Thür kommen, Hasen. Was mich angeht, so habe ich schon aufgegessen, was ich auf dem Leibe trage, und wenn diese Theurung anhält, muß ich meine Häuserchen verkaufen. Denn wie soll es am Ende werden, wenn weder Götter noch Menschen sich dieser Stadt erbarmen. Ich glaube, so wahr ich Freude an meinen Kindern erleben will, das kommt alles von den Aedilen her. Denn niemand denkt mehr an den Himmel, niemand beobachtet eine Fastenzeit, niemand achtet Jupiter eine Nadel werth, sondern alle rechnen in ihrer Verblendung nur ihre Procente nach. Sonst wenn Dürre war, gingen die Frauen in Procession barfuß in langen Kleidern mit aufgelösten Haaren und reinem Gemüth auf den Berg und beteten zu Jupiter um Regen und dann regnete es einerweise, entweder dann oder niemals. Und dann lachten alle und waren naß wie Katzen. Weil wir nicht Frauen sind, liegt der Ackerbau ganz darnieder."

Auf die pessimistische Beurtheilung der städtischen folgt eine optimistische. „Ich bitte dich," sprach der Lumpenhändler Echion, „rede nicht so übel. Einmal so, einmal so, wie der Bauer sagte, als er sein geflecktes Schwein verloren hatte. Was heute nicht ist, kann morgen sein, so kommt man durch das Leben. Es gibt meiner Treu keine bessere Stadt, wenn nur die Leute danach wären. Wir müssen es nicht so genau nehmen. Der Himmel ist überall blau. Wenn du anderswo gewesen sein wirst, wirst du sagen, daß hier die Ochsen gebraten herumlaufen. Und am nächsten Feiertag werden wir ein extrafeines Gladiatorenspiel haben, keine vom Fechtmeister gemiethete Bande, sondern meistens Freigelassene. Und unser Titus ist splendid, er wird etwas Ordentliches geben, ich kenne ihn sehr gut, ich bin sein Hausfreund. Wir werden kaltes Eisen zu sehn bekommen, es wird kein Pardon gegeben werden, und er hat es dazu. Er hat an zwei Millionen geerbt, sein Vater ist gestorben. Wenn er 30,000 springen läßt, so ist das noch wenig, sein Beutel wird das gar nicht fühlen und er hat den Ruhm davon in alle Ewigkeit. Er hat schon einige Ponnies und eine Frau, die zu Wagen fechten wird und den frühern Kassirer des Glyko, den sie ertappten, als er seine Herrin amüsirte. Das wird im Publicum eine Parteiung zwischen den eifersüchtigen Ehemännern und den Galanen geben. Glyko ist aber auch ein Kerl für einen Groschen, daß er seinen Kassirer den Bestien vorwerfen läßt.

Das heißt doch sich selbst prostituiren. Was hat denn ein armer Sklave für Schuld? Er mußte thun, was ihm befohlen war. Die Kröte, die hat es verdient, von einem Stier auf die Hörner genommen zu werden. Aber wer den Esel nicht schlagen kann, schlägt den Sack. Wie konnte aber auch Glyko glauben, daß die Tochter des Hermogenes jemals gut thun würde? Eher könnte man einem Habicht im Fluge die Nägel abschneiden. Eine Viper bringt kein Tau zur Welt. Glyko hat sich selbst gebrandmarkt, und das Zeichen wird er mit in sein Grab nehmen. Aber jeder macht seine Dummheiten für eigne Rechnung. Uebrigens habe ich eine Witterung, daß Mammea uns einen Schmaus geben wird, ich und unsre Leute werden zwei Denar per Mann bekommen. Wenn er das thut, wird er den Norbanus ganz ausstechen, das könnt ihr mir glauben; er wird ihn um mehr als um eine Pferdelänge schlagen. Und was hat der uns denn auch eigentlich Gutes gethan? Er hat Gladiatoren gegeben, Kerle für einen Groschen; hätte man sie angeblasen, so wären sie umgefallen, ich habe schon unter den Leuten, die den Thieren vorgeworfen werden, bessre gesehn. Die Reiter waren wie Männerchen auf Lampendeckeln, es war als wenn Hähne fochten, und der eine war ein Hanswurst, der Andre krummfüßig, und der dritte, der Ersatzmann, ein Cadaver an Statt des andern, mit zerschnittenen Sehnen. Ein einziger hatte etwas Statur, der Thracier, und schlug sich auch wie einer, der seine Schule durchgemacht hat, die andern liefen ja gleich. Und dann sagt so einer noch: Ich habe dir doch ein Gladiatorenspiel gegeben. Nun und ich applaudire. Wenn du rechnest, wirst du finden, daß ich noch mehr gebe als ich bekommen habe, eine Hand wäscht die andere."

Unter den Gästen Trimalchios befindet sich auch ein Professor der Beredtsamkeit. An diesen wendet sich der letzte Redner. „Du siehst so aus als wenn du denkst: Was schwatzt der Kerl da zusammen? Weil du, der du doch ein so kluger Mann bist und so gut reden kannst, gar nichts sagst. Du bist nicht aus demselben Bündel wie wir und darum lachst du arme Leute wegen ihrer Reden aus. Nun, nun ich denke dich noch einmal zu überreden zu mir aufs Land hinaus zu kommen und meine Häuserchen zu sehen, wir werden schon was zu knuppern finden, ein Huhn, ein Paar Eier, wenn uns auch in diesem Jahr die Witterung böse Streiche gespielt hat. Kurz wir werden schon was finden, wovon wir satt werden können. In meinem kleinen Cicero wächst ein Schüler für dich heran, er kann schon die vier Species, wenn er am Leben bleibt, wirst du an ihm einen Burschen zur Aufwartung haben. Wenn er nur irgend freie Zeit hat, hebt er den Kopf nicht vom Rechenbret in die Höhe, er hat Kopf und ist von guter Art, wenn er nur nicht so auf die Vögel versessen wäre. Ich habe schon drei Stieglitzen den Hals umgedreht und gesagt, der Marder hätte sie geholt, aber er hat sich neue verschafft. Er malt

auch sehr gern. Von dem griechischen Zeug mag er nichts mehr wissen, aber zum Latein hat er schon rechte Lust bekommen, nur ist sein Lehrer ein eingebildeter Mensch, der nie auf einem Flecke bleibt und nichts thun will. Ich habe noch einen anderen, der ist zwar nicht gelehrt, aber er gibt sich Mühe und lehrt mehr als er weiß. Er pflegt an den Feiertagen zu mir zu kommen und was man ihm dann gibt, damit ist er zufrieden. Ich habe jetzt meinem Jungen einige von den Scharteken gekauft, wo die Ueberschriften mit Röthel gemacht sind*): denn als künftiger Hausbesitzer soll er etwas vom Recht wegbekommen. Das ist eine Sache, die ihr Brot bringt. Denn Unterricht hat er schon genug gehabt. Wenn er nicht dazu anstellig ist, soll er ein Handwerk lernen, entweder Barbier oder Ausrufer oder wenigstens Advocat, das hat er dann für das ganze Leben. Darum predige ich ihm alle Tage: Glaube mir mein Sohn, was du lernst, das lernst du zu deinem Besten. Siehst du den Advokaten Philenos, wenn der nicht gelernt hätte, so wüßte er nicht, von was er heute satt werden sollte. Es ist noch nicht lange her, daß er Säcke auf dem Rücken schleppte: jetzt bindet er mit Norbanus an: Ja ja, die Wissenschaften, das ist baares Geld, und was man einmal kann, das verliert man nicht wieder."

Im Verlauf des Gastmahls erregt einer der Fremden, die sich in Gesellschaft des Rhetors befinden, durch unzeitige Heiterkeit den Zorn eines dieser Freigelassenen, und er führt dem Spötter zu Gemüth, daß er und seines Gleichen nicht Leute seien, über die man lachen dürfe. „Du bist ein römischer Ritter? Und ich der Sohn eines Königs. Weshalb ich also als Sklav gedient habe? Weil ich freiwillig in die Sklaverei gegangen bin und lieber römischer Bürger sein wollte als zu einem tributpflichtigen Volk gehören. Und jetzt schmeichle ich mir, so zu leben, daß ich niemandem zum Gelächter bin. Ich bin ein Mensch unter Menschen, ich gehe mit unverdecktem Gesicht einher. Ich bin keinem einen Groschen schuldig. Ich habe niemals einen Termin gehabt. Niemand hat mir auf dem Forum nachgerufen: bezahle was du schuldig bist! Ich habe ein Stückchen Land gekauft; ich füttere zwanzig Mägen, ich habe meine Gefährtin frei gekauft, damit niemand sich an ihren Haaren die Hände abtrocknen soll; ich habe tausend Denar für meine eigne Freilassung gezahlt; ich bin gratis in den Vorstand der Augustalen gewählt, und hoffe so zu sterben, daß ich nach meinem Tode nicht zu erröthen brauche. Bist du so stolz, daß du nicht hinter dich sehen willst? An einem andern siehst du das kleinste Läuschen, an dir nicht einmal die Hundslaus. Du bist hier der einzige, dem wir lächerlich vorkommen. Sieh deinen Lehrer an, er ist ein gesetzter Mann, er findet an uns Gefallen, du Kibitz, du Taugenichts!

*) Es sind juristische Bücher gemeint.

Bist du reicher als ich? Gut, iß zweimal zu Mittag und zweimal zu Abend. Mir ist mein gutes Gewissen mehr werth als alles Geld. Kann ein Mensch sagen, daß er mit einer Forderung zweimal hat zu mir kommen müssen? Ich habe vierzig Jahr als Sklav gedient, aber niemand hat gewußt, ob ich ein Sklav oder Freier war. Ich kam als ein kleiner Lockenkopf hierher, damals war die Basilika noch nicht gebaut. Ich ließ es mir angelegen sein, die Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen, das war ein Ehrenmann und sein kleiner Finger mehr werth als du ganz und gar bist." Ein neues Gelächter bringt ihn abermals in Harnisch. „Ich habe freilich nicht die Geometrieen und Originen und Nominen gelernt. Aber ich kenne die großen Buchstaben auf den Steinen. Ich kann mit Münze, Maß und Gewicht in Brüchen rechnen. Willst du eine Wette machen, wer mehr versteht, dann sollst du bald sehen, daß dein Vater sein Geld umsonst ausgegeben hat. Uebrigens weiß ich auch Rhetorik. Ich will dir sagen, wer von uns läuft und doch nicht von der Stelle kommt, wer von uns wächst und doch kleiner wird. Sieh, wie du das Maul aufsperrst und schwitzest, wie eine Maus im Nachttopf. Also entweder halte das Maul oder laß bessere Leute in Ruhe, die dich für gar nichts ästimiren, falls du nicht etwa glaubst, daß ich mich um die gelben Reifen da*) kümmere, die du deinem Liebchen gestohlen hast. Laß uns auf den Markt gehen und Geld borgen: dann sollst du sehen, daß dies Eisen auch Credit hat."

Nach diesen Reden, aus denen man die Interessen und den Bildungsgrad der mittlern Classe in der italischen Handelsstadt kennen lernt, macht uns der Dichter mit ihren Ansichten von übernatürlichen Dingen bekannt. Trimalchio fordert einen Gast auf, etwas zu erzählen. Dieser beginnt mit der Bemerkung, daß er freilich fürchten müsse, von den studirten Herrn ausgelacht zu werden: „indessen was verliere ich dadurch, daß man über mich lacht." Er hat einmal ein zärtliches Verhältniß mit einer Gastwirthin auf dem Lande gehabt; als deren Mann starb, machte er sich in einer schönen Mondnacht in Begleitung eines Soldaten auf. Sie kommen auf die Landstraße unter die Gräber (die sich zu beiden Seiten der Heerwege befanden). Der Soldat geht bei Seit, zieht sich aus und legt seine Kleider auf den Boden, läßt dann im Kreise umher sein Wasser und verwandelt sich in einen Wolf, fängt an zu heulen und läuft in den Wald. Der Erzähler will die Kleider aufheben, sie sind zu Stein geworden. Mit gezogenem Schwert nach den schwärmenden Nachtgespenstern hauend, kommt er endlich bei seiner Freundin an. Diese bedauert, daß er nicht früher erschienen sei; ein Wolf ist in die Herde eingebrochen und hat viele Schafe getödtet, indessen ein Knecht hat

*) Die goldnen Ringe, die nur Freigeborne tragen durften, denen er dann seine eisernen entgegensetzt.

ihn mit der Lanze durch den Hals gestoßen. Bei seiner Rückkehr am hellen Tage findet der Erzähler an der Stelle, wo die Kleider gelegen hatten, nichts als Blut und zu Hause den Soldaten im Bette, mit verbundenem Halse. „Da erkannte ich, daß er ein Wehrwolf (versipellis) war. Fortan konnte ich nicht mehr einen Bissen Brot mit ihm zusammen essen, nicht wenn man mich umgebracht hätte." Hierauf gibt Trimalchio eine selbst erlebte Geschichte von den Strigen zum Besten. Dies waren Nachtunholde, die in Vögel- oder Frauengestalt durch die Luft schwirrten, Kindern Blut aussogen, oder sie raubten und Strohpuppen an ihrer Statt zurückließen. Ein allerliebstes Kind war eben gestorben, und während die Mutter es beklagte, hörte man draußen die Strigen „es war als wenn ein Hund einen Hasen hetzte." Einer von den Knechten, ein riesenstarker Mensch lief, die linke Hand umwickelt, das Schwert in der rechten hinaus und stieß eine von den Hexen durch und durch: man vernahm ein Stöhnen, sogleich stürzte der Kerl wieder herein und warf sich aufs Bett, sein ganzer Körper war voll blauer Flecken „man sah, die böse Hand hatte ihn angerührt." Die Mutter, die die Leiche ihres Kindes umarmen wollte, fand nur eine Strohpuppe. Der Knecht aber wurde nicht wieder gesund und starb nach einigen Tagen in Raserei. — Nach dieser Geschichte küssen alle Gäste den Tisch und bitten die Nachtgespenster, ihnen beim Nachhausegehn nicht zu begegnen. — Zu erwähnen ist noch, daß als wahrscheinlicher Grund des plötzlichen Reichthums, den einer der Anwesenden erlangt hat, angegeben wird: er werde wol einem Kobold (incubo) seinen Hut geraubt haben.

Diese Unterhaltungen sind sicherlich genau nach dem Leben copirt. Aber nicht blos durch den Mund des Dichters, sondern mit ihren eigensten Worten können wir die alten Municipalen reden hören, Dank der wunderbaren Erhaltung Pompejis, dessen Mauern über und über mit Inschriften bekritzelt sind, die „als Spuren des gewöhnlichen täglichen Verkehrs uns lebendiger ins Alterthum versetzen, als manches lange schriftstellerische Product desselben." Wir erlauben uns die Zusammenstellung dieser Inschriften, die O. Jahn kürzlich gegeben hat,*) mit seinen eigenen Worten hier zu wiederholen, wobei jedoch der Anstand einige Auslassungen gebietet. „Nicht zu reden von den Inschriften, welche durch Inhalt oder Fassung an sich ein Interesse gewähren: selbst so unbedeutende Anzeigen, wie C. Pumidius Dipilus ist hier gewesen, den 3. Oct. im Jahr der Consuln M. Lepidus, Q. Catulus (78 vor Christus) — sind nicht allein durch die Gründlichkeit, mit welcher das Datum angegeben ist, für den Chronologen belehrend, sondern für jeden, der auf kleine, aber sprechende Charakterzüge achten mag, unterhaltend. Wer kann sich

*) Berichte der sächsischen Gesellschaft. Philol. histor. Kl. 1857, S. 199 ff.

eines Lächelns erwehren, wenn er den Stoßseufzer liest: Ich habe den Schnupfen! oder wie ein treuherziger Pompejaner einem verstorbenen Freunde noch brieflich seine Theilnahme anzeigt: Pyrrhus grüßt seinen Collegen C. Hejus. Es thut mir leid, daß du, wie ich höre, gestorben bist, daher lebe wohl. Eigenthümlich ist die Briefform auch angewandt, um jemandem Vorwürfe zu machen: Virgula an seinen Tartius. Du bist häßlich. Nichts ist häufiger als Verwünschungen in den mannigfachsten Wendungen, wie das freundschaftliche: Samius an Cornelius. Hänge dich! oder leidenschaftlich: Barka hol dich der Teufel, Asellin hol dich der Teufel, oder mit grimmigem Hohn: ich wünsche dir, daß deine Geschwüre wieder aufbrechen und sich noch schlimmer entzünden, als sie schon entzündet sind. Ueberhaupt sind Schmähungen aller Art, die bald in der Form von Vorwürfen an die betreffende Person gerichtet werden, bald berichtend und denuncirend auftreten, ungemein häufig, und geben, indem sie uns mitten in den Stadtklatsch versetzen, von dem persönlichen Verkehr, von Sitte und Unsitte ein nicht minder lebendiges und in mancher Hinsicht treffenderes Bild als z. B. Martials pointirte Epigramme. Eine glimpfliche Bemerkung ist noch: Anomalus und Voracunnus sind Faullenzer; viel anzüglicher der Ausruf: Oppius Dieb, Dieblein! Dahin gehört auch die Geschichte: Venoria hat den Maximus während der ganzen Weinlese an der Nase geführt und dann sitzen lassen."

„Ganz besonders aber spielen die geschlechtlichen Ausschweifungen eine große Rolle und die abscheulichsten Schimpfreden und Schändlichkeiten werden ohne Umschweif ausgesprochen. Daneben fehlt es denn auch nicht an bescheidenen Hindeutungen auf Liebesverhältnisse, wie: schöner Sabinus, Hermeros liebt dich; Cäsius Fidelis liebt Mäcon aus Nuceria; Aupa liebt den Arabienus; Issa liebt ihren Mann Primus; auch wol mit einem herzlichen Wunsch: Cominias Methe aus Atella liebt Chrestus von Herzen, möge beiden Venus von Pompeji gnädig sein, mögen sie stets einträchtig leben; oder von einem Stoßseufzer begleitet: Pucsiva, dich lieben viele; dich hat einzig (ein undeutlicher Name) geliebt. Neben einem zärtlichen Gruß: Lebe wohl, meine Süße, liebe mich, liest man einen Ausbruch heftiger Leidenschaft: Ich habe sie! Ich habe sie! Hier hält sich Romula mit dem Schurken auf! Ein glücklicher Liebhaber schrieb den (Properz nachgeahmten) Vers an: Eine Blonde hat mich gelehrt, die Braunen zu hassen; ein guter Freund schrieb darunter: du magst sie hassen, aber du läßt sie doch nicht in Ruhe, und wie zur Beglaubigung: dies hat Venus von Pompeji geschrieben. Solche Zusätze von Vorübergehenden sind meistens sehr spaßhaft, wie wenn unter das Stoßgebet: Agatho fleht die Venus an, ein anderer schreibt: ich flehe, daß er den Hals bricht. Ein unglücklicher Liebhaber hat seine Klagen an die Wand geschrieben, die jetzt nur noch zum Theil lesbar sind, er schließt mit den Worten: eher wirst du

mich zwingen zu sterben als ohne dich zu leben. Diese haben eine ganze Reihe von Bemerkungen hervorgerufen, welche von verschiedenen Händen nacheinander hinzugefügt sind. Sie wird dir schon den Gefallen thun dich nicht umzubringen, tröstet der erste; ein zweiter mit einer andern Wendung: Was Hoffnung dem Liebenden geraubt, gibt Hoffnung ihm zurück. Andere drücken ihren Aerger über solche Thorheit aus: Wer dies liest, möge nie nachher etwas Anderes lesen, und gleich darunter: niemals gehe es dem wohl, der das Obige geschrieben hat; was der letzte bekräftigt mit einem: Du sagst wahr."

„Auch das Essen und Trinken geht nicht leer aus bei diesen Herzensergießungen. Während einer, der eingeladen zu werden wünscht, in einem Verse zierlich sich ausläßt: L. Istacidius! Bei wem ich nicht speise, der ist für mich ein Barbar, drückt ein anderer seinen Unwillen darüber, daß es nicht geschehen ist, unumwunden aus: du speistest also gut und ließest es mich nicht wissen! Einen Becher Sabiner! (nach August der beste campanische Wein) hat ein Durstiger angeschrieben, ein anderer wünscht bescheiden: ein bischen kaltes Wasser; daneben ist die Figur eines Menschen, der den Becher zum Einschenken hinhält, angemalt. Lustiger ist ein anderer Einfall: die nette Weinwirthin dürstet, bitte, sie dürstet so sehr! Dem hier der Zuruf beigefügt ist: Calpurnia sagt dir Adieu!"

„Gehen wir an den zahlreichen Gladiatoreninschriften vorbei, die meistens mit Figuren illustrirt sind, welche deutlich beweisen, daß die pompejanischen Pflastertreter keine Zeichenmeister waren, und bemerken das Andenken an eine Ballpartie in der Inschrift: Amianthus, Epaphra, Tertius sollen mit Hedysius spielen, Jucundus aus Nola soll auffangen, Citus und Nacus sollen zählen; wozu auch der Spott: Epaphra ist kein Ballspieler! gehört."

„Arbeit und Studium sind in diesen Extemporalien nicht ganz vergessen. Ohne die vielen Alphabete zu rechnen, die in Pompeji angeschrieben sind, so wie einige grammatische Uebungen fleißiger Schüler, die sich ebendaselbst finden, hat es nicht etwas Rührendes die Sentenz:

Denn Alten Leuten ziemt es immer streng zu sein,
Den Kindern, die gut lernen, geht es trefflich wohl —

eingekratzt auf einem Ziegel zu lesen, in dessen Nähe ein anderer gefunden wurde, in welchem ein Alphabet als Vorschrift sorgfältig eingegraben ist, zum deutlichen Beweise, daß wir es mit Utensilien einer alten Schule zu thun haben? Und wie gemüthlich ist es, wenn an der Wand eines der unterirdischen Gemächer am Palatin mitten unter Zeichnungen und Inschriften, die sich auf Amphitheater und Circus beziehen, ein Esel hingezeichnet ist, der die Mühle dreht, mit der Unterschrift: Arbeite Eselein, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir frommen."

Johannes von Müller und seine Zeit.

8.

Müllers Abfall.

„Schauderhaft ist die Epoche. Die Sache ist über alle menschliche Calculs hinaus und fällt in die Reihe der Geheimnisse Gottes." „Ich preise die Fügung, welche mich von der Geschäftslaufbahn entfernte; ich wäre, bei dem reinsten Willen, in das Unglück hineingerissen worden. Jetzt wird mehr und mehr Livius mein Muster, welcher die hohe Gestalt aller Zeiten so verewigte, daß . . . August politisch fand, sein Freund zu sein." — Am offensten spricht sich Müller seinem Bruder gegenüber aus; er sieht in dem allgemeinen Umsturz zunächst doch nur seine eigene Gefahr. „Gewaltig, schreibt er am 21. Oct., hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte. Aber obwol so viele mir anlagen, wegzugehn, und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe.*) Ich habe den Kaiser nie persönlich, namentlich angegriffen; in dieser letzten Zeit häufig aufgefordert, schwieg ich: es war, als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich, ohne Heuchelei noch Zurückhaltung. Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen, so verliere ich dadurch nicht viel . . . Aber ich glaube nicht, daß mir etwas geschehen wird; ich bin gefaßt, ohne ein Vorgefühl zu haben. Ich bleibe und bin ruhig, ja heiter." An den Geh. Rath von Salis in Königsberg 24. Oct.: „Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt . . . denn unermeßlich ist das Unglück; ruit alto a culmine Troja; der Name, die Hoffnungen selbst. Alles Alte ist hin; siehe, etwas Neues wird; die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des römischen ist geschlossen. Uns bleibt, wenn wir es fassen wollen, zu Ruhm und Glück kein anderer Weg, als durch Künste des Friedens; Krieg zu machen gelingt nicht." — „Die anfängliche Erschütterung meiner ganzen Lebenskraft hat sich gelegt; die Betrachtung so vieler Revolutionen in der Geschichte, etwas guter Glaube und eine natürliche Neigung zur Heiterkeit erleichtert es einem." „Ich finde in der Geschichte, daß, wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, alles dawider nichts half; die wahre Klugheit ist Erkenntniß der Zeichen der Zeit; wer sich selbst nicht vergißt, wer durch Geschicklichkeit

*) Er motivirt seinen Entschluß verschiedenartig: „Wer kann dem entfliehn, den die Hand des Höchsten über schlaftrunkene Völker führt!" (An Wachler, 7. Mai 1807). Je voyais que Dieu a donné le monde à Napoléon; où m'enfouir, sans le trouver? D'ailleurs je n'ai jamais craint un homme supérieur; je me fiais en lui. (An Bonstetten, Sommer 1807.)

und Muth Werth hat, den wird auch der Weltherrscher (Vollzieher der Verhängnisse Gottes nennt er ihn anderswo.) nicht verachten." Darauf wird — sehr zeitgemäß! — versichert, die preußische Armee habe aus Prügelgebenden und Prügelempfangenden bestanden; Müller kam etwas spät darauf. — An Füßli, seinen ältesten Freund, 25. Oct.: „Da nun entschieden, daß das Alte in Europa als unhaltbar vergangen, daß etwas Neues wird, und kein Staat mehr existirt, der es hindern könnte (nulla jam publica arma), so muß man sich fügen wie unser Freund Horaz: quum fracta virtus et minaces turpe solum tetigere mento . . . Am Ende ist doch nichts anziehender, als so an einer Schlußperiode der Welthistorie den Zusammenhang zu überschauen, und aus den alten Beispielen zu lernen, wie es so hat kommen müssen. Dann lüpft der kühne Historiker wol auch einen Zipfel des die Zukunft bedeckenden Schleiers, und meint etwas Besseres im Hintergrund zu erblicken . . . Es wird sich nun zeigen, wie viele Ressourcen uns bleiben, um nach abgespielter Militärrolle in Friedenskünsten andern Ruhm und Flor zu suchen; worüber ich mancherlei Ideen hätte. Ich, wenn der König reich genug bleibt, um die literarischen Institute aufrecht zu halten, werde dessen froh sein; wo nicht, ein anderes Nestchen suchen. Rom, Paris, die Schweiz reizen wechselweise . . ." — Seinem Bruder berichtet er (8. Nov.) mit stiller Verklärung von dem Wohlwollen, mit dem die Franzosen ihn behandeln. „Vom Kaiser habe ich in Ansehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehn sollte, so ist das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer andern Partei oder vielmehr in einer andern Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig lüpfen, der die wahrscheinliche Zukunft deckt. Diese Betrachtungen sind so groß und befriedigend für mich, als sie einst für das Publicum interessant sein werden, wenn ich sie zu Papier bringen kann . . . Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern sie vom Kaiser bestätigt werden dürften . . . Im Fall jene Ideen Anstand finden sollten, so müßte ich suchen

zu Heidelberg oder anderwärts Unterkunft zu finden; doch wäre Paris mir am liebsten: außer daß ich der großen Städte nun einmal gewöhnt bin, ist Paris jetzt, wie das alte Rom, die eigentliche Hauptstadt der civilisirten Welt."

Ueber das Weitere berichtet Woltmann, damals in Berlin sein intimster Umgang, in dem bekannten Buch über Müller (1810). „Was er thun konnte, hat er gethan, damit die Posaune des Kriegs erscholl: geschmerzt hat ihn, daß ihm nicht aufgetragen ward, das Kriegsmanifest zu schreiben: ich hätte, sagte er mir, alles auf einer Seite mit Nachdruck zusammengefaßt." „Die Kunde von der Schlacht bei Jena kam nach Berlin: es kamen Nachrichten, die ihre Schrecken verstärkten. Er verzweifelte an seinem Heil, an der Vorsehung. Furcht und Angst wollten ihn von hier treiben; er suchte Pferde und bekam sie nicht mehr. Sein Physisches war zerrüttet und aufgelöst: in diesen Tagen fürchtete ich, daß seine kaum blühende Kraft schnell getödtet sein möchte. Seine Unterredung mit Kaiser Napoleon erfolgte. Wir sahen uns bald nach derselben. Eine Verklärung war über ihn ausgegangen; doch war er in der Wurzel noch mehr erschüttert. Der Kaiser, sagte er mir, redet wie das Genie selbst, und ist so einfach, so anspruchslos, daß man ihn durch Fragen und Einwendungen wie unsersgleichen zum weitern Gespräch fortziehen darf. Ueber politische Grundsätze und historische Wahrheiten, vor allen über die Geschichte der Araber, hat er wie der geistvollste Gelehrte gesprochen. Ich redete einst mit Friedrich dem Großen, und war entzückt, doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist alles was er spricht, als könnte nur er dies gedacht haben, bei Friedrich gerieth man wol auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge? — Müllers Entzücken über den Kaiser, den ich viele Jahre laut bewundert, er stärker geschmäht und verwünscht hatte, freute mich nicht, machte mich wehmüthig. Mit welcher Gewalt ihn die Persönlichkeit eines solchen Helden und Genius ergreifen mochte, so durfte sie nicht die Ueberzeugung vom Unwerth eines neuen Systems, die er durch seine Art von historischer Forschung sich entschieden und gegründet hatte, so plötzlich in seinem Gemüth umwerfen. Der Sieger, welcher die alte Ordnung der Staaten umkehrte durch der Waffen Gewalt, sollte auch ihren lautesten historischen Herold durch den Zauber des einmaligen Gesprächs besiegen. Als ihm der Zeitgeist gleichsam persönlich in dem großen Kaiser erschienen war, als sich ihm Angst und Schrecken in eine frohe Ueberraschung auflösten: da war seine Politik wie weggeschleudert von dem Anker des urkundlichen Rechts, und nun suchte er irre den Zeitgeist, um ihm zu huldigen: was ihm seine alte Geistesbildung immer wie eine Art von Treulosigkeit vorhielt. Sein geistiges Leben war wie im Keim vernichtet. Ich verbarg es mir, und suchte mich mit der Hoffnung zu täuschen, daß er sich viel-

leicht noch mit jugendlicher Kraft der Vorstellungen in die neue Ordnung schwingen würde. An jedem Versuch dazu erschöpfte sich immer mehr und mehr sein inneres und äußeres Leben, wenn gleich Napoleons Bild begeisternd und stärkend vor ihn trat." — Woltmanns Zeugniß könnte verdächtig erscheinen, aber die Herausgeber der Müllerschen Briefe haben dafür gesorgt, es durch zahlreiche Mittheilungen zu bestätigen. Am ausführlichsten spricht sich Müller über seine Audienz in dem Brief an seinen Bruder vom 25. Nov. 1806 aus. „Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden solle. Er kam auf das Vermittlungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.) die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte); und der tartarischen Stämme, (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte) —; von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur (die größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem 15. Jahrhundert); alsdann wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, von dem Grund aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wol nicht gemacht ist, und bedarf in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwol glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastungen der Staaten durch die übergroßen Armeen hervorgerufen worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach zuweilen und er ging in die Discussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große, umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Nach anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig, oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreigen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich

und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben. Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas ebenso Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert."*)

Böttiger aus Dresden fragt an (12. December 1806): „Aus Weimar höre ich, daß Sie bei dem Einzigsten (Einzigen ist nicht mehr erlaubt zu sagen) einige huldreiche Audienzen gehabt haben; es ist ja wol erlaubt, etwas davon mitzutheilen. Erheitern und erquicken Sie mich mit einigen Nachrichten darüber." Müller berichtete: Der Kaiser habe so leise und zutraulich gesprochen, daß es Entweihung und Indiscretion zugleich wäre, ein Wort von der Unterredung wiederzusagen. Er sei mit Rücksicht behandelt worden, die die innigste Dankbarkeit verdiene. Ueber das Schicksal der preußischen Monarchie sei er zu seiner Tagesordnung übergegangen d. h. er arbeite wieder seine 16 Stunden. Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden; Gott sei es ja, der die Regierungen einsetze. Man müsse sich umdenken.**) War es nun die Folge der Unterredung mit

---

*) An Bonstetten, Sommer 1807. Plusieurs jours après, quand une idée me frappait, mon regret fut, de n'y avoir pas pensé ce soir, pour en avoir son avis. Car il y avait si peu de cette hypocrisie des princes qui se préparent à des entretiens, qu'il permettait que je fis des questions de mon côté, et des objections tant et plus. En un mot, je ne pus quitter cet homme unique, sans l'aimer extrêmement; car la simplicité de sa grandeur, cette cordialité, cette bonté, qu'il manifestait, m'avait conquis . . . Cet homme extraordinaire a dû venir! Nous voyons le commencement d'un nouvel ordre; un développement est possible, qui soit le plus grand bien fait pour le genre humain. „Es hat mir sehr wohlgethan," schreibt der Naturphilosoph Windischmann 28. März 1807 an den „Geliebten seiner Seele", „daß der Kaiser Sie so ehrenvoll aufgenommen, er hat damit dem unverfälschten Adel des Geistes die gebührende Achtung bewiesen. Wie leicht wäre doch diesem Mann, die Besten der Nation um sich zu haben! Das müßte wirken und die Völker näher bringen. Nur die Unruhe des Kriegs hemmt den Tadel, daß er Sie nur einmal sprach; wäre nur möglich, daß Sie mehremal mit ihm redend seinem schnellfassenden Verstand den Sinn der Zeit und die Noth der Zeit näher rückten. Er ist einmal die Feuersäule, welche auch uns Deutschen vorleuchtet."

**) Von diesem Brief macht Adam Müller an Gentz Anzeige (Januar 1807) und setzt hinzu: „Das sind die Männer, die der großen Beispiele halber die Historie studiren. Indeß ist dergleichen Frechheit, Dummheit und Hohn gegen die ehrwürdigsten Zeitgenossen, die des frühern Betragens Zeugen waren, wirklich ohne Beispiele... Gehn wir über ihn zu unserer Tagesordnung, wohl versichert, daß wir das Eine, Höchste und Heiligste wollen, dessen Erkenntniß allein jenen fehlte, die so tief sinken konnten, als jener Schächer." Vortrefflich! Um aber nicht in eine zu gefährliche moralische Aufregung zu gerathen, vergleiche man damit 1) die asiatischen Huldigungen, welche Adam seinem Johannes vom 24. März 1805 bis zum 8. Jan. 1806 darbrachte (Supplement zu J. Müllers Werken. 3. Bd. S. 91—116; 2) den Aufsatz

Napoleon, oder ergab es sich von selbst, sein Gehalt wurde ihm fortgezahlt, er blieb von der Einquartirung verschont, die Angesehensten unter den Fremden zogen ihn fortwährend zu Tisch und suchten ihm nachzuweisen, daß für einen Gelehrten von seiner Bedeutung Paris der einzige schickliche Ort sei. Er schreibt an seinen Bruder 12. Dec. 1806: „Auf dieses Land läßt sich für einmal noch kein sicherer Plan machen. Vorausgesetzt es werde ganz unhaltbar, so muß abgewartet werden, ob der, dem alles gegeben ist, etwa auch über mich gebeut, in welchem Falle nicht zu widersprechen ist. Vergißt er mich, so daß ich hin kann, wo mir sonst gut scheint, so würde ich die Schweiz gewiß allem vorziehn.“ „Der Kaiser,“ schreibt er am 19. Dec. „hat über meine Unterredung Zufriedenheit geäußert und so gesprochen, daß Viele glauben, er werde meiner nicht vergessen; welches indeß doch wol sein kann, er hat eine Welt auf sich.“ — Nun sollte er in der öffentlichen Sitzung der Akademie über Friedrich den Großen reden: „Wissend wie aufmerksam jeder ist, ob ich weder mich verleugnen, noch ungeschickten Anstoß geben werde, es ist eine schwere Schiffahrt zwischen Scylla und Charybdis.“ „Dieser kleine Aufsatz, wo jedes Wörtchen zu wägen war, was hat er mich nicht gekostet!“ Am 29. Jan. 1807 hielt er jene Rede, die unter seinen alten Freunden einen gerechten Anstoß erregte. Zunächst war man darüber unwillig, daß er sie französisch hielt: Au milieu des vicissitudes, des convulsions, des ruines, les hommes excellens parmi les nations étrangères désirent d'apprendre ce que maintenant nous avons à dire de Frédéric, et si le sentiment de sa glorieuse mémoire n'a pas été affaisé par des événemens postérieurs. Für die Charakteristik des großen Königs hatte Müller wenig bedeutende Momente gefunden und nur diejenigen Seiten hervorgehoben, die eine unpassende Parallele herausforderten. La violation de quelques principes du droit public doit s'imputer à la nécessité et à l'occasion unique de baser son pouvoir, et s'il a donné l'éveil sur le peu de solidité des parchemins, il fit d'autant mieux connaître les vraies garanties. . . . Lui en voudrait-on du pouvoir absolu! L'homme supérieur l'exerce par l'ascendant de son naturel, la libéralité des vues d'un grand homme le rend bienfaisant; c'est alors que se forme l'opinion qui finit par en être la loi. L'inégalité incontestable

A. Müllers: Die Schule Johann von Müllers, im Augustheft 1808 des Phöbus, und um das heiße Lob dieses Aufsatzes richtig zu verstehn, 3) folgende Zeilen (24. Juli 1808) von Gentz an A. Müller: „Als ich Sie endlich einmal mit großer Mühe zu einigen halben, zweideutigen Erklärungen gebracht hatte, so ergab sich, daß Sie mit Johannes über Plane, die ich im höchsten Grad verwerflich fand, unterhandelten. Was sollte ich hierbei thun? Leider stand es nicht in meiner Macht, Ihnen hier (in Oestreich) gleich eine Laufbahn zu eröffnen, die allen Zweifeln und Verlegenheiten ein Ziel setzen würde. Hatte ich also das Recht, jene Unterhandlungen zu zerschlagen? Mußte ich nicht den Ausgang derselben erwarten?“ u. s. w. (Briefwechsel zwischen Gentz und A. Müller, S. 150.).

entre les hommes rend la plus grande partie heureuse dans la soumission; le génie dominateur, qu'il s'appèle Frédéric ou Richelieu, prend sa place, et l'aristocratie des talens militaires et politiques doit se ranger pour le soutenir. Noch unschicklicher für einen preußischen Kriegsrath war ein andres Compliment. Napoleon hatte in Friedrichs Arbeitszimmer in Sanssouci die bekannte Komödie aufgeführt; mit Hinblick darauf sagt Müller: Les grands hommes n'ont pas comme les autres mortels des passions et relations individuelles. Fils du genie, nourris de sublimes maximes, ils forment ensemble une famille dans laquelle règnent des égards mutuels; oui, ils respectent réciproquement les souvenirs de leur gloire. Ainsi, oh Prussiens! dans toutes les vicissitudes de la fortune et des siècles, tant qu'un religieux souvenir du génie et des vertus du grand Roi, et une trace de l'impression de sa vie vivra dans votre ame, il n'y aura pas à désespérer, tous les héros prouveront un généreux intérêt au peuple de Fréderic. Zur Entschuldigung dieser Taktlosigkeiten*) konnte man wenigstens anführen, daß sie aus einer lebhaften Gemüthsbewegung hervorgingen: die Komödie hatte ihm wirklich imponirt. Viel schlimmer war der Schluß. Et toi, immortel Frédéric, si du séjour éternel . . ton esprit dégagé des relations passagères jette encore des regards sur les évènemens du monde, tu verras la victoire et la grandeur et la puissance suivre toujours celui qui te ressemble le plus, et tu verras la vénération inaltérable de ton nom réunir les Français que tu as beaucoup aimés, avec les Prussiens dont tu fais la gloire, dans la célébration des éminentes vertus que ton souvenir rappelle. Ein frecherer Hohn gegen die Asche des Siegers bei Roßbach läßt sich nicht denken, als seinem Schatten Freude über den schmählichen Einsturz seines Werks zuzuschreiben! Aber Müller hatte gar kein Arg daraus, er hatte keine Ahnung von der Tollheit dieser Idee, so wenig lebte in ihm echter historischer Sinn! — Indeß sollte sein Abfall sich noch deutlicher kundgeben.

Herausgegeben vom Hofkammerrath Winkopp zu Aschaffenburg erschien eine Zeitschrift: Der rheinische Bund, im Interesse der neuen Zustände; über diese spricht Müller in der jenaischen L. Z.**) nicht blos mit Wohlgefallen: er geht weiter als die Gründer des Rheinbundes, er betrachtet ihn als die hoffnungsvolle Basis einer Gesammtverfassung Deutschlands. „Man muß dem großen Stifter nachsagen, daß er es den Fürsten an Gelegenheit, so wie an

---

*) Müller schickte die Rede „einem braven Mann, der um den Kaiser ist, nicht aber ihm selbst! — Werke: 17. S. 434.

**) Hier ist das Datum wichtig: der Aufsatz steht in der L. Z. vom 19. Januar 1807, ist also wenigstens einige Wochen früher geschrieben. Aber schon in der Recension über Eichstädts akademische Festrede (29. Dec. 1806) wird der Rheinbund als hauptsächlicher Träger de künftigen deutschen Cultur bezeichnet.

dem Vermögen, Gutes zu thun, durchaus nicht hat fehlen lassen; was den Bund nationalisiren, was jedem Deutschen werth machen muß, in diesen Kreisen zu leben, dies einzurichten, überließ er ihrer Weisheit . . . Alles, sagt er, möget ihr nun thun. Aber nicht, sagt er, was immer ihr vornehmt, ist recht und nützlich. Wenn die Unterthanen unzufrieden würden und öfters der Protector, auch wol mit Macht, einschreiten müßte . . ., was könnte man mehr beklagen, als den Mißverstand über den Geist der neuen Ordnung der Dinge? Formen wurden durch dieselbe gelöst, welche als Schuldigkeit manchem lästig sein mochten, deren Erneuerung aber und Vervollkommnung aus freier Gnade das erste Pfand einer guten Regierung werden kann. Ueberhaupt wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst erstorbene Namen und Formeln; die ersten edlen Zwecke waren über dem Schlendrian vergessen. Dieser Todesschlaf wurde durch gewaltige Stöße gestört . . . All der todte Buchstabe, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegt, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft." In diesem Sinn wird gerühmt, daß der Rheinbund den Fürsten keine ständische Beschränkung auflegt. — „Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmäßigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralteten, den Keim einer trefflichen Verfassung Deutschland zu geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im Uebrigen ist alles im Bunde der Zeit gemäß, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick erforderte." Weiter über Napoleon: „Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er für die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse seines großen Kaiserthums, und nach den gebietenden Umständen, die aus augenblicklichen Ereignissen folgen, für dasselbe gut findet, einem alliirten Bundesstaat, oder dessen Gliedern, als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweiset sie auf ihre Lage, ihre Nationalbedürfnisse und Ideen; sie dürfen, sie sollen darnach handeln." — Das alles steht bereits im ersten Heft; noch mit völliger Naivetät; im zweiten (abgedruckt 7. März 1807) ist die Stimmung durch Angriffe schon gereizt, bittere Ausfälle über die „höhere Kritik" u. s. w. verrathen die Unruhe des Lobredners. „Die Rede ist von einer Wiedergeburt, deren Schmerzen nicht vergeblich sein sollen, von Grundfesten, über deren Güte die Nachwelt uns richten wird." „Das Uebrige, wie es sich bilden und setzen, wie es endlich sein wird, beruht auf nicht vorherzusehenden Fügungen, welche der Verstand und Sinn, welchen wir hier fordern (der aufgeklärte Despotismus), allenfalls besser nutzen und lenken dürfte, als mancher geist- und herzlosen Versammlung in der Steifheit ihres Herkommens hätte einfallen mögen. Wir sind nicht mehr lüstern nach Ausgeburten abstracter Speculationen, deren Gründe außer dieser Sinnenwelt liegen." — Das bezieht sich auf den Glauben an das abstracte Recht, Müllers bisherigen Leitstern, an dessen Stelle jetzt der

Begriff des Zweckmäßigen tritt. Nicht Evolution, heißt es jetzt, sondern Revolution d. h. Neugestaltung ohne alle Rücksicht auf das zu Recht Bestehende. Man höre. „Man darf sagen, daß wenn unsere alte Verfassung nicht Keime des Untergangs in sich getragen hätte, das Reich nicht so erbärmlich kraftlos und sie selbst nicht unhaltbar geworden wäre. Auch sonst hat unsere deutsche Vielherrschaft dem innern Flor und Fortgang vieles Guten beträchtlich geschadet. Sollen wir die nicht ausdrücklich proscribirten Reste dieser fatalen Verhältnisse sorgfältig zusammenlesen, um, sofern thunlich, das Unwesen doch beizubehalten? Wollen wir nicht lieber eine ganz freie Ansicht von den Dingen nehmen, wie sie sind, und anstatt zu fragen, wie dies und das Fragment aus dem medio aevo zu conformiren, betrachten, ob es an sich etwas bringt? Sehet ja wohl zu, daß der alte Lappen im neuen Kleide nicht einen größern Riß mache. Alles beruht auf der Zweckmäßigkeit, auf der innern Güte ... Wir wollen nicht wissen, was Friedrich der Große dem Herzog von Oels damals gut zu heißen schicklich fand, sondern was die Localverhältnisse in dem vorgetragenen Fall jetzt räthlich machen. Wo nicht, und entlehnen wir unsere Auslegung von fremden Zwecken und Staaten, so bleibt unser Wesen ein Flickwerk. Alle solche Notizen haben Werth, aber historischen; so wie einer einen Zug aus Xenophon oder Plutarch benutzen kann: leiten mag auch das Aeltere, gesetzlicher Ausleger däucht es uns nicht sein zu sollen. Uebrigens leuchtet in den Verhandlungen des Bundes ein billiger und humaner Geist hervor, welcher hoffen läßt, daß allenfalls auf vernünftige Vorstellungen sich alles von selbst geben wird." — Noch weiter geht er im folgenden Heft, (10. April 1807) wo er von den „aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation (!)" spricht: „Die Souveränetät, welche eigentlich nichts Anderes war, als die Lösung der sie an das römisch-deutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabenen Gemüthern nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Rechte . . . Unsere Fürsten (das werden wir sehen, wenn Bundestage einst regelmäßig sind) werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruht, jeder in seinem Lande, durch Gewährleistung des Bundestages heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer (indem diese dem Thron und jene dem Unterthan unzerstörbare Sicherheit gibt) wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltene Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muß sie empfehlen) haben viel Erhebendes." „Inwiefern dieser Bund, die neue Hoffnung Deutschlands, in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souveräner Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich sein wird, läßt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er aber eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärter und wohlwollen-

der Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche besseren Daseins von ihm datiren." — „Daß das neue Gebäude," heißt es im nächsten Heft, (10. Oct.) „nicht eine römische oder deutsche, sondern eine gallische Inschrift hat, mag freilich nicht gefallen, ist schmerzlich. Es ist aber so; durch wen, kann man fragen, ist es gekommen, wenn nicht durch unsere Väter und uns? Der Ursachen und Folgen natürlichen Zusammenhang zu ändern, ist nicht möglich; aber, belehrt, können und sollen wir uns selbst ändern, und hiervon im Rheinbunde das erste Beispiel aufstellen." „Unstreitig ist ein mächtiger Protector nothwendig; dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft . . Die Bestimmung der Frage, wie es mit dem Protectorat in Zukunft sein soll, und welche Rechte ihm zuzugestehn wären, wird nun von dem Protector, dem Stifter und Haupt der neuen Verfassung selbst abhängen. Gemeiniglich pflegen die Zeiten solche Dinge zu machen: es ist ebenso wenig zu rathen, daß die Masse mit ihrem Bildner in Discussion trete, als möglich, in die Zukunft eingreifende, auf die unbekannten Ereignisse passende Vorkehren zu treffen. Da es dahin gediehen, daß wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerföderation so viel Interesse für unsere Erhaltung hat nehmen lassen, daß er unser Protector sein will. Wer vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört? Allerdings (das darf man auch jetzt sagen) kann, was dem Einzigen gestattet wird, nicht jeder Nachfolger fordern: wenn das Werk consolidirt ist, so wird es der durchgreifenden Intervention auch nicht mehr bedürfen. Aber der heutige Zeitpunkt scheint nicht der zu sein, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. Er ist; das sei vor der Hand genug." „Wir wären der Meinung, im Fundamentalstatut jetzt blos die Form und Befugnisse des Bundestags in Bezug auf innere Verhältnisse festzusetzen. Das Fremde, Höhere, hat Er übernommen: was unter uns täglich vorgeht, inneres gutes Verhältniß, gemeinsame Anstalten, offenes Recht für jeden gegen jeden, ist uns gelassen." „Es ist eine unserer Hand entwachsene Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut. Aber wünschbar wäre für die Zukunft, im Krieg, Frieden und Bündnissen nie anders, als in Gesammtheit einer Nation zu erscheinen."

Um über diese Unbegreiflichkeiten nicht alle Fassung zu verlieren, muß man Müller mit seinen Zeitgenossen zusammenstellen. Es war nicht blos der preußische Officierstand, der in seinem Verrath die Landesfestungen dem Feind überlieferte; die Gelehrten wetteiferten, sich an den Eroberer wegzuwerfen. Es genügt, die Intelligenzblätter der jenaischen L. Z. von 1806 (27. Oct. 6. Dec.) und 1807 (3. Jan. 9. Sept.) durchzublättern, die wahrhaft hündische Demuth der Universität vor Napoleon, um sich das Bild jener Tage zu vergegenwärtigen. In seiner Idee, den Rheinbund für die Hoffnung Deutschlands zu

halten, stand Müller keineswegs allein*); freilich mußte ihm, dem alten Propheten des guten Rechts, das Gewissen strenger vernehmlich werden. Am 27 Febr. 1807 schrieb Gentz, sein alter Verbündeter aus Prag: „Daß Sie längst schon Muth und Neigung verloren hatten für eine hochbedrängte Sache, war mir bekannt. Daß in den letzten Wochen vor dem Ausbruch des preußischen Kriegs Ihre Zaghaftigkeit aufs höchste gestiegen war und einen nahe bevorstehenden Abfall verkündigte, thaten unverkennbare Symtome mir kund. Nur mittelmäßig also konnte es mich wundern, daß Sie in Berlin zurückblieben. Daß Sie nun, nachdem dies einmal geschehn, Ihre Grundsätze, (wenigstens die, welche zeither für die Ihrigen galten) Ihren Ruhm, Ihre Freunde, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie Jahre lang gepredigt und verfochten hatten, in feigherziger Nachgiebigkeit gegen den Sieger, in lichtscheuen Unterhandlungen mit ihm, in doppelzüngigen Bekenntnissen und Erklärungen verleugnen und aufgeben würden, darauf war ich vollkommen gefaßt. Daß Sie aber sich öffentlich lossagen könnten, — diesen Grad der Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht." „Eine öffentliche und sehr bestimmte Erklärung über die sogenannte neue Ordnung der Dinge in Deutschland enthüllt Johannes von Müllers Gedanken über die rheinische Conföderation. In diesem meuchelmörderischen Attentat, wodurch der fremde Usurpator einer fremden Regierungsgewalt alles, was noch national bei uns war, unter die Hufen seiner Pferde gestampft hat, in diesem verworfenen Machwerk der Tyrannei, konnte der lorbeerreiche Herold helvetischer und germanischer Freiheit „den Keim einer trefflichen Verfassung" und Stoffe und Anlagen finden, die es jedem Deutschen werth machen müssen, in seinen

*) „Welche Worte des Lebens," schreibt am 5. Febr. 1807 aus Dresden der wackere Böttiger, der noch vor einem halben Jahr mit Gentz und A. Müller wetteifernd auf die Feigheit der Deutschen geschmäht, „haben Sie in Ihren Recensionen über den rheinischen Bund gesprochen! Aber dies wird Ihnen von einer gewissen Partei, die sich weder umdenken kann noch will, zur Todsünde angerechnet. Man hält es laut für Treubruch und Apostasie, wenn man den mit Feuer und Geist getauften Zertrümmerer der alten wurmstichigen, morschen Formen für das erklärt, was er ist, ein erwähltes, hochbegnadigtes Werkzeug Gottes. Ich könnte Ihnen selbst von meinen nächsten, mir liebsten Umgebungen traurige Belege dieser Verketzerung anführen. Sie kennen meine Gesinnungen vor jener Katastrophe, da noch ein Ausweg zur glorreichen Wiedergeburt ohne Grab und Verwesung gedenkbar war. Bei Sternenklang wog Gott am 14. Oct. die alten und neuen Formen; des Nordens Schale stieg hoch! Nun müssen wir das Orakel verehren. Wir Sachsen haben es vor allen Ursach, nicht zu murren. Bei einer großen Reunion, die am neuen Jahrstag zu Ehren des Friedens hier stattfand, brachte ich den Toast aus: es lebe der Friede und der ihn gab! Darüber bin ich hier unglaublich angefeindet und ein Mameluck gescholten worden. Von Ihnen berichten Briefe aus Berlin, Sie hätten mit Wegtilgung der vorigen Inschrift (Kriegsrath v. Müller) an Ihre Thür geschrieben: Muller de Schaffhouse. Da sind nun die theilnehmenden Freunde schon darum bekümmert, wo Sie künftig, wenn Berlin in alte Ordnung zurückkehrt, Ihren Wohnsitz nehmen werden. Hoffentlich hat diese Sorge Ihnen noch keinen Augenblick Ihres Schlafs und Ihrer Ruhe geraubt."

Kreisen zu leben! — Wie soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr heller Geist urplötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten? Oder verleitete Sie irgend ein schnödes Interesse, irgend eine niedrige knechtische Furcht, wider bessere Ueberzeugung zu schreiben? Nach einer oder der andern Hypothese wird das Urtheil der Zeitgenossen greifen. Was mich betrifft, so schmeichele ich mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit 20 Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für andere zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschien, ich wiese ihm die Mittel nach, in 24 Stunden ein Bündniß mit Ihnen zu schließen.*) Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist blos, daß Sie, von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen noch hörten als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten Berlin aufzugeben, so waren Sie wahrscheinlich gerettet. Ihre eigentliche Strafbarkeit liegt in Ihrem Bleiben; alles Uebrige war eine unvermeidliche Folge davon. — Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid; Sie zu hassen ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühung krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht: die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühen!"

Goethe, der Müllers Talent wahrhaft achtete, durch die allgemeine

*) M. selbst schreibt 25. Aug. 1808: J'ai ce défaut bien allemand de commencer par supposer tout le monde bon, de me créer tel homme, d'après des données insuffisans. Puis — la douleur des découvertes — et **poenitet me fecisse hominem!**

Literaturzeitung mit ihm verbündet war, und über den deutschen Patriotismus, der sich jetzt als Ankläger gegen den deutschen Geschichtschreiber erhob, sehr gering dachte, beschloß, dem hart Angefochtenen eine Genugthuung zu geben. Er übersetzte die Festrede desselben und veröffentlichte sie im Morgenblatt vom 3. März. „Haben Sie Dank," antwortete Müller 16. März, „großer Mann und edler Mensch! Ihr Name ist meine Aegide gegen den Neid. Die Leute hier können einem gar nicht vergeben, nicht füsilirt worden zu sein; und der (mir nicht bekannte) Klang der Guineen hat etwas, das die Donnerlectionen von Jena und Auerstädt überhören macht. . . . Ich habe meine Grundsätze nicht geändert: geändert hat sich aber die Welt. Was können wir dafür? Und da es nun so ist, sollen wir denn alle conspiriren wie Brutus, oder uns erstechen wie Cato? Das thut selbst Gentz nicht, welcher über meine Verrätherei so grimmig thut. . Mich treibt der Gott (andere sagen der Teufel), in der Literaturzeitung bisweilen merken zu lassen, wie ich glaube, daß unsere Deutschen sich jetzt am vernünftigsten zu benehmen hätten, und daß ich sogar meine, sie thäten ebenso gut, mit Weisheit und Gemeinsinn eine bessere Freiheit sich vorzubereiten, als dieselbe ausschließlich von Kosaken und Karakalpaken zu erwarten. Das ist die Verrätherei; und — leider, leider sind mir die Napoleonsdor noch so unbekannt wie die Guineen, es ist für nichts und wieder nichts, daß ich der verruchte Mensch geworden bin: so wie man oft eine junge Schönheit ihre einladenden Reize nicht gewichtigem Golde, sondern der fatalen Liebe des Lasters gratis hingeben sieht. In der That, wo kein großer deutscher Mann an der Spitze einer Nationalmacht existirt und für die Vormundschaft keine Prätendenten sind als Kalmücken oder Franzosen, däucht mir am besten, denen schön zu thun, welche noch die zahmsten sind, und für die Zukunft Keime besserer Dinge zu pflanzen. Dieses Glaubensbekenntniß wollte ich Ihnen machen, damit Sie wissen, was Sie an mir haben, und wofür eigentlich Calvinus Gentz die sanfte Wärme, welche Servet erfuhr, mir zutheilen möchte." Müller hebt noch in andern Briefen hervor, daß er für seinen Uebertritt keine Guineen empfangen habe; das war freilich richtig, ihn hatte nur der Eindruck der Thatsachen bestochen. Uebrigens waren jene Ansichten ganz in Goethes Sinn. Er antwortete am 17. April, indem er ihn zugleich aufforderte, der Literaturzeitung seine Theilnahme zu erhalten: „Man wirkt und nützt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andere Weise spaltet und uns in Ruhe läßt." „Ihrem reinen Herzen," schreibt M. in derselben Zeit an einen andern, „bedarf ich nicht zu verhehlen, daß das meinige sehr zerrissen ist. Ich habe in einigen Recensionen den Nationalgeist, wie es jetzt irgend noch möglich ist, emporzuhalten und vernünftig zu leiten gesucht, und muß hören, daß man mich der Abtrünnigkeit.

der Verrätherei am Namen der Deutschen beschuldigt . . . Ich bin keiner von denen, welche einen alten Römer verdammen, daß er, um der Unmöglichkeit, für seine Denkungsweise ein Asyl außer Neros Welt zu suchen, die Last des Daseins von sich warf. Dazu ists jedoch bei uns noch nicht gekommen. Es bleibt noch viel freie wohlthätige Wirksamkeit, viel Trost der Hoffnung, mehr als ein Ausweg und noch lastet auf uns keine solche Gewalt unbeschränkt. Es hatte dazumal die öffentliche Meinung noch keine Druckerei zur Basis. Es scheint möglich, daß diese Scenen gut endigen, viel todtem Formenwesen, viel unverantwortlicher Erschlaffung ein Ende machen." (14. März.) „Aber schweigen, schweigen, meinen die Biedermänner, hätte ich sollen! Als der vaterlandsliebendste der Propheten seinem Volk mit Thränen zurief, dem, welchem auf eine gewisse Zeit durch die Hand der Vorsehung Asien übergeben sei, für die bestimmte Zeit sich zu fügen, schien den Juden patriotisch, ihn zu steinigen, aber Jerusalem wurde verbrannt. Warum schwieg er nicht? Weil der Gott in ihm ihm zu reden gebot." „Ich bin müde, einem undankbaren Zeitalter, einem nichtswerthen Geschlecht, feige zur That und verleumderisch in Worten und unsinnig im Wahn seiner Hoffnungen, mit unausgesetzter Lebensmühe und oft wahrhafter Gefahr mich aufzuopfern. Ich gedenke in einem kurzen, sehr kräftigen Aufsatz dem Publicum dies alles zu sagen und mich von ihm zu verabschieden." Seine Dankbarkeit gegen die Männer, die sich in jener Zeit seiner annahmen, hat etwas Rührendes; so gegen seinen Schüler und Schützling Pfister, den Geschichtschreiber Schwabens, der ihn 16. Febr. 1807 in der jenaer L. Z., gegen Heeren, der ihn in denen gött. Gel. Anz. lobte. Dem letztern schreibt er: (22. Sept.) „Man nahm sehr übel, daß ich vom Bund als einer dauernden Einrichtung ernsthaft gesprochen da doch nächster Tage das alles sich ändern, Preußen hergestellt und der Rheinbund zertümmert sein würde. Ich bekam anonyme Briefe, wie an einen gefallenen Engel geschrieben, und selbst in unterschriebenen schlecht verhüllte Vorwürfe einer Verrätherei welches alles, bei dem Bewußtsein der besten Absicht und bei meiner Ueberzeugung, daß man den Kaiser nun gewiß nicht besiegen werde, gleichwol mich sehr mißmuthig und an den einsamen Winterabenden traurig machte. Als ich Ihre Recension gelesen, stand ich eilig auf und wandelte lang auf und ab, voll der innigsten Rührung, daß doch ein Mann mich ganz verstanden, und mit solcher aufrichtenden Kraft mein Herz anspreche."

(Der Schluß im nächsten Heft.)

Land und Leute in der neuen Welt von Löhr.

Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löher. 3. Bd. Göttingen, Wigand.*) —

Zu den kräftigsten wilden Stämmen gehören die Indianer im Gebiet der Vereinigten Staaten. In den vordern Unionsgebieten stößt man nur noch sehr selten auf ein Häuflein Indianer, welches mitten unter den Weißen sitzen geblieben ist, etwas von ihrer Cultur angenommen hat, unter deren Wucht aber verkümmert. Gleich wie ihre Hütten halb aus Lehm und Bretern, halb aus Baumrinde, Matten und Thierfellen bestehen, so ist auch ihre Bildung ein ärmliches Flickwerk aus mühsam angelernten Sitten und Einrichtungen der Weißen und aus wildem, ungezähmtem Natursinn. Sie verzehren sich in dumpfem Sehnen nach Freiheit, und nach wenigen Jahrzehnten wird auch der letzte verschwunden sein. Selbst im Westen der Vereinigten Staaten muß man erst viele Tage lang den Missouri oder obern Mississippi hinauffahren, um in die Nähe der freien Indianer zu gelangen. Noch erinnern überall diese wild flutenden Riesenströme und ihre Uferlandschaften an die Wilden. Erst vor einem Menschenalter wurden ihnen diese weiten Strecken abgekauft. Noch liegt der Schimmer und die Frische der jungen Natur über der Gegend ausgebreitet. Doch wie selten zeigt sich das Dach eines Wigwam am hohen Uferrande oder sieht man dort in der Abenddämmerung einen Indianer stehen, der stumm in seine Decke gehüllt auf das flutende Gewässer und das vorüberbrausende Dampfschiff hinstarrt. Einzelne armselige Familien sind zurückgeblieben, die Stämme, zu denen sie gehörten, sind schon tiefer im Westen, weit weg von den Ufern der großen Ströme.

Auf dem Wege zu diesen Stämmen nimmt der Reisende die ersten Nachtlager in den Blockhütten der Hinterwäldler und Jäger, die oft stundenweit voneinander wohnen. Ihre schweigsame Natur bereitet vor auf die Einöde, wo alle Cultur schweigt. Halbindianer, ebenso häßliche als verachtete Menschen, durchtriebene Händler, welche den Indianern Branntwein, Fuhrleute, welche den Forts Lebensmittel zuführen, hin und wieder kleine Jagdzüge von Offizieren aus den Forts, oder einzelne streifende Jäger, — das sind die Figuren, welche die weiten Prairien des Grenzgebietes sparsam beleben. Hinter dem Grenzgebiete, namentlich an Flußübergängen und längs den großen Handelsstraßen nach Californien und Mexico hat die Regierung an einzelnen Punkten kleine Forts errichtet, große feste Blockhäuser mit einer Umzäunung von hohen Palissaden, in welchen ein paar Schwadronen Dragoner in Garnison liegen, um die Indianer im Zaume zu halten. In diesen Forts wohnen die Intendanten, — Regierungsbeamte, welche den Handel mit den Indianern leiten und überwachen, und ihnen zu bestimmten Zeiten im Jahre die Gelder,

*) Wir glauben dies schöne, stofflich wie stilistisch gleich ausgezeichnete Werk, unsern Lesern am besten durch den obigen Auszug aus einem Capitel zu empfehlen. Der weitere Inhalt ist: Handelsvölker der Gegenwart; Neuyork; Boston, Philadelphia; auf den Grenzen der Ansiedlungen. Culturpionire, junge Städte im Westen Nordamerikas; auf dem Michigan-, Huron- und Eriesee. Ein Tag wieder in Europa.

Lebensmittel, Waffen und Kleidungsstücke verabreichen, welche vertragsmäßig für die abgetretenen Landstriche bezahlt werden. In der Nähe des Forts befindet sich gewöhnlich eine Station für Missionäre, welche von der Regierung oder von Privatgesellschaften besoldet werden, um die Indianer zum Christenthum zu bekehren. In der Regel ist die Wirksamkeit dieser Missionäre wenig segensreich. Einige Kinder kommen bis zum sechzehnten Jahre nach Laune in die Missionsschule, weil man ihnen darin zu essen gibt. Später gehen sie wieder auf im wilden umherziehenden Leben ihres Volkes, einige verworrene Ideen vom Christenthum sind die ganze Frucht der Thätigkeit amerikanischer Missionäre. Selbst diesen wird es zu schwer, sich von dem eingewurzelten Hasse gegen das Indianervolk loszumachen. Die französischen Jesuiten allein und die deutschen Herrnhuter haben es verstanden, die wilden Kinder der Prairien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren. Ihnen gelang es, dazu den wichtigsten und schwierigsten Schritt zu thun, indem sie die Indianer an einen festen Wohnsitz und an Ackerbau gewöhnten. Auf die deutschen Herrnhuter vorzüglich läßt sich, überall wo sie unter wilden Völkern gewirkt haben, das schöne biblische Wort anwenden: ihr Leben war Wohlthun.

Sieht man sich nun näher unter den Indianern um, in ihren Hütten, in ihren Rathsversammlungen, beobachtet man sie bei Jagden, Schmausen und religiösen Festlichkeiten, so ist man sehr bald über ihr ganzes Leben und Treiben im Klaren. Es ist alles bei ihnen einfacher, unverfälschter Naturzustand, und dieser ist weder appetitlich, noch ist viel darüber zu sagen. Die Indianer thun nur das Nothwendigste, was die Leibesbedürfnisse verlangen, und auch das nur auf die roheste und ärmlichste Weise, — alle übrige Zeit spielen sie oder träumen sie. Ihre Hütten sind leicht hergerichtet aus Stangen und Zweigen, bedeckt mit Rasen, Baumrinden, Fellen und Matten. Die Kleidung bereiten sie sich aus Wildhäuten oder erhalten sie von der Regierung, oder tauschen sie ebenso wie Flinten, Pulver und Blei von den Händlern ein. Etwas Mais ist das Einzige, was die Familie durch Handarbeit der Erde abgewinnt, für die übrigen Lebensmittel ist sie auf den zufälligen Ertrag der Jagd, auf wilde Wurzeln und Waldfrüchte, auf alles kleine eßbare Gethier angewiesen. Der Hunger ist daher ein regelmäßiger Gast in den Indianerhütten. Des Winters ziehen sie möglichst tief in die Waldungen, welche ihnen etwas Schutz vor den Stürmen gewähren: dann leiden sie oft bittere Noth vor Hunger und Kälte und kommen dutzendweise um. Die Phantasie der Weißen, welche mitten unter dem Reichthum und Zwang des civilisirten Lebens Sehnsucht nach freier Wildniß empfinden, hat das Indianerleben ausgeschmückt; in der Nähe betrachtet, behält es kaum noch einen Reiz für halbverwilderte Canadafranzosen.

Man wird in vielen Beziehungen die Indianer richtig auffassen, wenn man sie als große Kinder ansieht. Stoßen sie mit Weißen zusammen, so werden sie innerlich bange, sie sind mißtrauisch und achten auf alles, weil sie Schaden an Leib und Gut fürchten, — sie nehmen sich zusammen, um anständig und würdig zu erscheinen, und sind behutsam in Reden und Handlungen, weil sie sich fürchten, ausgelacht zu werden. Und doch sind sie äußerst lobbegierig. Mit Loben und Rühmen kann man sie fangen wie die Fische mit dem Köder. Sind sie aber unter sich allein, in den tiefen Wäldern oder auf den fernen Prairien, wo sie an den weißen

Mann und seine wunderbaren Waffen und Geräthschaften nicht mehr denken, so geben sie sich offen, heiter und fröhlich, und wo einer etwas Gutes hat, bewirthet er seine Freunde und Nachbarn damit. Geiz und Selbstsucht sind ihnen unbekannt. Verbreitet sich in einer Dorfschaft die Nachricht, daß einer große Jagdbeute gemacht, so kommen sie aus allen Hütten heran, um am Schmause Theil zu nehmen, das versteht sich ganz von selbst. Dann sitzen und rauchen, spielen und plaudern sie den ganzen Tag zusammen und machen sich gegenseitig Spaß und Vergnügen durch allerlei Erzählungen. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind höchst einfach. Von Familie, Staat und Recht haben sie möglichst wenig, nur ebenso viel als das Naturbedürfniß, die Noth, die zufällige Gewöhnung aneinander hervorrufen. Ihre Staatsverfassung würde so ziemlich wieder entstehen bei einer Schar unserer Knaben, welche einen Tag lang in freier Natur sich selbst überlassen wären. Ihr Gesetzbuch ist noch kürzer als die zehn Gebote und wird weder aufgeschrieben noch auswendig gelernt. Die Ehe wird ohne alle Feierlichkeit blos dadurch eingegangen, daß der junge Indianer in die Hütte der Eltern oder Brüder des Mädchens, oder dieses in die Hütte der Verwandten ihres Bewerbers aufgenommen wird, nach einigen Monaten oder Jahren baut der Mann sich seine eigne Hütte. Von wärmerer Zuneigung unter den Eheleuten ist nur eine leise Spur vorhanden, selbst das himmlische Glück der Liebe berührt nur selten und flüchtig die Herzen dieser Naturkinder. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, das ist die Norm der Ehe. Gegen Mißhandlungen findet sie zweifelhaften Schutz bei ihren Verwandten. Gefällt die Frau dem Manne nicht mehr, so heißt er sie zu ihren Verwandten gehen, oder er nimmt sich eine andere hinzu, wenn er zwei ernähren kann. Jedoch beides ist selten, Gewöhnung und natürliche Gutmüthigkeit hält die Ehen zusammen. Selten erlaubt sich der Mann Schläge und Scheltworte gegen sein Weib. Lärmt sie ihm zu sehr in der Hütte, so geht er zu einem Freunde und macht seinen Spaß über das närrische Weib. Die Regel ist jedoch, daß sie es ihm in seiner Hütte behaglich zu machen strebt. Daß sie allein Gepäck und Kinder schleppen muß, oft mühselig auf weiten Wanderungen, daß sie die Hütte abbrechen und wieder aufschlagen muß, ferner Reisig hacken, das erlegte Wild holen, kochen, Matten flechten, Leder gerben, Moccassins und Jagdhemden machen muß, — das ist einmal hergebracht. Der Frau kommt alles zu, was sich auf die Arbeiten zum häuslichen Leben bezieht, — der Mann hat die Familie zu schützen, ihr durch die Jagd, welche ja auch für ihn eine Arbeit und oft mühselig genug ist, Nahrung zu schaffen, der Rathsversammlung zu pflegen. Daher überläßt der Mann seiner Frau auch die Herrschaft in der Hütte. In dieser hält sie allein Ordnung, sie weiset den Fremden ebenso gut wie den Brüdern und Verwandten den Platz an, der Mann mischt sich niemals darein. Man kann in dieser Scheidung des häuslichen und öffentlichen Gebietes, und in der Herrschaft, welche in dem ersteren der Frau eingeräumt wird, einen sittlichen Zug, eine Achtung vor dem natürlichen Rechte des Weibes nicht verkennen: dieser Gedanke ist aber auf der untersten Stufe seiner Entwicklung geblieben. Welch ein Abstand von den alten Germanen, welche nach Tacitus Worten in der Frau etwas Ahnungsvolles und Heiliges verehrten. Lebhaft ist dagegen das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung; das Gedächtniß der Vorfahren und das Abzeichen des Stammes oder der Familie wird in Ehren gehalten, und Eltern, Kinder und Verwandte fühlen die

Pflicht, im Nothfall füreinander zu sorgen. Und dies geschieht häufig auf eine rührende kindliche Weise. Der Mann erträgt wol einmal Tage lang die Hungerqual, damit die Alten und die Kinder seiner Hütte zu essen behalten. Eine Art von Obrigkeit besteht nur durch das Ansehen der Weisen und Tapfern. Vor den Bewährten hat jeder große Achtung. Gehen die Männer auf den Kriegspfad, so ist der Beste der Anführer oder Häuptling. Die große Achtung und Bescheidenheit mit welcher die jüngeren Männer zu den Alten aufsehen, in deren Häuptern sich so viele Kenntnisse und Listen für Jagd, Krieg und Rathsversammlung, so viele Erfahrungen von der Wirksamkeit der Manitus sammeln, — dieser Respect erinnert ganz an die Art und Weise, mit welcher die Knaben bei uns einen Erwachsenen betrachten. Wie diese nichts mehr fürchten, als sich in Gegenwart von Erwachsenen lächerlich zu machen, so schließt diese Furcht auch dem jungen Indianer den Mund, wenn er in der Gesellschaft von erfahrenen Männern ist.

Nach festem Recht und Gericht haben die Indianer kein Verlangen, sie bedürfen es nicht. Das Recht kann sich bei ihnen nicht entwickeln, weil Sondereigenthum an Grund und Boden dafür keinen Anhalt gibt. Am beweglichen Vermögen ist Eigenthum anerkannt, es wird, außer durch Jagd und Krieg, durch Handel, Tausch und Familienerbschaft erworben. Sklaven kennen sie nicht, der Kriegsgefangene wird getödtet oder in den Stamm als ein Familienglied aufgenommen. Raub und Beleidigungen rächt jeder selbst, er ist eben sein eigener Richter so lange, bis er den Unwillen, den Widerstand, die Rache der übrigen hervorruft. Ueberaus scharfsinnig und schlau benehmen sich die Indianer auf der Jagd, im Ueberfall des Feindes, in der Rathsversammlung. Da sind sie reich an Listen, welche sie mit unglaublicher Zähigkeit und Verstellungskunst ausführen. Die Kunst, zum Beispiel, zu telegraphiren, verstehen sie vortrefflich. Im Kriege und auf der Jagd geben sie sich auf weite Entfernungen hin untrügliche Zeichen durch die verschiedene Art, wie sie Feuer und Rauch machen und farbige Decken gegen die Sonne stellen. Ihre sonstigen Geschäfte besorgen sie mit großer Trägheit und Sorglosigkeit. In der Verfertigung von Schmucksachen und Geräthen bleiben sie den überlieferten Handgriffen treu, und zeigen einen gewissen rohen Geschmack darin, der sich an bunten Figuren und Farben ergötzt. Aus farbigen Lederstreifen, bunten Steinchen, hellen Thierzähnen, Federn und Haarbüscheln wissen sie allerlei Verzierungen an Waffen und Kleidungsstücken anzubringen.

Auffallend ist ihr Unvermögen, Ideen zu verbinden und Schlüsse zu ziehen. Ihr geistiger Blick hat immer nur die gerade Richtung bald auf das Eine, bald auf das Andere, daran bleibt er kleben und erhebt sich nicht zum Ueberschauen des Ganzen. Auch fällt es ihnen sehr schwer an die Zukunft zu denken und dafür Plane und Anstalten zu machen, wol aber haftet ihr Gedächtniß und ihr Denken mit Zähigkeit an vergangenen Ereignissen. Die Zukunft ist für sie inhaltslos, weil ihr Geist nichts hineinzulegen vermag. Die Indianer sind, noch viel mehr als unsere ungebildetsten Bauern, schwer von Begriff, und ihre vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte, wie vielleicht auch bei vielen ihrer Landesnachfolger, den jetzigen Amerikanern, hauptsächlich in der Trockenheit ihres Geistes den Grund haben. Wenn der Hunger des Winters sich festsetzt in den Indianerhütten, dann werden schon die Kinder bedeutet, schweigend zu hungern. So werden die Wilden

schon von Jugend auf gewöhnt, Leiden und Qualen schweigend zu ertragen, bis sie lautlos verenden wie der verwundete Hirsch im Dickicht. Wenn der Indianer Hunger hat oder wenn ihn sonst etwas quält, so greift er zur Pfeife. Ihre narkotische Wirkung unterbricht den Gedankengang seines Geistes wie den Stoffwechsel seines Körpers. Das ist es, was er will, vergessen. Weil sein Geist ihn nicht höher trägt, weil er über Ursache und Wirkung nicht nachdenkt, noch weniger beides begreift, so ist sein Fatalismus natürlich. Der Knabe weicht dem Schlage aus, den er kommen sieht, ist er aber getroffen oder überfällt ihn sonst ein Weh, dessen letzte Ursache er nicht begreift, so weiß er nichts Anderes zu thun als still zu leiden. Mittel ein Unglück abzuwenden oder gar Vorbeugungsmittel auszudenken, würde dem Indianer gar zu schweres Kopfbrechen machen, es würde doch nichts Anderes als Kindisches dabei herauskommen: deshalb denkt er lieber gar nichts, wickelt sich in seine Decke und wartet das Ende ab. Als die Indianer zum erstenmal von Blattern befallen wurden, — auch dies Unglück brachten ihnen die Weißen, — da lagen sie entweder ganz still und lautlos und starben wie die Fliegen weg, oder gequält von dem innern Brande liefen sie wie besessen umher und stürzten sich in die Flüsse, um Kühlung zu suchen. Das Unglück fiel über sie her wie ein Ungeheuer, unter dessen Griffen sofort jede Regung ihres geistigen Selbst zerfleischt wurde. Der Mangel an Fassungsgabe für Anderes als für das Allernächste zeigt sich auch in einer andern Eigenthümlichkeit. Kein Indianer ist für ein Gemeingefühl, für eine Idee zu begeistern. Nur was ihn selbst trifft, regt ihn zur Thätigkeit auf. Aus Stolz, Ehrtrieb, Rache duldet und unternimmt er das Aeußerste mit großer Ausdauer, alles Andere berührt ihn kaum, er hat kein Verständniß dafür. Die Natur des geistigen Vermögens der Indianer spiegelt sich am deutlichsten in ihrer Sprache. Wenn Indianer miteinander sprechen, hört es sich artig an, es ist eine lebendige Mosaik von ganz einfachen Naturlauten, oft wie Vögelgezwitscher, Pfeifen und Gurgeln, und dann wieder wie Tosen, Aechzen, Rollen. Aber in dieser Sprache ist kein Denken, oder es gibt sich nur sehr matt darin zu erkennen. Es fehlen zum größten Theil die allgemeinen Begriffe. Der Indianer sagt von seinem Nachbar: er ißt, er trinkt, er schläft, er jagt, aber niemals redet er von dessen bloßem Leben und Dasein; er hat kein Wort für das einfache Existiren, weil keinen Begriff dafür. Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benamt er ganz genau, jedoch fehlt ihm das Wort, welches den Gattungsbegriff Eiche ausdrückt; er ist noch nicht so weit gekommen, das charakteristisch Gemeinsame all der Eichenarten aufzufassen. Der indianische Wort- und Satzbau selbst ist ohne das logische Element. Für die einfachsten Dinge braucht der Wilde eine Menge zusammengesetzter Worte, und darin sind Silben und Worte entweder rein äußerlich aneinandergehängt, oder so, daß in das erste Wort die übrigen gleichsam eingeschachtelt werden: die Worte sind nicht auseinander hervorgewachsen, sondern zusammengeleimt. Die Rede selbst besteht ebenso aus lauter einzelnen abgerissenen Sätzen hintereinander, der Gedanke, welcher dem Ganzen Sinn und Leben gibt, schimmert nur undeutlich durch. Der Dakotahindianer sagt zu seinem Feinde nicht: weil du mein großes Volk beschimpft hast, deshalb mußt du sterben, — sondern: groß ist der Dakotah, ich tödte dich. Mit dieser Natur der Indianersprache hängt auch zusammen, daß sie sehr individualisirend, überaus bildlich, naiv poetisch ist. Für Handwaschen hat sie z. B. ein ganz anderes Wort

als für Gesichtwaschen, — ein Strom, dessen Ufer eingestürzt sind, heißt Acahela wörtlich Wasser-Fresser-Land; — die schönste Stelle am Champlainsee, wo die Wogen an Felsen branden, führt den Namen Ticondaroga, wörtlich Wasser-Stein-Schlagen. Nach tieferen Gründen solcher Eigenschaften der Indianersprache braucht man nicht lange zu suchen, wir sind in dieser Beziehung fortwährend von einer Menge kleiner Indianer umgeben. Die Kinder bis zum siebenten Jahre denken grade so, bilden ihre Worte und Sätze grade so wie die Indianer, und man kann sich leicht das Vergnügen machen, zu hören wie flink und lustig die Kinderzunge indianische Worte nachspricht, z. B. die Namen der sechs Nationen in New-York-Staat: Oneida, Onondaga, Cayuga, Seneca, Wyandot, Tuscarora.

Noch ein tieferer Blick in die Indianernatur hinein erschließt sich bei Beobachtung ihres religiösen Gebahrens. Des Indianers Charakter ist von einer ernsten Religiosität ganz erfüllt, sie beherrscht vollständig sein Denken und Thun. Es ist jedoch eine eigne Art von Religiosität. Der Wilde glaubt sich überall von unsichtbaren Geistern umgeben, von Dämonen oder Manitus, in deren Gewalt zu kommen er sich fürchtet. In jedem Dinge, jedem Ereigniß, das ihn betroffen macht, steckt für ihn ein geheimnißvoller Geist: so im Bär oder Büffel, der seinem guten Schuß entgeht, im wildrauschenden Strom oder Gewitter, im heranrasselnden Dampfschiff, im Ticktack der Uhr. Wie alle Völker niederer Bildung, glaubt er fest an Träume, an Ahnungen, und hat tausend gute oder böse Vorbedeutungen. Nicht das kleinste Werk unternimmt er, ohne vorher die Manitus durch Opfer, Beschwörungen und allerlei Teufeleien zu sühnen und sich geneigt zu machen. Kein Bursche geht auf seinen ersten Kriegspfad aus, ohne durch Nachtwachen, Fasten und Beschwörungen an einsamen Orten sich einen Schutzgeist, gleichsam seinen Leibmanitu einzufangen, den er wie durch plötzliche Eingebung auf einmal in einem bunten Steinchen, in einem Ast oder Wurzelfigürchen zu entdecken glaubt. Der heilige Sack, welcher bei den religiösen Tänzen der Indianer eine große Rolle spielt, und bei dessen Berührung sie häufig in Zuckungen fallen, enthält nichts als eine Sammlung von allerlei Knöchelchen, Muscheln und Holzfigürchen, an welche die Manitus gefesselt sind. Der Priester bei den Indianern, welcher fortwährend mit den Manitus umgeht und die Kraft seiner Beschwörungen am besten abzuschätzen weiß, kann nicht anders als ein Gaukler werden, der immer mit wunderbaren Zeichen und Beschwörungen zu erscheinen hat, um sich und die andern zu betrügen. Die Religion der Indianer ist also keine Ehrfurcht vor dem hehren allgewaltigen Weltgeiste, keine kindliche Liebe zu Gott, sie ist Furcht, tiefe düstere Furcht vor den unheimlichen Gewalten. Alles in der Natur kann dem Indianer plötzlich verdächtig scheinen, dann schreckt er in sich zurück und verhält sich still und stumm, und zittert insgeheim wie ein armes Schlachtopfer. Zum Begriff von Gott kann er sich gar nicht erheben, der „große Geist" ist ihm alles Unbekannte und Geheimnißvolle, das er nicht näher zu bezeichnen weiß. Aus seinen unzähligen Manitus von stärkerer oder geringerer Macht errichtet er in seiner Phantasie eine Geisterpyramide, aber auf seinen Sinnen liegt es wie eine drückende Nebeldecke, so daß er die Blicke nicht bis zur Höhe der Pyramide erheben kann. Sieht er eine Leiche; so ist ihm unklar, ob die Seele noch darin weilt, oder schon weit weg ist. Er setzt bei der Leiche Speisen und Getränke nieder, und fabelt dabei vielerlei über den Geisterpfad, den die Seelen der Abgestorbenen wandeln, ohne

über das geheimnißvolle Land, das sie am Ende ihres Pfades aufnimmt, irgend mehr als eine unklare dämmerige Vorstellung zu haben.

Schon viele Reisende, welche lange im Stillen das Treiben der Indianer, ihren Gedankengang, ihre Sitten und Gebräuche beobachteten, überkam es plötzlich wie eine dunkle Erinnerung an ein untergegangenes Culturvolk. Es blitzten Streiflichter auf, welche eine versunkene geistige Welt erhellten, um gleich wieder zu verschwinden. Möglich ist es, daß diese Indianer nur verwildert sind, nur verkommene Trümmer eines einst höher gebildeten Volkes. Daß ein solches vor ihnen in Nordamerika da war, ist unbestreitbar, — daß Völker unter der Einwirkung des Klimas, im einförmigen Prairie- und Urwaldleben, abgeschnitten von den Culturſitzen, verwildern können, ist wenigstens nicht unmöglich. Dunkle Traditionen der Indianer, daß sie einst ein einiges, großes und glückliches Volk gewesen, und dem gegenüber der eigenthümliche unaufhaltsame Zersetzungsproceß in zahllose Völkerschaften und Sprachen ferner mancherlei einzelne Reste in ihrer Sprache, Sitte und Religion, welche auf Völker höherer Bildung zurückweisen, — dergleichen Stützen lassen sich jener Ansicht zuführen, daß die jetzigen Indianer blos verwildert seien. Es bleibt aber nur eine Ansicht, feste Anhaltspunkte dafür hat noch keine Forschung aufgefunden. Die Geologie hat in unsern Tagen die Blicke eröffnet in unermeßliche Urzeiten, vielleicht wird auch die rasch fortschreitende Völker- und Sprachenkunde, namentlich die vergleichende Sprachwissenschaft, uns noch Urvorgänge in der Weltgeschichte enthüllen, welche jetzt noch dunkle Nacht bedeckt.

In Romanen und ältern Reisebeschreibungen ist viel von den körperlichen und sittlichen Vorzügen der Indianer die Rede. Heutzutage wenigstens läßt sich nicht viel davon rühmen. Urbilder der Kraft und Schönheit sind gewiß zehnmal eher unter den gebildeten, als unter den wilden Völkern zu finden. Die Natur hat die Indianer mit keinen Vorzügen beschenkt, die sie vor andern Sterblichen voraus hätten, wol aber zerstören Entbehrung und Mühsale bei ihnen frühzeitig die Wohlgestalt. Die Feinheit und Schärfe ihrer Sinne ist erstaunlich, und sie leisten Bewundernswerthes in Fasten und Ausdauer auf Reisen und Jagden. Gleichwol übertrifft sie der Gebildete zuletzt auch darin, denn ihm gibt Geist und Wille immer neuen Antrieb; wenn aber des Indianers körperliche Kraft ermattet, dann bricht er auch ganz zusammen, weil er in seinem Geiste keine Hilfsquellen mehr findet. Die Indianernatur widersteht lange Zeit den Einwirkungen von Frost, Nässe und Hitze, von Hunger und Elend. Jede ernste Krankheit aber greift gleich den Lebensnerv an, und hat in ihrem Gefolge häufig völlige Verheerungen der Stämme. Die Blattern haben wiederholt die belebtesten Indianerdörfer in stumme Leichenhöfe verwandelt. Fieber sind auch in den Hütten der Indianer heimisch, und wer mit diesen echten Natursöhnen ein paar Tage lang auf der Jagd gewesen, entdeckt, daß sie auch genug von Rheumatismus geplagt sind.

Die Sittlichkeit der Indianer läßt sich nicht nach unserm Maßstabe beurtheilen. Der Wilde thut, was ihm gefällt. Alles, wozu er die Stärke fühlt und wovon ihn sein Aberglaube nicht abhält, ist seiner Meinung nach auch das Rechte. Es fehlen ihm die meisten von jenen sittlichen Ideen, welche man gern als solche betrachten möchte, die der Menschennatur ursprünglich inwohnen, durch die Laster und Kämpfe im civilisirten Leben aber unterdrückt werden. Von den vier Cardinaltugenden kennt

der Indianer nur zwei, Tapferkeit und Weisheit: für Mäßigkeit und Gerechtigkeit fehlt ihm sogar das Wort. So reich seine Sprache an Ausdrücken ist, um Selbstgefühl, Kraft, Schlauheit zu bezeichnen, so wenig kennt und nennt er Dankbarkeit, Milde, Verzeihung. Der Wilde ist Naturkind, kein edleres Gefühl, kein höherer Gedanke kann ihn auf die Länge beherrschen. Heute ist er offen, treu, gutherzig, kindlich fröhlich, — morgen springt plötzlich, wenn sein Stolz oder seine Habsucht erregt wird, die Leidenschaft in ihm auf; er kann sie nicht bemeistern, und ist er einmal im Morden, so wird er grausam und entsetzlich, weil die wilde Wuth ihn fortreißt. Man bildete sich früher ein, wilde Völker müßten noch einen Rest von paradiesischer Unschuld haben, — die Erfahrung zeigte überall nur das gerade Gegentheil davon. Ein dauerndes schamhaftes Gefühl würde man ebenso vergebens im Busen der jungen Indianerin suchen, wie bei der verheiratheten eheliche Treue. Gefallsucht und Leichtsinn bleiben die unzerstörliche Naturgabe der Mädchen und Frauen bei den Wilden; leicht gereizt folgen sie ohne Bedenken ihrer Lüsternheit. Jungfräulichkeit seiner Braut ist dem Manne gleichgiltig; den Ehebruch rächt er als einen Eingriff in sein Eigenthum, aber er findet nichts Unrechtes darin, Frau und Tochter dem Gast aus Gefälligkeit oder aus Gewinnsucht anzubieten. Auch die Indianerin hat ein lebhaftes Muttergefühl, gleichwol weist es auf schlechte und schändliche Gewohnheiten zurück, daß die Indianerehen so unfruchtbar sind, und daß die Kinder aus denselben so häufig in den Tagen sterben, wo sie noch zarter Pflege und Liebe bedürfen.

Wer die Wohlthaten der Civilisation recht tief erkennen will, der braucht nur ein paar Tage unter Indianern zu leben. Es sind nicht die tausend kleinen Annehmlichkeiten und Genüsse des civilisirten Lebens, welche man vermißt, es liegt vielmehr für eine Zeitlang eine Lust darin, auf die ursprüngliche Freiheit und Kraft des Menschen zurückgeworfen zu sein; allein niemals entgeht man dem widerwärtigen und trostlosen Eindruck, daß diese wilden Völker kein Hauch von sittlicher Energie, kein heller Geistesstrahl belebt. Die Menschennatur zeigt sich unter ihnen in ihrer Niedrigkeit. Im Wilden liegt der geistige Mensch noch gefangen. Trägen und verdüsterten Sinnes, ein Spiel seiner Einfälle und Leidenschaften, lebt er einförmig seine Tage hin, es fehlt ihm alle Ahnung eines edleren Daseins. Erst durch die Arbeit und die Kämpfe, durch die Noth und die Leiden der Civilisation erhebt sich der Mensch auf die Stufe, wo er ein edles und schönes Menschenkind wird, voll herrlicher Genüsse und Kenntnisse, voll erhabener Gefühle und Ideen.

Ist es aber nicht möglich, daß der Wilde, erweckt und belehrt durch den Civilisirten, den finstern Bann durchbreche, in welchem ihn eine dämonische Gewalt wie in einem geistigen Tode gefangen hält? Kann nicht auch der Indianer der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig werden? Die Erfahrung sagt entschieden Nein. Der Wilde kann nur gedeihen in freier Wildniß; wo die Cultur ihm näher rückt, entweicht er oder vergeht er wie das Waldthier. Die Berührung mit der Civilisation ist seinem Leben feindlich, schon der Blick der weißen Männer scheint ihm verderblich. Die Völkerschaften auf den westindischen Inseln, die mächtigsten Stämme der nordamerikanischen Indianer sind in wenigen Jahrhunderten von der Erde verschwunden. Auf allen Inseln der Südsee macht sich ein rasches Absterben der einheimischen Bevölkerung bemerklich. Die Angaben der Entdecker dieser Inseln über

die große Volksmenge auf denselben sind zwar in der Regel übertrieben; denn als die ersten Schiffe der Weißen dort die Küsten entlang fuhren, strömten Scharen von Wilden aus dem Innern herbei, und das Land erschien viel bewohnter als es in Wirklichkeit war. Gleichwol bleibt es zweifellos, daß überall die Bevölkerung seit dem ersten Anlanden der Europäer auf den Südseeinseln sich reißend vermindert hat. Nur auf wenigen ließen sich darüber bestimmte Zahlenverhältnisse feststellen; wo dies aber möglich war, sind sie erschreckend. Auf Hawaii z. B. sank die Bevölkerung in achtzehn Jahren von fünfundachtzigtausend auf fünfundzwanzig Tausend. In so kurzer Zeit verminderte sie sich also um das Dreifache, und dies Absterben griff um so weiter und rascher um sich, je mehr Civilisirte sich im Lande ansiedelten. Merkwürdig genug bemerkt man auch unter den Lappen, deren Rennthierherden doch unerschöpflich, auf deren hochliegende Forsten und Weideplätze die Cultur noch nicht gestiegen ist, — in den letzten funfzig Jahren ein auffallend starkes und rasches Abnehmen der Bevölkerung. Dies traurige Schicksal erklärt sich zunächst aus äußern Ursachen. Die wilden Thiere, deren Jagd dem Indianer in Nordamerika den Hauptbestandtheil seiner Nahrung verschaffte, fliehen, sobald ihnen auf hundert Meilen der weiße Ansiedler naht, als verkündigte ihnen der Instinct ihr nahendes Verderben. Während der Indianer noch seine alten Jagdgründe durchstreift, sind Büffel, Bären und Hirsche längst in weiter Ferne, und die Folge der magern Jagd ist, daß Hunger und Elend wochenlang in der Indianerhütte herrschen, deren Bewohner entkräften und sie langsam dem Tode durch Frost und Fieber entgegenführen. Branntwein ferner und ansteckende Krankheiten, beides Gaben der Weißen an die Indianer, richten unter diesen entsetzliche Verheerungen an. Wenn die Amerikaner nichts weiter thäten zum Abbruch der Indianer, als daß sie ihnen reichlich Whisky zuführten und wo sie könnten die Büffel vertilgten, so würden das Branntweingift und der Hunger schon allein hinlänglich sein, die Indianer jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Vielleicht hegen viele Amerikaner solche Hintergedanken. Sonst würden die ruchlosen Indianerhändler, welche trotz aller Gesetze den Wilden Branntwein genug zuführen, nicht so viele Helfer finden, — sonst würde man nicht mit so vielem Wohlgefallen von dem ungeheuren Schießen und Schlachten vernehmen, welches die Jäger alljährlich unter den Büffelherden anrichten. Die Indianerstämme zwischen dem Missouri und Mississippi, welchen der Branntwein am nächsten und die Büffel am entferntesten, sind diejenigen, welche sich am meisten verderbt zeigen und am schnellsten absterben. Bringt nun schon die erste Annäherung der Weißen den Indianern bereits so viel Unglück, so folgt später für diese regelmäßig noch das größere Unheil, indem sie von ihren altererbten Ländereien verdrängt werden. Der Weiße kommt, kauft ihnen Landstriche ab und gibt Decken, Kleider, Nahrungsmittel, Flinten und Pulver dafür. Der Indianer gewöhnt sich an neue Bedürfnisse, verläßt sich auf die Gaben der Weißen, bringt ihnen seine Jagdbeute, und wird selbst immer träger und ärmlicher. Nach wenigen Jahren haben die Weißen auch seine übrig gebliebenen Jagdgründe umzingelt und drängen ihn, sie ihnen zu überlassen und weiter zu ziehen gegen Westen. Die Amerikaner wollen keine Indianer unter sich, es ergreift sie eine stille Wuth, wenn sie in deren Besitze herrliche Ländereien unbebaut liegen sehen. Wollen die Rothhäute nicht im Guten weichen, so gibt es blutige Händel und Bedrückungen aller Art. Der Indianer begreift nicht die Natur

und die Pflicht eines Vertrages, dessen letzten zwingenden Grund zu entdecken sich ja auch bei uns viele Philosophen umsonst angestrengt haben. Daß der Weiße, den er nur als seinen Verderber kennt, ihm freiwillig etwas Gutes schenke, — kann sich der Wilde nicht denken. Trotz aller Redensarten, welche hin und wieder gewechselt werden, fügt sich der Indianer nur der Gewalt, und wenn der Weiße ihn mit Nahrung und Kleidung zu versorgen verspricht, so glaubt der Wilde, es geschähe aus Furcht vor ihm oder es stecke irgend eine böse List dahinter, die er vergeblich zu entdecken trachtet. Heute verpflichtet er sich durch feierlichen Vertrag, das Eigenthum der Weißen zu achten, — morgen hat er das Ganze rein vergessen und führt dem Ansiedler oder Händler ein Pferd, eine Kuh weg. Denn es geht einmal nicht in seinen Kopf hinein, warum er dem Weißen, der ihm ja alles nimmt, nicht wieder ein Stück Vieh nehmen dürfe.

So sind die Indianer nach und nach aus den vordern Staaten in die westlichern, aus diesen in die fernsten Prairien verdrängt worden. Die Bundesregierung kann bei dem besten Willen sie nicht schützen. Noch vor ein paar Jahren mußten die noch übrigen dreißigtausend Sioux Ländereien von etwa vierzig Millionen Aeckern am obern Mississippi für den winzigen Preis von noch nicht drei Viertelmillion Dollars abtreten; aus Gnade sollten sie noch funfzig Jahre lang jährlich funfzigtausend Dollars erhalten. Dies Geld fließt in kurzer Zeit zu den Weißen zurück, nur ein paar Häuptlinge bereichern sich dabei. Einige Jahre vergehen und schon sitzen die Weißen den Verdrängten wieder auf der Ferse, wieder müssen sie sich abkaufen lassen und weiter wandern. Ehe sie ihre Gesichter noch weggewendet von ihrer alten Heimath, pflügt schon der Ansiedler die Gräber auf, wo sie ihre Vorfahren bestattet haben. Auf diesen Wanderungen gehen dann Zahllose zu Grunde, und ist der Rest im neuen fremden öden Lande angekommen, dann treibt sie der Hunger auseinander. Der eine Haufe sucht hier, der andere dort Lebensmittel, der Stamm zerstreut sich, und die vereinzelten Familien ziehen hierhin und dorthin, der Name des Stammes verliert sich. Nach hundert Jahren stehen vielleicht in irgend einem unwirthbaren Thale der Felsengebirge ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd, Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen; ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten sieht, wird dann bedeutet: das sollen die letzten Sioux sein.

Politische Combinationen. — In einer Flugschrift, die wir hier nicht besprechen können, da sie ihres anderweitigen Inhalts wegen in Sachsen verboten ist, wird wiederholt auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam gemacht, und daß dieser Gefahr nur durch ein östreichisch-preußisch-englisches Bündniß vorgebeugt werden kann. Ein solches Bündniß liegt in der Natur der Sache. Es ist Preußens Interesse, sich in Norddeutschland und Polen, Oestreichs Interesse, sich in Italien und den Donauprovinzen zu befestigen, Englands Interesse, den Russen den Weg nach

Indien zu versperren. Keines dieser Interessen kommt dem andern in den Weg; wenn also die Politik durch Interessen und nicht durch Leidenschaften bestimmt würde, so müßte Oestreich Preußen an der Eider und Elbe, Preußen Oestreich an der Donau zur Seite stehn und England müßte die feste Allianz der beiden großen deutschen Staaten als die einzige sichere Vormauer gegen Rußland und Frankreich betrachten. Allein die Politik wird mehr von Leidenschaften als von Interessen bestimmt. Oestreich sieht noch immer den jüngern Staat als einen Parvenu an, den man möglichst kurz halten müsse, und Preußen ist nur allzu geneigt, auf die Stimme der persönlichen Empfindlichkeit zu hören, wo es doch nur an seinen wahren Vortheil denken sollte. Es ist thöricht, dem letzteren Staat ausschließlich die Schuld der ewigen Mißverständnisse beizumessen, die Deutschland seit einer Reihe von Jahren in Unfriede versetzt haben, denn zu jeder Allianz gehören zwei.

Unter diesen Umständen muß man sich die Möglichkeit einer ganz andern Wendung der Dinge vor Augen halten, die für Deutschland, ja für Europa am wenigsten wünschenswerth, dennoch durch den Drang der Ereignisse leicht herbeigeführt werden kann. Niemals ist daran zu denken, daß sich Preußen zum willenlosen Schleppträger der östreichischen Politik hergeben wird. Der Plan eines mitteleuropäischen Bundes unter östreichischer Hegemonie „berechnet, wie die ganze moderne östreichische Politik, die entgegenstehenden Widerstände unrichtig und irrt sich entschieden in der Schätzung der Größe Preußens. Nur auf Grundlage der Resultate und des äußern Eindrucks unsrer seitherigen passiven Politik hat es sein Urtheil gebildet und die meisten andern Elemente außer Acht gelassen. Mit dem vollen und richtigen Bewußtsein des Besserunterrichtetseins über diesen Punkt, rufen wir Oestreich hier entgegen: Nie! so lange eine Fuge noch zusammenhält in dem stolzen Staatsbau Friedrichs 2., nie! und dieses nicht große, aber eiserne Volk, welches das preußische heißt, muß erst untergegangen sein, bevor in unsern Marken, an unsern Strömen, an unserm Meer kaiserliche Handbillete gelten!"

Da nun aber Preußen wegen seiner äußerst verwickelten Lage und wegen seiner unvollkommenen Hilfsmittel eine auswärtige Allianz nicht entbehren kann, so wird es, wenn die östreichische nicht zu Stande kommt, sich nach einer andern umsehen müssen, und es wird sich leicht versucht fühlen, zu der Politik von 1740, von 1795, von 1806 zurückzukehren. Zwischen Rußland und Oestreich ist keine dauerhafte Verbindung denkbar, denn für beide Staaten sind die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer Lebensfrage; zwischen Rußland und Preußen dagegen ist sie denkbar, denn Rußland kann vorläufig die Weichselmündung, Preußen das Weichselgebiet entbehren. So unheilvoll ein Anschluß Preußens an Rußland und Frankreich für Deutschland sein würde, so vortheilhaft könnte er für Preußen scheinen, so lange dieses einen rein egoistischen Standpunkt festhält, es ist daher sehr unüberlegt, Preußen gewaltsam in diesen Standpunkt hineinzudrängen. So unbedeutend die rumänischen und montenegrinischen Streitigkeiten erscheinen mögen, so ist doch die Betheiligung Preußens an denselben für Oestreich ein Fingerzeig. Wir sind nicht der Ansicht, daß Preußen in diesen beiden Fällen richtig gehandelt hat, da die Dinge noch lange nicht zu diesem Aeußersten gekommen sind und da auf alle Fälle eine kleinliche Intrigue nicht das richtige Mittel ist, eine große Frage zu lösen. Aber es kann der Tag kommen, wo das Ungewitter von allen Seiten über Oestreich zusammen-

bricht und Oestreich hat sich auf das Aeußerste vorzusehen, daß Preußen an diesem Tage nicht in der Reihe seiner Feinde steht. Noch ist die Zeit da, ihm offen die Hand zu bieten und eine gemeinsame echt deutsche Politik einzuschlagen. Es liegt aber gar nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, daß die Stunde der Gefahr bald eintritt.

Für Preußen aber ergibt sich eben aus dieser Situation die Nothwendigkeit, dem gegenwärtigen provisorischen Zustand, der die Monarchie in einer Krisis grade zu wehrlos machen würde, ein Ende zu setzen. Das preußische Königshaus hat zu allen Zeiten das hohe Gefühl seines Berufs, der nicht blos ein Recht, sondern auch eine Pflicht, ist im Herzen getragen und wir zweifeln nicht, daß es eine Form finden wird, in würdiger und schonender Art der Monarchie wieder den nöthigen Schwerpunkt zu geben. Wenn der jetzt abgelaufene Landtag aus Gründen, die wir weder kennen noch errathen, nicht in der Lage gewesen ist, in der wichtigsten Angelegenheit des Staats seine Stimme abzugeben, so wird es das erste Geschäft des neu zusammentretenden Landtags sein müssen; aber es wäre für alle Theile, für die Krone wie für das Volk wünschenswerther, wenn eine unmittelbare Einmischung des Landtags unnöthig wäre, wenn das Königshaus und die Regierung ihm in einer fertigen Form entgegenträte, der er dann nur die gesetzliche Sanction zu geben hätte. Denn es handelt sich hier nicht um einen Gegensatz zwischen Volk und Regierung, das Interesse und die Würde beider Theile fällt vielmehr ganz zusammen.

Literatur.

Aus dem Waldleben Amerikas. — Diese Stereotypausgabe (Leipzig, Costenoble), enthält die beiden mit Recht beliebten Romane Fr. Gerstäckers: Die Regulatoren in Arkansas und die Flußpiraten des Mississippi, die nun dem Publicum zu einem sehr billigen Preise geboten werden. Ueber die Romane selbst ist in dieser Zeitschrift bereits berichtet. —

Jean Pauls Briefe an eine Jugendfreundin. Herausgegeben von Täglichsbeck. Brandenburg, Müller. — Die Briefe sind an Renata Otto, die Schwägerin des innigsten Jugendfreundes von Jean Paul gerichtet; sie umfassen die Jahre 1790—1824. Die Verehrer des Dichters werden manche interessante Bemerkungen darin antreffen, für die Geschichte seines Lebens findet sich nichts Erhebliches darin. — Angeschlossen ist ein Brief Herders an das Ottosche Ehepaar vom 30. Nov. 1801. — Unter den sonstigen Correspondenzen, die aus der goldenen Zeit unserer Literatur in den letzten Monaten veröffentlicht sind, erwähnen wir den Brief Schillers vom 23. Nov. 1800 (Nationalzeitung, 26. März), in dem sich über die häuslichen Verhältnisse Goethes einige beachtenswerthe Notizen vorfinden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Steinles Frescoentwürfe für das kölnische Museum.

Wer Spaß liebt und gern lachen möchte, dem empfehlen wir als sicheres Mittel einen Gang durch die permanente Kunstausstellung zu Köln, wo gegenwärtig die Entwürfe Ed. Steinles für die Treppenhausbilder des neuen Museums dem Publicum vorgeführt werden. Es ist, wie jeder Eingeweihte weiß, nicht leicht, in der permanenten Ausstellung zu lachen. Schon die Localitäten, ein Hinterbau auf einem Packhofe, erwecken gar trübe Gedanken über die Würde der Kunst in der modernen Handelsstadt. Die Erinnerung, daß hier vor einiger Zeit eine Schlange ungestört hauste, ist nicht geeignet, heiterer zu stimmen, auch die grobe Unempfindlichkeit, welche dem Geruchssinne zugemuthet wird, keineswegs darnach angethan, behaglich anzuregen. Und Behaglichkeit gilt doch als eine Grundbedingung, um für komische Eindrücke empfänglich zu werden. Durchschreitet man vollends das Innere dieser kunstgeweihten Räume, wie es zufällig in diesen Tagen dem Beschauer entgegentritt, mit künstlerischem Schmucke karg bedacht, wegen der vorgerückten Jahreszeit der meisten Schaustücke schon beraubt, — einzelne Spätlinge, wie z. B. ein violett schimmernder Hirtenknabe von Professor Chr. Köhler in Düsseldorf wären im Interesse der Kunst und des Künstlers besser weggeblieben — so kann man sich niederdrückender Empfindungen nicht erwehren. Und dennoch, kaum steht man den colorirten Entwürfen Steinles gegenüber, fühlt man auch schon die Lachmuskeln sich bewegen und ist von allen trüben Gedanken befreit. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir gleich hinzu, daß dieser spaßhafte Eindruck keineswegs vom Künstler beabsichtigt wurde. Die komische Kraft seines Werkes ist nicht die eines fein angelegten und witzig durchgeführten Lustspiels, sondern die einer grausam mißhandelten Tragödie. Wie hart ein solcher Vergleich ist, wie wenig glaubwürdig bei dem ausgedehnten Ruhm, den Steinle genießt, unsere Behauptung erscheinen wird, daß wir es hier mit einer der faulsten Früchte moderner Kunst zu thun haben, wissen wir gar wohl. Wir hätten auch das Schweigen nicht gebrochen, handelte es sich um flüchtige Einfälle eines Anfängers, bestimmt in seinem Skizzenbuch begraben zu bleiben. Im Angesicht eines Werkes jedoch, das auf monumentale Würde Anspruch erhebt und mit einem öffentlichen Bau in Verbindung gebracht wird, das den Intentionen seines Schöpfers gemäß das

Volk belehren und begeistern soll, erscheint das offene Urtheil Pflicht. Ein strenges Urtheil aber ist bei einem Künstler von Steinles reicher Wirksamkeit und glänzender Begabung gewiß gestattet, es wird überdies herausgefordert durch die unbeschränkte Lobspende, die auch diesem Werke gezollt wurde und dasselbe als eine hervorragende Schöpfung unserer Zeit pries.

Ein durch Gemeinsinn ausgezeichneter kölner Bürger, Hr. Richartz, schenkte bekanntlich vor einigen Jahren seiner Vaterstadt die zum Neubau eines Museums erforderliche Geldsumme, er vermehrte sie bereitwillig, als die erste Dotation nicht ausreichte, und beschloß auch die Kosten der innern malerischen Ausschmückung zu tragen. Das Treppenhaus sollte mit einer Reihe von Frescobildern geziert werden. Ihre Ausführung wurde dem im Rheinlande beliebten und bekannten Maler Ed. Steinle aus Frankfurt übertragen, als Motiv der Darstellung die kölnische Kunstgeschichte bestimmt. Eine schlimmere Wahl konnte man nicht treffen. Wir wiederholen hier nicht die grundsätzlichen Bedenken gegen das Einschmuggeln abstracter Vorstellungskreise in das Reich der bildenden Kunst. Sie wurden an einem andern Orte ausführlich vorgebracht, von andern aufgenommen, bald noch weiter ausgedehnt, bald heftig bestritten, so daß vom allgemeinen Standpunkt nicht füglich Neues darüber gesagt werden kann. Da es für unsern Zweck völlig gleichgiltig erscheint, ob wir reinen Verstandesproducten das Recht der bildlichen Verkörperung im Princip zusprechen oder abstreiten, so wollen wir unsern Gegnern alle denkbaren Zugeständnisse machen und gemalte Kunst- und Literaturgeschichten und wenn sie wollen auch Handelsgeschichten und Gewerbgeschichten als durchaus zuläßig ansehen. Selbst in diesem Falle bleibt dennoch der Vorwurf einer kölnischen Kunstgeschichte für die malerische Darstellung höchst unglücklich zu nennen.

Die kölnische Kunst besitzt vor jener der modernen deutschen Städte den großen Vorzug einer ziemlich stetigen Entwicklung. Hildesheim spielt nur in der Zeit des Bischofs Bernward eine hervorragende Rolle, die kunstgeschichtliche Bedeutung der sächsischen Städte überhaupt tritt bereits nach dem Ausgange des sächsischen Kaiserhauses zurück, jene der schwäbischen Städte und insbesondere Nürnbergs beginnt erst gegen das Ende des Mittelalters. Köln dagegen, (und in ähnlicher Weise Regensburg) offenbart in seinen Denkmälern Zeugnisse für die deutsche Kunstthätigkeit jedes Jahrhunderts und jeder Stilperiode und spiegelt die Wandlungen der deutschen Kunst treu und vollständig im eigenen Bilde ab. Das ist ein beneidenswerther Vorzug, welcher besonders bei Forschern und Gelehrten dies kölnische Kunstleben in hohe Gunst gebracht hat. Aber auch die Schattenseite fehlt nicht. Vergebens sieht man sich nach inhaltreichen Persönlichkeiten, nach dramatischen Motiven um, vergebens lenkt man den Blick fragend von den zahlreich uns erhaltenen

Monumentalresten nach den lebendigen Schöpfern derselben. Keine Antwort wird uns zu Theil. Die kölnische Kunstgeschichte kennt keine Namen, und wo ausnahmsweise solche auftauchen, sind es eben leere Namen ohne Substanz, hinter welchen auch die kühnste Phantasie kein persönliches, volles Leben zu errathen vermag. Der Laie (oder Laienbruder) Albero, der im J. 1219 die Apostelkirche wölbte, der Goldschmied Eilbertus, der im zwölften Jahrhundert einen kleinen Altar (in der Schloßkapelle zu Hannover) emaillirte, das ist so ziemlich die ganze Ausbeute von Künstlernachrichten aus der romanischen Periode. Wer hat die großartig belebte Choranlage in der Kirche Maria auf dem Capitol zuerst gedacht, wer der kölnischen Architektur am Schlusse des zwölften Jahrhunderts die glänzende äußere Decoration verliehen? Welchem genialen Künstler verdanken wir die Wandgemälde zu Schwarzerheindorf, zu Brauweiler und in andern Kirchen des kölnischen Kunstkreises? Wir wissen darüber so wenig, wie über den ersten Dombaumeister und die näheren Umstände, welche die Dombaustiftung begleiteten. Das gleiche Dunkel herrscht über die kölnische Malerschule des funfzehnten Jahrhunderts. Bloßem Zufall verdanken wir die Kenntniß der Namen: Meister Wilhelm und Stephan. Das Resultat einer Combination ist die Beziehung des letzten Namens auf das Dombild, keineswegs noch sicher gestellt die Identität des Dombildschöpfers mit dem aus Constanz gebürtigen Stephan Lorthener, der im Jahr 1452 im Hospitale verstarb. Und wäre dieselbe auch gewiß, für die persönliche Würdigung des Mannes brächte das geringen Gewinn. Drei ziemlich willkürlich ersonnene Collectivnamen endlich fassen die ganze Kenntniß in sich, die wir von den Nachfolgern des Meister Stephan besitzen. Auch wenn wir die Kunde von dem Erbauer des straßburger Münsterthurmes: Johannes Hültz aus Köln und von dem in Burgos wirksamen Architekten Johann von Köln heranziehen, wird unsere Anschauung von dem kölnischen Künstlerleben nicht greifbarer. Es ist stets ein bloßes Geschehen, keine lebendige Thaten, die wir erfahren; an die Stelle der sinnlich ansprechenden Erzählung tritt die mühselige Analyse der uns überdies oft nur fragmentarisch erhaltenen Denkmäler. Wer sich mit der Vergangenheit Kölns eingehend beschäftigt hat, weiß wie wir, daß, um einen glücklich gewählten Ausdruck zu wiederholen, die kölnischen Monumente den Palimpsesten gleichen, deren verschiedene Schichten zu trennen und nach Zeit und Charakter richtig zu bestimmen, erst unseren Tagen gelungen ist, und ihre historische Erkenntniß zeichnet sich durch unmittelbare Anschaulichkeit keineswegs aus. Will man in sinnlichen Bildern das alte kölnische Kunstleben uns vorführen, so bleibt nichts Anderes übrig, als zu zeigen, einmal, daß man baute, das andremal, daß man malte. Man kann den Bau verschieden schildern, ihm bald romanische, bald gothische Formen verleihen, man kann in den Gegenständen der malerischen Thätigkeit einen Wechsel eintreten lassen, hier

den unbekannten Künstler eine Madonna, dort eine h. Ursula malend darstellen. über diese Allgemeinheit hinaus jedoch zu besondern, durch einen lebendigen Inhalt gegliederten, sinnlich ansprechenden Gedanken wird man niemals gelangen.

Wir können unmöglich glauben, daß die Wahl des Gegenstandes zu den Museumsfresken von dem Künstler selbst ausging, wir wollen zugeben, daß ihm die kölnische Kunstgeschichte als das Motiv der Darstellung aufgedrungen wurde. Wenn wir ihn aber auch freisprechen von der Schuld, einen ungefügigen und für die bildliche Verkörperung durchgängig spröden Vorstellungskreis gewählt zu haben, so bleibt doch die viel größere Schuld an ihm haften, daß er die innerhalb dieser Grenzen gestattete Freiheit theils nicht zu gebrauchen verstand, theils in schnödester Weise mißbrauchte.

Jeder Billigdenkende würde den Künstler gerechtfertigt finden, hätte derselbe eine einfache Decorationsarbeit geliefert. Ein Treppenhaus hat nicht die Bestimmung, die Eintretenden zum ruhigen Verweilen einzuladen; flüchtigen Fußes pflegt man dasselbe zu durcheilen, um zu dem innern Kern des Hauses zu gelangen. Da aber vielleicht die Absicht thatsächlich vorlag, das Treppenhaus zu dem bedeutsamsten Raume zu gestalten, solche Mißgriffe sind ja leider heutzutage förmlich traditionell geworden, so wollen wir auch das dem Künstler zu Gute halten, daß er die Schranken der Decoration überschritt und nicht blos die Vorbereitung und Anregung der Eintretenden zum Ziele sich setzte, sondern hier im Vorraume die Belehrungen und Genüsse ideell zusammenfaßte, die eigentlich erst im innern Heiligthum den Beschauer erwarten. Zwei Wege, keiner tadellos, aber beide erträglich, standen dann dem Künstler offen. Wir haben oben den eigenthümlichen Vorzug des kölnischen Kunstlebens hervorgehoben, und die Thatsache erwähnt, daß die kölnische Kunst des Mittelalters jeden Schritt und jedes Glied der allgemeinen deutschen Kunstentwickelung in sich wiederspiegelt. Indem man das Schicksal der kölnischen Kunst verfolgt, lernt man den Gang und Verlauf der mittelalterlichen Kunst überhaupt kennen. Auf dieses Zusammenfallen des Allgemeinen und Besondern gestützt konnte der Künstler in Hauptbildern nur das sinnliche Auftreten des mittelalterlichen Kunstlebens vorführen, in Randbildern sodann die wichtigsten Kunstereignisse auf kölnischem Boden andeuten. Darin werden wol alle mit uns einverstanden sein, daß die Stiftung der Pantaleonskirche durch Erzbischof Bruno, jene der Apostelkirche durch Piligrim, der Georgskirche durch Anno u. s. w. nichts für die malerische Wiedergabe Faßliches und Greifbares in sich schließen, daß es am wenigsten gestattet ist, diese Stiftungen eine nach der andern dem Auge vorzuführen, da kein innerer Unterschied zwischen ihnen waltet, und die Malerei, wollte sie dieser Aufgabe sich unterziehen, offenbar zu der erniedrigenden Rolle einer chronologischen Tabelle ver-

urtheilt würde. Wohlan, so fasse man den allgemeinen Kern, der in diesen Stiftungen sich wiederholt, zusammen, schildere den Vorgang ein für allemal in den lebendigen Zügen, wie uns solche in Klosterannalen zahlreich genug erhalten sind.

Wir führen z. B. die Beschreibung an, welche ein bekannter alter Annalist vom Neubau der Klosterkirche S. Trond liefert, und die in so vielen Fällen wiederkehrt, daß sie füglich das Ansehen einer allgemein giltigen Regel ansprechen kann. „Wunderbarlich," sagt er, „war es anzusehen, aus welchen Entfernungen und in welcher Fülle die Menschen herbeiströmten, mit welchem Eifer und welcher Freude sie Steine und Kalk und Holz und alles, was die Nothdurft des Baues verlangte, herbeischleppten. Kein Berg und kein Fluß hemmte ihre Schritte. Die Begeisterung, die sich in Hymnen und Gebeten aussprach, ließ sie nicht warten, bis Brücken gebaut und Gräben ausgefüllt wurden. Hunderte und Hunderte von Armen waren bereit, die schwersten Säulenlasten durch die Tiefen der Flüsse und über die Spitzen der Berge zu ziehen. Am Tage der Grundsteinlegung selbst eilen die Grafen und Ritter der Landschaft herbei, umgeben von ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, um ihren Tribut zu zollen; alle legen ihren Eckstein und auf diesen ihren Beitrag zum Baue; ihnen folgen die Niederen, die Gemeinden bis zum Aermsten, alle opferwillig, alle voll Hast und Eile, nach ihren Kräften das Gotteswerk zu fördern." Um ein solches Hauptbild konnten ohne Zwang die um die kölnische Kunst verdienten Kirchenfürsten, die entsprechenden localen Ereignisse angebracht werden. Wir wissen aus der kölnischen Kunstgeschichte selbst, welchen mächtigen Anstoß zur Bauthätigkeit Uebertragungen von Reliquien darboten. Wie nahe lag es da, eine solche Translation und was gewöhnlich mit derselben zusammenhängt, die Ausstrahlung wunderthätiger Kraft von den Reliquien und infolge dessen wiederholte Pilgerfahrten zu schildern. Wer nur einigermaßen mit der Geschichte des Mittelalters vertraut ist, kennt die lebendigen, farbenreichen Bilder, welche namentlich alte Klosterannalisten von solchen Pilgerzügen entworfen haben. Die Straßen, ja die Felder und Wiesen selbst erscheinen besäet von den Heilung suchenden Fremden. Die Häuserzahl reicht nicht aus, sie alle zu bergen, Zelte werden aufgeschlagen, Laubhütten errichtet. Durch die Reihen der Andächtigen drängen sich die Händler und der große Haufe der Betriebsamen, die auf die leibliche Nothdurft der Pilger rechnen und auf Saumthieren und Karren alles herbeigeführt haben, was die Bedürfnisse derselben befriedigen oder ihre Kauflust reizen könnte. In der Nähe der Kirche staut sich das Gedränge an. Hier haben die Opfereinnehmer ihren Platz aufgeschlagen, die im Schweiße ihres Angesichtes empfangen, was Frömmigkeit und die dankbare Hoffnung, von leiblichen Schäden und geistigen Nöthen geheilt zu werden, ihnen darbringen.

Die Thiere aller Art, Wachs und Hanf, Brot und Käse, die unzählbar gereicht werden, finden keine Beachtung, kaum ist es möglich, die Summe der kostbaren Geschenke zu übersehen. —

Mit leichter Mühe könnten wir solche Bilder des mittelalterlichen Lebens, in welchen uns die Wurzeln der künstlerischen Begeisterung entgegentreten, vervielfachen. Doch wozu. Ist es ja doch bekannt, daß grade jene Künstler, welche der Wiederbelebung mittelalterlicher Kunstformen am eifrigsten das Wort reden, die seichteste Kenntniß vom Inhalte des Mittelalters besitzen und mit banalen Kunstphrasen und schlechter Zeichnung ihren Enthusiasmus auszahlen.

Noch ein anderer Weg stand offen. Wie überall, so hat auch in Köln die Kunst einen unmittelbaren und nothwendigen Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen und politischen Leben. Für den Aufschwung der Kunst in einem bestimmten Zeitalter, für ihren Niedergang, für die besondere Richtung, die sie einschlägt, ihre heiteren oder glänzenderen Formen finden wir stets den ausreichenden Grund in den gleichzeitigen oder kurz vorangehenden allgemeinen Zuständen. Dem Künstler, der diesen Wink benutzte, bot sich insbesondere in Köln eine Fülle malerischer Bilder. Und diese fielen nicht etwa aus dem Rahmen, der seine Thätigkeit umspannte, heraus, sie waren fruchtbar an unmittelbaren kunstgeschichtlichen Beziehungen. Welches Leben hätte z. B. die Schilderung des Einzuges der hh. drei Könige in Köln entfaltet, an welchen schon alte Berichte den Beginn des Dombaues anknüpfen; an die Bauthätigkeit in Köln im elften Jahrhundert erinnert der kölnische Aufstand zu Ostern 1074, der ja seine Veranlassung darin gefunden haben soll, daß die Bürgerschaft dem heiligen Anno den Thurmbau bei St. Georg, ein gefürchtetes Zwinguri, wehren wollte. Die nüchterne Kunstkritik unserer Tage hat freilich diesen Zusammenhang zerstört und den späteren Beginn des Thurmbaues nachgewiesen. Die Thatsache ist aber mindestens ebenso wahr als die Geburt Rubens' in Köln, der trotz der erwiesenen Thatsache, daß Rubens zu Siegen geboren wurde, dennoch in Steinles Bildern eine Stelle fand.

Wir halten uns nicht länger bei diesen Vorschlägen auf. Genug daß wir zeigten, wie sich selbst dem undankbaren Stoff eine bildliche Schilderung, der kölnischen Kunstgeschichte malerische Seiten abgewinnen ließen. Wie hat Steinle seine Aufgabe gelöst?

Für den Grundton, der in Steinles Schilderung angeschlagen wird, haben wir keinen Namen. Wir denken vom Idealismus viel zu hoch, um ihm ein Werk, an dessen Schöpfung die künstlerische Phantasie nicht den geringsten Antheil hat, anrechnen zu wollen; wir finden auch nichts von der eingehenden Liebe zur Wirklichkeit, nichts von der naiven, frischen Lebensfülle, die an und für sich poetisch wirkt und vollends eine große Anziehungskraft bewährt, wenn

ein leiser Hauch von Humor die Darstellung durchzieht. Der Künstler und seine Freunde werden uns wahrscheinlich grober Unwissenheit beschuldigen und uns empfehlen, die Wandgemälde des pisaner Campo Santo, die Leistungen der älteren italienischen Schulen genauer zu studiren. Dort wird, wenn wir nicht irren, das Vorbild der Steinleschen Werke zu suchen sein. Das Gerücht behauptet nämlich, daß Steinle jener ästhetischen Anschauung huldige, welche in der Rückkehr zur Formenweise der echten Präraphaeliten das Ziel der modernen Kunst erblickt. Zum Glück für Steinles Künstlerruf offenbaren seine besseren Leistungen, daß er Theorie und Praxis wohl zu scheiden weiß, und während er sich zur Lehre der Naturverächter hält, das Beispiel eines gewandten und fleißigen Naturstudiums gibt. Wir hätten auch die Sache hier nicht weiter berührt, hätten wir nicht jüngst in Erfahrung gebracht, daß es eine beliebte Vertheidigungswaffe einzelner Künstler und ihrer literarischen Trompeter ist, dem tadelnden Urtheile über ein Kunstwerk das Muster irgend eines alten großen Meisters drohend entgegenzuhalten. Findet Kaulbach angeblich in Raphael einen sichernden Schild, warum sollte nicht zu Steinles Gunsten Orcagna oder Benozzo Gozzoli angerufen werden. Wie wenig sein Werk mit den naiven, lebenerfüllten Schilderungen der alten Florentiner etwas gemein hat, mögen die Leser selbst beurtheilen. Das erste große Wandbild versinnlicht die kölnische Kunst in der römisch-fränkischen und romanischen Periode. Damit wir nicht darüber im Unklaren bleiben, daß die kölnische Kunst keineswegs, wie es von der hellenischen behauptet wird, in der unmittelbaren Heimath geboren wurde, wird der landschaftliche Hintergrund zur symbolischen Darstellung der Vorgeschichte der kölnischen Kunst benutzt, ihr Stammbaum auf diese Art geliefert. In der linken Ecke begegnet unser Auge den ägyptischen Pyramiden, an welche sich die Akropolis von Athen und das römische Capitol anreihen. Schneebedeckte Berge deuten den geographischen Weg an, den die Kunst nahm, um von Rom durch das Alpengebiet zum rheinischen Siebengebirge zu gelangen, das wir an der rechten Ecke des Bilds gewahren. Der Eindruck, den diese Zusammenstellung von Linien und landschaftlichen Fragmenten (als Vorbild dienten ohne Zweifel die vergleichenden Höhentabellen in geographischen Werken) auf das Auge ausübt, braucht gewiß nicht näher beschrieben zu werden. Dieser „symbolisch-landschaftlich-historische“ Hintergrund schließt die Hauptscene oder richtiger gesagt die verschiedenen Gruppen ein, welche die ältere kölnische Kunstentwicklung charakterisiren sollen. In der Mitte steht die heilige Helene, welche aus den Händen eines Baumeisters den Entwurf zum Gereonsdome prüfenden Auges entgegennimmt, mehr im Vordergrunde links bemerken wir Kaiser Constantin auf dem Throne, hinter welchem der letzte ubische Barde ernst horchenden Kriegsgesellen Lieder singt. In Stellung und Bedeutung Constantin ent-

sprechend ist sodann rechts im Vordergrund Karl der Große thronend angebracht, von Eginhard, Alcuin, Turpin u. a. umgeben, und das ganze Bild endlich durch die Kirchenstifter der romanischen Periode, die in einer Kirchenbank sitzend die betreffenden Modelle vor sich halten, abgeschlossen.

Was wir zuerst tadelnd hervorheben müssen, ist die durchaus ungenügende und schiefe Charakteristik der kölnischen Kunst. Große und gegründete Bedenken lassen sich schon gegen das Herbeiziehen Constantins anführen, da dessen Brückenbau doch unmöglich als ein Moment der kölnischen Kunstgeschichte gelten kann. Vollends unbegreiflich erscheint aber die anspruchsvolle Stellung Kaiser Karls d. Gr., der bekanntlich auf die kölnische Kunst, wie auf die Geschichte Kölns überhaupt nicht den geringsten Einfluß übte. Wir hatten Steinle in Verdacht, daß er das aachner Münster mit dem kölner Dom verwechselt habe, als wir uns erinnerten, daß Boisserée in seiner Geschichte des kölner Domes sagt: „Die drei christlichen Kaiser, welche am meisten Epoche gemacht, Konstantin, Karl d. Große und Friedrich Barbarossa übten auch auf den Bau der kölner Domkirche großen Einfluß." Offenbar liegt in diesem Ausspruch die Quelle der Schilderung Steinles vor uns. Mit dem würdigen Boisserée wollen wir keineswegs über seine Ueberschätzung des ältern kölner Domes rechten, ihn nicht anklagen, daß die kunsthistorische Bildung zu seiner Zeit eine mangelhafte war, dagegen verargen wir es dem Künstler, daß er aus antiquirten Büchern Belehrung schöpfte, und sich in der kölnischen Geschichte nicht besser und genauer umsah. Hätte er das gethan, er würde nicht die weitere, noch viel gröbere Sünde verschuldet haben, daß er die Vertreter der romanischen Periode in einen Winkel zurückschob, als ob während dieses Zeitraumes die Kunst zu Köln bedeutungslos geblieben, und erst mit dem Antritt des gothischen Stiles zu neuem Leben erwacht wäre. Steinle hat keine Ahnung von der Macht und Herrlichkeit der kölnischen Kunst während der romanischen Periode, er weiß nicht, daß sie grade im 12. Jahrhundert ihren eigenthümlichen, reichen und reizenden Ausdruck gefunden, ihre Blüte über alle Gattungen der Kunst ausgedehnt, mit einem Worte ihren Höhepunkt erreicht.

Und wären noch die fremden Eigenschaften des Bildes darnach angethan, uns die schlechte Wahl der Motive vergessen zu lassen. Aber auch in dieser Hinsicht befriedigt es die billigsten Anforderungen nicht. Die beiden Kaiser machen den Anspruch, als die Mittelpunkte der Scene zu gelten. Damit steht es in schneidendem Widerspruche, daß sie für ihre Umgebung auf dem Bilde so gut wie gar nicht vorhanden sind, diese für sich thätig auftritt, und durch Stellung und Bewegung eine vollkommene Unbekümmertheit um die beiden Helden ausdrückt. Wenn den letztern eine gewisse statuarische Existenz verliehen wäre, so könnte man dieselbe rechtfertigen, wenn nur nicht wieder ins-

besondere Constantin durch Blick und Bewegung zur dramatisch thätigen Persönlichkeit gestempelt würde. Es fehlt, kurz gesagt, die Einheit der Composition, die bei einem größeren decorativen Werke nicht füglich entbehrt werden kann. Noch schlimmer ist es freilich bei dem zweiten Wandbild, welches die gothische und Renaissanceperiode behandelt, in dieser Hinsicht bestellt.

Wir wohnen im Mittelgrunde der Grundsteinlegung zum kölner Dome durch Erzbischof Konrad von Hochsteden bei, die mit dem obligaten Prunkapparate ausgestattet ist und wie die in Wirklichkeit geschaute Scene den Beschauer mit unendlicher Langeweile erfüllt. Doch das ist nicht der Vorwurf, den wir auf Steinle laden. Er folgte darin eben der allgemeinen Meinung, welche hohen Stil und erhabenen Ausdruck mit bedeutungslosen Prunkscenen am besten vereinbar wähnt. Hätte sich Steinle nur in den Schranken der gewöhnlichen Tradition gehalten. Er wollte aber auch pikant sein, durch frische, lebendige Motive ergötzen und zerstörte dadurch alle einheitliche Wirkung. Lächerlich erscheint die gesuchte Stellung eines Steinmetzen, der mit eingestemmtem Arm und gehobenem Bein man weiß nicht gegen wen seinen kriegerischen Muth wendet. Er paßt vortrefflich zu zwei Rittern und papageiengrünen Pagen, die auf der andern Seite der Handlung zusehen und ihr Aeußeres der Rumpelkammer eines kleinstädtischen Theaters entlehnt haben. Die linke Ecke des Bildes nehmen Albertus Magnus auf der Kanzel, Duns Scotus auf einem Spaziergange begriffen, Thomas von Aquino, Cäsar von Heisterbach und andere Kleriker ein, Gestalten, die passend gewählt, aber unglückselig zusammengestellt sind, nicht die Ruhe athmen, die den Trägern eines symbolischen Gedankens, den Figuren eines decorativen Bildes innewohnen soll und doch über die verfehlten Ansätze zum Leben und individueller Bewegung nicht hinausreichen. Das Drolligste aber sind schon die Repräsentanten des Hansabundes, welche auf der andern Seite in der Nähe von Geldorp und Rubens mit ihren Fahnen zu einem Kreise, als ob sie ein Ringelspiel beginnen wollten, sich scharen und von welchen der eine, wahrscheinlich um das kölnische Element schärfer anzudeuten, dem h. Gereon im alten Dombilde in den Fehlern ziemlich treu nachgebildet ist.

Wahrlich, schmeichelhaft für den Künstler fiel unser Urtheil in Bezug auf diese beiden Bilder nicht aus. Ihre Motive sind theilweise ohne Kenntniß der kölnischen Geschichte ausgewählt, die Composition entbehrt des phantasievollen geistigen Lebens, der Verstand wurde zu Hilfe gerufen, um mühselig die einzelnen Figuren und Gruppen zusammenzusetzen, in dem Detail werden arge Flüchtigkeiten wahrgenommen, im Ausdrucke, so weit nach den Entwürfen geschlossen werden kann, nur scharfe Extreme beliebt, insbesondere in der Darstellung der Erzbischöfe aller Adel, jegliche Würde vermißt. Und dennoch sind die bis jetzt geschilderten Bilder wahre Meisterwerke, voll genialen

Schwunges und sittlicher Kraft, wenn man sie mit den beiden Bildern vergleicht, welche das moderne Kunstleben Kölns behandeln.

Der dritte Entwurf führt uns Wallraf und seine Zeitgenossen vor. Der liebenswürdige Kanonikus, dem Köln sein Museum verdankt, stützt sich links im Vordergrunde auf das berühmte Medusenhaupt, das hier nicht allein als das werthvollste Stück die ganze Sammlung Wallrafs vertritt, sondern auch nach der Intention des Künstlers die classische Kunstrichtung jener Zeit versinnlichen und dieses Bild mit der vorangehenden Schilderung der Renaissanceperiode vemitteln soll. Wallraf zur Seite stehen Denoël, ein in Localkreisen wohlbekannter Kunstliebhaber und der pariser Architekt Gau, welcher schon in frühster Jugend seine Geburtsstadt verlassen; diesem schließen sich Görres und Bertrano an, den Mittelpunkt aber nimmt Friedrich Schlegel mit dem Brüderpaare Boisserée ein, welche beide, insbesondere aber Melchior Boisserée mit einem Pack Bilder unter dem Arme sich eiligst, als suchten sie nach vollbrachter Schuld ihr Heil in der Flucht, von der Mittelgruppe entfernen. Wir sagen nichts von der zopfigen Weise, in welcher Steinle moderne Figuren durch umgeworfene Mantelstücke zu stilgerechten Gestalten zustutzt, nichts von der gezwungenen und für die Freunde des Hrn. Richartz peinlichen Stellung, welchen dieser, von einem Genius mit Fingern gewiesen, auf dem Bilde einnimmt, nichts von der historischen Lüge, als ob Friedrich Schlegel seinen kölnischen Freunden erst die Wunder der mittelalterlichen Kunst geoffenbart, da wir doch die sichere Kunde haben, daß das Gegentheil stattfand. Empört und entrüstet sind wir aber und mit uns alle Gutdenkenden über den an den Brüdern Boisserée verübten Frevel. Man muß nämlich wissen, daß eine Partei in Köln es diesen berühmten Kunstsammlern gar sehr verargt, daß sie zahlreiche Werke der altkölnischen Schule vor dem sichern Verderben gerettet, und durch ihre Sammlung Kölns Ruhm gegründet. Dieser Aerger wurde im Laufe der Zeiten mythenbildend und brachte Anekdoten zur Welt, als ob M. Boisserée in seinem Sammeleifer keine Grenzen und Schranken gekannt. An diese gemeinen wohlbekannten Gerüchte denkt unwillkürlich der Beschauer beim Anblick des fliehenden Boisserée, an dieselben, so müssen wir leider annehmen, um uns die Composition erklärlich zu machen, dachte auch der Künstler. Boisserée theilt übrigens das Schicksal, dem Spotte Preis gegeben zu werden, mit gar hohen Häuptern. Auf dem Gegenbilde malte Steinle als Hauptfigur die riesige gothische Kreuzblume, die vollendet vor dem Domportal aufgestellt und der Bewunderung des königlichen Protectors und des ganzen Hofes vorgehalten wird. Die Auffassung dieses Actes ist so trivial, die Geberde des königlichen Schutzherrn, das Costüm seiner Umgebung (stilisirte Soldatenmäntel mit herabhängenden Aermeln) so nahe

an die Carikatur streifend, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die ganze Darstellung von vielen als eine unschickliche gebrandmarkt wird.

Das ist ja, so hörten wir oft vor den Bildern ausrufen, derselbe Stil, die gleiche frivole Auffassung, welche die Wandbilder an der neuen Pinakothek zu München charakterisirt. Wir geben diese Verwandtschaft bereitwillig zu, finden darin nur ein erschwerendes Moment für Steinles Schuld. Er muß doch die Aufnahme, die diesen Illustrationen zu Theil wurde, kennen, er muß wissen, daß selbst der Ruhm und die hohe Liebe, die Kaulbach in den weitesten Kreisen genießt, den Künstler nicht vor herben Vorwürfen sicherte. Kaulbach hat des Gelungenen und Geistreichen sonst so viel geschaffen, daß ihm leicht dieser eine übermüthige Schritt nachgesehen werden konnte. Diese Nachsicht traf aber nur des Künstlers Person, nicht die Sache. Darin blieb alle Welt einig, daß es nicht geduldet werden darf, daß Caricaturen in die monumentale Kunst sich einmischen und das Andenken würdiger Männer dadurch, daß man sie ewigem Spotte Preis gibt, erhalten werde. Ebenso gut könnte man die Helden classischer Tragödien in Narrenjacken auftreten lassen. Steinles Vorgang wird durch nichts entschuldigt, nicht einmal originell ist er in seinen Frescospäßen. Ihm geben wir den guten Rath, die beiden zuletzt besprochenen Bilder zurückzuziehen und zu vernichten. Nicht einmal zum Bewahren in der Mappe sind sie gut genug. Von jenen aber, die über den Museumsbau zu Köln zu entscheiden haben, verlangen wir, daß sie sich selbst und ihre Stadt nicht herabwürdigen durch die monumentale Verewigung von Einfällen, die nicht witzig genug sind, um das Kränkende, was in ihnen liegt, vergessen zu machen. Langweilige und formell mangelhafte Bilder mögen in Gottes Namen gefertigt werden, dagegen wird die öffentliche Meinung nicht mit Erfolg ankämpfen können. Hoffentlich ist sie aber noch stark genug, daß ihre Warnung dort, wo sittliche Interessen verletzt werden, nicht gänzlich überhört wird.

Johannes von Müller und seine Zeit.

9. (Schluß.)

„Ueber Ihrem Geist," schreibt Böttiger 7. Mai 1807, „nachtet eine schwere Wolke, das ahnte ich aus Ihren Briefen . . . Es ist nicht Vorwitz, sondern innigste Theilnahme, wenn ich zuweilen den Schleier zu lüpfen wünschte, der Ihre künftige Bestimmung verhüllt. So viel begreife ich, daß der in die ausgemergelte Residenz zurückkehrende König sehr schmale Bissen zuschneiden

wird. Oft habe ich Sie in Ihre frühern Verhältnisse gleichsam zurückgedacht, nicht in die wiener — dort ist kein Heil! — zum Fürst Primas, zu einem Organ des rheinischen Bundes, für welchen Sie neulich so schöne, kräftige Worte mehrmals gesprochen haben." Am 12. Febr. hatte Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen. Am 24. Aug. schreibt ihm Wieland, indem er ihm Glück wünscht, Preußen zu verlassen: „Wenn es dem großen Arbitre de l'Europe gefallen wird, dem ehemaligen germanischen Reich eine Verfassung zu geben, die eine lange äußere und innere Ruhe möglich macht, so kann das südliche Deutschland einer vorzüglich schönen und glücklichen Zeit entgegensehn. Auch das kleine Bethlehem-Weimar hat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen .... Ueberhaupt scheint mir die Zeit, da man durch Dichterei in Deutschland Sensation machen konnte, abgelaufen zu sein — und man kann so viel Besseres thun als Verse machen!" — Erst in Kopenhagen erfuhr Fichte, welchen schlimmen Eindruck die Rede vom 29. Jan. gemacht habe. „Bedauert habe ich, daß nicht überhaupt die Nothwendigkeit für Sie vermieden worden, unter diesen Umständen reden zu müssen. Ich war den letzten Tag, da ich den Entschluß zu gehen faßte und ausführte, mit eigenen Angelegenheiten überhäuft, außerdem hätte ich nicht ermangelt, einen Versuch auf Sie, Sie zu demselben Entschluß zu bewegen, zu machen. Sie hätten den letzten Triebfedern des possenhaften Trauerspiels, das sich nun vollständig entwickelt hat, in der Nähe zugesehen. Sodann habe ich bedauert, daß nicht zwei Stellen in der Rede wegbleiben konnten. Ich bescheide mich nicht zu wissen, inwiefern die Ihnen bekannte Ansicht des Gegners Sie nöthigte, dergleichen zuzugeben und auszusprechen, um nur Ihren anderweitigen Zweck zu erreichen, bin daher weit entfernt Sie zu tadeln, sondern bedauere nur. Man — der Mann, der so viel auf sich nimmt — sagt, Sie gedächten Ihre Verhältnisse zu verändern. Wolle Gott nicht, daß das wahr sei! Sie würden dadurch Ihren, ich hoffe selbst nur irrenden Detractoren Recht geben. Ueberdies scheint mir jetzt, wo eine Wahl des Bessern gar nicht möglich ist, die einzige Partei des Mannes von Charakter, daß er sich aller Wahl begebe und sich an sein vorgefundenes Sein halte." — Noch den 8. Aug: „Die Mißdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Menschen gar nicht durchgedrungen; von den andern kenne ich keinen, der nicht sein Urtheil suspendirt habe, der nicht wünsche, Sie rein und tadellos zu finden." Ende desselben Monats kehrte Fichte nach Berlin zurück, wo er neben Müller wohnte, und aus allen Kräften bemüht war, ihn für Preußen zu erhalten. — „Wie, theurer Freund," schreibt ihm Hufeland, der Leibarzt des Königs, aus Memel

19. Juli 1807, „auch Sie wollen uns verlassen? Sie dürfen es jetzt am wenigsten, das Gemüth eines Müller würde es nicht ertragen, wenn es hieße, er hat seinen König, seinen Staat, der ihn mit Liebe und Innigkeit pflegte, in der Noth verlassen. Hat mein Freund darüber nachgedacht, welchen Eindruck dieser Schritt für ihn und den Staat machen muß? . . . Besonders konnte die Königin gar nicht ergründen, was die Ursache dieses Entschlusses sein möchte, und ich vermochte ihr keine anzugeben. Die Reduction der Staatsausgaben? Das darf ich doch wol meinem Freunde, ohne seine Bescheidenheit zu beleidigen, sagen, daß die seinige wol die ist, die dem Staat am wenigsten lästig sein würde." — 26. August: „Vor allen Dingen bitte ich Sie zu bedenken, daß Sie eben durch Ihr Weggehen denen, die Ihnen etwa übel wollten, die stärksten Waffen und denen, die noch unentschieden oder irre geleitet wären, die Ueberzeugung erst in die Hände geben würden, daß der Verdacht doch gegründet sei. Und wie schmerzlich dies Ihren wahren Freunden nicht nur in Absicht Ihrer, sondern auch der guten Sache der Gelehrsamkeit überhaupt sein müßte, da dieselbe in Ihrer Person wirklich zuerst anerkannt und rein für sich belohnt worden ist, und also durch einen solchen Schritt einen ihrer ersten Repräsentanten nothwendig verlieren würde, brauche ich nicht erst hinzuzufügen . . . Noch liegt die Sache in Ihren Händen; Ihre Schreiben sind verloren gegangen, wie so vieles in der letzten Zeit; schreiben Sie nicht wieder, und die Sache ist so gut wie nicht geschehn." — Müller war gerührt, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen, er wollte eine äußerliche Bestimmung. Sein wir gerecht gegen ihn: er selber spricht zwar hauptsächlich von seiner Besorgniß vor einer Reduction seines Gehalts, aber nicht das lag ihm am Herzen: er fühlte die Unsicherheit seiner Stellung, er fühlte die Geringschätzung der Patrioten und er bedurfte, um zu bleiben, einer Ehrenerklärung von Seiten des Königs. So schrieb er zum dritten Mal nach Memel, 5. September; die Folge war seine Entlassung in kurzen und trocknen Worten, die er am 5. October erhielt. *Διὸς δ'ἐτελείετο βουλή*, setzt er hinzu. *)

*) An Perthes, 11. Juli 1807: „Gewöhnt seit langem nicht mehr das Größte, Höchste zu erwarten, finde ich mich durch das mildere Gestirn, das hervorzugehn scheint, angenehm überrascht Es ist der Menschheit viel werth, daß die Kaiser (Napoleon und Alexander) sich gesehen haben; des Nordens langer Friede und ein frohes Emporblühen der Künste desselben kann die Folge sein. Indeß können schönere, bessere Länder der Cultur wiedergegeben werden. Eine Erscheinung, welche wie alles auf dem Erdenrund vorübergehend, aber, da wir nur Augenblicke da sind, wenigstens für unsere Zeit etwas Beruhigendes zu haben scheint." „Ich glaube, daß das alte Formenwesen seine Unhaltbarkeit bewiesen hat, oder daß wir die Entwickelung dessen, was sein soll, noch nicht sehen . . . daß in dem Gewesenen so gar kein Geist mehr sei, das hatte ich nicht gedacht, bis wir es sehn mußten." Er findet in der jetzigen Lage für Deutschland die Aussicht auf Einheit (im Königreich Westphalen!) und auf eine freie Verfassung (im Rheinbund!) — An Hammer

Am 29. Oct. 1807 reiste Müller aus dem Hause Alexanders von Humboldt, der sich in der schweren Zeit auf das freundschaftlichste seiner angenommen hatte, von Berlin ab. Seine Bücher, an 120 Ctr., wurden über Nürnberg nach Tübingen geführt; für die Reisekosten hatte ihm der König von Würtemberg eine ansehnliche Entschädigung bewilligt. Böse Wege veranlaßten einige verdrießliche Zufälle. Inzwischen waren ihm zwei Couriere von Paris aus nachgeschickt, der eine hatte ihn in Tübingen und Stuttgart gesucht, eilte hierauf nach Berlin, traf in Gotha die Spur seiner Durchreise und erreichte ihn selbst am Abend des 5. November zu Frankfurt. Er überbrachte ihm die Einladung, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen, er sei zum Minister-Staatssecretair des neuen Königreichs Westphalen ernannt. „Beim Schatten unserer Mutter! schreibt er an seinen Bruder, nie hatte ich davon die entfernteste Idee; bisweilen wünschte ich eine mäßige literarische Stelle in Paris, hatte aber niemandem auch nur dieses geschrieben. Der erste Eindruck war nach dem Erstaunen, Freude, daß der große Mann, den, wie du weißt, ich seit jener Unterredung am 20. Nov. 1806 hoch verehrte, meiner nicht vergessen. Das hat sich auch nachher bestätigt: der Fürst Primas hat nichts davon gewußt, König Hieronymus kannte mich nicht, alles ist aus Jupiters Haupt: er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben. Also in einer Viertelstunde der Courier abgefertigt: „ich komme.“ Und ich kam, Tag und Nacht in fünf Tagen. Am 12. war ich zu Fontainebleau, sah hier den Minister-Staatssecretair, und eben, als ich mich in den Wagen setzen wollte, den König, der von der Jagd heim kam. Er hat etwas ungemein Einnehmendes und ich wußte aus Schlesien mehre schöne Züge. In Paris sah ich fast niemand, als den Fürsten Primas und eilte schnell zurück. Aber lange schon war ich bei Besinnung*) — an

30. Sept. 1807: „In Ansehung des Ganzen sind meine Aussichten heiter. Es ist eine Zeit; des Uebergangs; sie mußte kommen, viel auszumerzen, zu wecken, Keime des Bessern zu streuen. Letzteres geschieht auf mancherlei Weise (die neuen Constitutionen enthalten viele, viele entwickelt das Treibhaus der Noth) und eine Reise wird kommen. Die Geschichte war mir nie interessanter; wie hat sie in diesem Jahr mich gestärkt, wie belehrt! So daß ich die falschen Hoffnungen schnell aufgab, und mit höchstem Interesse das große Schauspiel mit ansehe.“ — An Nicolai, 14. Oct. 1807: „Wer kann sagen, was gut ist oder böse? Wir wissen die Gegenwart kaum recht, geschweige die Zukunft. Wer nicht gutwillig dem Schicksal folgt, der muß. Ich folge ohne weibische Klagen: Keime des Bessern sind mitten in der Zerstörung unverkennbar, und ich verzweifle nicht an einer endlich guten Entwicklung. Indeß hilft unser einem die Wissenschaft durch, zerstreuend, stärkend, empfehlend; vornehmlich die Erinnerung und Uebersicht der Weltbistorie.“

*) Noch interessanter wird diese Gemüthsverfassung im Brief an Bonstetten vom 1. April 1809 beschrieben. Il fallut obéir; ce n'est pas qu'en route déjà je ne sentisse profondément Quem tu Melpomene semel! Aussi je me proposais mille tournures, pour me revendiquer à mes plans primitifs. Mais l'Empereur était parti. Bien que convaincu de plus en plus que ce changement ne me conviendrait pas, il fallut s'y prêter. — Das war eben Müllers Elend, daß er nie im Stande war, Nein zu sagen. — Ebenso an Weller, 24. Nov.

das ruhige, unabhängige Studienleben, schöne Pläne, Schweizerreisen; ich schrieb an Herrn M. einen herzlichen Brief, um der hohen Stelle loszukommen." (Dieser Brief ist noch vorhanden, Bd. 18. S. 34 von einer so lächerlichen kindischen Naivetät, daß die Idee, ihn trotzdem zum Minister zu machen, Erstaunen erregt.) — Am 17. Nov. erhielt er das Decret, welches ihn zum Minister ernannte. „Ich schwöre Dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe. Aber — es kam so! den folgenden Morgen fing mit Expedition eines halben Dutzend Decrete meine Stelle an." Der König übergab ihm das große Kreuz des holländischen Löwenordens und wiederum gerieth Müller in eine bescheidene Rührung, er versichert seinen Bruder, daß unter diesem großen Kreuz noch dasselbe Herz schlage. „Schon habe ich aus Deutschland mehre Briefe, worin man sich der Ernennung freut.*) In Paris erkennt man auch darin Napoleons Geist.

---

aus Paris . . . eine Stelle, die ich so weit entfernt bin, je gewünscht zu haben, daß ich vielmehr mit innigem Schmerz dem vorigen Lebensplan entsagt habe . . . Allein das Schicksal riß mich fort; die Hoffnung etwas Gutes zu wirken, tröstete mich" u. s. w. Noch deutlicher 8. Dec.: „Eben das Unerwartete überraschte mich; es fiel mir nicht ein, es ablehnen zu dürfen. Erst in Fontainebleau kam der verlangensvolle Rückblick auf meine vorige Lage wieder zu Kraft; aber meine Vorstellungen wurden übersehn; man glaubte, ich würde mich gewöhnen, und der Glanz mich etwa blenden. Aber täglich steigt mein allersehnlichstes Heimweh nach meinen Studien, nach der stillen Wonne meines einsamen Lebens . . . Noch hoffe ich auf den Kaiser; er ist meinen Studien gewogen, vielleicht gibt er mich ihnen zurück."

*) „Als Staatssecretär des Königs von Westphalen," schreibt Wollmann aus Berlin schon am 5. Dec. 1807, „würden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als Ministerreferendär des rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehen Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre." Natürlich wünscht der Edle, ihm zur Seite zu stehn. „Was soll ich hier unter den ausgestorbenen Menschen?" „Müller über Napoleon für die Nachwelt, könnte mich trösten, wenn die Nähe des großen Kaisers ihn von schriftstellerischer Arbeit abzieht." — Am 12. März 1808 berichtet er über sein neues Buch, die „politische Gegenwart": „es enthält ganz neue politische Grundideen und die Darstellung von Napoleons System . . . Die Arbeit ist ohne Haß und Liebe; sie gefällt dem großen Kaiser, wenn er sie sieht; Ihrer Regierung ist sie Pfand der Zuneigung in Deutschlands Gauen; anstoßen wird sie nur bei solchen, die nicht zu fürchten sind." — Auch besonnenern Männern leuchtete allmälig die Umgestaltung ein; interessant ist z. B. der Briefwechsel mit Wachler aus Marburg. Am 14. Oct. 1806 schreibt er: „Ist es doch bald der letzte Kampf gegen wilde, gewaltige Selbstsucht und gegen Barbarei, und welche entsetzliche Möglichkeiten zeigen sich im Hintergrund, wenn er mißlingen sollte!" „Aber," heißt es bald darauf, „es ist vielleicht der schönste Lohn des historischen Studiums, daß seine Resultate das Gemüth in den Ereignissen der Zeit nicht erliegen lassen;" und weiter, 17. Juni 1807, als er eben die greulichen Bedrückungen der Franzosen in Marburg schildert: „Zweierlei Resultate aus der Betrachtung der Geschichte unsrer Zeit drängen sich mir oft mit anschaulichster Lebendigkeit auf: 1) Völker und Staaten werden durch die harten Schläge des Schicksals auf das Innere der menschlichen Existenz zurückgeführt, und die nächste Generation erntet davon einen reinen, großen Gewinn. 2) Alle Beurtheilung scheinbarer Hauptpersonen in dem Labyrinth großer Weltveränderungen dünkt mich unzeitig und voreilig zu sein; das ganze Streben solcher vermeintlichen Hauptpersonen hat in meinen Augen wenig Persönliches, sondern scheint mir von der über ihn gebietenden Herrschaft eines Princips oder von irgend einer ihn selbst, oft ohne daß er sich dessen vollständig bewußt ist, mit sich fortreißenden Richtung im Großen

In der That ist er in allem, was ich sehe und höre, bewundernswerth und einzig; und wenn Horaz recht gesagt hat, daß principibus placuisse viris non ultima laus est, so darf ich wol mich freuen, daß dieser mein gedacht und als ich wegen des verlorenen Couriers später kam, mehr als einmal mir nachgefragt hat . . . Auch kann ich den jungen König nicht anders als lieben; man glaubt ich könne Gutes stiften; man macht mir, wenn das Königreich in Ordnung ist, nach drei, vier Jahren eine ruhige, schöne Stelle hoffen, wo ich diese Erfahrungen, die großen und wichtigen mit dem Resultat meiner Studien combinirend, wie jene Staatsmänner alter Jahrhunderte, die Geschichte werde schreiben können. Also — ich gebe mich hin. Sollte ich in 14 Tagen oder in einem Jahr verabschiedet werden, so unterstehe sich niemand mich zu trösten, denn ich würde ihm ins Gesicht lachen. Indeß werde ich möglichst viel Gutes thun, dem Wohl der Nation und dem Ruhm des Königs eifrig dienen und unverständige Urtheile verachten . . . Eine entfernte Hoffnung nähre ich, daß, wenn ich den großen Kaiser noch sehen und sprechen könnte, vielleicht er die Gnade hätte, mich mir und meinen geliebten Studien auf eine anständige Weise zurückzugeben." — Dies geschah nun zwar nicht, indeß sah man in Kassel bald, daß er für die eigentliche Verwaltung im französischen Sinn nicht geeignet sei; man übertrug ihm daher 30. Dec. 1807 die Generaldirection der westphälischen Universitäten. In dieser Eigenschaft erhielt er

---

abzuhängen." Schon 29. Oct. 1807 hat er mehr gelernt: „Allerdings verspreche ich mir von der Umwandlung der Dinge durch den Gewaltigen des Herrn viel Gutes, was auf dem gewöhnlichen Wege nimmer erreicht werden konnte; nur freilich üben muß man sich, um sich loszureißen von Observanz und Gewohnheit, und selbst diese Uebung ist wohlthätig und erhebt den Menschen über sich selbst. Unser hiesiges literarisches Wesen hat viel Gemeines und Handwerkmäßiges, das wird hoffentlich gestürzt werden. Ich fühle Kraft und Willen in mir, über die Jahre lang durch politischen Zwang gestellten Schranken wegzuschreiten und mich in einer neuen Weltform einzubürgern, welche den nächsten Generationen Heil und Erregung der schlummernden Kräfte verspricht." — Der würdige Falck besuchte Müller in Kassel; vor seiner Abreise schreibt er ihm noch 3. März 1808: „Nur muthig die Hand ans Werk, mein theuerster Johannes! Unter günstigen Auspicien, in Vereinigung mit den besten Köpfen, mehr handelnd und schreibend, so Ihr Tagewerk beschließend, ein Mittelpunkt der europäischen Cultur, vorbereitend eine universelle Aussöhnung der Gemüther, nach allgemeinem Haß eine allgemeine Liebe, eine Anerkennung wechselseitigen Verdienstes begründend; kein bloßer Rheinbund mehr, ein europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, Römer, das Alte und Neue, Shakespeare, Homer, Calderon, Cervantes, Molière sich wechselseitig ausgesöhnt, zu einer universellen, vielseitigen Menschenbildung die Hand bieten — dies, nur dies sind Ideen, deren Ausführung eines Johannes Müller würdig ist. Die Barbarei der Cultur der Europäer, die Nachkommen Huttens, Cids und Bayards den Kameelknechten und nomadischen Horden entgegensetzend, und wo er auf einen Rest von Barbarei stößt, ihn unerbittlich vertilgend — so werde ich Sie enden sehn. In diesem Sinn" fordert er ihn zur Herausgabe eines „europäischen" Journals auf. „Wie Luther und Melanchthon sind wir daran, dem deutschen Volksunterricht vielleicht für drei Jahrhunderte eine neue Bestimmung zu geben. Glücklich diejenigen, welche diese Stunde in der Weltgeschichte zu nutzen und in ihr die folgenden Jahrhunderte zu ahnen und zu ergreifen wissen."

14. Mai 1808 den Auftrag, dieselben (Göttingen, Helmstädt, Halle) dem König vorzustellen, überall mit einer passenden Anrede, von der hier aus der göttinger Vorstellung eine Probe stehn mag: De toutes les Universités d'Allemagne il n'y en a pas qui doive être plus attachée au gouvernement royal; elle lui doit son existence, et ne le connait que par des bienfaits, par un cours de prospérités peu ou point interrompu. Dans les grandes vicissitudes, par lesquelles il a plu à la Divine Providence de changer la face du monde, la gloire de consoler, de raviver Göttingue, d'en être le restaurateur, le second père, a été reservé à Votre Majesté. Et à qui appartenait- elle plus naturellement qu'à celui de tous les rois, qui a vu le plus de pays et des peuples divers, et qui ayant devant lui les plus grands exemples, a en lui une ame propre à s'élancer à tous les genres de gloire, à une gloire nouvelle. — In dem Bericht über den Besuch des König Jerome in Halle erzählt Steffens: eine Gestalt in seiner Umgebung ergriff mich mit Wehmuth; es war Joh. v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrathsuniform sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierstab. — Nach der Audienz stattete ich ihm einen Besuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verflossen, seit ich seine Bekanntschaft in einer Zeit voll großer kühner Entschlüsse und glänzender Hoffnungen gemacht hatte, und nun sahen wir uns so wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es schien, rettungslos hingegeben, waren wir insofern uns gleich; es war das grenzenlose Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verschiedenheit unsrer Stellung, seine, als meine höchste Behörde, meine, als sein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unser Gespräch drehte sich um jene kühne Zeit, und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verschwunden, er war innerlich zerfallen, und verbarg es nicht. Er warnte mich, er hatte mancherlei von meinen unvorsichtigen Aeußerungen gehört, er schien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann keinen schützen," sagte er, „ich bin genöthigt, stillschweigend den Untergang der Unbesonnenen zu dulden." Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen standen ihm in den Augen. „Sie müssen sich entfernen," sprach er, „ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen." Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte! Eine Erfahrung, wie diese, war mir schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen. — Die Empfindungen Müllers hat

Steffens in diesem Bericht nicht ganz correct dargestellt; die glänzenden Festlichkeiten hatten ihm doch in hohem Grad imponirt, und wir sehen aus zahlreichen Privatbriefen, wie wichtig ihm seine eigne Rolle dabei vorkam. Noch erhöhter wurde diese Stimmung bei der Eröffnung des westphälischen Reichstags, 2. Juli 1808. „Du hättest uns sehen sollen! prachtvoll der Hof; jeder über diesen ersten Tag einer Reihe westphälischer Ständeversammlungen durch den Blick in die Zukunft gerührt; der König sprach vom Thron, männlich und edel. Den folgenden Tag bei Hofe Ball . . . In dem allen und in den Anstalten ist Keim der gänzlichen Umschaffung, einer ganz neuen Entwicklung des Charakters der Deutschen, und wahrhaftig ebenso möglich, daß unter gewissen Umständen alles lebendiger und größer werde, als das Gegentheil.“ — Am 22. Aug. 1808 hatte Müller den Reichstag zu schließen. In seiner Rede kam u. a. folgendes vor: Celui devant qui le monde se tait, parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde, voyant dans la Germanie l'avant-garde et le rempart de l'Ouest et du Sud, se sentant supérieur aux idées vulgaires, a voulu consolider l'Allemagne. Il lui a donné ses lois, ses armes, ses grandes leçons . . de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère. — Die Stände, indem sie die Fundirung der Schuld genehmigten: vous avez donné la première et la plus forte preuve que vous vous sentez Westphaliens, que vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. — Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire, si l'esprit public, fils de l'antique probité, après un essor aussi subit et aussi élevé, se fixa à jamais dans son caractère. Un roi, une loi, un trésor, une dette, un intérêt, sans parler de l'origine et des destinées communes, ne sont-ils pas les gages impérissables d'un esprit public! — Toutes les fois que la destinée a voulu développer parmi les nations septentrionales, et particulièrement dans les tribus Germaniques, un autre genre ou un degré plus éminent de culture et de vertus, l'impulsion a du venir de l'étranger: ce qu'elles avaient ainsi acquis, fut dans la suite perfectionné chez elles . . . Le roi le veut, la loi l'ordonne: vous serez une nation! — Après les huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée, qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et après les mille ans d'obéissance à la longue hiérarchie de seigneurs spirituels et temporels, il est venu un temps nouveau et un autre Charlemagne, qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs, et au travail commune du perfectionnement progressif de toutes les lois. — Depuis le bouleversement de la longue domination de l'ancien empire Romain, aucun temps ne présenta un spectacle plus imposant que cette époque de la

dissolution subite des constitutions vieillies et de tous les rapports de la plupart des nations Européennes, et le commencement d'un ordre nouveau de destinées que l'on ne saurait prévoir, époque dont la gravité réclame le développement le plus actif de tous les talens, l'élévation de tous les genres de courage, l'héroisme des plus grands sacrifices. Messieurs les membres des États, tenons-nous ralliés autour du Roi et de la constitution du royaume.

Daß Müller es für seine Dienstpflicht hielt so zu reden, war schlimm; noch schlimmer, daß er sich wirklich zu solchen Empfindungen und Gedanken zu stimmen vermochte. Wenigstens aber war er dadurch im Einklang seiner Lage. Indessen sollten ihm ernste Conflicte nicht erspart werden. Er lebte in der für einen Historiker unbegreiflichen Illusion, Westphalen sei ein deutscher Staat und die Regierung werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als für das Aufblühn der deutschen Wissenschaft zu sorgen. Der Regierung kam es aber hauptsächlich darauf an, Rekruten und Geld für die napoleonischen Kriege zu erpressen. In den Universitäten sah sie haupsächlich den Herd demagogischer Umtriebe, und selbst wenn das nicht gewesen wäre, so hatte sie doch keinen Begriff von einer deutschen Universität. Bei ihrem Streben nach Vereinfachung, wollte sie die kleinen Universitäten zusammenziehn und möglichst in der Weise der polytechnischen Schulen reformiren. Die milden Stiftungen wurden ohne weiteres eingezogen, worin übrigens die spätern deutschen Fürsten das Vorbild Napoleons redlich befolgt haben, und die Polizei fing an, in den unschuldigen Spielereien der Studenten und selbst in den Vorlesungen das große Wort zu führen: auch darin hat die deutsche Restauration viel von den Franzosen gelernt. Die Kriecherei, mit der die Professoren sich dem neuen Regiment fügten, zeigte sich namentlich bei den Bredowschen Händeln, die in dem Müllerschen Briefwechsel ausführlich besprochen werden. Männer von großem Ruf, wie Sartorius, Eichhorn u. s. w. bewarben sich um westphälische Staatsämter und legten gute Gesinnungen an den Tag. Es ist nicht zu leugnen, daß Müller sehr viel Unheil verhütet hat; er war unverdrossen, seine Collegen und Vorgesetzten über das Wesen der deutschen Lehrfreiheit ins Klare zu setzen. Auf seine Anregung schrieb Villers das bekannte Buch über die deutschen Universitäten, das Unbefangenste, was von einem Franzosen ausgegangen ist. Aber viel wurde doch immer nicht erreicht und Müllers Haltung erregt unser tiefstes Mitleid. Man begegnete seinen Vorstellungen mit der kältesten Verachtung; man verhehlte ihm nicht, daß seine Geltung in Deutschland völlig aufgehört habe, daß es seine Pflicht sei, hauptsächlich die französischen Interessen wahrzunehmen; er begegnete diesen Zumuthungen nicht mit männlicher Entschiedenheit, er klagte, daß man ihn allmälig mit Nadelstichen tödte und flehte gewissermaßen um Erbarmen. „Hätte

der Kummer ein Gewicht, das sich in Summen bringen ließe, wie viel tausend Centner würden in diesen Blättern aufeinanderliegen!" so schrieb Heyne, als er nach Müllers Tod die 66 Amtsbriefe desselben seinem Bruder übersandte. Sie machen in der That einen traurigen Eindruck. — 22. Jun. 1808. „Es kommt so viel zusammen, daß das Maß zuweilen überläuft; die Anmaßungen der Präfecte, welchen unbegreiflicherweise ursprünglich die Aufsicht über die Studien in den Departements aufgetragen wurde, und welche nun fortfahren, hinter meinem Rücken zu operiren; unüberwindliche Vorurtheile gegen die Zahl der Professoren; die Unordnung, welche zum Theil artificiell ist, indem der Stand der Sache manchmal verhehlt wird. Aus diesem allem ensteht so viel Aerger, daß ich mehrmals gedacht habe, meine Stelle niederzulegen; das Eine hält mich ab, daß ich fürchte, sie komme in gar unrechte Hände." — 3. Nov. „Es geht oft harr; und wenn ich meiner jugendlichen Vorsätze, Pläne, Hoffnungen gedenke, bricht mir das Herz." — 20. Nov. „Ich muß dies Leid mit anderm schlucken, das wirklich anfängt meine Gesundheit zu untergraben. Ich hegte immer die Hoffnung, durch die Aufopferung meiner selbst etwas Gutes für die Wissenschaft zu wirken; sie verläßt mich mehr als je, Sie sehen mich vielleicht bald ohne Gehalt, ohne Vermögen, verschuldet, meinem Gefühl alles aufopfern." — 28. Nov. „Diesmal habe ich mich nicht enthalten können, meinen lebhaftesten Unwillen auszudrücken; sollte ich nicht lieber zu Fuß fortgehn, als scheinen solchen Dingen meinen Namen zu leihn. — Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann; es hält aber sehr schwer. Die Erinnerung voriger Zeit, wo ich in der Freiheit oder unter gütigen Fürsten in Ruhe die Geschichte schrieb, erregt in mir gewöhnlich — Neigung zu Thränen." So geht es durch alle Briefe dieser traurigen Jahre; man muß sagen, daß Müller seine Schuld schwer gebüßt hat. — Eine festere Stellung hatte der alte Heyne. Nach Wolfs Vorgang ist man gegen diesen würdigen Mann höchst ungerecht gewesen; seine philologische Methode läßt freilich viel zu wünschen übrig, aber in unserer classischen Periode hat er durch Anregung aufs segensreichste gewirkt, und in der Zeit der Noth den fremden Eroberern gegenüber mit edler Männlichkeit die Würde der Wissenschaft gewahrt. „Das Peinliche Ihrer Lage, schreibt er an Müller 27. Juni 1808, sah und dachte ich mir längst; Sie sind wirklich Märtyrer der guten Studien, aber wir sind nun einmal für die Hefe der Zeiten aufbehalten. Zu verhindern, daß nicht alles noch schlimmer oder ganz schlecht wird, ist für diese Zeiten ein so großes Verdienst, als zu anderer Zeit ein Volk auf den Gipfel der guten Literatur zu erheben . . Ich habe mich längst auf den Fuß gesetzt, nichts zu hoffen, aber mit aller Kraft zu handeln, als hoffte ich alles. Dank sei dem Himmel, die Erfahrung hat mich belehrt, daß auf diesem Wege immer noch etwas gewonnen wird, und man bewahrt sich dabei gegen Täuschung und

Unmuth. Die Menschen zwingen, daß sie etwas Besseres thun oder thun lassen, als sie selbst wollen und gern ungeschehen sähen, ist für mich noch die einzige Aufheiterung, deren ich fähig bin." 23. Sept. 1808: „Tief fühle ich den Unmuth, der Sie drücken und Ihr edles Herz beugen muß; mit beklemmtem Herzen berechne ich es, wohin ein solches Verfahren endlich führen muß, und worauf es vielleicht gar angelegt ist. Halten Sie gleichwol das Steuerruder fest . . . Nur Gewalt muß Sie verdrängen; nie geben Sie das Heft denen, die Sie verdrängen wollen, in die Hand; ist alles ohne Hoffnung zur Rettung, so muß doch Ihr Rückzug gesichert und ehrenvoll sein." 24. Nov. 1808: „Wir sehen voraus, daß Sie selbst nichts wirken können; man verlangt blos Ausführung französischer Beschlüsse; ich beklage Sie, Ihre verzweifelte Lage, unsere Universität, unsere Literatur, Deutschland . . . Sie so wenig als ich können den Strom aufhalten, nicht einmal die Ufer sichern . . Sie wünschte ich in Sicherheit; mich rettet Alter und dessen natürliche Folge . . . Wie bedaure ich Sie, daß Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehen als ich!" — Am 19. Sept. 1808, als ein Geschenk des Königs in den Gel. Anz. zu melden war, schreibt er: „Das Schöne und Gute preise ich gern, aber die Würde der Universität liegt mir auch am Herzen, und doch auch daneben die Achtung meiner Deutschen gegen mich selbst; so ist es mir unmöglich, bis zur französischen Hyperbole hinaufzuklimmen." — Es war vielleicht eine Folge solcher Aeußerungen, daß mit Vorwissen Müllers die Abfassung des neuen Programms dem theol. Prof. Eichhorn übertragen wurde. Er führte seinen Auftrag mit einer so lächerlichen Kriecherei aus, daß Heyne empört wurde. (2. Nov. 1808) „Wenn von meiner persönlichen Kränkung die Rede wäre, würde ich mich bald darüber wegsetzen; aber es ist die Herabwürdigung der Georgia Augusta, was mir weh thut . . . Daß mein Ton, meine Denk- und Handlungsart zu der neuen Ordnung der Dinge nicht paßt, sage ich laut; aber meinen Charakter muß ich behaupten; es wäre schändlich, in meinem achtzigsten Jahr noch in die große Classe der Menschen mich einzumischen, die kein Gefühl für die Würde der Universität haben, ebenso wenig von dem, was sie sich, dem alten Vaterland, der alten Regierung schuldig sind." Das Schlimmste war, daß das Programm anonym erschien, also Heyne zugeschrieben werden konnte: „Ich kann unmöglich die Abfassung der akademischen Programme weiter fortsetzen, weder mit Ehren, noch mit Nutzen . . . Das auswärtige Publicum ist einmal an meinem Charakter irre geworden, und die Würde der Universität ist nun befleckt, ihr Ansehen gesunken, Patrioten sind voll Unwillen, und der rohe, gemein denkende Haufe jubelt. Alles was ich weiter zur Behauptung der alten Achtung für Göttingen sagen und schreiben könnte, hat seinen Eindruck verloren; nur wenige wissen den eigentlichen Vorgang, die Meisten schütteln den

Kopf über den alten Heyne: auch der ist geworden wie unser einer!" Es thut doch wohl, in jener schweren Zeit einer solchen Sprache zu begegnen.

Müllers Gesundheit war durch den schweren Kummer der letzten Jahre aufgerieben; er starb am 29. Mai 1809. Der Minister Simeon, sonst ein wohlgesinnter Mann, hielt ihm eine schickliche Leichenrede, auch in Deutschland verstummte allmälig der Zorn, wenigstens wurde er durch Schmerz und gerechte Anerkennung gemäßigt. Wie aber über seine wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung sich das Urtheil allmälig geändert hatte, zeigt am deutlichsten ein Brief Niebuhrs*) aus dem Jahr 1812. „Ich kann mich nicht darüber täuschen, daß Müllers Gefühle und Urtheile von seiner frühsten Jugend an gemacht waren. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte; aber daß er in sich keine Haltung hätte, danach hatte ich nach seinen Schriften vom Bellum Cimbricum bis auf die Posaune keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, und mit dem Alter versiegte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engsten Sinn des Worts; historische Kritik hatte er gar nicht; seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen, als ein zahlloses Einerlei, war doch im Grunde todt in seinem Kopf." — Das Urtheil ist unstreitig zu hart, und um es zu verstehen, muß man die Wendung, welche die Wissenschaft jener Zeit überhaupt nahm, ins Auge fassen.**)

Müllers Talent und Neigung bestimmte ihn zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Thatsachen; er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch ein umfassendes Studium der Quellen die Begebenheiten und Zustände vollständig wieder herzustellen, so daß ein anziehendes Bild und ein mächtiger Eindruck auf die Seele hervorging. Dadurch unterschied er sich von den alten Pragmatikern, die nur ihre eigne Klugheit an den Tag bringen wollten, darin theilte er den Standpunkt der gleichzeitigen Dichter. Das Resultat der Thatsachen mußte eine rhetorische Wendung sein, daher seine aufrichtige Verehrung für Schiller den Historiker, der ihm doch gewiß durch sein Quellenstudium nicht imponirte. Daher sein dreifacher Haß gegen die Revolution, die altehrwürdige Zustände über den Haufen warf und durch ihre

*) Müller hatte schon seit Anfang 1798 für den jungen strebsamen Mann großes Interesse gezeigt.

**) Unter Müllers kleinern Schriften der letzten Periode (die akademischen Abhandlungen über die Zeitrechnung der Vorwelt, die Notizen über das Manuscript der Informazione politiche und den Plan der Scriptores rerum Germ., die Einleitung zu Hammers Posaune u. s. w.) heben wir die Vorrede zu seines Lieblingsschülers Heinrich Luden Biographie des Grotius hervor, in welchem Müller sein eignes Spiegelbild zeichnet.

Gährung das Zustandekommen eines neuen bildlich darzustellenden Zustandes verhinderte; gegen die **Metaphysik**, welche die Begriffe spaltete und durch die Flüssigkeit derselben auch die Thatsachen zu verschlingen drohte, ja die sich wol gar anmaßte, gleich der Revolution die Geschichte aus dem Begriff heraus zu construiren; endlich gegen die **historische Kritik**, welche die Ehrfurcht vor den Helden und Schriftstellern der Vorzeit so freventlich verletzte, daß sie dieselben endlich als Mythen, als Collectivbegriffe darstellte: gleichviel ob dieser Zersetzungsproceß an Homer, an Lykurg, an Christus, an Tell ausgeübt wurde, das Bild und der rührende Eindruck wurden ihm verwirrt und er haßte das Scheidewasser, auch wo er seine Wirkung nicht aufheben konnte. Noch in den Briefen seiner letzten Jahre finden sich zahlreiche sehr leidenschaftliche Aeußerungen der Art.*)

Was nun seinen Kampf gegen die Revolution betrifft, so hätte sich wol

---

*) (25. Aug. 1808) L'arbre de notre antique culture se dessèche; les fruits sont mûrs jusqu'à pourriture. Où avons — nous de religion, quand on attaque l'authenticité de S. Jean? Où sont des fondemens d'une sorte de droit? Qu'est-ce que l'histoire et la poésie après l'extinction du noble esprit de l'antique liberté? Nous sommes aux temps d'un Ammien, d'un Augustin, sur les confins des deux mondes, placés dans celui qui menace ruine. — (29. Nov.) „Unser Zeitalter der Abnahme und Auflösung meint mit dem Lämpchen der höhern Kritik einige eingeschobene Steinchen zu entdecken, und schabt an dem Moos des Alterthums, auf daß es nicht mehr so ehrfurchtgebietend erscheine: aber lange werden diese gelehrten Arbeiten bei den Büchertrödlern modern, wenn noch Jesajas Himmel und Erde aufrufen, und der Donner seiner Rede Himmel und Erde bewegen wird. Das hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edlen uns abgeschwatzt worden, und niemand mehr wußte was er wollte." — (18. Jan.) „In Ansehung der Höhe der Wissenschaft, welche unsere Nation erreicht habe, bin ich nicht mit Ihnen einig. Es ist erstaunlich viel Methodisches, Mechanisches aufgekommen, das die Kraft Luthers eingenommen hat; wir sind aus Männern Scholastiker, Exerciermeister und was nicht alles geworden, außer was wir sein sollten. Ich hoffe, die Noth wird uns darauf bringen, in uns zurückzugehen, hinabzusteigen aus der superlunarischen Welt in unser zerrüttetes Hauswesen und statt auf unerhörte Worte, auf mächtige Thatkraft zu sinnen." — 16. Oct. 1807. „Sehr merkwürdig ist mir, was du von den jungen Titanen mir schreibst; so nenne ich die Jünglinge, welche weiser als alle verflossene Jahrhunderte sind, welche auf Cäsar, Polybius, Montesquieu herabsehen, und mit geheimen Zauberworten den Brunn der Weisheit versiegeln. Das wird so sein Decennium haben. Gleichwol mißkenne ich nicht, was auch hierin Gutes liegt; Schelling führt aus den so gar gestaltlosen Abstractionen doch auf Gefühl und Anschauung zurück; er ist nicht so entkräftend, wie das heillose vonvornige Zeug. Es mag wol im Rausch Mancher fallen und den Hals brechen: es ist aber doch nicht so verweichlichend und abspannend. Es geht mir, wie in der Politik: ich suche in allen Formen das Gute, und verwerfe nichts ganz und gar. Für mich selbst halte ich mich an die Manier, welche die Probe von ungefähr vierthalbtausend Jahren bestanden hat. Die Auswüchse beschaue ich gleich Naturmerkwürdigkeiten und sie hindern mich nicht, trefflichen Anlagen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." — 17. Jan. 1806. „Tendenz zu mystischem Katholicismus finde auch ich bei vielen der besten und kräftigsten; in der That wird die sogenannte protestantische Kirche immer mehr ein eigentliches Babel; alle Jahre wird ein biblisches Buch ausgestrichen; abscheulich ists, wie man verfährt! .... gegen diese elende Sekte, die kalte, unempfängliche, wollte ich lieber noch mit Mystikern sein, (so wenig sonst etwas mir zusagt, was gegen die schlichte Manier der Alten und Großen ist.)" —

der Zeitgeist auf seine Seite gestellt, aber durch seinen Abfall hatte er die Gunst des Volkes verscherzt. Zu erklären ist es, denn er haßte in der Revolution nur den Bildersturm; sobald sie sich selbst in ein imponirendes Bild krystallisirte, wie in Napoleon, trat sie ihm mit der Gewalt einer zwingenden Thatsache gegenüber. — In der Wissenschaft dagegen wurde die Kritik, die bisher nur der Theologie gegolten hatte, nach allen Richtungen die herrschende. Die Schule Wolfs und Niebuhrs verdrängte den Chronikenstil aus dem Gebiet der Gelehrsamkeit und es ist den Führern kaum zu verargen, wenn sie in Müller den zurückgebliebenen Standpunkt härter als nöthig betonten. — Bald darauf erhob die zweite Feindin Müllers, die Philosophie der Geschichte, siegreich ihre Fahne; sonst in allen Punkten uneins, stimmten sie in ihrer Geringschätzung gegen den naiven Erzähler, gegen den moralisirenden Redner überein. Heute wird man wol kaum Anstand nehmen, häufig auf Müllers Seite zu treten, da man die Thatsachen nicht mehr aus der Luft greift, da man auf der andern Seite die Kritik nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel betrachtet; man wird es um so mehr, da viele allgemeine Gesichtspunkte bei Müller viel schärfer und gründlicher festgestellt sind, als bei den Metaphysikern.

Müllers Geschick war ein tragisches. Wir haben nachgewiesen, daß sein letzter Abfall in seinem Leben keineswegs vereinzelt dasteht, daß er niemand wundern kann, der seine frühere Art zu sein und zu empfinden aufmerksam beobachtet. Und doch spielt in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle. Es war ein Zufall, daß Müller nach der Schlacht bei Jena keine Postpferde fand, die ihn nach Königsberg brachten: wäre das geschehen, so wäre vielleicht sein Abfall verhindert worden, er hätte bei der neu gegründeten Universität Berlin unter den ersten Gelehrten der deutschen Nation eine seiner würdige Stelle gefunden, ja er wäre vielleicht unter allen der populärste geworden, denn dieser seltene Umfang des Wissens, diese liebenswürdige Empfänglichkeit für jung aufstrebende Talente, diese mächtige und zeitgemäße Beredsamkeit wurden durch einen fest gegründeten Namen getragen; man hätte nach den Befreiungskriegen Müller als den Propheten verehrt, und erst nach langen Jahren hätten scharfsichtige Kritiker die Flecken dieses Sonnenkörpers entdeckt. Die Vorsehung wollte es anders, sie leitete es so, daß die letzte That des Lebens dem Charakter angemessen war und ließ sogleich eine furchtbare erschütternde Nemesis darauf eintreten, sie handelte gleichsam mit der innern Nothwendigkeit einer tragischen Dichtung. Wir verehren ihren Sinn und ihre Folgerichtigkeit, aber wir können uns dabei eines schmerzlichen Gefühls doch nicht erwehren.

Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas.

2.

Seine politische Entwickelung von 1843 an.

Der tiefe Frieden, welcher sich während der zweiten Präsidentschaft von Paez über Venezuela breitete und dem materiellen Gedeihen nach innen wie einer achtbaren Stellung nach außen förderlich war, dauerte noch in die ersten Amtsjahre des milden und redlichen Soublette hinein, der, ein alter bewährter General des Befreiungskrieges und gegen Ende des Jahres 1842 zum Präsidenten erwählt, ganz im Geiste seines Vorgängers die Verwaltung leitete. Beide hatten eine Stütze an dem intelligenten und besitzenden Theile der Gesellschaft, den man füglich die conservative Partei nennen kann. Ihr Streben war, die freisinnige Constitution zu erhalten und an ihrer Hand einigermaßen civilisatorische Elemente Wurzel fassen zu lassen. Es war eine gewisse Aristokratie, und deren Kern die altspanischen Familien, aber eine Aristokratie ohne Titel, ohne Privilegien, den übrigen Weißen gegenüber auch ohne Kastengeist und ohne Ansprüche auf irgendwelche Alleinherrschaft. Als Träger der vorhandenen Bildung und Aufklärung schien sie den Beruf zu haben, das Ruder des Staates zu führen, denn jede andre Art zu regieren konnte nur zur Barbarei führen. So waren diese factisch „Oligarchen", wie sie freilich erst später betitelt wurden; denn im Verhältniß zu der starken Mischlingsbevölkerung und den Negern befanden sie sich durchaus in der großen Minderheit; umsomehr, da die immer noch grollenden Militärs, welche nur persönlicher Ehrgeiz leitete, größtentheils auch der weißen Classe, ja zum Theil, wie General Mariño u. A., angesehenen Familien angehörten. Um dauernd, wie es zu wünschen war, sich die Herrschaft zu behaupten, brauchten die Conservativen auch nicht numerisch das Uebergewicht zu haben, denn die Massen sind dort guter Gemüthsart und sehr lenksamer Natur. Die patriarchalische Colonialregierung einerseits, andrerseits das erschlaffende Klima und die fast 300jährige Stagnation aller geistigen Bewegung haben dem ganzen Volke Venezuelas, höchstens den Llanero ausgenommen, einen Stempel der Weichheit aufgedrückt, die nur zu leicht einem energischen Drucke von außen nachgibt. Aber desto intensiver hätte die Kraft dieser Partei sein müssen, um — wie es die Aufgabe war — in den lockern gesellschaftlichen Körper, in die so wenig cohärenten Theile der Bevölkerung von einem festen Mittelpunkte aus innern Zusammenhang zu bringen. Es galt zunächst, mit staatsmännischem Scharfblick die drohenden Gefahren zu erkennen und abzuwenden. Es galt rührig und rastlos zu sein zuerst um die eigne Bildung zu vertiefen,

zu befestigen, und dann die Bildung des Volkes nicht blos durch Gesetze anzubahnen, sondern mit Umsicht und thätiger Aufopferung zu leiten. Es galt, die eigne Apathie und Arbeitsscheu zu bekämpfen, um durch gutes Beispiel dem industriellen Geiste festen Boden zu bereiten und die Arbeit zu acclimatisiren. Es galt mit schöpferischer Kraft die Gerechtigkeitspflege zu organisiren, den höchsten Gerichtshof zu einer imposanten Corporation zu gestalten und durch unbestochene Redlichkeit eine Tradition des Rechtes und Gesetzes zu schaffen. Es galt endlich, die so wichtige Presse mit dem Geiste der Mäßigung und Gediegenheit zu beherrschen.

Solch schwere Aufgabe erforderte aber bedeutende Männer, ja wenigstens einen wirklichen Staatsmann, ein großes organisatorisches Talent, wie der Bruderstaat Chile sich dessen erfreute und noch erfreut: die vorhandnen Kräfte wären dann angemessen vertheilt worden, es wäre Einheit in die Mannigfaltigkeit gekommen.

Leider hat es in jener glücklichen Periode Venezuela hieran gefehlt. Zwar ein Mann war da, der durch seinen moralischen Einfluß die heterogenen Elemente auf Zeit zusammenhielt; der gefeierte General Paez. Aber zum Staatsmann war er nicht geboren; es war sein warmes patriotisches Herz und sein militärischer Ruhm, was ihn zum Mann des allgemeinen Vertrauens machte. Sein gesundes Gefühl leitete ihn meistens recht; aber „den erhabnen Fremdling“, den Gedanken heimisch zu machen, weite Verhältnisse zu überblicken und nach einem festen Principe planmäßig zu gestalten, das war nicht Beruf des raschen Sohnes der Llanos. Und unter seinen Ministern, im Staatsrath, der nach der Verfassung aus dem Vicepräsidenten als Vorsitzendem, 5 Räthen, und den 3 Ministern bestehend, der Executive berathend und beschließend zur Seite steht, fand sich kein Mann von hervorragender Bedeutung. Im Gegentheile war es die Leidenschaftlichkeit eines einflußreichen Ministers Quintero, welche in den bewegten Tagen von 1847 das drohende Unheil heraufbeschwören half.

Es bedurfte daher keines schweren Anstoßes, um den mehrjährigen Frieden zu stören. Guzman, ein hoher Beamter, hatte sich Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen und wurde seines Amtes entsetzt. Ein Mann von Talent, gewandt in den Künsten der Diplomatie, glatt wie ein Aal und gerieben, konnte er leicht ein gefährlicher Gegner werden. Es gab einen Weg, ihn unschädlich zu machen und doch sein Talent dem Lande zu erhalten: eine auswärtige Mission. Aber man fühlte sich wol schon sicher und erkannte deshalb die Gefahr nicht. Guzman begann nun, durch die Presse die Regierung zu bekämpfen und Umsturz zu predigen. Die „Oligarchen“ waren auf einmal Tyrannen, Volksfeinde, Unterdrücker; die „Liberalen“ wurden aufgefordert, die Rechte des souveränen Volks, das an eine Partei verkauft sei, zu schützen.

In den gemeinsten Ausdrücken, die jeden Anstand verletzen, in den ekelhaftesten Lästerungen wälzte sich wie im Kothe seine boshafte Feder, und wenig oder nichts gab ihm ein andres Blatt nach, welches ihn bekämpfte: die Presse war ein Pfuhl von Haß, Verleumdung, Lästerung und allerlei Gift. Sei es aus Schwäche, oder aus Scheu die Verfassung zu verletzen, Soublette ergriff keine Repressivmaßregeln. Das unerfahrene Landvolk hörte auf die perfiden Schmeicheleien des Aufwieglers und der böse Same ging wuchernd auf. als August 1846 die Zeit der neuen Wahlen herangekommen. Guzman reiste umher, hielt Volksversammlungen, predigte Negern und Farbigen Haß gegen die Oligarchen, und ganze Banden derselben zogen in verschieden Landestheilen bewaffnet, drohend, ja plündernd und mordend einher.

Paez, wieder von seinem Landgute weg an die Spitze der Truppen gerufen, war betroffen über die Schwere des Unheils. Gleichwol überzeugt, daß bei den Meisten eher Verirrung als Bosheit der Grund war, nahm er sich vor, den Sieg lieber durch Gnade als durch die Waffen zu erkaufen. Sein Erlaß absoluter Amnestie vom 4. Octbr. führte viele der Verirrten zu ihrem Heerde zurück. Zu menschlich gesinnt, um durch drohende Proclamationen die Rebellen zu erbittern, lockte er sie durch die Macht entgegenkommenden Vertrauens, und Hunderte stellten sich persönlich vor ihm, sich bekennend als Opfer der Verführung. Allerdings ging es an einigen Punkten nicht ohne Gewalt ab: mehr Blut indeß floß unter den Aufrührern selbst, und schon im Novbr., nachdem er die gefüllten Kerker der Thäler von Aragua geöffnet, konnte er der Regierung die Herstellung vollständiger Ruhe melden.

Obwol es wieder nicht an solchen fehlte, die den General wegen zu großer Milde heimlich oder laut anklagten, so wollten ihn doch viele der angesehensten Bürger wieder auf den Präsidentensitz erhoben sehen. Aber im Angesichte der Erfahrung, daß die Feinde der Ordnung bei ihrem ruchlosen Gebahren die Gefahr, welche der Einfluß dieses einen Mannes dem Staate bringe, vorgewendet hatten, wollte er Diesen allen Schein des Rechtes nehmen. Auch wünschte er nicht, daß man ihn für nothwendig zur Aufrechterhaltung der Ruhe erachtete, und so verweigerte er, allen Bitten zum Trotz, entschieden die Wiederannahme. Dagegen wendete er das Augenmerk seiner Mitbürger auf einen Mann, den er für ausgesöhnt mit der Verfassung hielt, weil er eben noch durch seine Energie beigetragen hatte, die Rebellion in der Provinz Barcelona zu tilgen, auf — José Tadeo Monagas.

In schlechtem Andenken stand noch allerwärts dieser General, mißgestimmt nahm man den Vorschlag des Patrioten Paez auf. Nichts desto weniger siegte seine Popularität über die Bedenklichkeiten, und Monagas erschien wenigstens mit auf der Terne der Candidaten, aus welchen der Congreß der Verfassung gemäß zu wählen hat, wenn ein Candidat durch die Wahlcollegien die nöthige

Stimmenzahl, d. i. zwei Drittel erhalten hat. Aber auch der Congreß zeigte sich dem Wunsche von Paez willfährig und wählte Monagas am 23. Jan. 47 zum Präsidenten.

Durchaus nicht günstig wurde dieses Resultat vom Volke aufgenommen. Selbst die Bewunderer und Freunde verhehlten sich nicht, daß dieses Mal Paez seinen Einfluß zum Unheil des Landes angewendet habe. Es zeigte sich hier zumeist, wie wenig scharfsichtig der General war und wenn irgend einer, so hat er selbst diesen Schritt tief bereut. Aber wenn man undankbaren Sinnes ihn allein für das Unglück des Landes in der Folge verantwortlich machte, so geschah dies mit demselben Unrecht, mit welchem man früher, verzweifelnd an eigner Kraft, in ihm allein das Heil des Staates gesehen hatte. Es war eben von vornherein anormal, daß die Geschicke des Landes an Einen Mann sich ketten mußten. War bisher dieser Eine glücklicherweise ein Patriot gewesen, so konnte es nicht fehlen, daß sie früher oder später einmal in die Klauen eines Usurpators fielen. Durch den Mißgriff von Paez wurde dieses unabwendbare Loos nur verfrüht, nicht etwa erst veranlaßt.

Monagas, aus weißer Familie, nicht, wie nordamerikanischen Blättern in Unkenntniß nachredend deutsche Zeitungen irrthümlich über Monagas und Guzman, wie Paez aussagen, aus gemischtem Blute, war vom Unabhängigkeitskriege her als ein tapfrer General bekannt. Wohlhabender Heerdenbesitzer in der Provinz Barcelona, hatte er in der Einsamkeit des Landlebens die Rechte der beleidigten Militärs nicht aufgegeben, vielmehr nach zweimaliger durchaus schonungsvoller Begnadigung auf Rache an den verhaßten Oligarchen gebrütet. Mit boshafter Freude folgte er dem Rufe des Congresses, verbarg sie aber anfangs unter dem Schein der Dankbarkeit gegen den gefeierten Paez, dessen ihm vorgeschlagenes Ministerium anzunehmen er vor seinem Amtsantritt bereitwillig versprach. Indeß kaum fühlte er sich im Besitz seiner Würde und Macht, so vergingen nur wenige Wochen, als er schon das Mißtrauen rechtfertigte, welches bei seinem Einzuge, trotz der Begleitung von Paez, das Volk durch seinen kühlen Empfang ihm hatte merken lassen. Die Unnatur der Verhältnisse mußte sich zuerst im Conflict mit dem oligarchischen Ministerium zeigen, welches mit dem leidenschaftlich gewaltthätigen Quintero leider zu wenig Mäßigung und Tact besaß, um die gegenseitige Spannung nicht zu erhöhen. Gewalt prallte hier auf Gewalt — natürlich stürzte das Ministerium. Jetzt gewann Monagas freies Feld. Es folgten willkürliche Entsetzungen von andern hohen Beamten, die Notabilitäten der Stadt machten obscuren und unfähigen Menschen Platz, deren Antecedentien größtentheils sehr zweifelhaft waren. Guzman, der, als das Unheil des Bürgerkriegs endlich hereingebrochen, zum Tode verurtheilt worden war, wurde begnadigt und ging zum Scheine in die Verbannung nach Curazao. Paez, bitter enttäuscht und voller Unmuth, zog

sich plötzlich auf seine Güter zurück und mit seinem Scheiden umwölkte sich der Horizont mehr und mehr: die Aufregung der Hauptstadt theilte sich bald dem ganzen Lande mit; und es konnte nicht fehlen, daß eine allgemeine Opposition sich gegen Monagas erhob. Zunächst machte sie sich in heftigen Angriffen der Presse Luft. Dann aber schritt man zu ernsteren Maßregeln. Die verschiednen Provinzialdeputationen beriethen Adressen, worin sie vom Congresse forderten er solle den Präsidenten in Anklagestand versetzen, und als im Jan. 48 der Zusammentritt des erstern erfolgen sollte, war eine Stimme darüber, daß Letzterer seinem Schicksale nicht entgehen werde.

Monagas sah das Ungewitter nahen und rüstete sich zu entschlossenem, wenn auch blutigem Widerstand. Als er sich durch Kundschafter und Spione der großen Uebermacht der Opposition im eben zu eröffnenden Congresse vergewissert, ließ er, schon von zahlreichen Truppen umgeben, die von den frechsten Parteiführern befehligt wurden, dazu noch unter die Neger Waffen vertheilen. Es fehlte nicht an offnen Drohungen der furchtbarsten Art; die Stadt schwebte zwischen Leben und Tod; von Haus zu Haus flatterte in der Nacht des 23. Jan. das Mordgespenst, Angst und Schrecken hielt die Familien innerhalb der verrammelten Thüren wach. Da, am Mittag des 24. Jan. — der Congreß war eben zu voller Sitzung versammelt, um seinem Rechte gemäß zur Freiheit seiner Berathungen über einen andern Versammlungsort zu beschließen — marschiren, in Gegenwart des Präsidenten, in allem militärischen Apparat vor dem Gouvernementshause die Truppen vorüber, nach dem alten Kloster San Francisco, stürzen in das Sitzungslocal und sprengen mit Säbelhieben und Gewehrfeuer die Versammlung. Vier Deputirte blieben todt auf dem Platze, einer wurde schwer verwundet.*) Am andern Tage erschien eine Proclamation des Präsidenten, worin er die blutigen Scenen beklagt und dem Pöbel zuschreibt. Wenige Monate nachher wurde durch ein Decret der 24. Jan. zum Nationalfest erhoben.

Ein Attentat führte das andere herbei. Monagas, womöglich den Schein der Legalität wahrend, ließ nun, da er der Constitution zufolge die Kammern

*) An den Folgen der Aufregung starb bald darauf in Jamaica noch einer der hervorragendsten Deputirten und gefürchtetsten Feinde von Monagas, Garcia, der — ein Vulkan von Leidenschaft und unbeugsam, einer der wenigen Venezolaner von altcastilischem Stahle — dem Gemetzel entronnen war. Monagas, sich nicht sicher haltend, so lange dieser lebte, gab Befehl, ihn todt oder lebendig auszuliefern. Aber seine Elasticität und Beweglichkeit spottete allen Auflaurern. Hände und Gesicht geschwärzt, vielfach verkleidet, wußte er, von allen gekannt, sich doch Tage lang in der Stadt zu verbergen. Dann im Gebirge wie ein Wild gehetzt, brachte er bald eine Nacht auf einem Baume zu, unter dem die Schergen hinweggingen, bald foppte er sie, als sie ihn ganz sicher zu haben meinten, dadurch, daß er sich buchstäblich Stunden lang unter dem Wasser verbarg — bis ihm gelang die Küste zu erreichen. Er war ein Schrecken der Neger und Zambos; seine Figur wurde mythisch, noch während er unter ihnen, bald hier, bald dort gesehen, und doch unnahbar, hauste.

nicht auflösen durfte, unter Drohung die Deputirten gewaltsam zur Sitzung herbeischleppen, sprach mit frecher Stirn von Heiligkeit der Verfassung, und hielt dem Scheincongreß fortwährend den Mordstahl an die Kehle, bis er sein gehorsames Organ wurde, ihm eine Dankadresse votirte für die Rettung des Vaterlandes, und in seine Hände außerordentliche Vollmachten zur Aufrechterhaltung der Ruhe niederlegte.

Unterdeß hatte nemlich Paez, von Adressen und Deputationen bestürmt mit Bitten, die Constitution zu rächen, zu den Waffen gegriffen und mit einer Hand voll Leuten in den Llanos einen glänzenden Feldzug eröffnet. Aber auch sein Glück wendete sich. Die Sittenverderbniß hatte schon mächtig überhand genommen; und die Gewalt der Unterdrückung beschleunigte sie. Von den Seinen verlassen, floh er durch Neugranada nach Curazao. Derselbe Congreß, welcher Monagas in Anklagestand versetzen sollte, erklärte in Ergebenheit Paez für einen Rebellen. Guzman, durch ein Amnestiedecret zurückgerufen, wurde Minister und die neuen Wahlen 1849 erhoben ihn zum Vicepräsidenten. Im Juni 49 wagte die Oligarchenpartei noch einen Aufstand gegen Monagas; aber nur um sich mit neuer Schande zu bedecken. Paez, nach Coro herbeigerufen, wurde wiederum im Stiche gelassen, mußte capituliren, verfiel gegen den Vertrag einer strengen Haft im Gefängniß von Caracas und verdankte seine Freilassung nur dem Gerechtigkeitsgefühl eines politischen Gegners, des freimüthigen Congreßmitgliedes Rendon. Gebeugt von Schmerz über den Ruin seines Vaterlandes schiffte sich der verbannte Patriot nach Neuyork ein und genoß nur noch die Genugthuung, daß ihm dort von Regierung und Volk ein überaus glänzender Empfang zu Theil wurde.

Zu spät sollte dieser merkwürdige Mann mit europäischer Civilisation, mit dem Geiste der Industrie und dem Segen, der auf strenger Arbeit ruht, aus eigner Anschauung bekannt werden, um in Zeiten auch nach dieser Seite seinem Volke wesentliche Dienste zu leisten. Hat ihn die neue Regierung jetzt auch ehrenvoll zurückgerufen, um ihr rathend beizustehen: 68 Jahr alt ist Paez doch eine Größe, die wesentlich der Vergangenheit angehört. Mit Schmerz sahen wir das selbst, als wir vom Süden kommend ihn in Neuyork kennen lernten. Wenige Jahre gezwungener Thatenlosigkeit, wo er auf Unterstützung seiner Familie verwiesen, Muße fand, über den Wechsel menschlicher Geschicke, über bittere Enttäuschungen, über Undank, der dem Verdienste folgt, nachzudenken, haben genügt, die Schnellkraft der Jugend in ihm ganz zu lähmen und das Feuer seines Geistes zu dämpfen. Aber auch jetzt noch flößt die rüstige militärische Haltung des kleinen untersetzten Mannes, der sich auf einer europäischen Reise, die ihn selbst bis Dresden und Berlin führte, trotz des beabsichtigten Incognito nicht den Aufmerksamkeiten der Höfe von St. James und der Tuilerin entziehen konnte, Respect ein. Wir sind gespannt, zu hören,

ob er dem Rufe seines Vaterlandes Folge leisten wird, oder ob er vorzieht, in freiwilliger Verbannung den Rest seiner Tage hinzubringen. Nach seinem Naturell zu schließen, thut er, meinen wir, das Erstere.*)

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

1.

K. Biedermann. Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1854. — Deutschlands geistige und gesellige Zustände im achtzehnten Jahrhundert. 1. Band bis 1740. Leipzig, 1858. —

Wir empfehlen dies Buch auf das nachdrücklichste allen schwarzsichtigen Partrioten, welche an keinen stetigen Fortschritt der vaterländischen Verhältnisse, an keine Entwicklung der Nation zu größrer Einheit glauben wollen. Wenn man das England des heutigen Tages mit dem des vorigen Jahrhunderts vergleicht, so ist der Abstand gewiß groß, aber sicher nicht so groß als der Unterschied des heutigen Deutschland von dem Lande, welches der Verfasser schildert. Wie schwer uns auch noch vieles drückt, wie oft wir uns als Nation gedemüthigt fühlen, wie sehr noch die alte Klage berechtigt ist, daß unser Ansehen nicht im Verhältniß zu unsrer wahren Kraft stehe, wir müssen doch gestehen, daß der Fortschritt seit den letzten hundert Jahren gewaltig ist. Und dies ist auch der Gedanke des Verfassers, der überall durchblickt und den wir ohne Rückhalt billigen. Dem gegenwärtigen Geschlecht der Eisenbahnen und Telegraphen scheint jede nichtmechanische Entwicklung langsam zu gehen, von einem Jahr zum andern gesehen will es nicht einleuchten, daß wir vom Fleck kommen, sieht man aber auf eine größere Entfernung zurück, so wird der Wechsel auch dem blöden Auge begreiflich. Zu einem solchen Rückblick bietet das Biedermannsche Werk vorzügliche Gelegenheit, es ist einfach und klar, ohne rednerischen Schmuck geschrieben, der Stoff allein zieht an, durchweg macht es den Eindruck des Quellenstudiums und doch ist alles unnöthige Citatenwesen gemieden, dabei sind die verschiednen Elemente zu einer Auffassung des Gan-

*) Eben da wir das Manuscript zur Presse befördern, geht uns durch die Times die Kunde zu, daß Paez erklärt habe, nach seinem Vaterlande zurückkehren zu wollen, sobald dasselbe sich eine neue Constitution gegeben.

zen abgerundet. Wir wollen in dem Folgenden versuchen, einige Andeutungen über den Inhalt zu geben, welche dazu führen mögen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Jede eingehende Darstellung der Zustände Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert sollte mit einem Rückblick auf den dreißigjährigen Krieg beginnen, denn seine Folgen und die Bestimmungen des westphälischen Friedens beherrschen die Zeit bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen und wirken noch bis auf unsere Tage fort. Der Verfasser hat diesem Rückblick in Bezug auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände ein eingehendes Capitel im zweiten Bande gewidmet, wir wünschten er hätte seiner Schilderung der politischen Zustände im ersten Theile eine Einleitung gegeben, welche die politischen Folgen jenes unseligen Krieges näher entwickelte. Der dreißigjährige Krieg vereinigte die Wirkungen eines Religions- und Bürgerkrieges, der beiden schlimmsten Furien des Nationalwohles; wenn in Frankreich die Fronde, welche doch bald unterdrückt ward, zerstörender wirkte als lange auswärtige Kriege, was mußte erst die Folge jener dreißigjährigen Zerrüttung und Aufreibung der Kräfte Deutschlands sein! Ranke hat mit Recht gesagt, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Völker Europas nicht nach Nationen, sondern nach Religionsparteien geschieden waren, aber damals hatten die Führer auf beiden Seiten doch große Ziele im Auge, wie man auch über Loyola denken mag. Die Zurückführung der gesammten Christenheit zum römischen Stuhle bleibt ein großartiger Plan. Wie bald aber schwanden nach Ausbruch des Kampfes jene Ziele bis zur völligen Vergessenheit, es war nicht jener heldenmüthige Streit eines kleinen glaubensvollen Häufleins gegen einen Unterdrücker, wo sich so oft die höchsten Eigenschaften des Menschen entwickeln, keine der beiden Parteien war stark genug die andere zu vernichten, sie schwächten sich gegenseitig bis zu dem Grade, daß das Ausland Herr und Meister der deutschen Verhältnisse ward. Die großen religiösen Fragen traten vor persönlich politischen zurück und nur die vollständigste Entkräftung konnte zu einem Frieden führen, den man damals als einen Segen begrüßte, weil er der unerträglichen Zerrüttung ein Ziel setzte, der aber in Wahrheit die Zerspaltung Deutschlands und die Herrschaft des Auslandes legalisirte. Aller Gemeinsinn war zerstört, alles Vertrauen geschwunden, der nackte persönliche Eigennutz trat überall als das einzige Gesetz auf.

Der Verfasser beginnt mit einem Abriß der Reichsgrenzen und der innern Gliederung des Reiches selbst. In Bezug auf die erstern hebt er als bezeichnend hervor, daß das Reich ebenso wenig in Bezug auf die äußere Ausdehnung wie auf die innere Wirksamkeit seiner Macht und seiner Hohheitsrechte eine feststehende und anerkannte Grenze zu gewinnen vermochte oder auch nur zu gewinnen strebte, vielmehr hier wie dort alles im Unsichern und Unklaren ließ,

alte Rechtsansprüche der Form nach aufrecht erhielt, auch wenn ihr Wesen längst entschwunden war, dagegen immer neue Ausnahmen von seiner Oberherrlichkeit aufkommen ließ, auch wo diese bisher unbestritten gewesen. Die Reichskreise wurden der Form nach erhalten, aber innerhalb derselben hatten sich im Laufe der Zeit ganz neue politische Bildungen ergeben, die Zerstückelung des Südens und Westens war fortgeschritten, im Norden und Osten lagerten sich festere Massen zusammen, aber der Particularismus war in den Territorien aller Kreise gleichmächtig, die kaiserliche Gewalt gleich ohnmächtig, nichts gibt einen traurigern aber wahrern Eindruck der wachsenden centrifugalen Richtung, welche die staatbildenden Kräfte in Deutschland genommen hatten, als die aufeinanderfolgenden Wahlcapitulationen; die beiden ersten Bedingungen einer Monarchie, Erblichkeit und Unabhängigkeit nach außen waren gradezu verneint, während sie den fürstlichen Landesherrn reichsgesetzlich garantirt waren. Der Kaiser mußte sich durch feierlichen Eid verpflichten, jedem Gedanken an die Erblichmachung der Krone in seinem Hause zu entsagen und dem Papst die schuldige Unterwerfung zu erweisen. „So verewigte man unter doppelter Gestalt das Andenken an jenen traurigsten Moment unsrer Geschichte, während der Regierung Heinrichs 4., wo deutsche Fürsten unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten den Beschluß faßten, daß die deutsche Kaiserkrone hinfort lediglich durch ihre freie Wahl und die Bestätigung des heiligen Stuhls vergeben werden sollte, damit den Grundstein legend zur Ohnmacht der Reichsgewalt und dem Siege des Particularismus.“ Die Folgen aber jenes vom rein politischen Gesichtspunkte betrachtet schon unnatürlichen Verbots der Erblichkeit war natürlich ein fortwährendes Intriguenspiel des regierenden Kaisers um die Stimmen der Wahlfürsten für seinen Nachfolger, und immer neue Zugeständnisse auf Kosten der kaiserlichen Gewalt. Man begreift kaum den Ernst, mit welchem die damaligen Staatsrechtslehrer das sogenannte öffentliche Recht Deutschlands vortrugen, von dem kaum irgend etwas außer Formen in Kraft war. Und auch diese wie unwürdig waren sie vielfach, was bedeuteten jene Lehnsauffahrten zu Wien, da doch der Kaiser keinem einigermaßen bedeutenden Reichsstande die Belehnung thatsächlich verweigern konnte? ja selbst die Kaiserkrönung war zuletzt ein unwürdiger Mummenschanz geworden; Goethe zwar hat die Krönung Leopolds uns im poetischen Glanze alter Herrlichkeit gezeigt, aber die Dichtung scheint dabei die Wahrheit zu überwiegen und in dem Bericht eines nüchternen Augenzeugen stellt sich die Sache anders dar. „Der Kaiserornat,“ sagt Lang in seinen Denkwürdigkeiten, sah aus „als wäre er auf dem Trödelmarkt zusammengekauft, die kaiserliche Krone als hätte sie der ungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Glasscherben und Kieselsteinen besetzt, auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die

herabwürdigenden Ceremonien, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhl herab und hinauf, hinauf und herab sich ankleiden und auskleiden, einschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch im Bettelkloster eingekleidet wird. Von der Kirche zurück zum Rathhaus ging der Kaiser in seinen alten Kaiserpantoffeln über gelegte Breter, die man mit rothem Tuche bedeckte, welches aber die gemeinen Leute auf dem Boden kniend und mit Messern in den Händen hart hinter seinen Fersen herunterschnitten und zum Theil so gewaltsam in Fetzen herunterrissen, daß sie den Kaiser damit beinahe umwarfen. Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtsspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung." — Siebenunddreißig Reichsgrafen trugen bei der Krönungstafel die Speisen auf, aber der Held dieser Huldigungen hatte von seinem Reiche nur etwa 14,000 Gulden Einkünfte, den Ertrag der Judenschutzgelder; mit schwerer Wendung sagt Dahlmann, es hat Deutschland unendlich viel gekostet, daß ihm sein Kaiser so wenig gekostet. Danach war es nur natürlich, wenn das Kaiserthum, welches so wenig vom Reiche empfing, auch einen particularistischen Charakter annahm und von seinen Trägern nur als ein Apanagium und Ehrenrecht der habsburgischen Dynastie betrachtet ward. Es macht den traurigsten Eindruck zu sehen, wie gleichzeitige Schriftsteller bei Glossirung der Wahlcapitulationen jene Abschwächung der kaiserlichen Macht als eine Errungenschaft zu Gunsten der Freiheit der Nation behandeln, während doch nur die Landesherrn und meist zu Schaden ihrer Unterthanen dadurch gewannen. Wann haben die deutschen Fürsten und Herren zu Gunsten der Gemeinen des Reichs gestritten, wie die englischen Barone? — wann haben sie etwas Anderes gekannt als ihren Privatvortheil? eine Abschwächung der Centralgewalt hätte aufgewogen werden können durch eine aristokratisch-parlamentarische Verfassung, wie sie sich in England ausbildete; aber darum war es den Landesherrn gar nicht zu thun, sie wollten in ihrem eignen kleinen Machtkreis unbeschränkt werden und mußten die Centralgewalt nicht nur zu beschränken, sondern ihr stufenweise alle jene Hoheitsrechte zu nehmen, welche in jedem wahren Staate die Attribute der obersten politischen Gewalt sind. So rissen in der Rechtspflege, Handels-, Zoll-, Münz- und Postwesen jene Uebelstände der Getheiltheit und des Widerspruches ein, an denen wir noch heute leiden. Der Name, mit dem Friedrich der Große die deutsche Verfassung bezeichnete „eine erlauchte Republik von Fürsten mit einem gewählten Oberhaupte an der Spitze" klingt stolz, aber welches politische Elend verbarg sich dahinter. Die Bezeichnung Oxenstiernas confusio divinitus conservata kommt der Wirklichkeit näher. Wir wollen

nicht mit dem Verfasser in die Einzelheiten der Ueberreste von der Reichsverfassung eingehen, sie verdienen noch kaum den Namen, der Reichstag beschäftigte sich eben mit allem andern mehr als mit den wahren Anliegen des Reiches, Privatangelegenheiten der Stände und elende Form- und Rangstreitigkeiten füllten seine Zeit aus, die Reichsgerichte wurden von der Mehrzahl der Stände ignorirt und ihre Verfügungen bei Seite gelassen, trotz des Landfriedens gab es fortwährend Fälle von Selbsthilfe, und wie die höchsten Gerichte die Sicherheit der Person schützten, zeigt die Behandlung der beiden Moser und Schubarths. Die Reichsarmee mit ihren gleichvertheilten katholischen und evangelischen Generalen war der Spott des Auslandes und der Contingente der größern Territorien, die Reichsfestungen verfielen.

Seitdem nach dem westphälischen Frieden eine Reform der Reichsverfassung im einheitlichen Sinne unmöglich geworden war, mußten sich die Hoffnungen der Patrioten auf die Ausbildung der lebensfähigen Territorien richten. Die schwächern Stände suchten einen Anhalt gegen die Hausmacht Oestreichs und wandten sich seit dem Auftreten des großen Kurfürsten entschiedener zu Brandenburg, die kaiserliche und die preußische Partei bildeten sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer schärfer aus, und die letztere fand zuletzt einen Ausdruck im Fürstenbund, den man, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, nicht für einen Vorläufer von Unionsversuchen unsrer Tage halten darf, sondern der nur den Zweck einer Opposition gegen Oestreich hatte. Die Bedeutung jener beiden Parteien lag wesentlich in den beiden Staaten, welche für jede den Kern bildeten, der Gegensatz von Oestreich und Preußen, der die deutsche Gegenwart beherrscht, trat seit Preußens Erwerbung der Königswürde immer offner hervor und kam zum Kriege. Die überwältigende Persönlichkeit Friedrichs 2. wußte die größern Mittel zu ersetzen, über welche Oestreich gebot, Preußen ging als Sieger aus dem Kampfe hervor und sein großer Monarch wußte das Land durch den Frieden wie vorher durch den Krieg zu heben, indem seine erleuchtete Politik die Größe Preußens als eines protestantischen, auf den geistigen Fortschritt angewiesenen Staates förderte und demselben einen immer weitergreifenden Einfluß in Deutschland sicherte, während Josef, der Schüler der Aufklärung mit dem besten, was er war und that, gänzlich außerhalb der traditionellen Basis des östreichischen Systems stand, ja durch sein aufgeklärtes Wesen diese Basis selbst erschütterte und damit die Widerstandskraft des alten katholischen Oestreich gegen das junge protestantische Preußen verringerte. In letzterm, dem jungen Staate war der aufgeklärte Despotismus, der alle Mittel in einer Hand zu einem Zwecke sammelte, ein Fortschritt und ein nothwendiger Durchgangspunkt, auf dem altöstreichischen Boden mußte er als eine fremdartige Pflanze erscheinen. Für Preußen und Oestreich nöthigte die Größe des Staatsgebiets und die Mannigfaltigkeit der

Interessen zu einer Auffassung der Regierungsrechte und Pflichten, welche über das persönliche Interesse des Fürsten hinausging, wenn auch jener Despotismus vom höhern Gesichtspunkte verurtheilt werden mag, so bewegte er sich doch in großartigern Verhältnissen. „Das kleine Ich des Fürsten erweiterte sich unwillkürlich zu dem umfassendern und inhaltsvollern des Staats, den der Fürst repräsentirte und in dessen Größe er seinen eignen Ehrgeiz befriedigt fand." Die Hebung des allgemeinen Wohlstandes, die Entwicklung gewerblicher Thätigkeit, die Steigerung der Staatskraft im Allgemeinen war für die dortige Regierungskunst längst ein wesentlicher Zielpunkt geworden. Anders war es in den kleinern Staaten, dort fehlten jene großartigern Interessen, die Willkür war dieselbe und verfiel auf weit unwürdigere Gegenstände. In Preußen widersetzten sich die Landstände dem Streben der brandenburgischen Fürsten den Staat zu heben und wurden von ihnen zum Schweigen gebracht; in Würtemberg aber z. B. widersetzten sie sich dem zügellosen Treiben des Herzogs Karl Eugen und wurden deshalb mißhandelt. Wenn es einzelne Territorien gab, welche von humanen und einsichtigen Fürsten patriarchalisch regiert wurden, so daß sie ein Zeitgenosse Gärten Gottes nennt, so waren dagegen die Beispiele der schamlosesten Ausbeutung der Unterthanen zur Befriedigung von Wollust, eitler Prachtsucht und allerhöchsten Launen nur zu zahlreich; zur selben Zeit, wo Friedrich 2. sich für den ersten Diener des Staates erklärte, antwortete der Herzog von Würtemberg einem Beamten: was Vaterland, ich bin das Vaterland. „Je kleiner das Land war, desto härter wurde oft die Willkür geübt und allerdings lag, wie der Verfasser sagt, für solche Duodezregenten der Gedanke nur zu nahe, das ganze Land blos wie eine fürstliche Domäne oder ein großes Rittergut zu betrachten. Und gut war es noch, wenn sie es so auffaßten und demgemäß verwalteten, und nicht mit unbedeutenden Landesmitteln große Landesherrn zu spielen unternahmen, eine kostspielige vielköpfige Verwaltung und verschwenderischen Hofhalt einführten." Diese Kleinstaaterei wird heute von niemand, der nicht pro domo redet, mehr vertheidigt, damals fand sie Fürsprecher namentlich in der literarischen Partei, welche für Künste und Wissenschaften Unterstützung vieler kleinen Höfe wünschte. Wir werden begreiflicherweise nicht der Kleinstaaterei das Wort reden, aber wir zweifeln doch, ob sie der Nation so viel nachhaltigen Schaden gethan haben, wie die Mittelstaaten. Jene winzigen Territorien, jene politischen Infusorien, wie ein witziger Ausländer sagte, waren in sich so unbedeutend, daß sie gar keinen Eigenwillen in größern Fragen hatten, ihre Angehörigen fühlten auch diese Nichtigkeit so sehr, daß sie sich unwillkürlich an größere Bewegungen anschlossen, aus diesen kleinen Gebieten sind grade oft kräftige nationale Anregungen hervorgegangen, jene mittlern Staaten dagegen, die eine gewisse Befriedigung in sich im gewöhnlichen Gange der Dinge fühlen konnten, waren vom be-

ständigen Ehrgeiz nach Vergrößerung geplagt, schlossen mit dem Auslande jene heillosen Bündnisse und wurden der Sitz des hartnäckigsten Particularismus.

Ein wesentlicher Zug des Staatswesens des 18. Jahrhunderts war die Ausbildung des modernen Beamtenthums, welche gleichen Schritt mit dem Verfalle der Stände und des selbstständigen Gemeindelebens hielt. Bei den kleinen Territorien waren die Beamten wenig anderes als fürstliche Privatdiener; der Ritter v. Lang erzählt dafür die merkwürdigsten Belege; selbst in Hessen erschien 1762 eine Rangordnung „von unsern sämmtlichen Bedienten," welche sich die neuesten hannoverschen Gesetzgeber vielleicht zum Muster genommen haben. In größern Staaten dagegen wie in Baiern gestalteten sich die Verhältnisse doch schon mehr nach einem rationellen Zuschnitt, nur griff die fürstliche Willkür auch hier oft auf das gewaltthätigste ein, Leute wurden ohne Recht und Urtheil abgesetzt, die Beamten unregelmäßig und schlecht bezahlt und dabei doch sehr in Anspruch genommen. Die Beispiele, die Lang aus Baiern noch unter Montgelas Verwaltung anführt, scheinen fast unglaublich. Unordnung und abgeschmackter Schlendrian im Geschäftsgange waren die natürlichen Folgen solcher Zustände, wurde man von oben gedrückt, so drückte man wieder nach unten, die erste Regel war, sich bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen, sich ihren Launen anzubequemen, das Volk galt als bloßes steuerndes Subject, als misera contribuens plebs. Indeß hier zeichnete sich das nördliche Deutschland entschieden vor dem südlichen aus, und es war vor allem Friedrichs 2. Ruhm, einen Beamtenstand geschaffen zu haben, der sich durch Unbestechlichkeit, Einsicht und rasche Action auszeichnete, freilich auch neben der Ehrenhaftigkeit Steifheit und Beschränktheit zeigte, wie denn der beste Beamtenstaat stets nur ein Mechanismus bleiben wird. Dabei ging ihm alle jene Selbstständigkeit ab, welche in älterer Zeit den Beamten eigen war und welche sie in unserer Zeit wieder erstreben. Friedrich litt keinen Widerspruch und wenn er seinen Dienern gestattete, Theilnehmer eines auf durchdachten Ideen beruhenden Regierungssystems zu sein, so mußte doch seine Einsicht alles leiten.

Wenn die Verwaltung des vorigen Jahrhunderts insofern einfacher war als die unsrige, als die Verhältnisse des politischen und socialen Lebens einfacher waren, und der vor Willkür allerdings schirmende bureaukratische Instanzenzug noch nicht eingeführt war, so ging das Bevormundungssystem doch viel weiter als jetzt. Man kennt jene Verordnungen über das Innere der Haushaltungen, welche, wie Forster sagt, jedem Unterthan in den Topf gucken wollen. „Unsere fürstliche Hofkammer ist die natürliche Vormünderin Unserer Unterthanen" heißt es in einer badischen Kammerordnung; sodann vermehrten namentlich in größern Territorien, welche allmälig aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengewachsen waren, die getrennt gebliebenen Verwaltungen

jedes derselben die Vielregiererei, in den kleinern war dagegen namentlich die Sinecurenwirthschaft oft zu einer wahrhaft lächerlichen Höhe gediehen. Mit der Ausdehnung und Allmacht des Beamtenthums war, wie gesagt, der Verfall der selbstständigen politischen Institutionen zusammengegangen, fast alle Landstände waren außer Wirksamkeit gesetzt, wo sie sich noch versammelten, war ihre Wirksamkeit auf rein provinzielle und meistens untergeordnete Gegenstände beschränkt, am meisten bedeuteten noch die Stände von Mecklenburg und Würtemberg. Im erstern Lande hatte sich der landsässige Adel eine mächtige Stellung erhalten und wußte sich seine Privilegien den Fürsten gegenüber durch den Erbvergleich von 1755 neu zu begründen. Vom Volke war auch dabei nicht die Rede. Einen ungleich ehrenvollern Kampf führte die würtembergische Landschaft mit der Willkür ihrer Herzoge, in ihr saß kein Adel, da sich die Ritterschaft jener Gegenden reichsunmittelbar erhalten hatte und troß aller Willkür der Fürsten setzten sie die Bestätigung ihrer Gerechtsame in dem vom Kaiser bestätigten Vergleich von 1770 durch. Die Landstände konnten im Allgemeinen darum nichts ausrichten, weil sie in ihren alten Formen erstarrt waren und nicht die neuen lebensberechtigten Elemente aufgenommen hatten, dasselbe gilt von den Gemeinden, ihre Formen waren erstarrt, sie wurden ängstlich und ausschließlich, der Gemeinsinn mangelte, sie ließen sich die Leitung ihrer Angelegenheiten meist ohne Widerstand von dem Beamtenthum aus der Hand nehmen; nur in einigen Gegenden, dem alten Friesen und Sachsenlande erhielten sich die Spuren der alten deutschen selbstständigen Gemeinde, der Freiherr von Stein gibt darüber in seiner Verwaltung der Grafschaft Mark merkwürdige Belege.

Das Daniederliegen der selbstständigen politischen Institutionen hatte den Grund, daß der Bürger- und Bauernstand durch das Elend der vielen Kriege verkümmert war, und daß der verarmte Adel einst seine selbstständige Stellung aufgegeben, in welcher er der natürliche Vertreter der andern Stände war und sich in Staats- oder Hofdienst begeben hatte. Als Diener aber hat er jeden Anspruch auf eine hervorragende Stellung verwirkt, die Fürsten suchten den Adel durch Bevorzugung für die Selbstständigkeit zu entschädigen, welche sie ihm mittelbar oder unmittelbar genommen und suchten durch die Verbreitung und Verallgemeinerung des Briefadels die Kraft des Standes zu schwächen. Wenn man sehen will, auf welche schamlose Weise Handel mit Adelstiteln getrieben wurde, so muß man die Langschen Denkwürdigkeiten über den bairischen Hof lesen. Die Fürsten hatten bei dieser Politik den richtigen Grundsatz in ihrem Interesse befolgt, daß ein Recht desto unbedeutender wird, je mehr man es ausdehnt, und Dahlmann hat treffend gesagt, Deutschland **habe vor Edelleuten keinen Adel.**

Literatur.

Feudalität und Aristokratie. Ein Vortrag am 18. März 1858 zu Tübingen gehalten von Prof. Max Duncker. — Berlin, Duncker und Humblot. — Viel schroffer als vor zehn Jahren stehn sich heute in Deutschland Aristokratie und Demokratie im eigentlichen Sinn, d. h. Adel und Bürgerthum gegenüber. Immer ausschließlicher verfolgt die Partei, die sich als die Vertreterin der Aristokratie gebärdet, die Interessen eines privilegirten Standes, immer entschiedener wendet sich in Folge dessen das Bürgerthum im stolzen Bewußtsein der realen Macht, die es in Händen hat, von ihnen ab. Dauert dieser stille Gegensatz noch lange fort, so ist der Ausgang nicht zweifelhaft; nicht die Reminiscenzen der Vergangenheit, sondern der Besitz der productiven Kräfte entscheiden den Sieg. Wir, die wir einer unbedingten Herrschaft der Demokratie nach Art Amerikas nur mit Besorgniß entgegensehn, haben den lebhaften Wunsch, daß es dem Adel gelingen möge, innerhalb des wirklichen Staatslebens eine Stelle zu finden, die seiner Thätigkeit freien Spielraum, seinen Mitbürgern nicht gerechten Anstoß gebe. Wir sagen mit dem Verfasser: „es ist nicht wünschenswerth, daß der Kampf der Stände in Deutschland ende, wie er in Frankreich geendet hat, mit der Vernichtung des Adels, mit der bureaukratisch erzwungenen Einheit und Gleichheit der Stände, d. h. mit der gleichen Bevormundung Aller durch den omnipotenten Polizeistaat.“ Aber diese Wünsche sind unfruchtbar, solange nicht der Stand, dem es hauptsächlich gilt, die Bedingungen seiner Erhaltung klar durchschaut. „Den Kampf der Stände anders und besser zu enden als in Frankreich, liegt in erster Linie in der Hand des deutschen Adels. Kein Einsichtiger bezweifelt, wie große und heilsame Dienste der unabhängige Grundbesitz — besitzlose Titel sind ohne politischen Werth — dem Gemeinwesen zu leisten im Stande ist, wie fest die Stütze ist, welche er den Verfassungen zu geben vermag. Der große Grundbesitz ist in Deutschland im Verlauf eines mehr als funfzigjährigen Kampfes mit vieler Schonung behandelt worden, und das deutsche Volk ist frei von dem Neide der Franzosen gegen hervorragende Stellungen. Aber der große Grundbesitz muß darauf verzichten, durch die Gunst der Kronen Vortheil auf Kosten der andern Stände behaupten zu wollen. Er muß aufhören, die Kronen zu compromittiren, wenn er ihnen eine wirkliche Stütze sein will. Er muß mehr thun als destilliren und fabriciren, wenn er mehr sein will als ein privilegirter Bürgerstand. Er muß es verstehen, armselige Privatrechte aufzugeben, wenn er eine angesehene öffentliche Stellung gewinnen will. Es handelt sich für ihn darum, eine gehässige Situation zu verlassen, um eine geachtete und wohlthätige dafür einzunehmen, schwächliche Stützpunkte aufzugeben, um starke dafür zu erlangen. Man muß auf Sonderrechte verzichten, um das Recht aller vertreten zu können. Man muß verzichten, Constabler einer Bauerngemeinde zu sein und einen Knecht zu prügeln, wenn man die Gemeinen des Reichs führen will. Unser Adel muß endlich begreifen, daß das natürliche Uebergewicht des großen Grundbesitzers über den kleinen, des Gebildeten über den minder Gebildeten, des weiteren Horizontes über den engeren erst dann beginnt, wenn es keinen Streit über Rechte und Pflichten zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz mehr gibt. Man muß darauf verzichten, ein kleiner Herr zu sein, man muß verzichten privatim zu regieren, um das sociale Uebergewicht, wel-

ches der größere Besitz gibt, auf das öffentliche Leben übertragen zu können. Den alten Satz alles Rechts: ohne Pflichten keine Rechte, kann niemand umstoßen. Der große Grundbesitz muß bereit sein, die größten Lasten für den Staat zu übernehmen, wenn er die geachtetste Stelle in demselben einnehmen will. Und dabei hat unsere Verfassung die besten Grundlagen. „Unsere Verwaltung besteht aus Elementen, mit welchen weder die englische noch die französische in sittlicher Tüchtigkeit und Intelligenz einen Vergleich aushält." „Unser Bauernstand ist nicht wie der Englands durch das Uebergewicht des großen Grundbesitzes in seiner Mehrzahl in Pächter verwandelt worden, unser Bürgerstand ist in Besitz größerer Bildung und größerer politischer Befähigung als der englische." „Der große Grundbesitz hat diejenige sociale Stellung, welche die dauernde Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten fordert." „Der Versuch, die deutschen Verfassungen zu feudalisiren, den Buralismus zum Werkzeug des Feudalismus zu machen, würde, wenn er gelingen könnte, die Lage Frankreichs vor der Revolution, die Lage des Jahres 1789 wiederholen. Vertauscht der große Grundbesitz nicht ernsthaft die feudale Stellung mit der communalen, so wird ihm kein vorübergehender Erfolg das Schicksal ersparen, bei Seite geschoben zu werden." —

Rede zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Hochschule Zürich, gehalten in der Großmünsterkirche den 29. April 1858 von Dr. Hitzig, d. Z. Rector. — Zürich, Meyer und Zeller. — Indem wir unsrerseits der stammverwandten Universität unsern herzlichen Glückwunsch zurufen, theilen wir diejenige Stelle der Rede mit, die sich auf die Verbindung mit Deutschland bezieht. „Durch Stiftung der Hochschule ist die geistige Verbindung mit Deutschland, welche niemals ganz abgebrochen war, auf die Dauer hergestellt worden; wir werden immer deutsche Lehrer berufen und auch welche dahin abgeben: würde diese Wechselwirkung einmal aufhören, Verkümmerung unserer Anstalt müßte die Folge sein." „Da der Fremde hier nicht durch sein Amt Staatsbürger wird, so hat er auch der thätigen Theilnahme an der Cantonalpolitik sich zu enthalten, die Sache selbst bringt das mit sich." „Aber man helfe dem Fremdling, der seine Zuständigkeit nicht überschreitet, vergessen, daß er seine politische Befugniß in seiner Heimath zurückließ; gestatte man ihm, die Hochschule, an der er lehrt, als die seinige anzusehn, für die er in freier Weise sich interessiren dürfe." — Wäre es aber nicht besser, statt sich auf den beiderseitigen guten Willen zu berufen, ein Verhältniß aufzuheben, das gegen alle Analogie ist? Beamter zu sein und dennoch nicht Staatsbürger — allen Respect vor der republikanischen Verfassung! aber das würde uns doch auf die Länge ebenso unbequem sein als wie es in manchen deutschen Staaten factisch der Fall ist: Beamter und deshalb nicht Staatsbürger!

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Erinnerungen an Stilling.

Heinrich Jungs, genannt Stilling, Lebensgeschichte, oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter. Für die Jugend bearbeitet von F. W. Sommerlad. Leipzig, Schlicke. —

Es hat auf die Entwicklung unsrer Literatur einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, daß sie seit Opitz fast ausschließlich in den Händen der Gelehrten war. Nur von Zeit zu Zeit regt sich im Volk der Trieb der Poesie, oder es kommt auch wol vor, daß Männer aus dem Gelehrtenstande sich in das Leben des Volks vertiefen, um den fast versiegenden Quell der Dichtkunst neu zu beleben. Solche Symptome finden sich hauptsächlich im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts bis zu der Zeit, wo der classische Idealismus, durch griechische Studien genährt, die Poesie ganz dem Gesichtskreis des Volks entrückte.

Unter den Kindern des Volks, die in jener Periode sich durch poetisches Talent dem Kreis der Gebildeten anschlossen, ist Jung einer der bemerkenswerthesten und es ist von dem Verfasser des vorliegenden Büchleins ein Verdienst, die Aufmerksamkeit wieder auf diese seltsame Erscheinung hingelenkt zu haben.

Man muß sich nicht durch die modernen Dorfgeschichten zu dem Glauben verleiten lassen, diese Volksdichter hätten der Poesie gesundere Säfte zugeführt. Ein richtigeres Bild geben die verschiedenen Romane von Jean Paul. Aus höchst verkümmerten, dürftigen und einförmigen Verhältnissen suchen sich strebsame Gemüther loszureißen, angeregt durch eine halbverstandene Lectüre, die ihnen ein verwirrtes Ideal vor Augen stellt und sie auch in den günstigsten Fällen selten zu rechtem Lebensmuth kommen läßt. Fast überall ist der Pietismus der Vermittler zwischen dem rohen Naturdasein und der Bildung. Der Pietismus war bekanntlich eine bewußte oder unbewußte Opposition gegen die Kirche, deren trockene Formen dem liebebedürftigen Gemüth nicht mehr genügten. Handwerker und Bauern verließen die Predigt, die ihnen über die tiefsten Geheimnisse Gottes keinen Aufschluß gab und wandten sich an die eigentliche Quelle des Christenthums, die Bibel, um sie nach ihrem Verstande auszulegen, oder darüber zu grübeln und sich durch einzelne Sprüche in mystische Entzückungen versetzen zu lassen. Wurde

auch durch dieses einsame Brüten der Verstand nicht erhellt und der Charakter nicht gefestigt, so hatten diese stillen Brüderschaften doch einen Vortheil davon: sie lernten sich über einen bestimmten Gegenstand poetisch und mit einem gewissen Anschein von Bildung ausdrücken, der gegen ihr sonstiges Wesen seltsam abstach. Da sie nicht blos an Meditation, sondern auch an beständiges Disputiren über das Wort des Herrn gewöhnt waren, so wurde es einem Fremden schwer, ihnen in diesen Dingen Stand zu halten, und sie traten selbst dem Herrn Pastor, der sich nicht einer gleichen Glaubensstärke erfreute, mit einem nicht geringen Selbstgefühl entgegen.

In einer solchen stillen Gemeinde im westfälischen Dorfe Grund wurde im December 1740 Heinrich Jung geboren. Der Großvater war ein rüstiger Kohlenbrenner, in den Volksbüchern ebenso belesen wie in der Bibel, Kirchenältester und den Kopf ebenso voll von Schwänken als von theologischen Controversen. Der Vater war ein verwachsenes, schwächliches und hypochondrisches Schneiderlein, die schwindsüchtige Mutter starb früh. Durch die Strenge des Vaters gewöhnte sich der Knabe das Lügen an, dagegen wurde er durch den Großvater früh in theologische Fragen eingeweiht, daß er schon in seinem neunten Jahre dem Pastor, der ihn prüfte, durch Bibelsprüche imponirte und ihn zu dem Ausruf veranlaßte: „euer Sohn wird alle seine Voreltern übertreffen; fahrt fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten, er wird ein großer Mann werden." In der That war auch die Rede davon, ihn studiren zu lassen, aber theils ließ die Noth der Familie es dazu nicht kommen, theils fürchteten auch der Vater und der Pastor, er werde ihnen über den Kopf wachsen. So trieb er denn mit seinem Vater das Schneiderhandwerk, aber ohne Lust, denn er fühlte den Trieb nach etwas Höherem. Es wäre doch entsetzlich, meinte er, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung weigerte mir die Befriedigung derselben. Zwar bemühte er sich, alle Neigungen seines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen, aber seine Lectüre, die Bibel, schöne Melusine, Octavianus, asiatische Banise, Fenelon, Homer, Thomas a Kempis, machten ihn in der Phantasie stets zum Helden wunderbarer Geschichten und bevölkerten die Schneiderwerkstatt mit den wunderbarsten Gestalten. In seinem siebzehnten Jahre verschaffte man ihm in der Nachbarschaft eine Schullehrerstelle, aber es wollte nicht gehen. Der Versuch wurde mehrmals wiederholt, immer ohne Erfolg; bald stieß er bei der Gemeinde an, indem er den Kindern das Abc durch Spielkarten beibringen wollte, bald ging er dem Pastor zu weit, indem er sie in die Geheimnisse des Rechnens einführte. So wurde er immer wieder abgesetzt und immer wieder genöthigt, zu seinem Vater in die Schneiderwerkstatt zurückzukehren, wo der Aufenthalt ihm nachgrade unerträglich war, seitdem sein Vater ihm eine Stiefmutter gegeben

hatte. Eine tiefe Traurigkeit stellte sich ein, er war wie in einem fremden Lande von allen Menschen verlassen. Sein Seelenzustand war damals ganz eigenthümlicher Art; wenn die Sonne schien, fühlte er seine Leiden doppelt, der Wechsel von Licht und Schatten im Herbste erweckte ein Gefühl in seiner Seele, daß er vor Wehmuth oft zu vergehen glaubte; war es dagegen trübes, stürmisches Wetter, so befand er sich besser; es war ihm, als wenn er in einer dunkeln Felsenkluft säße, in deren Sicherheit ihm wohl wurde. Diese Stimmung gab er in Liedern aus, die ihn wundersam in seinen Kümmernissen trösteten. Einmal traf er einen wohlgesinnten Pastor, der ihm nachwies, seine Leiden seien nur eine Prüfung Gottes, den er durch seinen Hochmuth und Ehrgeiz beleidigt habe. Ganz zerknirscht rief auch Jung: Ach mein Herz ist die falscheste Creatur auf Gottes Erdboden! immer meine ich, ich hätte die Absicht, mit meinem Wissen nur Gott und dem Höchsten zu dienen, aber im Grunde ist es nicht wahr: ich will nur gern ein großer Mann werden! Nach vielen verunglückten Versuchen in seiner Heimath begab er sich Ostern 1761 auf die Wanderschaft, ohne recht zu wissen wohin. Ein reicher Mann machte ihn zum Informator seiner Kinder, aber er fühlte sich hier sehr unglücklich, bis er endlich im Frühling 1762 zu seinem Erstaunen in seiner Seele den Entschluß wahrnahm, davon zu laufen, was er auch ausführte. Auf der Wanderschaft kehrte er bei einer Schneiderfamilie ein und hörte, wie der Meister mit dem Gesellen sprach, es käme hauptsächlich auf den Willen des Menschen an, ob er den Geist Christi in sich wirken lassen wolle. Eine wunderbare Freude überkam ihn, denn er erkannte, daß er bei frommen Leuten war, er konnte sich nicht länger halten und fing an zu weinen, wobei er ein über das andere Mal ausrief: „Gott ich bin zu Haus, ich bin zu Haus!“ Hier fand er nun einen reichen Kaufmann, der ihn nicht blos zu seinem Hauslehrer machte, sondern ihm auch Gelegenheit gab etwas zu lernen, zuerst französisch, endlich 1768 auch griechisch. 1768 fragte ihn dieser Kaufmann, ob er nicht Medicin studiren wolle. Das nimmt er sofort als einen Wink Gottes und wird darin noch bestärkt, als ein alter schwindsüchtiger Mann ihm ein Recept für Augenkrankheiten vermacht. Ein andrer Wink Gottes treibt ihn, sich mit einem schwindsüchtigen Mädchen zu verheirathen. Er ist nun entschlossen, in seinem 30. Jahre zu studiren. Er hatte sich noch keinen Ort gewählt, sondern erwartete einen Wink vom himmlischen Vater; denn weil er aus purem Glauben studiren wollte, so durfte er auch in nichts seinem eignen Willen folgen. Um die Mittel ist er nicht besorgt, denn, schließt er, Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus; nun ist es aber ewig wahr, daß er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun, so geordnet hat; folglich ist es auch ewig wahr, daß er mit mir alles herrlich ausführen wird. Mich soll doch verlangen, setzt er halb scherzhaft

hinzu, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird! — In der That braucht er auch nur recht inbrünstig zu beten, so kommt immer Geld an. So kam er 1769 auf die Universität Straßburg. Der Leichtsinn, mit dem er hier Schulden machte, in der Ueberzeugung, daß Gott sein Säckelmeister sei, hat bei dem dreißigjährigen Mann doch etwas Frivoles. Hier lernte er Goethe und Herder kennen, die sich beide sehr freundlich seiner annahmen; besonders der letztere hat einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Goethe, dessen reizende Erzählung B. 21 S. 191—194 zu suchen ist, freute sich über die Naivetät seiner Erzählungen und regte ihn an, sein Leben zu beschreiben. Er nahm ihm später das Manuscript ab und gab es 1777 heraus. Es ist in der That für die Culturzustände jener Periode eins der wichtigsten Zeugnisse. Nachdem er 1772 sein Examen gemacht, ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder, wo ihn auch Goethe 1774 besuchte und mit ihm und Jacobi einige heitere Tage verlebte. Die Stelle war nicht einträglich, doch verschaffte er sich einen gewissen Ruf als Augenarzt und dies veranlaßte einen reichen frankfurter Kaufmann, ihn anfangs 1775 unter Zusicherung eines bedeutenden Honorars zu einer Operation einzuladen. Die Operation mißlang und Goethe, bei dem er wohnte, schilderte B. 22. S. 277—95 höchst anschaulich die gerechten Gewissensbisse, die ihn überfielen, weil er einsah, ohne genügende Vorbereitung leichtsinnig ein so wichtiges Geschäft übernommen zu haben. Er erkannte, daß seines Bleibens in Elberfeld nicht länger sei, und sein Gott half ihm auch diesmal aus der Noth. Er hatte, um seine dürftige Lage zu verbessern, verschiedene Schriften herausgegeben, Streitschriften gegen Nicolai, den Feind aller Genies 1775, aber auch Bücher über Gewerbe-, Land- und Forstwirthschaft. Die letzteren veranlaßten die pfälzische Regierung, ihn 1778 als Professor der Kameralwissenschaften nach Kaiserslautern zu berufen: er verstand von dem neuen Fach wol so viel als von dem alten. An seinem neuen Aufenthaltsort starb 1781 seine Frau, er heirathete gleich darauf eine zweite und nach deren Tod eine dritte. In dieser Periode schrieb er Stillings Jugend 1777, Stillings Jünglingsjahre und Wanderschaft 1778, Geschichte des Herrn von Morgenthau 1779, Florentins von Fahlendorn 1781, Leben der Theodora von der Linden 1783, und Theobald oder die Schwärmer 1784. 1787 wurde er vom Landgrafen von Hessen an die Universität Marburg berufen, wo er 1200 Thaler Gehalt hatte und nun zum erstenmal seine Verhältnisse ordnen konnte. Hier besuchte ihn sein Vater. Die Geschichte verdient erzählt zu werden, denn sie wirft ein erschreckendes Licht auf das verkümmerte Selbstgefühl des Volks. „Wie Stilling eintrat, stand seitwärts linker Hand der alte Vater Wilhelm Jung, den Hut in den Händen und mit gekrümmtem Rücken, auf dem die Last der Jahre lag. Die Zeit und die Trübsale hatten in seinem ehrwürdigen Gesicht viele und tiefe Furchen gegraben. Schüchtern

und mit der ihm eignen schamhaften Miene blickte er seitwärts seinem kommenden Sohne ins Angesicht, dann fielen beide unter Weinen und Schluchzen sich einander in die Arme. Die Studenten standen dabei. Vater, fing der Professor an, Ihr habt seit 13 Jahren sehr gealtert. Das habe ich auch, Sie sehen recht mein Sohn. Nicht Sie, ehrwürdiger Mann, sondern Du! Ich bin Euer Sohn und stolz darauf es zu sein. Euer Gebet und Eure Erziehung haben mich zu dem Mann gemacht, der ich nun geworden bin; ohne Euch wäre ich nichts u. s. w. Einige Tage blieb der alte Vater in Marburg, dann ging er wieder heim. Er glaubte einen Vorgeschmack des Himmels genossen zu haben."

Nach seiner dritten Heirath 1791 machte die französische Revolution auf ihn, der sein Leben lang in treuer Liebe an seinem Heilande gehangen, den betrübendsten Eindruck. Um dem hereinbrechenden Verderben nach Kräften zu wehren, faßte er den Entschluß, erbauliche Bücher zu schreiben und darin ein kräftiges Zeugniß von dem Herrn abzulegen. Zu dem guten Wollen gab Gott ein glückliches Vollbringen; die Schriften, die von jetzt an von ihm ausgingen, machten weit und breit ein ungemeines Aufsehn; sie wurden, so weit die deutsche Zunge reicht, in allen Ständen mit Begeisterung gelesen; vom Throne bis zum Pfluge kamen Briefe an, welche den herzlichsten Dank für die köstlichen Gaben aussprachen. Zu diesen Schriften gehören unter andern das Heimweh 1794 und Schlüssel zu demselben 1797, der graue Mann, eine Volksschrift 1795—1816. Scenen aus dem Geisterreiche 1797. Im Durchschnitt kann man sie als Verdummungsschriften bezeichnen, ausgehend von einem Halbgebildeten, den sein gutes Naturell nicht ganz vor Bösartigkeit bewahrte. 1803 wurde er vom Großherzog von Baden als geheimer Hofrath nach Heidelberg berufen, mit keiner andern Verpflichtung, als in seinem Kampf für die gute Sache fortzufahren. Der Fürst zog 1806 den frommen Mann in sein Schloß nach Karlsruhe, wo er bei ihm wohnen und speisen mußte. Er war jetzt als Vorkämpfer des Throns und des Altars eine wichtige Persönlichkeit. Als Kaiser Alexander 1813 durch Karlsruhe kam, überhäufte er ihn mit Wohlwollen und sandte ihm später sehr erhebliche Geschenke zu. Seine Schriften zur Bekämpfung des revolutionären Geistes wurden immer prophetischer, so seine Theorie der Geisterkunde 1808 und verschiedene Gedichte. Er starb 1817 in der festen Ueberzeugung, daß in seinem reifern Lebensalter Christus in ihm eine Gestalt gewonnen habe. Für uns ist der leichtsinnige, aber gutmüthige Schneiderlehrling und Schulmeister eine erbaulichere Erscheinung als der salbungsreiche geheime Hofrath, der Günstling der Potentaten.

Die Sansara und andere Romane.

Das gesammte deutsche Publicum und mit ihm die Ausländer in nicht geringem Umfang haben sich seit 60 Jahren an Mozarts Don Juan erbaut. Die seelenvolle Musik hat den Stoff geadelt, der, wenn wir ihn für sich selbst betrachten, nicht blos etwas Schlüpfriges, sondern zugleich auch etwas Trockenes hat. Er gehört eigentlich nicht Deutschland an. Ein Held, von dem der Bediente in jener berühmten Arie singt: jede Schürze war ihm recht; ihm war keine, keine je zu schlecht! ein solcher Held ist nicht deutsch gedacht. Wir haben ihn von unseren romanischen Nachbarn, von den Franzosen, Spaniern, Italienern überkommen. In Frankreich ist die Don Juan-Mythe mit der größten Virtuosität bearbeitet worden. Die französische Romanliteratur aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat es fast nur mit Don Juans zu thun, gleich viel ob sie dieselben Faublas oder Valmont tauft. Das Interesse der Romanschreiber an solchen Stoffen ist auch leicht zu begreifen, denn seitdem die Periode der irrenden Ritter und die darauf folgende der spanischen Spitzbuben vorüber ist, gibt es keine Menschenclasse, deren Leben zu so bunten Abenteuern Gelegenheit gibt, als die Classe der Don Juans. Abgesehen von den verschiedenen Nüancen der Liebesempfindungen, der Intriguen, durch welche man die Schönen kirrt, der Verzweiflung, wenn man sie im Stich läßt, gibt es da noch nächtliche Fenstererſteigungen, Duelle mit Vätern, Brüdern, Ehemännern, komische Intermezzos, Gift, Dolch und was sonst zur Sache gehört. Außerdem beschränkt ein Don Juan nur selten den Schauplatz seiner Thaten auf eine kleine Localität, er macht in der Regel Reisen durch ganz Europa, um dem Register seines Leporello eine größere Mannigfaltigkeit zu geben und setzt damit seinen Biographen in den Stand, eine landschaftliche Karte der verschiedensten Klimate zu entfalten, was für den Roman immer eine nicht zu verachtende Würze ist. Es ist sehr erklärlich, daß auch der spießbürgerliche Theil des Publicums sich an den Abenteuern des galanten Herrn weidlich ergötzt, gerade wie an den Türkenkriegen, wenn man sich hinter dem sichern Ofen die Zeitung vorliest, oder an Gespenstergeschichten.

Aber so sehr man sich für die Person des Abenteurers interessirt, der so bunte Schicksale durchmachte, in einem Punkt war doch das Publicum vollkommen einig, daß ihn zuletzt der Teufel holen müsse. Und in der That holt ihn zuletzt immer der Teufel. Wenn ihm auch nicht die natürlichen Folgen seiner Handlungen über den Kopf wuchsen, wenn er der Blutrache, der Polizei und der Justiz entging, so öffneten sich zuletzt die Pforten der Hölle, die Geister der verschiedenen Opfer stiegen daraus hervor und Don Juan konnte seinem Schicksal nicht entgehn. Selbst bei den Franzosen in ihrer Periode

der ärgsten Verwilderung ist der Ausgang fast immer tragisch und die deutschen Dichter, die meistens dem Bürgerstand angehörten und denen es doch bedenklich vorkommen mußte, dem reichen liederlichen Adel das Heiligthum ihrer Familie gar zu unbedingt Preis zu geben, dachten in diesem Punkte sehr streng. Wenn der Junker von Falkenstein der Pfarrerstochter von Taubenhain zurief: „Lieb Närrchen, so wars nicht gemeint, wenn dir mein schmucker Jäger gefällt, so laß ichs mir kosten ein gutes Stück Geld, dann können wirs weiter so treiben!“ wenn der Junker sich so ausdrückte, so war der Dichter keineswegs damit einverstanden, er verfehlte niemals seine sittliche Entrüstung so laut als möglich an den Tag zu legen.

Jetzt hat sich die Stimmung geändert, man findet, daß gegen den Junker von Falkenstein nichts einzuwenden sei, und das Röschen muß sich damit zufrieden geben, die Umarmungen eines Halbgotts genossen zu haben. Der neue Roman Alfred Meißners, der uns vorliegt, die Sansara (4 Bde. Leipzig, Herbig) beginnt mit einer Geschichte, die sehr lebhaft an die Ballade von Taubenhain erinnert. Ein Don Juan von echtem Wasser, schön, muthig, entschlossen, reich, Besitzer von so und so viel Schlössern in Böhmen, entführt unter erschwerenden Umständen ein steiersches Fischermädchen, indem er bei der Gelegenheit noch einigen adeligen Fräulein das Herz bricht: nämlich gleichzeitig drückt er verschiedenen Damen seine glühende Liebe aus und bringt sie dadurch aus ihrer sittlichen Ordnung. Nachdem er nun das Fischermädchen einige Monate lang einsam auf seinem Schlosse gehalten, erklärt er ihr eines Morgens, sie langweile ihn, sie könne gehn; er wolle sie übrigens nicht im Stich lassen: „wenn dir mein schmucker Jäger gefällt, so laß ichs mir kosten ein gutes Stück Geld u. s. w.“ Dies Factum veranlaßt Alfred Meißner zu folgenden Bemerkungen. „Sollte man glauben, daß eine Leidenschaft, welche in so hohen Wellen brauste, wie die Hostiwins, welche auf der Höhe ihrer Empfindung es wahr und ehrlich meinte, welche alles vergaß, alles aufs Spiel setzte, um ihr Ziel zu erreichen, so bald in Sättigung übergehn, so bald in jenen Ueberdruß versinken könne, in welchen wir Hostiwin zu Anfang dieser Erzählung finden? Doch ist es so. Für diesen Menschen ist das Ziel nichts mehr, wenn er es erreicht hat. Jede Liebe scheint ihm die letzte, die tiefste und glühendste seines Lebens, die, die sein Wesen ausfüllen soll; jede labt ihn nur kurz und läßt ihn nur wieder durstiger fahren. Tausend Ströme fallen ins Meer und füllen es nicht . . Hostiwins Liebe ist eine unermeßliche Sehnsucht und diese Sehnsucht stirbt, wenn sie ihr Ziel erreicht hat, stirbt, um wieder neu zu erstehen. Wol ist er, wie er es vorhergesagt hat, eines Tages müde und wie verwandelt aufgestanden, aber nicht um sich fester mit Cilly zu verbinden, nein, um sie zurückzustoßen. Diese fast ideale Schönheit reizt ihn nicht mehr, sie ist ihm ein Bleigewicht an den Schwingen,

und nach neuen Fahrten, neuen Sternen und Blumen, neuen Stürmen und Brandungen und neuer Wonne sehnt sich sein Herz. Der Mensch, wie ihn die Natur in der unendlichen Mehrzahl schafft, wird die Natur eines Eroberers, eines Napoleon z. B. nie begreifen. Mit welchem Maß soll er an diese dämonische Brust herantreten? Er hatte doch wahrlich als Consul genug erreicht! Hatte er nicht die Wahl unter den Töchtern der Senatoren? War sein Name nicht groß genug, sein Einfluß nicht mächtig genug? Was bringt einen Menschen dazu, das Feldbett zu wählen statt der Dunen, ein Leben zu wagen, das bereits so viel besitzt, Friedensverträge zu zerreißen, fortzustürmen von Reich zu Reich in eine Unermeßlichkeit hinein, die ihn zuletzt verschlingen muß? der Moralist zuckt mit den Achseln und sagt: diesem Menschen fehlt die Begrenzung. Aber dieser Tugendhaften, die sich selbst begrenzen, ist die Welt voll, wenn die Geschichte sie auch nicht kennt und die Poesie sie nicht brauchen kann . . "

Diese und ähnliche Ansichten finden wir bereits in Hofmanns Phantasiestücken; jenem Buch, welches zuerst den Don Juan-Cultus aufrichtete und die Romantik der Liederlichkeit verherrlichte. Es ist schlimm, daß in Deutschland jeder gute und schlechte Einfall bald zu einer Doctrin abgerundet wird. Es ist nicht das natürliche Gefühl, welches Alfred Meißner zu jenem Dithyrambus bestimmt, sondern die Doctrin, wie er sie aus Hofmann und Heine gelernt hat. Daß sein natürliches Gefühl viel besser ist als seine Doctrin, davon werden wir uns sofort überzeugen, so bald wir den Schluß seines Romans ins Auge fassen. Nachdem Don Juan Hostiwin einige Jahre in gelinder Blasirtheit zugebracht, nachdem sein dämonischer Trieb der Leidenschaft sich in matte Zerstreuungssucht abgeschwächt hat, begegnet ihm ein Weib, in dem er sein Ideal zu erkennen glaubt; möglich, daß er sich darin täuscht, wie in seinen frühern Liebesversuchen, jedenfalls ist sein Gefühl diesmal von Heirathsgedanken begleitet. Er macht der Dame einen Antrag und erfährt zu seinem Erstaunen und seinem Schmerz, daß sie nicht mehr Wärme des Herzens genug besitze, um einen Mann wahrhaft lieben zu können. Sehr niedergeschlagen reist er ab und begegnet auf einer Alp dem Bruder eines Mädchens, das durch seinen Verrath elend ums Leben gekommen. Dieser will sich rächen und den Verführer in den Abgrund stürzen.

Dies war der natürliche Ausgang der Sachlage, der zugleich die poetische Stimmung vollkommen befriedigt haben würde, der Ausgang, den des Dichters natürliches Gefühl ihm eingab; aber nun kommt die Doctrin dazwischen, Don Juan soll ja eben verherrlicht, seine Existenz als die normale dargestellt werden. Das Attentat mißlingt, Don Juan wirft seinen Gegner in den Abgrund. Nun ist es aber wieder mißlich, daß auf der Seele des Helden eine neue Blutschuld lasten soll. Hier findet Meißner einen ganz wunderlichen Ausweg.

Hostiwin zeigt die Thatsache bei den Gerichten an, diese untersuchen die Localität und finden, daß der Mann, wenn auch sehr zerschlagen, noch lebt. So findet Hostiwin Gelegenheit, ihn im Lazareth zu pflegen, und sich bei den Behörden dafür zu verwenden, daß er für seinen Mordversuch einige Jahre Zuchthaus weniger erhält. Der unglückliche Rächer seiner Schwester ist auch ganz gerührt, und vergibt dem Verführer im Namen derselben. Um nun mit vollkommner Befriedigung abzuschließen, besinnt sich auch jene Dame, daß sie doch noch ein Herz habe, die Beiden heirathen sich und leben glücklich.

Auch dieser, gelinde gesagt, sehr unschöne Schluß zeigt doch wieder, daß das natürliche Gefühl des Dichters besser ist als seine Doctrin. Wo bleibt denn nun seine Theorie von der Liebe, die immer einen neuen Gegenstand sucht und gesättigt ist, sobald sie ihn findet? Hostiwin tritt ja in die Reihe der Philister ein, und die Moral, die man allenfalls aus der Geschichte ziehn kann, daß es für die Solidität eines Ehemannes gut ist, wenn er sich vorher tüchtig ausgetobt hat, ist jedenfalls eine spießbürgerliche Moral.

Wir haben zu sehr das Vorbild der Franzosen im Auge, die ohne Interesse für die Arbeit und den Ernst des Lebens nur die rein genießende Aristokratie zeigen. Diese Aristokratie, wie sie Alfred Meißner schildert, ist eine recht unsaubere Welt, nicht viel besser als die demi monde und eigentlich nur durch soliden Grundbesitz von ihr unterschieden. Wir sollten, wenn nicht aus der Anschauung des Lebens, doch wenigstens aus dem Studium des englischen Romans lernen, daß es noch andere Schichten der Gesellschaft gibt, in denen jene Grenze der Begierde, die Meißner so sehr verachtet, durch die Natur vorgezeichnet ist, in der die Sittlichkeit mit der Sitte zusammenfällt, und in welcher der Inhalt des Lebens noch andere Dinge umfaßt, als Jagd, Clavierspiel und Galanterie. Diese Gesellschaft ist freilich wenig romantisch und für den Roman nur ausnahmsweise geeignet, aber sie ist der feste sittliche Boden, aus dem die Romantik aufblühn muß, wenn sie nicht eine schwindsüchtige Treibhauspflanze sein soll.

Die falsche Tendenz des Romans mußte scharf hervorgehoben werden, weil sie mit ihren Fasern tief in den Zusammenhang des Ganzen verflochten ist. Der Roman hat aber noch eine andere erfreuliche Seite. Alfred Meißner hat darin die Vielseitigkeit seines Talents nach einer neuen Richtung hin entfaltet. Er hatte zuerst mit seinen lyrischen Gedichten Beifall gewonnen, seine Dramen, obgleich ihre Wirkung durch eine falsche und schädliche Tendenz verkümmert war, verriethen einen ungewöhnlichen theatralischen Verstand und die Fähigkeit natürlich zu sprechen, die bei einem Lyriker unsrer Tage selten genug ist. Der Roman ist von Seiten des dabei aufgewandten Talents betrachtet, ein sehr bedeutender Fortschritt. Daß die Composition nicht ganz befriedigt, liegt zum Theil schon am Stoff, dem die Einheit fehlt. Dagegen ist die

Erzählung lebhaft, trotz aller Verwicklung durchsichtig und anziehend. Der Dialog in den meisten Fällen natürlich und frei von aller Pedanterie; einzelne Scenen, namentlich da, wo eine landschaftliche Decoration die Seelenstimmung unterstützt, glänzend ausgeführt; so namentlich die erste Episode, die auch wol die Krone des Ganzen bleiben möchte. Es ist ferner dem Dichter gelungen, seinen Figuren eine kenntliche Physiognomie zu geben, was um so verdienstlicher ist, da die Herrschaften in der großen Welt viel ähnliches haben; und dabei sieht man, daß die Charakteristik ihm natürlich ist, daß er sie nicht erst ausklünsteln darf. Freilich wäre mitunter der psychologischen Analyse eine größere Tiefe zu wünschen; aber diese wird sich erst dann einstellen, wenn Meißner sich daran gewöhnt, ernster zu denken. Bis dahin möchten wir ihm den Rath geben, alle Reflexionen zu vermeiden, oder sie nachträglich zu streichen. Auch diesmal hat er seinen Helden einige Bemerkungen über deutsche Politik in den Mund gelegt, die zwar in der entgegengesetzten Richtung seiner frühern socialistischen Versuche gehn, aber um kein Haar breit verständiger sind. In solchen Dingen soll man nicht dem ersten besten Einfall nachgeben, nur das wirkliche Wissen befähigt zu einem politischen Urtheil. Wozu soll auch alle Welt raisonniren? Es ist in Deutschland genug philosophirt worden und wer wie Meißner die schöne Gabe der Erzählung und Darstellung besitzt, kann sich auch ohne unnützes Raisonnement die Menge zu aufrichtigem Dank verpflichten.

Wir knüpfen an diese Besprechung der Sansara die Anzeige einer zweiten Dichtung, deren Verfasser ein ähnliches descriptives Talent besitzt und schon glänzende Proben davon abgelegt hat. Unterm Krummstab, in Zwing und Bann, Roman von Robert Waldmüller. (Leipzig, Fleischer.) Der Roman spielt im 16. Jahrhundert und zeichnet, indem er das Klosterleben zu Grunde legt, die verschiedenen sittlichen Erscheinungen in der Schweiz, Deutschland und Italien, die damit im Zusammenhang stehn. Was bei dem Roman zunächst auffällt, sind die sorgfältigen und gründlichen Detailstudien des Verfassers. Er hat sich von den Sitten, Gewohnheiten und Rechtsgebräuchen jener Periode eine so vollständige Kenntniß erworben, daß ein Gelehrter ihn darum beneiden könnte, und er hat sie so klar auseinandergesetzt, daß man sie gewissermaßen aus ihm studiren kann. Mit einer nicht geringen Kraft der Schilderung begabt, fehlt es ihm auch an Erfindung nicht, es ist daher sehr zu beklagen, daß es ihm nicht gelungen ist, das eine mit dem andern zu einem organischen Ganzen zu verbinden. Bei seiner Entwicklung der Rechtsgewohnheiten muß man sich nicht selten fragen, was sie eigentlich im Zusammenhang sollen, und da der Romanleser mit Recht von dem Dichter verlangt, er solle alle seine Wissenschaft und Kunst nur dazu anwenden, ihm den Gegenstand, die Handlung deutlich und anziehend zu machen, so wird er bei diesen Excursen, für die er in Beziehung auf das, was ihm die Hauptsache ist, keinen Zweck absieht, nicht

selten ungeduldig. Die erste Pflicht des historischen Romanschreibers ist freilich, sich so in die Quellen zu vertiefen, daß er ganz darin zu Hause ist, aber die zweite, unter dem, was er weiß, eine Auswahl zu treffen, ist für das Kunstwerk ebenso wichtig.

Noch erwähnen wir zwei sehr lesbar geschriebene Volksbücher von Heinrich Schwendt, (Leipzig, Schlicke): Daheim ist doch Daheim; Nordamerikanische Bilder aus dem Leben deutscher Auswanderer und: Aus alter Zeit; zwei Wartburggeschichten (die heilige Elisabeth und Martin Luther.)

Hier möge noch die Erwähnung eines ansprechenden und gemüthlichen Büchleins Platz finden: Deutsche Hiebe. Oestreichische und preußische Soldatengeschichten von Julius Gaudling. 2 Bd. Leipzig, Costenoble.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

2.

Wir haben im vorigen Heft die allgemeinen Züge zu geben gesucht, welche die politische Gestaltung Deutschlands im 18. Jahrhundert bezeichneten, sehen wir jetzt noch etwas näher nach dem Inhalte dieses Rahmens, wie sich nämlich die Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise gestellt. Es ist wesentlich die Stellung der Masse des Volkes, welche den Culturzustand bezeichnet, und grade dadurch steht unsere Zeit auf einer so viel höhern Stufe, daß die Gesammtheit der Staatsbürger weit mehr in Betracht kommt und einwirkt. Das achtzehnte Jahrhundert ist vielleicht reicher an einzelnen hervorragenden Männern, aber sie erschienen doch zum guten Theil deshalb groß, weil das allgemeine Niveau der Bildung so tief lag. Die herrschenden Kreise waren damals alles und hatten jene Ausschließlichkeit und Vornehmheit angenommen, welche die natürliche Folge der Absperrung von dem allgemeinen Leben der Nation ist, von Adel oder nicht, das war die große Frage und je nach der Entscheidung gehörte man zu den Jemanden oder Niemanden; die Loslösung dieses Geburtsstandes von allem politischen Berufe und das Streben nach Vorrechten und Befreiungen von gemeinen Lasten nahm ihm alles Aristokratische und konnte ihn nur verhaßt machen. Die erleuchtetsten Regenten der Jahrhunderte theilten meist diese Ansichten und behielten dem Adel alle bedeutenden Stellen im Heer und Staatsdienst gesetzlich vor; wenn Friedrich der Große selbst meinte, dem Adel bliebe keine andere Zuflucht, als sich

durch den Degen auszuzeichnen, so spricht er damit seinem Adel alle die Selbstständigkeit ab, welche für ihn die Bedingung eines würdigen Daseins ist. Aber freilich wie sehr im Geiste jener Zeit diese Anschauung ist, zeigt sich bei der Erwägung, daß in Frankreich wenige Jahre vor der Revolution erst die Quartiersprobe für Offizierstellen eingeführt ward. Dieser Zeit mußte denn auch begreiflicherweise eine volksthümliche Bildung des Heeres ferne liegen. Wie das Volk im Allgemeinen nur Besteurungsobject war, so war auch das Heer nur ein blindes Werkzeug, von einer allgemeinen Dienstpflicht, einem Heerbanne und Landsturm hatte man keine Idee, von der Conscription finden sich nur schwache Anfänge, das überall giltige System war das der Werbung, die Waffenführung war ein besonderes Gewerbe, der Krieg ward als eine persönliche Angelegenheit des Fürsten und des sich in ihm verkörpernden Staates angesehen, für den das Land nur die Mittel zu liefern habe. Es war daher sehr begreiflich, wenn man von diesem Standpunkte darauf ausging, möglichst in andern Ländern das nöthige Material zum Heere zu suchen, und in fremden Staaten warb, damit die Einheimischen ihre productiven Gewerbe betreiben könnten. Aber da ein deutscher Fürst immer im Lande des andern zu werben suchte, so war das Ergebniß doch, daß von dem ganzen deutschen Lande eine Masse der tüchtigsten Kräfte in Anspruch genommen wurden; wenn dies nun für eine wahre Armee, wie die preußische oder östreichische, noch wenigstens einen großen Zweck hatte, so war die Soldatenspielerei der kleinen Fürsten um so verwerflicher, als dem Vaterlande nichts damit genutzt, sondern nur schwerer Schaden zugefügt ward, selbst wenn man jenen schmachvollen Menschenhandel ganz unberücksichtigt läßt, den die deutschen Souveräne als Finanzspeculation trieben; 34 Millionen Thlr. zahlte England für 29,166 Mann, die gegen die Amerikaner kämpfen mußten, wovon 11,853 verloren gingen! Die aus aller Herren Ländern und allen Ständen zusammengeworbenen Truppen konnten nur durch harte Zucht in Ordnung gehalten werden, und bildeten eine von den andern Ständen gesonderte Kaste, welche sich oft im anmaßlichsten Uebermuth über den Bürger erhob. In den meisten Staaten ward der Soldatenstand als der erste betrachtet, eine Vorstellung, die noch heute vielfach eingewurzelt ist, noch heute gibt es Staaten, wo die Frau jedes Offiziers hoffähig ist, während die Frau eines reichen unabhängigen Bürgers oder hohen Beamten ihren Fuß nicht ins Schloß setzen darf. Nach der französischen Revolution trat allerdings ein gewisser Umschwung der Ideen ein, wie die berühmte Cabinetsodre zeigt, welche Friedrich Wilhelm 4. 1798 erließ. „Kein Soldat darf sich unterstehen, den geringsten meiner Bürger zu brüskiren, sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen."

Müssen wir anerkennen, daß unsere heutigen deutschen Wehrverhältnisse

durchgängig auf einer bessern Grundlage beruhen, als im vorigen Jahrhundert, so ist dies noch in weit höherm Grade von der Finanzpolitik zu sagen. Zwar möchten wir die heutigen Systeme mit ihren vielfachen Exemtionen, Begünstigungen und dem bureaukratischen Geschäftsgang keineswegs als Muster hinstellen, aber doch wird man überall ein viel rationelleres Verfahren finden, die nominelle Besteurung kommt im Durchschnitt vielleicht heute der des vorigen Jahrhunderts gleich, aber abgesehen von dem damaligen höhern Geldwerthe war Deutschlands Volksvermögen unendlich geringer als jetzt, und die Vertheilung der Abgaben sehr ungleich; dazu rechne man die zahllosen Zehnten, Gulten, Frohnden u. s. w., welche jetzt durchgängig abgelöst sind, die Willkürlichkeit der Verwaltung, die Erpressungen der Beamten, die Münzverschlechterungen. Mit Recht sagt Biedermann, „die Finanzpolitik des vorigen Jahrhunderts suchte ihre höchste Weisheit darin, so viel Geld als möglich für die fürstlichen Kassen aus den Taschen der Unterthanen zu ziehen und zwar womöglich, ohne daß diese selbst recht merkten, wie viel sie gaben.“ Daher wurden die indirecten Steuern und besonders die Accise ausgebildet und nur wenige erfolglose Versuche wurden nach der andern Seite hin gemacht, indem man plötzlich zu dem entgegengesetzten Extrem des impôt unique der Physiokraten übersprang. In den Händen eines Friedrich des Großen ward selbst diese falsche Finanzpolitik das Mittel Großes für das Land zu thun. In den letzten 23 Jahren seiner Regierung verwandte er über 23 Mill. Thlr. für Culturzwecke, Unterstützung des Handels, der Gewerbe, Verbesserung des Bodens; sein Hofstaat war dafür aber desto einfacher und kostete nie mehr als 220,000 Thlr., während kleinere Fürsten Millionen dafür verschwendeten, seine Garderobe kaufte ein Jude nach seinem Tode für 400 Thlr., welcher Gegensatz zu den 100 seidenen Schlafröcken des Grafen Brühl! Friedrichs Hofstaat bestand aus circa 50 Personen, der Karl Theodors von Baiern aus 2000. Der Verfasser führt bei letzterm noch den Hofkalender von 1783 auf: 431 Kammerherren, 91 Kammerdiener und Hoflakaien, 3 Hofzwerge, 2 Hofpoeten, 52 Hofkapläne, 21 Hoftrompeter, 130 Musiker, 20 Hofmaler, 21 Leibärzte, 27 Truchsesse, 181 andere für Essen und Trinken Angestellte, 178 Marstallbeamte u. s. w., und unter seinem Nachfolger Max ging diese Wirthschaft fort, verbunden mit grober Unsittlichkeit. Ergötzliche Auszüge von Hofrechnungen in Wien gibt der Verfasser: „Zum Einweichen des Brotes für die Papageien des Kaisers jährlich zwei Faß Tokaier, zum Baden derselben 15 Eimer östreichischen Weines, für Petersilie in die Küche 4000 Fl., für den Schlaftrunk der Kaiserin täglich 12 Kannen Ungarwein.“ Man sah es als einen Fortschritt an, daß Marie Therese den Aufwand für den Hofstaat bis auf 6 Mill. Fl. verminderte.

Nichts ist geeigneter, einen Einblick in die unproductive Wirthschaft des

18. Jahrhunderts zu geben, als eine Durchmusterung der Höfe. Man wollte allerdings auch die Gewerbe befördern, aber doch wesentlich nur um den Glanz der Regierung zu heben, und man unterstützte daher mit Staatsmitteln wesentlich nur Fabriken, mit denen zu glänzen war, Porzellanfabriken, Webereien kostbarer Stoffe, Verfertigung von Tressen und andern Luxusartikeln, überhaupt war das Treibhauswesen und das unvernünftigste Schutzsystem an der Tagesordnung, man forcirte durch Monopole und Verbote gewisse Industrien, welche den Verhältnissen widersprachen, und ließ alte einheimische Gewerbe verfallen; welch eine Finsterniß in nationalökonomischen Ansichten aber herrschte auch überall! Die Caricatur des Merkantilsystems galt überall als höchste Weisheit, das Geld hübsch im Lande behalten, war die Hauptidee, und selbst Friedrich der Große empfahl den Leuten, Warmbier statt Kaffee zu trinken und das viele schöne Geld, welches für diesen außer Landes gehe, in der Tasche zu behalten. Von den Grundsätzen, welche jetzt für jeden Staatswirth als fundamental gelten, hatte man damals noch keine Ahnung, freilich erschien auch Adam Smiths Werk erst 1776 und diesem verdanken wir in Deutschland doch die ersten Anfänge rationeller Ansichten.

Jene Zerstückung und Künstlichkeit der deutschen Industrie hatte auch die üble Folge, daß von einem deutschen Handel nur sehr uneigentlich zu reden war, überall waren künstliche Mittelpunkte geschaffen, von den alten einfachen Handelszügen, welche die Hansa und die süddeutschen Städte groß gemacht, war nichts geblieben, von einer Handelspolitik des Reiches gab es keine Spur, die Industrien der einzelnen deutschen Länder standen sich oft feindlicher gegenüber als denen des Auslandes, die kleinen Staaten wurden dabei durch die Begünstigungen und Verbote der größern so in Nachtheil gestellt, daß die Concurrenz oft fast unmöglich ward. Nachhaltiger als durch solche Mittel förderte Preußen durch religiöse Toleranz seine Industrie, indem es den vertriebenen französischen Reformirten, den Salzburgern und Pfälzern sein Land öffnete, und dadurch an intelligenten Köpfen wie an fleißigen Armen gewann. Aufs äußerste wurde der Handel erschwert durch die elende Natur der Verkehrswege; Chausseen und gepflasterte Straßen kannte man nicht, die Wagen versanken oft im Kothe oder Sande, Friedrich der Große fand darin nichts Schlimmes, da die Fremden ja so länger im Lande blieben und mehr Geld verzehrten! Wasser- und Landstraßen waren auf das unerträglichste mit Zöllen, Passagegeldern, Regal- und Umschlagsrechten überbürdet, dabei denke man sich Deutschland in mehr als 100 Zollgebiete zerfallen. Wenn nichts desto weniger seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sich Gewerbe und Handel hoben, namentlich wo der Bürgerstand freiern Spielraum hatte, so zeugt dies für die unverwüstliche Tüchtigkeit desselben. Der Antheil, den die Hansestädte z. B. am Welthandel nahmen, war bedeutend, Hamburg hatte 160 Seeschiffe (jetzt

500) und man zählte in seinem Hafen 2000 ein- und ausgehende Schiffe, jetzt 5000, durch den Sund gingen 1792 288 bremische Schiffe.

In ungleich traurigerer Lage als die Gewerbe befanden sich der Ackerbau und die landwirthschaftliche Bevölkerung. Der alte Stand der freien Bauern war mit Ausnahme einiger Landschaften wie Westphalen, Ditmarsen, Friesland und Herzogthum Bremen verfallen und in Abhängigkeit von den größern adeligen Grundbesitzern gerathen, welche sich verschieden abstufte, bald nur die Verpflichtung gewisser Dienste enthielt, bald eine vollständige Gebundenheit an die Scholle war. Am schärfsten bestand die Leibeigenschaft in den ursprünglich wendisch-slavischen Ländern; im Südwesten Deutschlands hatte der Bauernstand mehr Rückhalt gegen den Adel an den Städten gefunden, aber seufzte nichts desto weniger unter schweren Lasten, auch war dort, wesentlich durch französischen Einfluß, die Güterzersplitterung sehr eingerissen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts machten einzelne aufgeklärte Fürsten und Edelleute den Versuch, diese Zustände zu verbessern. Unter erstern sind namentlich der Markgraf von Baden und Josef 2. zu nennen, unter letztern mehre große Gutsbesitzer des östlichen Holstein, welche wesentlich dadurch das vorzügliche Verhältniß zwischen Adel und Bauern in diesem Lande begründet haben. Friedrich der Große beschäftigte sich vielfach mit der Idee der Aufhebung der Leibeigenschaft, es kam aber nicht dazu, doch regelte er die Dienstbarkeitsverhältnisse einigermaßen und dies war eine Hauptsache, denn die Willkür der Herren war das Schlimmste bei dem Dienstbarkeitsverhältniß und wie gering waren verhältnißmäßig die Vortheile, die dem Berechtigten erwuchsen gegen die Last, welche den Pflichtigen damit auferlegt war! Nicht genug aber, daß dem Bauern Zeit und Kräfte zum eignen Feldbau verkümmert wurden, so wurden seine Saaten auch noch von dem massenhaft gehegten Wilde verderbt; die Wildschäden in 200 anspachschen Dörfern wurden mit dem Hüterlohn auf 210,000 Fl., also nahe $^1/_3$ des ganzen Ertrags dieser Bodenfläche berechnet, von dem geschossenen Wilde löste der Fürst 40,000 Fl., wovon nichts den Unterthanen, welche den Schaden hatten, zu Gute kam." Mit ängstlicher Vorsorglichkeit wurden alle Anordnungen getroffen, das Wild zu vermehren, um der nobeln Passion des Jagens den weitesten Spielraum zu lassen, von einer Schonung der Früchte des Landmanns ist keine Rede, jede auch unabsichtliche Beeinträchtigung des Wildstandes wurden grausam bestraft. Außerdem bestanden noch Jagdfrohnden, wo die Bauern Tag und Nacht Treiberdienste thun mußten.

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fingen die Regierungen an, auf die Hebung der Landwirthschaft größere Aufmerksamkeit zu verwenden und vor allen ging hier Friedrich der Große mit glänzendem Beispiel voran. Seit dem hubertsburger Frieden erstanden in Preußen 800 Dörfer und Vorwerke, die ersten

landwirthschaftlichen Creditkassen wurden gegründet, weite Strecken Sumpflandes trocken gelegt, überall Verbesserungen in der Cultur eingeführt. Aber hierbei verfuhr der große König wie bei seiner Gewerbepolitik ganz in bevormundender Weise und schrieb in ausführlichen Instructionen vor, wie der Heckfel zu schneiden und die Bäume zu pfropfen seien. Doch läßt sich nicht leugnen, daß bei dem gänzlichen Mangel an Initiative in der landbauenden Bevölkerung selbst jene Bevormundung, die bei entwickeltern Verhältnissen abgestreift ist, anregend und verbessernd gewirkt hat. Gegen Ende des Jahrhunderts fing man auch an die Fortschritte fremder Länder auf diesem Gebiete, namentlich Englands zu studiren, landwirthschaftliche Vereine entstanden durch den Einfluß größerer Grundbesitzer, deren Mittel es erlaubten, mit Verbesserungen voranzugehen, besondere Zeitschriften begannen zu erscheinen, und die systematische Bearbeitung des Faches ward durch A. Thaers Epoche machende Schriften begründet. So wurden nacheinander eingeführt die Benutzung der Brache zur Futtererzeugung, die Stallfütterung, der Kleebau, der Kartoffelbau ward ausgedehnt, die Schafzucht namentlich in Sachsen sehr vervollkommt, Pferde und Rindvieh durch sorgfältige Kreuzung veredelt. Trotzdem stand die deutsche Landwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts weit hinter der englischen, holländischen, lombardischen zurück, sie deckte nur den Bedarf der einheimischen Bevölkerung, eine Ausfuhr deutscher Ackerbauerzeugnisse fand nur in geringem Maße statt, und sehr richtig schließt der Verfasser aus den großen und plötzlichen Schwankungen der Preise der ersten Lebensmittel auf ein wenig entwickeltes wirthschaftliches Leben, besonders waren die schlechten Verkehrsmittel der Ausgleichung der Preise hinderlich.

Der Schilderung der materiellen Zustände in Bezug auf die Nahrungsverhältnisse, welche der Verfasser nach den dürftigen vorhandenen Angaben entwirft, zu folgen, würde hier zu weit führen, die Preise waren damals für die ersten Lebensbedürfnisse nominell niedriger als jetzt, aber wie viel geringer war auch der Wohlstand! Im Allgemeinen kann man sagen, daß alle Classen der Bevölkerung jetzt sehr viel reichlicher leben als im vorigen Jahrhundert, und namentlich ist eine verhältnißmäßig größere Ausgleichung der verschiednen Classen eingetreten. Durch die Bürgerkriege und die daraus folgende Verarmung ward die alte Solidität und Gediegenheit in Kleidung, Wohnung und Geräth vielfach verdrängt; Moser klagt, daß so wenig damalige Mobilien die Vollendung der ältern deutschen oder der englischen Arbeiten haben; durch das Beispiel der glänzenden Höfe ward eine Putzsucht hervorgerufen, welche nicht im Verhältniß zu den Mitteln stand, und so kam das, was Lady Montague schäbige Eleganz nennt, in Aufnahme, wo mehr auf eine Spitzenhaube als ein gutes Hemde gesehen wird. Wie verhältnißmäßig einfach aber selbst die höchsten Kreise vielfach lebten, zeigt ein Auszug, den der Verfasser über

den kurtrierschen Hof gibt: nur die vornehmsten Herrn besaßen eine silberne Taschenuhr, seidne Regenschirme waren eine Seltenheit, der Adel speiste von Zinn. Als Gegenstück dazu schildert Lady Montague das Leben der vornehmen Kreise in Wien schon 1716 als höchst luxuriös, wie denn die Kaiserstadt sich schon früh durch sinnliches Wohlleben auszeichnete, Berlin dagegen einen nüchtern bürgerlichen Eindruck machte.

Der erwähnten großen Ungleichheit der Stände lag zum großen Theil die Unsicherheit ihres Erwerbes zu Grunde. Die häufigen Kriege, die oft den Einwohnern ganz unvermuthet kamen, zerstörten wohlberechnete Pläne, die Sterblichkeit war größer, der Mißwachs häufiger, die Vorkehrungen gegen Feuersgefahr waren mangelhaft und erst gegen Ende des Jahrhunderts faßten die Versicherungsgesellschaften allmälig Fuß. Viele Tausende hingen allein von den Höfen ab, wo ein Regierungswechsel, ja selbst eine Laune der Fürsten alles änderte, die Aufhebung eines Monopols, die Sperrung einer der zahllosen Grenzen war oft für viele eine wirthschaftliche Vernichtung. Am härtesten lastete diese Unsicherheit auf den arbeitenden Classen, die kein Capital besaßen, um eine günstigere Gestaltung der Verhältnisse abzuwarten oder sich anderswo hin um Beschäftigung zu wenden. Die ländlichen Arbeiter standen in dieser Hinsicht besser, da ihre Abhängigkeit dem Herrn andrerseits die Verpflichtung der Erhaltung auferlegte, indeß war diese immer nur nothdürftig und ließ niemals zu einer etwas selbstständigern Existenz kommen. Die städtischen Arbeiter unterschieden sich dadurch von denen der Jetztzeit, daß man eine an einzelnen Punkten zusammengedrängte Fabrikbevölkerung noch wenig kannte, die Maschinen haben in dieser Beziehung alles geändert. Doch sind die Löhne jetzt im Verhältniß ungleich besser; 1763 kostete eine Klafter Holz zu spalten 8 Gr., jetzt 1 Thlr., der Lohn eines Gesellen war durchschnittlich 7—8 Groschen, jetzt 18—19 Groschen, für 10 Thlr. jährlich war ein Diener zu haben. Die Angaben sind übrigens über diese Verhältnisse sehr dürftig, man bekümmerte sich nicht um diese Thatsachen, welche jetzt die Statistik eifrig zu erforschen sucht. „Die Humanitätsbestrebungen jener Zeit," sagt Biedermann, „wie lebhaft und ausgebreitet auch immer sie sein mochten, waren noch nicht bis zu jener Sphäre hinabgedrungen, in welcher sie heute ihre regste und ausgedehnteste Wirksamkeit entfalten. Man hatte noch zu viel mit der Lockerung der Fesseln des Bürger- und Bauernstandes zu thun, um an die Emancipation der untern Classen zu denken. Die politische, gesellschaftliche und ökonomische Ungleichheit, der Druck von oben, überhaupt die Mißstände aller Art waren zu allgemein, als daß man hätte versucht sein können, einen einzelnen Stand als deren ausschließlichen oder vornehmsten Träger und Märtyrer zum Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit, Bemitleidung und Unterstützung zu machen." —

Wir sind weit entfernt die großen Uebelstände zu unterschätzen, welche das

moderne Fabrikwesen für die arbeitenden Classen mit sich bringt, aber im Ganzen sind die großen Veränderungen, welche in den allgemeinen Verhältnissen des Gewerbebetriebes in diesem Jahrhundert stattgefunden haben, dem Arbeiterstande mehr günstig als nachtheilig gewesen; allerdings ist die sogenannte Hausindustrie mit wenigen Ausnahmen verschwunden, aber für diese scheinbare Unabhängigkeit hat der Arbeiter gleichmäßigern und meist auch bessern Verdienst gewonnen, durch die Maschinen sind der menschlichen Hand eine Masse mechanischer Verrichtungen abgenommen, und durch den erleichterten Verkehr, wenn auch noch lange keine Freizügigkeit erzielt ist, ist der Uebergang von einem Arbeitsgebiet in das andere ungleich leichter geworden. Auch haben diese veränderten Verhältnisse neben der Unterstützung vom Staat und Privatpersonen den Arbeitern ganz andre Culturmittel an die Hand gegeben als früher, der Arbeiter kann jetzt sein Kind in eine Schule schicken, wo es sich eine Bildung aneignen kann, welche es über den Stand seines Vaters hebt; von Armenschulen, Volksbibliotheken, Vorlesungen, Modellsammlungen finden wir im vorigen Jahrhundert kaum irgendwo Spuren, daher damals auch der Pauperismus, in den so leicht viele Individuen des Arbeiterstandes verfielen, auch viel drückender empfunden ward. „Was den Charakter des Armenwesens in jener Zeit namentlich kennzeichnet, ist die merkwürdige Keckheit des Forderns auf Seiten der Hilfesuchenden und die ebenso merkwürdige Schwäche und Planlosigkeit des Gebens auf Seiten der Hilfeleistenden.“ Die schamloseste Bettelei ganzer Scharen gesunder und arbeitsfähiger Menschen war an der Tagesordnung, ausgediente Soldaten erhielten statt der Pension wol die Erlaubniß einen Zehrpfennig zu begehren, in Baiern mußte man vier Regimenter Cavalerie aufbieten, um die über das Land verstreuten fremden Bettler aufgreifen zu lassen; dazu kamen noch die mittelbaren Formen des Bettelns als Musiker, Glückspropheten, Collectanten für den Loskauf christlicher Sklaven aus türkischer Gefangenschaft u. s. w. Die Vielheit der Grenzen erschwerte dabei die Handhabung der Polizei, man setzte die Vagabunden auf den Schub, transportirte sie an die Grenzen, worauf nach einiger Zeit der Nachbar es ebenso machte; die katholischen Klöster nährten das Bettelwesen durch die ihnen vorgeschriebenen Almosen, durch die häufigen Wallfahrten, welche Neigung zum Müßiggang verbreiteten und Gesindel anzogen, das einst so reiche alte Köln war am Ende des Jahrhunderts eine Stadt von Mönchen und Bettlern. Mit viel geringern Summen, als die, welche so planlos verstreut wurden, hätte man bei einer systematischen Armenpflege diesen Zuständen abhelfen können, erst allmälig sah man die Anfänge einer solchen in größern Residenzstädten entstehen und die Wissenschaft sich mit ihrer Verbesserung beschäftigen.

Wir wollen zum Schluß nur noch auf die Darstellung der Bevölkerungs-

verhältnisse hinweisen, deren statistische Einzelheiten hier nicht wiederholt werden können; der Verfasser zeigt auch hier, wie das vorige Jahrhundert gegen unsere Zeit durch größere Sterblichkeit, schlechtere ärztliche Pflege, ungesunde Nahrung, falsche Erziehungsmethode und unnatürliche Lebensweise zurücksteht. Die Auswanderung hatte schon damals begonnen, und nahm starke Proportionen, wenn gleich dieselben noch hinter denen unsrer Tage zurückstehen.

„Dies also," sagt der Verfasser am Ende des Bandes, „waren die politischen, materiellen und socialen Zustände im vorigen Jahrhundert. Auf politischem Gebiete der morsch gewordene und kaum noch mühsam sich fortschleppende Mechanismus einer Reichsverfassung, die nur eines Anstoßes von außen zu harren schien, um vollends auseinanderzufallen, in den Einzelstaaten allmächtige, fast nirgend mit verfassungsmäßigen Schranken umgeben, selbst an die Formen des Rechts und die Autorität der Gesetze sich selten bindende Verwaltungen; ein öffentlicher Geist, bisweilen keck in Worten und hochfliegend in Gedanken, aber ohne klares Bewußtsein großer, praktischer Ziele und noch mehr ohne entschlossene Thatkraft; von dem rechten Gemeinsinn, von einer Selbstregierung des Volks beinahe keine Spur. Auf dem Gebiet der materiellen Interessen: Anfänge einer künftig wieder emporstrebenden Betriebsamkeit, im Kampf mit Hindernissen aller Art und dabei nur sehr zweideutiger Hilfe sich erfreuend von Seiten einer künstlichen, oft einseitigen, selten ganz uneigennützigen Gewerbspolitik der Regierungen. Auf dem socialen Gebiete endlich: viel Eifer und guter Wille zur Verbesserung der allgemeinen Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, zur Beseitigung der diese bedrohenden Uebelstände, insbesondere zur Linderung der Noth der leidenden Classen, aber auch viel Unklarheit und Mangel an Energie in der Wahl und Anwendung der zur Erreichung solcher Zwecke erforderlichen Mittel, in den untersten Schichten der Gesellschaft eine überwältigende Stumpfheit, Rohheit und Leichtfertigkeit und selbst in den obern nur schwache Spuren eines thatkräftigen Associationsgeistes. Immerhin jedoch zeigt uns das Deutschland des 18. Jahrhunderts das Bild einer Bewegung, welche nicht mehr die eines tiefen Herabsinkens von einer behaupteten Höhe ist, wie jene des 17. Jahrhunderts, sondern einer Wiedererhebung und Verjüngung, einer Vorbereitung und Grundlegung zu jenen gewaltigen Entwicklungen auf allen Gebieten des nationalen Lebens, dem politischen, dem gewerblichen, dem socialen, welche zu zeitigen unserm Jahrhundert theils schon beschieden war, theils, so hoffen wir, noch beschieden sein wird." —

Wir werden in einem dritten Artikel auf das geistige Leben kommen, welches uns der zweite Band schildert.

Deutsche Literaturgeschichte.

Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tod. Von J. W. Löbell. — 2. Bd. — Braunschweig, Schwetschke und Sohn, —

Goethes Leben. Von J. W. Schäfer. Zweite, aufs neue durchgearbeitete Auflage. Bd. 1. 2. Bremen, Schünemann. —

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. 1. Bd. Berlin, Franz Dunker. —

Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel, Leipzig, Brockhaus. —

The life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. By G. H. Lewes. Copyright edition. Second edition, revised by the author. Vol. 1. Leipzig, Brockhaus. —

Das Buch von Löbell gehört zu den lehrreichsten, die in den letzten Jahren über deutsche Literatur geschrieben sind. An die wunderliche Form, oder vielmehr die absolute Formlosigkeit muß man sich nicht stoßen, man wird durch den Inhalt der Excurse auf das reichste entschädigt: es sind die Resultate vieljähriger reifer Studien. Die Notizen sind sehr vollständig, und das Urtheil von einer Besonnenheit, daß man ihm in den meisten Fällen beipflichten kann. Der vorliegende zweite Band handelt ausschließlich von Wieland, einem Dichter, dessen Charakteristik für unsere Zeit nicht leicht ist. Er hat in seiner Blütezeit den Besten Genüge gethan, er hat auf die ganze Periode der Literatur sehr erheblich eingewirkt und doch hat man seit vielen Jahren nicht blos aufgehört ihn zu lesen, sondern es ist auch dem heutigen Leser sehr schwer verständlich zu machen, worin seine Verdienste bestehen. Selbst Klopstock und Herder stehen in dieser Beziehung viel besser. Zwar ist ihre Lectüre, wie Löbell sehr richtig bemerkt, meist auf die Schulen beschränkt, wo sie den Philologen zu gelehrten Commentaren Veranlassung geben, aber hier thun sie auch wirklich ihre Dienste. Dagegen würde auch der liberalste Lehrer Anstand nehmen, Wieland seinen Schülern in die Hand zu geben und was das größere Publicum betrifft, so will der Zauber der anmuthigen Form, der vor 70 Jahren so große Bewunderung erweckte, seine Wirkung nicht mehr thun. Dem Verfasser ist es nun im hohen Grade gelungen, durch pragmatische Analyse des Einzelnen nachzuweisen, wie es in jenen Jahren gefallen und von bedeutenden Köpfen als eine wahre Bereicherung der Literatur begrüßt werden konnte. Uebrigens ist er in seinem Lobe keineswegs einseitig, er hebt die Schattenseiten seines Dichters sogar sehr scharf hervor und gibt durch genaue und gründliche Beziehung zur allgemeinen Literatur, namentlich

zur englischen und französischen, den Schlüssel zum Verständniß dieses eigenthümlichen Bildungsganges. In der Vorrede verspricht er bei dem folgenden Dichter nicht so ausführlich zu sein, wie wir hoffen in der stillen Absicht sein Wort nicht zu halten, denn so viel Vortreffliches bisher über Lessing, Goethe und Schiller gesagt worden ist, für die Nebenpartien jener Periode bleibt immer noch sehr viel zu thun.

Daß das Leben Goethes von Schäfer eine zweite Auflage erlebt, trotz der Concurrenz von Lewes und Viehoff, freut uns sehr; theils wegen der großen Theilnahme für Goethe, wofür dieser Erfolg ein glänzendes Zeugniß ablegt, theils weil es wirklich ein gutes Buch ist. Der Verfasser hat dem neusten Stande der Goethewissenschaft gemäß manches berichtet und er hat dabei den richtigen Takt gehabt, die Polemik fast ganz zu unterlassen. Nur einigemal behauptet er Lewes gegenüber die Priorität seiner Entdeckungen, wozu er auch die vollste Veranlassung hat, da Lewes, wie wir früher bemerkt, so manche Umstände seiner Forschung zuschreibt, die schon früher durch die deutschen Kritiker bekannt waren. Was das Urtheil über die einzelnen Werke betrifft, so möchten wir uns im Ganzen mehr den Ansichten von Lewes zuneigen, obgleich auch Schäfer sich vor jeder Uebertreibung hütet.

Zu den dankbarsten Aufgaben unserer Tage gehört ein Leben Schillers zu schreiben. Seit Hofmeister ist nichts Bleibendes darin geleistet worden, denn die Arbeiten von Hinrichs und Schwab können auch die bescheidensten Ansprüche nicht befriedigen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit an die vortreffliche Parallele erinnern, die Strauß in seinen Charakteristiken zwischen Hinrichs und Hofmeister zieht. Seit Hofmeister hat sich aber das Material reißend vermehrt und wir sind fast, wie bei Goethe, in Stand gesetzt, dem Dichter auf Schritt und Tritt zu folgen. Da ferner das Interesse für Schiller fortwährend zunimmt, so ist die Zeit für eine solche Arbeit so günstig wie möglich.

Wir wünschen dem vorliegenden Versuch, dessen ehrenwerthes Streben und warme Begeisterung für die Sache wir gern und freudig anerkennen, einen guten Erfolg, können aber die Bedenken nicht verschweigen, die uns schon in diesem ersten Band Form und Inhalt einflößen. Der Verfasser sagt in der Vorrede, die Kritiker hätten gegen Schiller viel Einwendungen gemacht; „aber wer viel unter Menschen kommt, kann sich überzeugen, sie drangen nicht ins Volk. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publicum verschworen, weder auf die strenge Meisterin Kritik, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten . . . einer solchen Stimmung gegenüber hat jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe, wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen das Licht zu erhöhen, so werfe er den Pinsel weg“ u. s. w. Zunächst ist das wol eine wunderliche

Gemüthsverfassung für einen Geschichtschreiber. Wenn der Geschichtschreiber erst bei dem verehrungswürdigen Publicum anfragt, was für eine Art der Darstellung es wünsche, wenn er nicht in seinem Innern das volle Bewußtsein der Wahrheit vorfindet und die Nothwendigkeit sie zu verkünden, gleich viel was das verehrungswürdige Publicum dazu denkt, so möchten wir unsererseits rathen den Pinsel wegzuwerfen, denn der Geschichtschreiber hat nicht die Aufgabe dem Publicum zu schmeicheln, sondern es zu belehren, und das Publicum ist viel dankbarer gegen den, der es belehrt, als gegen den, der ihm schmeichelt. Sodann möchte jener Ansicht ein factischer Irrthum zu Grunde liegen. Schillers Name ist freilich sehr populär, wie ja die verschiedenen Schillervereine, Schillerstiftungen u. s. w. beweisen, es wird in diesen Vereinen viel Artiges über Schiller gesagt und doch wagen wir die Behauptung, daß er viel weniger gekannt, viel weniger gewürdigt ist, als er verdient. Die Mehrzahl setzt sich ein Bild aus Karl Moor, Marquis Posa und Max Piccolomini zusammen und hält dies Zerrbild für Schiller. Es ist für den Dichter kein Glück, daß ihn jeder Tertianer auswendig lernt, denn für den Tertianer gibt es freilich keine populäreren Charaktere als Karl Moor, Marquis Posa und Max Piccolomini, und die Reminiscenzen dieser Lebensperiode sind schwer zu verwischen. Für das reifere Alter ist jetzt Goethe viel populärer als Schiller.

Der Verfasser hat den Versuch gemacht, auch die erste Entwicklungszeit seines Helden bis 1785 so darzustellen, daß das Publicum davon erbaut werden soll. Er hat in dieser Beziehung keinen entschiedenern Gegner als Schiller selbst. Wie Schiller seit seinem Verkehr mit Goethe oder auch noch früher über seine älteren Dichtungen urtheilt, ist allgemein bekannt, es muß aber hinzugesetzt werden, daß etwa Tieck ausgenommen alle bedeutenden Männer jener Zeit seine Meinung theilten. Man erkannte in ihnen die Werke eines außerordentlichen Talents, aber eines Talents, das nicht blos unreif war, sondern in die heilloseste Verwilderung zu fallen drohte. Nicht Max Piccolomini, sondern der Mediciner, der dem Zusammenhang der thierischen mit der menschlichen Natur nachspürt, spricht sich in diesen Dichtungen aus.

Aber auch im Leben. Wenn die Thatsachen einmal berichtet werden, warum soll man das Urtheil zurückhalten. Schiller war freilich niemals der Mann der feigen Reue, der im Sündengefühl schwelgte; sobald er mit seiner Vergangenheit brach, entfernte er sie aus seinem Gesichtskreis und leistete dadurch Genugthuung, daß er Großes schuf und edel lebte. Aber wenn einmal die Gestalten seiner Vergangenheit vor ihm auftauchten, konnte er sich doch einer gewissen Scham nicht erwehren; ja manche anscheinend gehässige Angriffe gegen andere werden nur aus diesem Schamgefühl über seine eigene Vergangenheit erklärlich. Man hat die bekannte Recension über Bürger sehr

scharf getadelt und Bürger hatte in der That Grund sich zu beschweren, nicht über die Ungerechtigkeit, wol aber über die Lieblosigkeit des Kritikers; aber wenn dieser so scharf den Satz hervorhob, daß aus einem unharmonischen Leben, aus einem unharmonischen Gefühl nothwendig auch unharmonische Dichtungen hervorgehn, so meint er ebenso sehr den Dichter des Fiesco als den Dichter der Lenore. Schon der Kritiker von 1783 und 1784 hatte das stille Gefühl, daß in seinem Innern irgend etwas nicht richtig sei. Er hatte zugleich, und das unterscheidet ihn von Bürger, das Gefühl seiner Kraft und seines eisernen Willens, die Verwirrung zu lösen, sobald er sich nur mit seinem Bewußtsein ins Klare gesetzt.

Man verstehe unter der Verwilderung seiner frühern Jahre nicht etwa Verstöße gegen das äußere Sittengesetz; an denen hat es Goethe auch nicht fehlen lassen: es ist vielmehr eine trübe Gährung des Gefühls, in der edle und unedle Motive durcheinanderwogen, ein Ueberstürzen der Kraft, das nicht selten in Schwäche übergeht, ein fortwährendes Schwanken zwischen Extremen, eine Unsicherheit des Gefühls, welche die größten Bedenken für die Zukunft erregen mußte. Der Dichter des Werther war trotz seiner leidenschaftlichen Regungen eine ebenso harmonische Natur als der Dichter des Tasso. Ihm gab ein Gott zu sagen, was er litt und sich dadurch zu befreien. Schiller wußte in seiner frühern Periode in seinen Dichtungen noch nicht bestimmt auszudrücken, was ihn bewegte, und so wenig Karl Moor, Fiesco oder Don Carlos sich klar machten, was sie eigentlich wollten, so wenig wußte es ihr Dichter. Noch 1785, wo er mit dem Gedanken umging, Minister zu werden, stand er auf einem gefährlichen Abwege, dann freilich folgte die Periode der Läuterung, er hatte dem Verkehr mit Körner, mit Humboldt, mit Goethe, er hatte seiner Heirath und seiner Stellung in Jena sehr viel zu danken, das Meiste freilich seiner eignen Kraft.

Und hier war es die Aufgabe des Biographen, auch in den wüsten Verirrungen der Jahre 1781 bis 1785 die Spuren der geistigen Kraft nachzuweisen, die sich später so herrlich entfaltete. Dazu gehört freilich eine größere Ruhe und Besonnenheit, als sie der Dichter des Monmuth besitzt. Er spricht in beständigen Superlativen, er ist in einer beständigen Begeisterung. Das Verhältniß zu Laura, zu Margarethe, zu Lotte Wohlzogen, zu Fr. von Kalb und die zahlreichen andern Verhältnisse, die man gelinde gesagt als Faseleien bezeichnen muß, bespricht er in einer Weise, als handele es sich um das tiefste Gefühl. Wenigstens hätte er es doch humoristisch erzählen müssen, wie es z. B. Schwab thut. Was das Verhältniß zu Fr. von Kalb betrifft, so wollen wir mit dem Biographen darüber nicht rechten, da in solchen Dingen die Ansichten sehr getheilt sind; obgleich wir nicht verhehlen können, daß auch uns das ganze Verhältniß von Anfang bis Ende einen widerwärtigen Ein-

druck macht; aber was wir einem Aesthetiker nicht hingehen lassen können, ist die Begeisterung für die Sprache, in der die beiden Herrschaften miteinander verkehren. Wer in diesem hochtrabenden unnatürlichen Schwulst wahres und tiefes Gefühl sucht, der hat noch viel an sich selbst zu arbeiten, bevor er darauf rechnen kann, das schwere Amt eines Geschichtschreibers gewissenhaft auszuüben. Hätte der Verfasser die spätern Beziehungen der Fr. v. Kalb zu Jean Paul aufmerksam studirt, so würde sich seine Begeisterung einigermaßen abgekühlt haben.

Diese Einwendungen — und sie scheinen uns nicht unerheblich, mußten wir machen, um gerade bei einem Buch, dessen Popularität wir wünschen und voraussagen, einer schädlichen Einwirkung auf die öffentliche Meinung entgegen zuarbeiten. Die großen Vorzüge desselben werden dadurch nicht aufgehoben: eine glühende Begeisterung für den Mann, in dem Deutschland mit Recht eine seiner schönsten Erscheinungen ehrt; eine warme, belebte, geschickt gruppirte Darstellung, und eine freudige Zuversicht, in das Gedeihen unserer Poesie, die wir auch dann achten, wenn sie nicht ganz von Illusionen frei ist.

Mit großem Vergnügen haben wir die anmuthige Lebensbeschreibung des gemüthlichen Schwabendichters gelesen, der auf die Entwicklung der deutschen Lyrik einen zwar nicht glänzenden aber fast durchweg heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Am meisten haben uns die Notizen aus seinem Jugendleben interessirt, namentlich seine Reise nach Norddeutschland, wo wir über die provinzielle Beziehungen der jüngern romantischen Literatur erwünschte Aufschlüsse erhalten.

Die englische Ausgabe des beliebten Buchs von Lewes wird auch denen interessant sein, die schon die Fresesche Uebersetzung kennen: gerade in seinem Stil hat der Freund und Schüler Cortylas manche Eigenthümlichkeiten, deren Anmuth sich doch im Deutschen verwischt.

Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas.

3.

Die Dynastie Monagas.

Mitten in den Wechselfällen und Wirren der verschiedenen spanisch-amerikanischen Freistaaten will es manchmal scheinen, als könnte man sich nicht leicht zurecht finden. Das Schwanken der Verhältnisse ist so durchgehend,

daß in kurzen Perioden immer neue Parteistellungen auftauchen. Indessen sind es doch nur die Personen, die Stichwörter der Parteien, welche wechseln, welche so mannigfaltig sind. Im Grunde geht ein rother Faden durch alles hindurch. Schon der Schauplatz, der Boden, das Klima ist verwandt; nächst ihnen die Menschen mit ihren Traditionen, ihren Sitten, und die Racen in ihren Unterschieden wie Mischungen. Und auf Grund aller dieser Factoren sind es endlich die Interessen, welche von Mexico bis Chile, vom atlantischen bis zum stillen Ocean überall dieselben, das weite Festland des spanischen Amerika unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt stellen. Daher gruppiren sich auch, obwol mit verschiednen Namen, die Parteien wesentlich auf gleiche Weise: einer conservativen Partei, die in den bestehenden Institutionen ihren eigenen Bestand sieht, arbeitet eine Umsturzpartei entgegen, welche hierbei nicht ihre Rechnung findet. Freilich nüancirt sich zumal die letztere hie und da verschieden: Gemäßigte und Ultras befehden sich wieder untereinander. Aber jene zwei Principien begegnen sich überall.

In Venezuela stellen sie sich mehr denn anderswo klar und nackt gegenüber: Oligarchen hatte man die conservative Partei benannt, die andern usurpirten den Titel der Liberalen. José Tadeo Monagas bewies mit seinem blutigen Attentat auf die Volksvertretung am 24. Jan. 1848, was dieser Liberalismus wirklich zu bedeuten habe. Es war eine Mischung von militärischer Autokratie und Herrschaft der Massen; es war schließlich das Regiment der Sonderinteressen einer nichtswürdigen Familie, verbrämt mit dem Mantel der Constitution. —

So geben denn die letzten zehn Jahre ein so trostloses Bild der Republik, daß es sich fast der Schilderung entzieht. Mit der Verbannung von Paez waren zunächst die Oligarchen völlig gesprengt. Mehre von ihnen traf ein gleiches Schicksal und verwaist blieben in Trauer die Familien zurück, theilweise der Unterstützung mitleidiger Verwandten Preis gegeben. Kleinmuth und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der wenigen Patrioten, die ihrer Bildung und ihren Grundsätzen treu von vornherein, selbst um den Preis ihres Amtes, Front machten gegen die mit Gewalt einreißende Corruption und ihre Hände von jeder Berührung mit dem Schmuze und der Unsauberkeit, welche von oben herab die ganze Gesellschaft zu überziehen begann, rein erhielten. Nur in den Köpfen einiger heißblütiger Jünglinge wälzte sich das unsinnige Project einer Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten, die bei Zeiten vereitelt wurde. Hatte es von jeher an rechtem Gemeinsinn, der sich über die bloße Phrase erhob, gefehlt: jetzt gab es gar kein öffentliches Interesse mehr. Theilnahmlos an der Gegenwart, ohne Glauben an die Zukunft lebten auch die Besseren des Volks dahin, vom Forum wendete sich der Blick auf den engen kümmerlichen Kreis des

privaten Lebens, und der Rest idealer Kraft führte ein hinsiechendes Schattendasein.

Dieser ohnmächtigen Partei gegenüber hatte Monagas freies Spiel. Sein Regiment war ein Krieg gegen das Gemeinwesen, gegen die Gesellschaft zu seinem und seiner Creaturen Besten. Die wenigen öffentlichen Arbeiten, wie Bauten, Anlegungen von Communicationswegen, Errichtung von Leuchtthürmen rc. blieben liegen; die Straßen der Hauptstadt begannen zu verwildern, nichts geschah zur Hebung des Ackerbaus. Gleichwol wurde der Eingangszoll stufenweise erhöht und die Einnahmen des Staates mußten ansehnlich zunehmen. Aber das Geld verschwand auf nur zu begreifliche Weise. Die so wichtigen Gouverneursstellen in den Provinzen wurden mehr und mehr allen irgend welcher oligarchischen Sympathien verdächtigen Persönlichkeiten entzogen und verfielen obscuren Subjecten, welche die öffentliche Meinung, so weit sie sich bei der verstummten Presse hervorwagen durfte, als sehr zweideutig, ja als Erzgauner brandmarkte. Neben den üblichen, unter jedem Vorwande beschönigten Gelderpressungen der Besitzenden aber, neben der üblichen Verhöhnung aller Intelligenz und Bildung kennzeichnet die Dynastie Monagas ein ganz bornirter Fremdenhaß, der sich vornehmlich in der brutalen Verachtung alles internationalen Rechts kundgab. So erließ José Tadeo im Jahr 1849 auf einmal das berüchtigte Gesetz espera (Aufschub), wornach mit rückwirkender Kraft alle Gläubiger gehalten sein sollten, ihren Schuldnern, ohne irgend welche Zinsen zu fordern, auf drei, sechs, selbst neun Jahre Frist zu lassen, so es diese auf dem Rechtswege beantragten. Willkürlich wurde hiermit jeder Privatcontract aufgehoben und aller Credit in Handel und Wandel erstickt. Diese Gewaltthat gegen die vielen fremden Handlungshäuser, welche fast allein den Handel in Händen haben, rief sofortigen Protest der betreffenden Gesandten und Consuln hervor; und nach langen Verhandlungen, Drohungen, Blockade sah sich das Gouvernement genöthigt, gegenüber den fremden Gläubigern das Gesetz so ziemlich ganz zurückzuziehen. Hiermit begannen die mannigfachen Verwicklungen besonders mit England, Frankreich und Holland, welche auf Grund eben jenes Gesetzes und dafür substituirter und nicht gehaltener Verträge die letzten zehn Jahre durchziehen, und, so tragisch sie sich öfters zu gestalten schienen, doch immer mit derselben Komik endigten, daß — freilich zum steigenden Ruin des Staates in moralischer wie finanzieller Hinsicht — die großsprecherischen Monagas klein zugeben mußten.

Im Januar 1851 wählte der Congreß unter dem Terrorismus der Waffen den General José Gregorio Monagas zum Präsidenten. Hatte der Bruder in seiner Administration immer noch ein gewisses Decorum zur Schau getragen, so fiel unter des letztern Regierung auch dieser Rest von Form: das

Verbrechen trat nackt und schamlos auf. José Gregorio nämlich, sei es von Geburt, sei es vom Handwerk, erinnerte in seiner ganzen Erscheinung an die Ochsen, mit denen er als Herdenbesitzer vertraulich gelebt hatte. Beschränkten Geistes, ohne jede Bildung und gesellschaftliche Form, so daß er in einigermaßen anständigen Familien gar nicht zugelassen wurde, vergrub er sich ganz in seine Wohnung, gab in Unterhosen Audienzen und überließ, selbst des Schreibens nicht recht kundig, die Regierung der soi-disant Camarilla, welche, aus Menschen aller Art zusammengesetzt, er theilweise schon in Barcelona als Militärcommandant um sich geschart hatte. Den unbeschränktesten Einfluß hatte ein früherer Plantagenverwalter, Obregon, der anfänglich so arm, daß er um einer Summe von 800 Thlr. willen das allen Gaunern wohlthätige Esperagesetz in Anspruch nahm, plötzlich ein reicher Grundeigenthümer wurde; nächst ihm der Minister Planas, ein Bankerotteur, und der Gouverneur von Caracas, ein durch Erbschleicherei berüchtigter Advocat, beides Männer von Schliff und Glätte, und von jener Geriebenheit und Geschmeidigkeit südlichen Temperaments, die schreckhaft gefährlich wird, wo sie sich mit Gemeinheit und Verworfenheit paart. Die rechte Hand von José Gregorio, Chef seiner farbigen Leibgarde in grauer Leinwand und bloßen Füßen, war der rohe Neger Pineda, unterstützt von des ersteren vier ruchlosen Söhnen, deren Frechheit und Gewalt selbst Töchtern gebildeter Familien gefährlich, deren übrige Mord- und Schandthaten grausenerregend wurden.

Diese Rotte begann einen Vernichtungskrieg gegen den Staat und die Gesellschaft. Die reichen Einkünfte der Zollämter fanden jeden andern Weg, nur nicht den in den Staatsschatz. Im J. 51 wurde durch den noch nicht ganz unterwürfigen Congreß zuerst an die Oeffentlichkeit gezogen, was schon unter José Tadeo aus den Einnahmen der Douanen von La Guaira, die — beiläufig gesagt — monatlich fast 300,000 Pesos (zu 4 Franken) betrugen, geworden war. Einfache Befehle des Präsidenten hatten genügt, bedeutende Summen fremden Speculanten, welche mit enormen Interessen ihre Gelder vorgestreckt, oder Günstlingen zuzuweisen, oder für ganz ungesetzliche Bestimmung zu verwenden: der größte Theil war verschwunden, und doch harrten viele Beamte umsonst ihres Soldes. Zwar wurden der Douanenverwalter und der Finanzminister in Anklagestand versetzt, aber der gehorsame Gerichtshof sprach sie frei. Diese Unterschlagungen wurden von nun an förmlich autorisirt: das Verbrechen erhielt einen Freibrief. So erhielt ein Creole, aus Rücksicht auf die Verdienste seines deutschen Vaters im Befreiungskriege, auf wiederholtes Gesuch den Douaneposten von Maracaibo auf sechs Monate. Nachdem der glatte, durchtriebene Mann dem Präsidenten verbindlich die Hand gedrückt, rief dieser beim Hinausgehn des Günstlings lachend aus: „Ei was der Blondkopf für ein Hauptspitzbube sein muß.“ Nach Ablauf der Frist wendete sich

jener mit erbeuteten 60,000 Thlr. nach Caracas und spielte eine Zeit lang den großen Herrn. Dagegen wurde ein anderer wohlgelittener Beamter, den man an die Douane von La Guaira befördern wollte, der aber zu gewissenhaft für eine Stellung war, an welcher der untrennbare Fluch der Untreue haftete, im Ministerrathe ein Dummkopf gescholten, weil er dieselbe ausgeschlagen. — Bei dieser vielköpfigen Hydra mußte es begreiflich auch zu kleinen Collisionen der Interessen kommen. So wendete sich eine arme Mulattin an den Kriegsminister, flehentlich um Freilassung ihres einzigen Sohnes bittend, den man zum Militär weggeholt hatte. Unglücklicherweise war der Sohn in der Compagnie des Obersten Monagas junior Pfeifer, also neben dem Trommler die integrirende Hälfte des vierbeinigen Musikcorps. Der schlaue Minister weist die Frau an den unkundigen Präsidenten, der schließlich willfährig ihr ein Handbillet zur Freilassung übergibt. Kaum gelangt dieses in die Hände des jungen Obersten, so stürzt er aufgebracht mitten in den Ministerrath. „Aber Papa, ruft er aus, was soll das heißen? Das ist doch mein Pfeifer, den kann ich nicht missen,“ und zerreißt das Billet. Die Frau blieb ohne ihren Sohn. — In jener Zeit war es nicht rathsam, Abends durch die abgelegenern Straßen von Caracas unbewaffnet zu gehen. Monatelang zogen Diebesbanden umher, zum Entsetzen der besitzenden Familien, deren keine sich sorglos der Nachtruhe hingeben konnte, erbrachen jedes Schloß, tranken im Beisein der geknebelten Opfer auf das Wohl ihres Protectors Monagas und plünderten Hab und Gut. Als endlich eines Morgens die Anführer auf frischer That ertappt und sofort niedergestreckt waren, trat auf Zeit wieder Ruhe ein.

Trotz dieser Wirthschaft verhielt sich anfangs das Land ruhig, ohne daß man von militärischem Terrorismus in jener Zeit reden könnte, denn die Zahl der stehenden Truppen war gar nicht bedeutend. Es hatte vielmehr allen Anschein, als ob das Volk zufrieden wäre. Der Handel ging seinen gewohnten Gang, eher zunehmend als sinkend; die socialen Freuden gaben Ersatz für die politische Misère und die allgemeine Indolenz, die grauenhafte Apathie, welche sich über die Gesellschaft lagerte, ließ den schleichenden Gang der Tage, die Versumpfung alles öffentlichen Lebens kaum empfinden. Die Monotonie des ewigen Frühlings, das tiefe Schweigen der tropischen Natur und der mächtigen Berge, welche die Hauptstadt umschließen, ging Hand in Hand mit dem Schlummer alles geistigen Lebens, mit dem dumpfen Brüten des Menschengeistes, der nur zum Vegetiren, der Pflanze gleich, verurtheilt schien. Eine neue Geißel, das gelbe Fieber, mußte erst hinzukommen, um in die erschlafften Gemüther einen Stachel einzusetzen, der sich — wenn auch fruchtlos — gegen die zur Ordnung verkehrte Unordnung der Politik zu wenden suchte. Ein bedeutender Arzt und durch seine Bildung wie Energie hervorragender Mann, der aber trotz geistiger Ueberlegenheit und edler Motive

in seiner verzehrenden Leidenschaftsgluth nur zu sehr dem südlichen Naturell Rechnung trug — Acosta nahm es auf sich, eine Revolution einzufädeln, indem er mehre Militärchefs im Innern gewann und die nöthigen Gelder von den namhaftesten Oligarchen erhielt. Es fehlte ihr nicht an Sympathien im Volke, schon waren viele Liberale, eines Besseren belehrt, der Regierung feindlich geworden. Gleichwol scheiterte die Bewegung, weil ihr vor allem Einheit und Zusammenhang und ein militärisches Haupt fehlte. Nachdem sie sich mehr denn 6 Wochen in Schwanken hingezogen, griff eine höhere Gewalt ein, um sie zu ersticken. Es war am 15. Juli 53, als man Nachmittags 2 Uhr eine heftige Erderschütterung in Caracas spürte. Nach acht Tagen traf die Schreckensnachricht ein, daß dieselbe das östliche Cumana, die Hauptstadt der am meisten widerständigen Provinz, zu Trümmerhaufen verwandelt hatte. Monagas triumphirte, Acosta floh nach Neuyork, entschlossen, nie in sein Vaterland zurückzukehren; „denn" — so sagte er uns ein Jahr später — „die Zukunft Venezuelas ist nur noch Frage der Naturgeschichte."

Wie gedrückt auch die Stimmung infolge dessen war, so ermannten sich doch die Oligarchen gemischt mit vielen Liberalen noch einmal, um als eine Art nationale Opposition das Land von der Usurpation einer Familie zu befreien. Man begann zu Anfang 54 umfassendere Vorbereitungen als vorher zu treffen; man war bereit, die äußersten Geldopfer zu bringen; man trat mit dem General Paez in Unterhandlung, und legte den Plan so an, daß, während im fernen Westen der Republik mehre Guerillaführer den Ruf der Revolution erhoben, Paez von Neuyork mit zwei Kriegsschiffen in La Guaira landen und Caracas entsetzen sollte. Aber in jenen Ländern ist eine herannahende Revolution immer ein offenes Geheimniß, — so erfuhr auch die Regierung sehr bald selbst die Einzelnheiten des Plans, und säumte nicht Gegenanstalten zu treffen. Am 7. Febr. trat der Congreß zusammen — nunmehr das willenlose Werkzeug der Dynastie. Da José Gregorio seiner eignen Partei nicht mehr sicher war, so sorgte er, sich in der schwarzen Bevölkerung eine neue Stütze zu schaffen und griff zu dem unfehlbaren Mittel, den Rest der Sklaven, etwa 10,000, plötzlich zu emancipiren. Es galt ihm natürlich nichts, daß dadurch der Ackerbau für den Augenblick ernstlich gefährdet, die Arbeit ihrer Stütze beraubt, das Band zwischen häuslichen Dienstboten und Familien plötzlich gelöst, und in das Privateigenthum der Plantagenbesitzer, deren viele mehr als 100 Sklaven besaßen, gewaltsam eingegriffen wurde. Am 24. März feierten die Neger mit Vivats und Raketen harmlos ihren Befreiungstag. Die Furcht vor Gewaltscenen, vor Mißhandlung, ja gar Ermordung der Weißen war ganz unbegründet; der Neger hat sich unter spanischen Gesetzen und Herrn nie sehr gedrückt befunden und ist auf tropischem Boden gleich der weißen Race verweichlicht. Nur einige Reibungen verriethen

die Spannung und Gereiztheit, welche von jeher zwischen Weißen und Farbigen geherrscht hatte.

Wie gehässig die Regierung dem gebildeten Theile der Gesellschaft gesinnt war, zeigt ein anderes durch den Congreß sanctionirtes Gesetz: das über die Militärpflichtigkeit. Bisher war die weiße Classe mehr oder weniger frei vom Militärdienste gewesen. Farbige zumeist setzten das stehende Heer zusammen, es gab auch schwarze Generäle. Nach dem neuen Gesetz sollte jeder Venezolaner zwischen 18 und 45 Jahren Soldat sein, und der Sohn guter Familie unter dem Befehle roher Farbigen dienen, an der Seite von Leuten, die kurz vorher seine Sklaven gewesen waren. Das griff ins Herz und Leben der Familie ein. Die Väter verheimlichten den Aufenthaltsort ihrer Söhne, andre gingen auf Reisen, aber es geschah auch in den Tagen der Aufregung, daß gebildete junge Leute auf der Straße gegriffen, fortgeschleppt und zum Dienst gezwungen wurden. Man denke sich die Zerrüttung in den Familien. Die Dienstboten, welche Sklaven gewesen, liefen meist fort, theils freiwillig, theils verführt durch Versprechungen höheren Lohnes; die Söhne verfolgt oder nur durch bedeutende Geldopfer vor Aushebung sicher, und dazu die Subsistenzmittel täglich mehr in Frage gestellt: der Terrorismus konnte nicht ärger sein.

Dazu kamen noch andere dem Gemeinwohl gefährliche Congreßbeschlüsse, vor allem die außerordentliche Vollmacht, mit welcher der Präsident auf unbestimmte Zeit ausgerüstet wurde. Zugleich ließ sich dieser ermächtigen, 7 neue Divisions-, 9 neue Brigadegenerale und 29 Obersten zu creiren — ganz im Mißverhältnisse zum Bestand des Heeres, und unter diesen Offizieren zählte man allein 5 oder 6 Monagas. Obendrein ließ Gregorio sich und seinen Bruder Tadeo zu Obergeneralen auf Lebenszeit ernennen, womit sich entsprechender Gehalt verband. Es war nichts als die abgefeimteste Blutsaugerei, gehässigste Verfolgung und gewaltsamste Brandschatzung der Gesellschaft, und der Congreß das gehorsame Organ.

Man rechne dazu die kleineren, aber oft tiefer empörenden Vexationen im täglichen Leben von Seiten theils der Regierung, theils der übermüthigen, höhnischen Zambos und Neger, und man wird sagen: dieser Zustand war zum Verzweifeln. Aber der Venezolaner verzweifelt nicht so leicht. Nicht etwa aus sittlicher Kraft: wol aber aus Apathie, aus schlaffer, thatenloser Hingabe an die Gewalt, aus sanguinischer Hoffnung einer plötzlichen Hilfe von irgend woher, wo nur seine stetige, ausdauernde, straffe Mitthätigkeit nicht in Anspruch genommen wird. Indeß fanden sich noch mehre kampfeslustige Jünglinge, deren Patriotismus über die Phrase hinausging. Entschlossen, unter der Fahne der Freiheit zu dienen und sonder Bedenken ihr Leben einzusetzen, reisten sie heimlich nach den Westprovinzen ab. —

So umfassende Vorsichtsmaßregeln die Regierung getroffen hatte, so fühlte sie sich doch keineswegs sicher. Das Gespenst der Revolution nahte heran, und sie fürchtete sich gar sehr vor diesem Gespenst. Zeugniß gaben donnernde Proclamationen, welche dem Volke Schrecken vor dem nahenden Tyrannen Paez, der die Sklaverei wiederherstellen wolle, einflößen sollten. Die freiheitsmörderischen Oligarchen mußten als Popanz dienen, um zum Kampf für die heiligsten Rechte, zur Warnung vor der Gefahr aufzurufen. „Nieder mit Paez! Nieder mit den Oligarchen! Tod den Verräthern!" ꝛc. las man nicht blos in den Blättern, nein, mit ellenhohen Buchstaben stand es eines Morgens die ganze Fronte lang an die Wände und Häuser aller Mißliebigen gemalt, nachdem Regierungsbanden die Nacht vorher die Straßen heimlich durchzogen hatten. Alles verkündete in der Hauptstadt einen Krieg auf Leben und Tod. Die Drohungen auf der einen, die Ungewißheit der Lage auf der andern Seite steigerte die fieberhafte Aufregung der Parteien. Paez mußte jeden Augenblick landen; ein Blutbad inmitten der Hauptstadt schien unabwendbar.

Da auf einmal kam aus dem Westen der Republik die erste Nachricht der ausgebrochenen Insurrection. Das war denn für die Regierung Handhabe genug, um die strengsten und willkürlichsten Schritte zu thun. Schleunige Anwerbungen waren das Erste; unmittelbar folgte eine Zwangsanleihe — die zweite seit einem Jahre und gleich dieser auf die für dortige Verhältnisse enorme Summe von 500,000 Pesos sich belaufend. Darauf ging es an die Verhaftungen. Auch hier entschied der leiseste Verdacht. Da indeß wenige sich für sicher hielten, so hatten sie sich alle bei Zeiten versteckt, und nur 10 — 12 notable Männer gelang es zu überrumpeln und in Haft zu bringen. Unter andern lockte man einen bekannten Arzt früh 6 Uhr aus dem Bette unter dem Vorgeben, daß ihn ein Kranker nöthig habe, in die Schlinge. Denn List mußte man anwenden, weil Neger wie Farbige im Durchschnitt ein feiges Volk sind und persönlicher Muth eines einzigen Weißen eine ganze Rotte in die Flucht schlägt. So hatte sich das Jahr vorher Acosta, infolge geheimer Warnung, eben bevor man ihn früh 5 Uhr verhaften wollte, zu dem spanischen Consul geflüchtet, der in der öffentlichen Posada wohnte und einen Salon nebst Cabinet inne hatte. Kaum hatte die Regierung dies erspäht, so sandte sie 20 Mann bewaffnet hin, um Acosta herauszufordern. Sie drangen ungehindert bis vor die Thür des Consuls. Da erschien dieser mit der spanischen Flagge, breitete sie auf den Fußboden und erklärte, zwei Pistolen in der Hand, fest und männlich: wer den ersten Schritt auf die Flagge thut, den schieße ich nieder. Niemand wagte es auf solche Drohung hin, und obgleich die Schergen die ganze Nacht hindurch sich im Hause lagerten; Acosta blieb unangefochten noch acht Tage in seinem Asyle. Nicht als ob die Regierung die spanische Flagge

respectirt hätte — Völkerrechte kennen solche Barbaren gar nicht: nein, weil ein entschlossener Mann der Rotte entgegentrat.

Kein Wunder, daß die Regierung für ihr Bestehn ernstlich fürchtete. Der Terrorismus trat ungestüm, polternd, geräuschvoll auf, eben um die Furcht zu verhüllen. Die Straßen der Stadt waren öde. Außer den Fremden sah man selten einen Weißen und selbst an erstere wurde Hand angelegt, wenn sie verdächtig waren, etwa eine Waffe verkauft zu haben. Kaum daß man die Drohungen des englischen Gesandten respectirte, unter dessen Schutz die Deutschen sich begaben. Die gewaltsamen Werbungen brachten viel Landvolk nach der Stadt unter die Waffen. Auch auf dem Lande versteckten sich die Leute vor den Häschern, so gut sie konnten. Viele aber wurden von ihrer Arbeit weggeschleppt, so daß die Felder und Plantagen ohne Arbeiter waren und die beste Aussicht auf Ruin der Ernte sich aufthat. Wie sehr die Feuerwaffen im Volke gefürchtet sind, zeigten auch diese Werbungen. 4—5 bewaffnete Soldaten genügten, um ganze Trupps von Landleuten vor sich herzutreiben. Einmal gefangen ließen sie sich wie Lämmer führen, ohne irgend welchen Widerstand zu leisten. Welcher Art sich nun die Truppen zusammensetzten, läßt sich ermessen. In Unterhosen, darüber das Hemd, theils barfuß, theils mit Sandalen, erhielten sie einen Schießprügel oder irgend welche Waffe, die sie nicht zu regieren verstanden, und wurden nach den insurgirten Provinzen beordert. In der Stadt blieb ein Theil der eingeübteren Truppen zurück. Nach 8 Uhr Abends auf der Straße zu gehen, war nicht rathsam. An jeder Ecke standen Posten. Wer da? rasaunte es fortwährend in die Ohren. Erfolgte nicht sofort die Parole, so hatten die Söldner Befugniß zu schießen. Charakteristisch aber für die natürliche Gutmüthigkeit des Volks war es, daß die Soldaten ohne Noth keine Gewalt gegen den unbetheiligten Bürger oder Fremden in dieser ganzen Zeit ausübten. Sie leisteten der bestehenden Gewalt blinden Gehorsam und führten ihre Befehle ruhig aus, ohne die Massen zu vexiren. — Unterdeß trugen die sich widersprechenden Gerüchte aus den fernen Provinzen des Innern, aus denen die Berichte meist mehre Tage bis Caracas brauchten, hinreichend bei, das Peinliche der Situation zu erhöhen. Die Parteien schwebten zwischen Hoffnung und Furcht nahe an 14 Tage. Endlich, eines Sonntag Abends, verkündete der Trommelschlag zum Schrecken aller, die einen Wechsel der Regierung herbeisehnten, die Niederlage der Insurgenten in Coro. Am 13. und 17. Juli waren der Oberst Garces und die kleine Schar heroischer Jünglinge, Löwen gleich sich vertheidigend, der Freiheit zum Opfer gefallen. Das wirkte schon entscheidend auf die Stimmung. Welcher Jammer, welche Trostlosigkeit bemächtigte sich der Familien! — Aber noch war die Provinz Barquisimeto in Aufstand. Noch konnte Paez jeden Augenblick kommen. So setzte denn Planas eifrig seinen Terrorismus fort. Haus-

suchungen, Verhaftungen, Erpressungen nahmen kein Ende, und um an den 12 Gefangenen seine persönliche Rache zu kühlen, ließ er sie, und zwar bei nächtlicher Weile — die Furcht erlaubte es nicht anders — nach La Guaira in die Casematten führen, und auf welche barbarische Weise! gebildete Männer, die nur gewohnt waren zu reiten, sollten von Negern begleitet in jenem Klima einen Weg von 8 Stunden zu Fuß zurücklegen. Hätte ihnen nicht aus Mitleid der Wirth der Posada die nöthigen Maulthiere nachgesendet: sicher, daß einige halbtodt die Schwelle des unterirdischen Kerkers betreten hätten. Ueberdem trafen bald Siegesnachrichten aus Barquisimeto an die Regierung ein. Höhnischer Triumph auf der einen; Jammer, Zerschlagenheit, Erbitterung auf der andern Seite: das war das Bild von Caracas.

Da entschloß sich endlich der würdige Erzbischof, seinen Einfluß ins Mittel zu legen. In eigner Person schickt er sich an, den Präsidenten aufzusuchen. Bekümmerten Sinnes tritt er aus seinem Palast, die Straßen geben ihm ein lebendiges Bild der Aufregung. Da eben wird noch ein junger Mann zum Zwangsdienste geschleppt, er ist Zeuge davon. Unter Thränen tritt er vor José Gregorio, klärt ihn über die Lage der Hauptstadt, über die Willkür seiner Minister und Schergen auf, beschwört ihn, Einhalt zu thun — da kommen endlich Gegenbefehle. Die Gefangenen werden befreit, die Nachstellungen hören auf, einer nach dem andern von den Verfolgten kommt aus seinem Versteck hervor, erst vorsichtig sondirend, bald offner und zuversichtlicher; und der Verkehr des Alltagslebens kehrt wieder in seine gewöhnliche Ordnung zurück. War auch die Revolution gänzlich verloren und die Dynastie stärker als je: so konnten doch die durch den greifbaren Terrorismus doppelt gepreßten Gemüther wenigstens zu der Ruhe gelangen, die Trostlosigkeit ihrer Lage nach Umfang und Höhe zu erwägen. Die Regierung begnügte sich vorläufig, die rückständigen Zwangsgelder einzutreiben und stellte nur noch ihre Wachposten aus, bis die ungefährliche Expedition — und zwar ohne Paez — verspätigt eintraf. Der umsichtige General, welcher aus der Ferne die Stimmung seines Landes richtiger schaute, als seine Anhänger in der Nähe, hatte gar nicht sein Wort gegeben.

Unter diesen Umständen konnte keinem Zweifel unterliegen, daß als neuer Präsident José Tadeo wieder aus der Wahlurne hervorgehen würde. Eine heitere Zukunft eröffnete sich mit dieser Aussicht. In den einen Abgrund war das Land gesunken, nur um in einen tiefern hineinzublicken. Gleichwol war die gegenwärtige Administration so mild gesinnt, diesen Abgrund mit Blumen zu füllen, um ihm ein freundliches Antlitz zu geben. Denn noch einmal wollte sie Schrecken über die Hauptstadt breiten, um selbst die Rückkehr José Tadeos als Wohlthat erscheinen zu lassen. Die Satelliten von José Gregorio näm-

lich hatten gar keine Lust, sich ihrer lucrativen Aemter zu begeben und waren José Tadeo durchaus nicht günstig gestimmt, da er zuweilen eine feindliche Stellung einzunehmen schien. Wenn sie seine Wahl unterstützt hatten, so war es, weil es keinen andern Ausweg gab. Ueberdem fürchteten die Neger seine kräftige Hand, wohlwissend, daß er ihnen nicht den bisherigen Einfluß gestatten würde. Man dachte daher vor Ablauf der Amtsfrist auf eine Dictatur von José Gregorio. Je näher die Zeit rückte, desto mehr verbreitete sich die Aufregung durch die Stadt, und am 11. Jan. 1855 fürchtete man allgemein einen Versuch jener Parteigänger, dessen Dictatur zu proclamiren. Es hätte sich darum gehandelt, die Constitution auch principiell, nicht mehr blos factisch aufzuheben. So viel vermag der Schein einer Rechtsform, daß man nach derlei Erfahrungen auch ihn festzuhalten sich ängstigte. Indeß man fürchtete umsonst. Am 20. Jan. übergab der Präsident sein Amt dem Vicepräsidenten, zugleich traten die Kammern zusammen, die Urne wurde eröffnet, und José Tadeo, einstimmig erwählt, wurde als Präsident ausgerufen. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Tadeo war abwesend; er hatte noch nicht seine Besitzung in Barcelona verlassen, und 14 Tage konnten bis zu seiner Ankunft vergehen. In dieser Art von Interregnum machten der Exminister Planas und seine Satelliten einen letzten Versuch, durch Bearbeitung des Congresses, den sie aus ihren Creaturen zusammengesetzt hatten, sich vor dem definitiven Antritt Tadeos ihre Stellung zu sichern und sich zu Staatsräthen erwählen zu lassen. Der lebhafte Widerspruch aber, den sie fanden — ihre Macht hatte ja der Congreß nicht mehr zu fürchten — die heftigen Reden und Gegenreden während voller 8 Tage, die Aufregung der Stadt und die Leidenschaft des Volks, die sich daran entzündete, brachte von neuem Caracas in eine sehr kritische Lage — als plötzlich am 29. Jan., und ohne angekündigt zu sein, der General José Tadeo Monagas eintraf, den Eid leistete und von der höchsten Gewalt Besitz nahm.

Bei dieser Sachlage wurde dieser vielen verhaßte Mann allgemein als Bürge des Friedens und der Ruhe begrüßt. Ja die veränderte Stimmung unterließ nicht, die besten Hoffnungen auf seine Verwaltung zu gründen. Man war auf einmal über die Vorzüge einig, die er vor seinem Bruder habe. Er war ja etwas civilisirter, einsichtiger, kräftiger und damit unabhängiger von seiner Umgebung, überdem durchaus nicht Freund der Neger. So fand er plötzlich Freunde in Männern, die er als Widersacher kannte, und die nächsten Tage verliefen so festlich, so reich an servilen Ovationen, an Demonstrationen der Ergebenheit und Freude, daß für den Unkundigen eine neue Aera anzubrechen schien.

Indeß der Hintergrund, der diesen Schlaglichtern als Folie diente, war

düster genug. Der achtzigjährige Bischof von Tricala faßte bei der officiellen Begrüßung die Lage des Landes in folgende Worte zusammen: „Es scheint, alle physischen, moralischen und politischen Plagen haben sich vereinigt, um diese unglückliche Republik zu unterdrücken. Theurung der Lebensmittel, beklagenswerthes Stocken des Ackerbaus aus Gründen, die Sie kennen, Ungemach der Familien, drohende Reclamation einiger fremden Mächte, Krankheiten und Erdbeben, eisiges Stillschweigen der Presse, dieser gesetzlichen Sprache der Völker, um ihrem Kummer Worte zu geben, ein erschöpfter Staatsschatz, der für die einfachsten Forderungen des öffentlichen Dienstes nicht hinreicht, eine unermeßliche Schuld, die auf 10 Generationen lasten wird, die Agiotage getrieben bis zum Scandal, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten, Drohungen von Mord ausgestoßen gegen gewisse Classen der Gesellschaft, Raub und Todtschlag begangen durch unbekannte Hände, Bürger und Militärs im Exil, unversöhnliche Parteien, Bürgerkrieg allenthalben: das, General, ist eine flüchtige Skizze der Plagen, denen abzuhelfen Sie berufen sind . . .“ — Der Präsident verhehlte weder sich noch andern gegenüber die Wahrheit dieser Thatsachen und hörte ruhig die Anklagen gegen die Verwaltung seines Bruders an. In seiner Botschaft an den Congreß am 14. Febr. erkannte er die allgemeine Anarchie an, verwarf factisch viele Acte seines Bruders so wie seine ultrademokratischen Tendenzen und Begünstigung der Neger, und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Vor allem that dem Lande Ruhe, Ruhe um jeden Preis noth, und offenbar betrachtete er sich als den Mann, sie zu erhalten. Minister und Staatsrath wurden gewechselt, Versöhnung alles Hasses verheißen.

So schön diese pomphaften Zusagen klangen, so verblich doch bald genug wieder das Grün der Hoffnung, als man sah, daß das nothwendigste Mittel der Versöhnung, eine Amnestie, aufs unbestimmte hinausgeschoben wurde. Es zeigte sich nur zu klar: die Sachen blieben im Wesen wie sie waren, und bald brach dazu die Cholera über Stadt und Land herein, um den Becher des Leidens bis auf den Grund erproben zu lassen. Aus Mangel an Arbeitskräften verdarb theilweise die Ernte; enorme Theurung des Fleisches und Gemüses machte Aufhebung des Einfuhrzolles für gewisse Artikel nothwendig, Handel und Wandel stockte, und mitten im Reichthume einer tropischen Natur liefen die ärmern Classen Gefahr, Hunger zu leiden.

Monagas war so klug, möglichst den Schein zu wahren, um desto sicherer sein Ziel zu erreichen. Dieses war kein andres als ununschränkt zu regieren und seine Amtsfrist zu verlängern. Im Grunde schielte er stets nach der Dictatur, übte sie factisch aus, hatte aber nicht den Muth, die Verantwortlichkeit dafür mit sammt ihren Titeln und Vorrechten offen zu übernehmen. Daher

mußte alles auf scheinbar legalem Wege geschehen, und der Congreß war das gehorsame Organ dazu. Durch allerlei Kniffe erlangte er eine ihm günstige Reform der Constitution, die alle Macht in seiner Hand centralisirte und ihm vorläufig sein Amt auf 6 Jahr verlängerte. Dem dienstbaren Congreß brachte aus Dank der Finanzminister Gutierrez folgenden Toast, der höchst naiv die allgemeine Lage in Einem Punkte zusammenfassend spiegelt: „den gesetzgebenden Kammern, die nichts gethan zu haben scheinen, weil sie weder Gesetze über Finanzen, noch über Verwaltung, noch über Zollämter votirt, die aber in Wirklichkeit alles gethan, indem sie der Regierung die nöthigen Vollmachten ertheilt haben, um 2c.: dem Congreß, der nichts thuend, alles gethan hat, ein Hoch!!“ Neben einzelnen ganz äußerlichen Fortschritten, wie öffentlichen Bauten, Wegeverbesserung, elektrischen Telegraphen, Eisenbahn, wobei überdem die Fremden das meiste Verdienst haben, stehen Thatsachen wie folgende: Ein Mann aus Barquisimeto forderte 10,000 Thlr. Entschädigungsgelder für in der Revolution erlittene Schäden von der Regierung. Als wiederholte Reclamationen nichts fruchteten, wendet er sich persönlich an Gutierrez. „Sie müssen das gescheuter anfangen,“ entgegnet ihm dieser vertraulich. „Lassen Sie uns ein Geschäft machen. Fordern Sie 200,000 Thlr. davon bekommen Sie 30,000 Thlr. und der Rest gehört mir.“ Von den sehr beträchtlichen Einnahmen der Zollämter von Puerto-Cabello und La Guaira flossen notorisch 75 Proc. direct in den Beutel des Präsidenten, dessen Frau Donna Luisa und Schwiegersöhne. Der Rest war theils Beute der Beamten, theils verpfändet an mercantile Häuser. Die in den letzten 11 Jahren vergeudeten und entwendeten Summen schätzt man auf 26 Millionen Thaler. Dabei flehten Witwen und Invaliden um ihre Pension, Nachtwächter und Polizisten um ihren geringen Sold; die Straßen wurden unfahrbar, Sümpfe und Unrath behelligten den Fußgänger, eine Gesundheit bedrohende Atmosphäre lagerte über der Stadt. Die höhern Beamten erhielten als Bezahlung Anweisung auf die leeren Kassen. Gegen Verlust von 30—40 Proc. zahlten ihnen dann die Agenten des Vicepräsidenten und Ministers, beides Schwiegersöhne von Monagas, baares Geld aus, und der volle Betrag ging natürlich in die Tasche der letzteren. Die Posten der auswärtigen Schuld ließen sich seit Jahren gar nicht mehr ermitteln. Und zur Charakteristik der Gerechtigkeitspflege diene, daß in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt ungestraft Mordthaten verübt, die Wege unsicher wurden, daß nur die gemeinsten Subjecte sich zu Advocaten hergaben, um verlassenen Witwen ihr Eigenthum und Waisen ihr Erbtheil zu entreißen.

Diese Thatsachen reden von selbst. Noch einmal hat sich das Land aus der Tiefe seines Elends aufgerafft, diese Administration zu stürzen. Das Glück, seit lange abgewendet von den Schicksalen der Venezolaner, hat ihnen dieses

Mal gelächelt. Der Trauerflor ist gefallen. Wie eine Traumwelt gaukelte der plötzliche Umschwung vor den so leicht beweglichen Gemüthern. Möchten sie endlich das Eine, was ihnen Noth thut, erkennen und alle eitlen Prätentionen abthun! Trüge das bisherige Unglück auch nur diese Frucht, daß die gebildeten Kreolen zu ernster männlicher Lebensführung sich entschlössen und praktische Ziele verfolgten, so würde es nicht schwer sein, dauernde Zustände zu begründen. Die Probleme sind dort sehr einfach, das Volk sehr lenksam, und die Hilfsquellen des Landes unermeßlich. Aber nach unsern Erfahrungen bedauern wir, auch jetzt für die Zukunft desselben fürchten zu müssen. —

Aus Konstantinopel. 9. Juni. — Einen interessanten Anblick bieten die eben jetzt ihrem Schluß entgegengehenden Vermählungsfestlichkeiten dar, wie sehr auch im Uebrigen der Einwand gerechtfertigt erscheint, daß dieselben in Hinsicht auf Pracht und Glanz außer Verhältniß zu dem stehen, was sie kosten. Diese letztere Summe wird auf 60 Millionen Piaster angegeben, und nach den Erfahrungen, welche das vorjährige Beschneidungsfest geboten, dürfte sie noch überschritten werden. In einem Staate wie der türkische ist, dessen Finanzen nicht prosperiren, ist das eine sehr bedeutende Ausgabe, und es wäre beklagenswerth, wenn sie in der späteren Zeit sich öfters wiederholen sollte. Indeß hat das Fest, abgesehen von der erschreckenden Höhe der Kosten, auch seine anziehenden Seiten. Es ist eine Volksfeier im wahren und gemüthlichsten Sinne des Wortes, eine Gelegenheit der Verbrüderung zwischen hoch und niedrig, und wobei Speise und Trank in ungeheuern Massen an die hier oft darbende, und namentlich im letzten harten Winter vielfachen Entbehrungen unterworfen gewesene ärmere Bevölkerung ausgetheilt wird — allerdings auf Staatskosten, aber doch in einer Weise der Gleichheit und nicht spärlich abwägenden, aber parteilosen Gerechtigkeit, der man Anerkennung nicht versagen kann. Das Fest begann am letztvergangenen Donnerstag vor acht Tagen, und wurde durch Kanonensalven von den verschiedenen Hafenbatterien und den Kriegsschiffen begrüßt, die sich seitdem täglich dreimal wiederholten. Der Sultan kam am ersten Tage erst Abends nach seinem Zelte. Früher trafen seine Söhne und die zu vermählenden Töchter nebst den ersten Kadinen (Gemahlinnen des Padischah) ein. Diese Aufzüge waren sehr glänzend, und besonders zeichneten sich die Wagen durch eine außergewöhnliche Pracht aus, von der alles, was das vorjährige Beschneidungsfest in dieser Hinsicht vorgeführt hatte, überboten wurde. Denken Sie sich Carossen, die, im recht eigentlichen Sinne des Wortes, mit Gold und Silber überdeckt sind. Auf einem dieser Prachtwagen, der von fünf mit brocatenen Stoffen überdeckten Pferden ge-

zogen wurde, befand sich ein silberner Adler. Die Kutsche wurde in Paris bestellt, und kostete eine enorme Summe. Auf einer anderen Carosse war eine goldene Krone von getriebener Arbeit angebracht, und die mit Edelsteinen besetzt zu sein schien. Es war dies der Wagen der Fatime Sultane, der prachtliebenden Gemahlin von Ali Galib Pascha. Seinen Höhenpunkt erreichte das Fest allabendlich in der wahrhaft zauberischen Beleuchtung der Zelte, und es muß eingestanden werden, daß in dieser Hinsicht wahrhaft Großartiges und künstlerisch Schönes bei dieser Gelegenheit erreicht wurde. Denken Sie sich eine Reihe von jenen gemüthlichen türkischen Zelten, die in ihrer ausgezeichnet comfortablen Einrichtung beinahe den Wunsch entstehen lassen, sie mit den festen und dauernden Wohnhäusern zu vertauschen. Sie sind nach vorn hin geöffnet, und bieten sich mit ihren kostbaren Teppichen und Meublen, Kronleuchtern und Ampeln, Gardinen und Vorhängen, frei dem Blick der Vorübergehenden dar. Das purpurfarbene Zelt in der Mitte ist das des Großherrn. Ungeheure silberne Candelaber, die ein Heer von Kerzen tragen, gießen eine Lichtflut über das Innere aus. Die Mitte des Zeltes nimmt ein fränkisches Sofa ein, welches mit brocatenem Stoffe überzogen ist.

Hier sitzt der Sultan, halb nachlässig in eine der Ecken gelehnt, den einen Fuß von dem patentledernen Schuh entblößt und untergeschlagen. Er unterhält sich mit leiser, im Getreibe der Menschenmenge für den Außenstehenden unvernehmbarer Stimme mit zwei zur Seite getretenen Würdenträgern. Vor der besagten Zeltreihe sind aus Stangen und Pfählen hölzerne Candelaber formirt, an denen unzählige, in bunten Farben schimmernde Laternen von den verschiedensten Formen, die theils helles, theils mattes Licht aussenden, aufgehangen sind. Der Eindruck, den diese Beleuchtung macht, ist über alle Maßen schön; auch Leute, die an derartigen Schauspielen in den großen Residenzen Europas, in Paris und St. Petersburg ihre Augen geweidet haben, hörte ich ihre aufrichtige Bewunderung aussprechen. Der Effect überbietet bei weitem den nicht eben sehr complicirten Apparat, und ruft die Phantasiebilder aus tausend und eine Nacht in unser Gedächtniß zurück. Außer den hohen Würdenträgern haben auch die Diplomaten, die hohe Finanz und der höhere Handel u. s. w. Zelte in der Hauptreihe angewiesen erhalten, und dieselben waren an jedem Abend ziemlich zahlreich besucht. Man dinirt und soupirt in diesen Zelten; die Scherbet- und Eisschalen kreisen, und die Conversation ist ziemlich lebhaft. Auch Geschäfte scheinen unter dem leinenen Dache abgemacht zu werden. Zwischen den türkischen Ministern und den versammelten Diplomaten fand ein steter Zwischenverkehr statt, der nicht allein socialer Natur sein mochte, sondern wol zu den affaires in einiger Beziehung stand. Der Sultan selbst machte, von seinem eignen Zelte aus, nach rechts und links hin Besuche in den benachbarten. Während des ganzen Festes bemerkte man nicht eine Wolke der Sorge auf seiner Stirn. Er schien sich seine Heiterkeit ausschließlich für die Zeit des Zeltlebens reservirt zu haben. Ilhami Pascha der sich als ägyptischer Prinz vor den türkischen Großen auszuzeichnen sucht, hat einen besonders guten Geschmack bei Ausschmückung seines Zeltes und der dem seinigen am nächsten gelegenen bekundet, indem er rings um sie her ein dichtes Bosquet von Orangeriebäumen anlegen ließ. Vor der erwähnten Zeltreihe zieht sich ein ziemlich breiter Weg hin, der in diesem Jahre dem Publicum mit

mehr Liberalität geöffnet ist, wie bei den vorjährigen Feierlichkeiten. Leider ist das Gedränge daselbst außerordentlich groß, und gestattet den dort Promenirenden nur in einzelnen Momenten einer freie Umsicht. Europäische Damen hörte ich darüber klagen, daß sie von den türkischen Frauen in dem Gewühl in sehr schmerzlicher Weise gekniffen würden. Dieses Kneifen des weiblichen Theils der fränkischen Bevölkerung durch die muselmannische ist stark an der Tagesordnung, und ist an die Stelle der Beschimpfungen getreten, die man sich früher erlaubte; indeß ist es nicht der Ausdruck besonderer Bosheit, und will, nach einer Erklärung, die man mir darüber gab, nur als ein Erinnerungszeichen aufgefaßt sein, daß es neben der abendländischen Bevölkerung auch noch eine morgenländische hier gibt.

Literatur.

An G. H. Lewes. Eine Epistel von Heinrich Siegfried. Berlin, G. Reimer. — Wir wollen von der ungeschickten Art und Weise, mit welcher der Verfasser polemisirt, ganz absehen, und uns nur an den Gegenstand halten. Es handelt sich darum, ob Bettinens Briefe als eine historische Urkunde zu betrachten sind, oder nur als ein Roman, d. h. als ein geistvolles Bild, in dem sich Wahrheit und Dichtung auf eine wunderliche Weise vermischen. Zunächst irrt Hr. Siegfried, wenn er glaubt, die letztere Meinung werde nur von Riemer und Lewes gehegt: sie ist im Gegentheil die Ansicht der unendlichen Mehrheit derjenigen, die sich ernstlich mit Goethes Leben beschäftigt haben. Um nur ein Beispiel anzuführen: der verstorbene Meusebach, vielleicht der feinste Kenner der dahin einschlagenden Verhältnisse, hat sie gleich nach dem Erscheinen der Briefe so unumwunden, als es sich mit seiner humoristischen Weise vertrug, ausgesprochen. Es führt auch nicht zum Zweck, Riemer den „Bedienten Goethes“ zu nennen; er war freilich nur Goethes Secretär, aber als solcher verdient er in denjenigen Fällen, die in sein Ressort gehören, die Aufmerksamkeit des Publicums, und seine Aussagen über die berufenen Sonette sind zu positiv, um nicht volle Glaubwürdigkeit zu erwerben, namentlich da er nicht das geringste Interesse hatte, die Frau Professorin Walch auf Kosten der Frau v. Arnim zu protegiren. — Daß Bettina eine geistvolle, hochpoetische Frau ist, weiß jeder, der Augen hat zu sehen; das nachzuweisen, hätte sich Hr. Siegfried ersparen können. Aber daß sich ihr, wie ihrem Bruder, wie ihrem Mann, bei der großen Kraft ihrer Phantasie zuweilen Traum und Wirklichkeit durcheinander wirrt — das erzählt sie ja selbst. Die Frage ist nun, ob sie in den Briefen dieser Neigung nachgegeben, d. h. ob sie sie nachträglich umgearbeitet hat. — Es ist höchst

unzart, einer Dame zuzumuthen, daß sie sich vor der öffentlichen Meinung rechtfertige; aber der Biograph Goethes hat doch wol nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, die Glaubwürdigkeit seiner Quellen zu untersuchen, gleich viel ob diese Quelle von einem Herrn oder einer Dame ausgeht. Wir begreifen, daß Goethes Briefe der Freundin zu heilig sind, um sie profanen Augen zu zeigen, aber — wie soll denn die Sache entschieden werden? In seiner eignen Sache kann niemand Richter sein; warum ist nicht z. B. den Gebrüdern Grimm, ehemals den innigsten Freunden Bettinens und Arnims, Gelegenheit gegeben, öffentlich zu erklären: „Wir haben die Briefe gelesen, und sie sind so abgedruckt, wie sie 1807—1811 geschrieben waren;“ es zu erklären, gleich als der Streit sich erhob! Damit wäre er mit einmal beendigt. — Und warum kann es nicht noch heute geschehn? —

Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs, von der Gräfin Dora d'Istria. Verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe. 3. Bd. Zürich, Meyer und Zeller. — Die Gräfin Dora d'Istria oder Prinzessin Ghika, eine Tochter Rumäniens, nach dem beigelegten Porträt eine schöne Frau; von einem heldenmüthigen Unternehmungsgeist, wie ihre Besteigung eines der gefährlichsten schweizer Hochgebirge bezeugt, und voll Geist, wie man aus jeder Seite dieses Buchs wahrnehmen kann, erzählt nicht blos ihre Reiseeindrücke, mit den daran sich knüpfenden politisch-socialen Reflexionen, sondern sie gibt uns eine Art Culturgeschichte der Schweiz, der zwar die rechte Folge fehlt, in der sich aber doch sehr interessante Betrachtungen finden; ja sie gibt noch vieles Andere, und in der That wäre schwer zu sagen, worüber sie nicht ihre Ansicht gibt. Wäre diese wuchernde Fülle der Gedanken und Bilder einigermaßen beschnitten, so würde das Buch einen einheitlichen Eindruck machen, das indessen schon in seiner gegenwärtigen Form sich viel Freunde erworben hat und noch mehr finden wird. Die Begeisterung für die Sache ihres Vaterlandes wird auch derjenige ehren, der ihre Hoffnungen nicht theilt. Die Belesenheit der Prinzessin ist bedeutend, und sie hat mit Verstand gelesen; ihre Darstellungsgabe zeigt sich hauptsächlich in der Geschichte ihres dreisten Unternehmens auf den Mönch, das überhaupt auf die meisten Leser wol die größte Anziehungskraft ausüben wird.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1858.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

